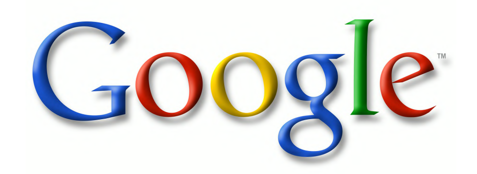
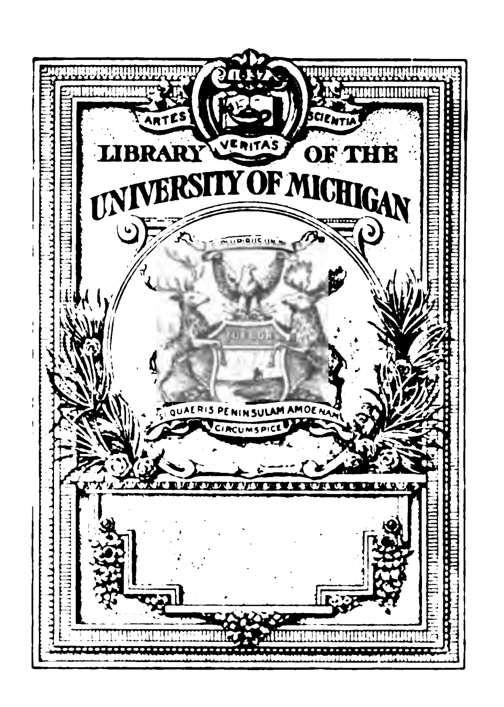

Google




ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Sechsundsechzigster Band.

Juli bis December 1890.

Berlin, 1890.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Wundt's System der Philosophie.

Von

Eduard von Hartmann.

I.

1. Der allgemeine philosophische Standpunkt.

Auf seine drei ersten Hauptwerke (die physiologische Psychologie, Logik und Ethik) hat Wilhelm Wundt als viertes ein „System der Philosophie" (Leipzig, Verlag von W. Engelmann 1889) folgen lassen. Sieht man von der Einleitung und dem kurzen Schlußkapitel über „Geschichte, Sittlichkeit, Religion und ästhetische Anschauung" ab, so enthält das Werk in den beiden ersten Abschnitten Logik und Erkenntnißtheorie, im dritten und vierten Metaphysik, im fünften und sechsten Naturphilosophie und Psychologie, wobei übrigens durchgehends der systematische metaphysische Standpunkt maßgebend bleibt. Dieser Standpunkt tritt hier in dieser zusammenhängenden Durchführung zum ersten Mal klar und unzweideutig hervor, obwohl im Einzelnen das Meiste aus seinen genannten drei früheren Werken so wie aus den ersten vier seiner „Essays" bereits bekannt ist. Ich glaube, daß das Buch die wichtigste Erscheinung des philosophischen Büchermarktes seit der zweiten Bearbeitung der Lotze'schen Metaphysik (1879) bildet, und daß es deshalb eine eingehendere kritische Prüfung als viele andere zeitgenössische Veröffentlichungen verdient, auch wenn das Ergebniß der Kritik überwiegend negativ ausfallen sollte.

Ohne Zweifel besaß Lotze eine größere spekulative Befähigung, als sie Wundt eigen ist; dafür besitzt aber Wundt Vorzüge, die ihn für die Bedürfnisse unserer Zeit über Lotze stellen. Zunächst ist die Wundt'sche Schreibweise frei von der Lotze'schen Geziertheit, Gewundenheit und Schönrednerei; sie ist nüchtern und sachlich, freilich auch ohne jede stilistische Eigenart. Während Lotze in der Physiologie und Pathologie auf dem Standpunkt der 40er Jahre stehen geblieben war und von

Physik wenig, von Mathematik gar nichts verstand, hat man bei Wundt auf allen diesen Gebieten das wohlthuende Gefühl, daß er das wissenschaftliche Material mit vollkommener Sicherheit beherrscht und philosophisch nutzbar zu machen bemüht ist. Während Lotze letzten Ende nur deshalb philosophirt, um seine Gemüthspostulate Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als wissenschaftlich möglich aufrecht zu erhalten, ist es ein rein wissenschaftliches Interesse, das Wundt's Feder führt, und von den dogmatischen Vorurtheilen Lotze's ist er frei. Die Versöhnung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, welche Lotze nur unter Mißachtung der berechtigten Ansprüche der ersteren anstrebte, sucht Wundt zu gewinnen, indem er ihnen vollständig gerecht wird, wobei dann freilich auf der andern Seite berechtigte Ansprüche der Philosophie zu kurz kommen. Während Lotze's Werke bereits merklich veraltet sind, steht Wundt mitten in der heutigen Zeit und ist ganz der geeignete Mann dazu, um naturwissenschaftlich gebildete Verächter der Philosophie, die ihm als Naturforscher Vertrauen schenken, von der landläufigen Verachtung der Philosophie zu heilen und bis zu einem gewissen Grade in die metaphysische Spekulation einzuführen. Daß er dies nur bis zu einem gewissen Grade vermag und schließlich überall in Halbheiten stecken bleibt, mindert zwar seine Bedeutung als Philosoph, macht ihn aber nur um so geeigneter für seine kulturgeschichtliche Mission. Denn schon jetzt wird er den meisten naturwissenschaftlich Denkenden zu metaphysisch scheinen, und wäre er es in noch höherem Grade, so würden nur wenige ihm das zu Anfang geschenkte Vertrauen bis zu Ende bewahren.

Darin wenigstens stimmt Wundt mit Lotze überein, daß er die Ueberwindung der materialistischen und mechanistischen Weltanschauung durch die Metaphysik und nicht blos wie Albert Lange durch die Erkenntnißtheorie herbeiführen will. Dies ist um so beachtenswerther, als er in der Erkenntnißtheorie weit entschiedener als Lotze die bloße Subjectivität der Anschauungsformen behauptet und sich dadurch dem Lange'schen Neukantianismus annähert. Aber durch die naiv-realistischen Elemente seiner Erkenntnißtheorie, in welchen er eine Verwandtschaft mit Fries, Grapengießer, A. E. Biedermann und Rehmke zeigt, und noch mehr durch die transcendental-realistischen Bestandtheile derselben, in denen er mit Volkelt, A. Dorner und mit mir zusammentrifft, hat er sich die Möglichkeit einer Metaphysik gerettet, welche dem idealistischen Neukantianismus verloren gegangen ist.

Die realistische Metaphysik des Empirismus, wie sie in Ueberweg, Czolbe, v. Kirchmann und Dühring ihre jüngsten Vertreter gefunden

hat, ist in gewisser Weise wohl der Ausgangspunkt des Wundt'schen Philosophirens gewesen, aber er hat ihn durch Vertiefung in die Geschichte der Philosophie in der Hauptsache überwunden, und in dem neuesten Werk legt nur noch sein mißverständlicher Kampf gegen die Apriorität der Anschauungs- und Denkformen von dieser Herkunft Zeugniß ab. Dem Darwinismus steht er mit kritischer Besonnenheit gegenüber und zeigt wenigstens in kurzen Andeutungen, daß er den richtigen Gesichtspunkt zur Scheidung der wahren und unwahren Bestandtheile in dieser mächtigen Geistesströmung einnimmt. Hierin erweist er sich Herbert Spencer überlegen, der ganz in darwinistischen Ansichten befangen ist; dagegen trifft er schließlich mit dem unbestimmbaren Unbekannten Spencer's zusammen, wo er den letzten einheitlichen Grund als Abschluß seiner individualistischen Metaphysik sucht, und verfällt damit dem Agnosticismus, den er bei dem unbestimmbaren und unerkennbaren Ding an sich so scharf getadelt hat.

Diese Andeutungen zeigen bereits, wie viele Fäden des heutigen philosophischen Gewebes in Wundt zusammenlaufen; es dürfte aber zur vorläufigen Orientirung dienlich sein, auch den Quellen der Vergangenheit nachzuspüren, aus denen Wundt sein Denken vorzugsweise hat befruchten lassen.

Spinoza hat ihm den Grundgedanken der Identitätsphilosophie geliefert; die nähere Fassung derselben als psychophysischen Parallelismus hat er dagegen aus der Formulirung geschöpft, die Fechner dem Problem gegeben hat. Von Kant hat er die bloße Subjektivität der Anschauungsformen, den Unterschied von Verstand und Vernunft, Verstandes-Begriffen und transcendentalen Vernunft-Ideen entlehnt. Leibniz und Herbart sind sein Vorbild als Pluralisten und Individualisten; von Leibniz hat er außerdem die Wahrheit der begrifflichen Erkenntniß übernommen, und mit Herbart beschäftigt er sich mehr, als die dabei gepflückten Früchte rechtfertigen können. Im Gegensatz zu Spinoza, Leibniz und Herbart steht er nur insofern, als diese an die Realität der Substanz glauben, sei es einer absoluten Substanz, sei es vieler monadischer Substanzen; dem gegenüber ist Wundt entschiedener Herakliteer und sieht im ewigen Fluß des Geschehens das letzte erreichbare Princip. Für Hegel besitzt er wohl eine gewisse Achtung, aber kein entsprechendes Verständniß; für Schopenhauer scheint ihm beides gleichmäßig zu fehlen. Von einer Bekanntschaft mit Schelling und mit der Hegel'schen Schule zeigen sich keine Spuren; daß die Schopenhauer'sche Schule überwiegend einer pluralistischen und individualistischen Auslegung der Willensmetaphysik ihres Meisters huldigt, ist Wundt

unbekannt. Er befindet sich offenbar in dem Irrthum, der erste pluralistische und individualistische Willensmetaphysiker zu sein, und glaubt durch Ablehnung des Willensmonismus die ganze Schopenhauer'sche Willensmetaphysik als „geistreichen Einfall" abthun zu können (395).

Diese Beiseiteschiebung Schopenhauers ist um so auffälliger, als seine ganze Metaphysik reine Willensmetaphysik im Schopenhauer'schen Sinne ist; denn auch bei Schopenhauer ist alles aktuelle Wollen individuell, und einen substantiellen Willen hinter dem Wollen, bei dem erst die Frage der Einheit auftauchen kann, läßt ja Wundt gar nicht gelten. Schopenhauersch ist nicht nur die Erhebung des Willens zum Weltprincip, oder „Ansich" der Welt, schopenhauersch ist auch der Primat des Willens im Selbstbewußtsein (vgl. Wundt S. 566, 572, 579), die Zurückschiebung der Vorstellung in eine zweite Stelle, die sie nur als Produkt des Willens einnimmt, endlich die Leugnung der Substanz im Geiste und ihre relative Anerkennung in der Materie. Die wesentlichste Abweichung Wundt's von Schopenhauer besteht darin, daß er den einheitlichen Grund der aus individualisirten Willensakten bestehenden Welt nicht in einem einheitlichen universellen Urwillen, sondern in dem Spencer'schen „Unbekannten" sucht; aber gerade diese Abweichung läßt die Konsequenz des Denkens vermissen. Eine zweite Abweichung liegt darin, daß er die Idee als metaphysische Objektivation des Willens und als Vorstufe seiner Individuation beseitigt, wie es alle individualistischen Schopenhauerianer gethan haben. Während aber diese in irgend welcher Weise Raum, Zeit und Bewegung als Formen des realen Geschehens und Daseins gelten lassen, hält Wundt gleich Schopenhauer an der bloßen Subjektivität dieser Formen fest.

In der Naturphilosophie huldigt Wundt der Ansicht, daß die Welt ein Stufenbau von Individualitäten verschiedener Ordnung sei, einer Lehre, die in wissenschaftlicher Fassung wohl zuerst von Haeckel in seiner „generellen Morphologie" durchgeführt worden ist. Wundt stimmt auch darin mit Haeckel überein, daß er die Individuen höherer Ordnung als bloße Summationsphänomene aus Individuen niederer Ordnung ohne jedes anderweitige Plus auffaßt, also letzten Endes die Individuen aller Ordnungen als bloße Summationsphänomene aus den Individuen niedrigster Ordnung d. h. aus den Uratomen betrachtet. Dies ist natürlich bei Wundt kein Materialismus, da er ja die Uratome bereits als Willenseinheiten bestimmt; aber indem er die letzten begrifflich erreichbaren Einheiten der Materie gleichzeitig als Ausgangspunkte der geistigen Entwickelung denkt (561) und jeden anderswoher hinzukommenden Einschuß von Geist ablehnt, bleibt er doch im reinen Naturalismus

stecken, und zwar in derjenigen Form des Naturalismus, welcher, weil er die letzten Elemente der Materie bereits für lebendig und beseelt hält, von jeher „Hylozoismus" genannt worden ist*).

Es ist die „bewußte Materie", d. h. eine Summe von empfindungsfähigen dynamischen Elementen der Materie, welche er zum Weltprincip erhebt, während er den „unbewußten Geist" verwirft. Damit stellt sich Wundt in dieser Hinsicht genau auf den Standpunkt, den ich i. J. 1872 in meiner anonymen Schrift „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie" (insbesondere Cap. IV—V und X—XII) näher ausgeführt und in der zweiten Auflage vom Jahre 1877 widerlegt habe**). Wenn meine Annahme***) richtig ist, daß die philosophische Diskussion in nächster Zeit sich nicht mehr um die veraltete Alternative „unbewußte Materie oder bewußter Geist", sondern um den neuen Gegensatz „bewußte Materie oder unbewußter Geist" drehen werde, so darf Wundt als der erste gelten, der das hylozoistische Princip der „bewußten Materie" in einem geschlossenen philosophischen System durchzuführen versucht hat, während ich mich in der angeführten anonymen Schrift auf die organische Naturphilosophie und einige Grundlagen der Psychologie beschränkt hatte.

Leider hat Wundt kein Bewußtsein davon, welches der natürliche und logische Gegensatz ist, gegen welchen er seinen Standpunkt vorzugs-

*) Wundt selbst versteht in seinem „System der Phil." unter „Hylozoismus" etwas ganz anderes, was noch von Niemand so bezeichnet worden ist, und auch nicht mit etymologischem Recht so genannt werden kann, nämlich die unter Andern von Giordano Bruno und von Fechner aufgestellte phantastische Lehre von einem Stufenreich planetarischer Geister, welches in einer bewußten Weltseele seinen Abschluß findet (496). In seiner „Logik" hingegen versteht er unter Hylozoismus die Ansicht, daß die Materie als solche belebt und beseelt sei, jedoch mit der Einschränkung, daß sie im Hylozoismus nicht atomistisch, sondern im Sinne eines unbegrenzt ausgedehnten und ins Unendliche theilbaren Stoffes gedacht werde (I. 488). Diese Begriffsbestimmung kommt dem üblichen Wortsinn schon näher, deckt ihn aber gleichfalls nicht. Denn der Hylozoismus gilt für jede Auffassungsweise der Materie und tritt auch dann in Kraft wenn die Elemente der Materie monadisch gedacht werden, vorausgesetzt, daß keine anderen Monaden höherer Art außer den Elementen der Materie angenommen werden; er tritt endlich auch dann in Kraft, wenn die Elemente der Materie als bloße individualisirte Thätigkeiten ohne substantiellen Hintergrund gedacht werden, vorausgesetzt, daß keine Thätigkeiten höherer Art angenommen werden, welche nicht aus diesen elementaren Thätigkeiten zusammengesetzt werden. Gerade dies aber ist der Fall bei Wundt, und deshalb ist sein Standpunkt mit Recht hylozoistisch zu nennen unbeschadet seiner Bekämpfung der Fechner'schen Planetengeister, des beseelten Stoffes und der substantiellen Atommonaden.

**) Die dritte Auflage dieser Schrift ist enthalten im dritten Theil der 10. Aufl. der Philos. des Unbewußten.

***) Phil. d. Unbewußten, 10. Auflage Theil III, Vorwort; vgl. auch „Kritische Wanderungen durch die Phil. der Gegenwart" S. 9 und „Lotzes Philosophie" S. 159—160.

weise zu begründen und zu vertheidigen hat; vielmehr erscheint ihm das Princip des „unbewußten Geistes" keiner näheren Beachtung und Widerlegung werth, weil er es für widerspruchsvoll in sich hält (551). Dies ist nur daraus zu erklären, daß er die Träger der philosophischen Entwickelung, als deren geschichtliches Ergebniß das Princip des „unbewußten Geistes" sich herauskrystallisirt hat, gar nicht oder nur höchst oberflächlich kennt, nämlich Schellings Identitätsphilosophie, Hegel, Schopenhauer, Schellings positive Philosophie, die Hegel'sche und Schopenhauer'sche Schule und die von mir versuchte Zusammenfassung dieser Bewegung. Die Beurtheilung des von ihm Geleisteten wird dadurch freilich erschwert, aber es darf um so interessanter erscheinen, dem von ihm selbstständig Erarbeiteten prüfend nachzugehen.

Ich verzichte in dem Nachfolgenden darauf, den ganzen Inhalt des Werkes zu wiederholen und beschränke mich auf die Erörterungen einzelner wichtiger Fragen, deren Beantwortung für Wundt charakteristisch ist. Die Ethik Wundts habe ich bereits an anderem Orte ausführlich besprochen („Kritische Wanderungen durch die Phil. d. Gegenwart" Nr. IV), und brauche ich deshalb hier nicht mehr auf dieselbe zurückzukommen.

2. Die Erkenntnißtheorie.

Wundt verwirft den Empirismus oder naiven sensualistischen Realismus, weil derselbe das, was bloß subjektiver Schein der Anschauung ist, für reale Objekte (Dinge an sich) nimmt. Er verwirft den reinen Subjektivismus oder rationalistischen Apriorismus, weil derselbe die realen Objekte (Dinge an sich) zu bloßen Denkhandlungen des Subjektes verflüchtigt und die reinen Vernunftbegriffe als fertig vorhandene statt als Abstraktionsprodukte betrachtet. Er verwirft den „Transcendentalismus", weil er beide Fehler in sich vereinigt und die imaginäre Wechselwirkung eines reinen Stoffes und einer reinen Form annimmt (96—97, 220, 269—270). Er verwirft insbesondere den Begriff des „Dinges an sich", wie der transcendentale Idealismus ihn lehrt, als ein von unserem Denken völlig disparates und heterogenes und darum unerkennbares Etwas, weil es ebenso widerspruchsvoll sei, unsere Vorstellungen auf ein unseren Denkgesetzen und Verstandesbegriffen Entrücktes zu beziehen, wie in ihm die Ursache unserer Vorstellungen zu suchen (95, 183, 185), oder das Beziehungslose und Heterogene in die Beziehung des Urbildes zum Abbild hineinzuzwängen (141). Im Vergleich zu diesem „Transcendentalismus" giebt er noch dem reinen Subjektivismus den Vorzug, obwohl in ihm von den beiden Grund-

irrthümern der eine bestehen bleibt (95). Es ist aber wohl zu beachten, daß er den Begriff des Dinges an sich nur darum als einen monströsen verwirft, weil und insofern derselbe als disparat und den Verstandesbegriffen unerreichbar behauptet wird, da doch nur das Gleichartige auf einander wirken oder auf einander bezogen werden könne (95). Er versteht also unter „Transcendentalismus“ nur den konsequenten transcendentalen Idealismus, der das Ding an sich leugnet oder als bloß negativen Grenzbegriff bei Seite schiebt. Daß der Begriff des Dinges an sich ebensowohl dem Denken homogen wie heterogen sein könne, daran hat Wundt nicht gedacht. Was er selbst als erkenntnißtheoretisches Ergebniß bietet, ist im Wesentlichen ein transcendentaler Realismus in Bezug auf die Denkformen, während er in Bezug auf die Anschauungsformen (ähnlich wie Lotze) selber noch in einem inkonsequenten transcendentalen Idealismus befangen bleibt.

Unter „Ding an sich“ versteht man ein real Seiendes, welches meiner Vorstellung von einem Dinge zwar korrespondirt, aber in seiner realen Existenz und relativ beständigen Fortdauer unabhängig davon ist, ob ich meine Vorstellung jeweilig auf dasselbe beziehe oder nicht. Welcher Art dieses „Ding an sich“ sei, ob meinem Denken und Anschauen homogen oder heterogen, das ist eine sekundäre Frage. In dem Begriffe des Dinges an sich liegt zunächst nichts, was den einen oder den anderen Fall ausschließt. Sobald ein Seiendes in einer von unserm Vorstellen unabhängigen Existenz angenommen wird, wird eben das angenommen, was der Ausdruck „Ding an sich“ bezeichnet. Ein solches Seiendes mit „einer von uns unabhängigen Existenz“ nimmt nun auch Wundt an (418), nennt aber das als unabhängig vom erkennenden Subjekt gedachte Reale (153) nicht wie üblich „Ding an sich“ sondern „reales Objekt“ (107). Durch diese Terminologie bereitet er dem Verständniß seiner Darstellung Schwierigkeiten, die er anderenfalls, wenn er bei der herkömmlichen Ausdrucksweise geblieben wäre, vermieden hätte.

Die Vorstellung verhält sich zum (realen) Objekt wie das Bild zu seinem Gegenstande (113). In unserm Bewußtsein besteht eine Vorstellungswelt, sei es als anschauliche, sei es als begrifflich gedachte; außerhalb unseres Bewußtseins besteht eine „thatsächliche Wirklichkeit“ (161). Die Vorstellungen werden von uns auf die realen Objekte „bezogen“ (91, 156, 224), und wir glauben in jedem Stadium unserer Erkenntnißentwickelung an die Realität solcher Objekte und objektiver Beziehungen, welche unserm Vorstellungsinhalt „entsprechen“ (90). Unsre Wahrnehmungen und Anschauungen sind „natürliche Symbole“

der realen Objekte (162), welche dann später im Fortgang der Erkenntniß durch Begriffskonstruktionen als „objektive Symbole" verdrängt und ersetzt werden (156). Diese Symbole, die auf die realen Objekte „hinweisen", sind selbst noch ganz und gar subjektiv (153); dies gilt nicht bloß für die inadäquaten natürlichen Symbole der Anschauungswelt, sondern auch für die adäquaten (und insofern objektiven) Symbole der Begriffskonstruktionen, da ja gerade die Begriffe erst recht nur Produkte der Denkthätigkeit sind (48). Der „naive Realismus" (146), die erste und ursprüngliche Stufe des Erkennens nimmt das unmittelbar gegebene Anschauungsobjekt reflexionslos als Realität hin (91), weil er einen Unterschied zwischen Vorstellung und (realem) Objekt noch nicht kennt (92). Die höchste Stufe der Erkenntniß hingegen weiß, daß selbst die aus Begriffen konstruirte Gedankenwelt im menschlichen Bewußtsein nur ein Symbol, oder Bild (oder Bewußtseinsrepräsentant) jener Welt der thatsächlichen Wirklichkeit ist, deren vollen Inhalt sie wegen der ihr selbst anhaftenden Abstraktheit niemals ganz zu erreichen und zu erschöpfen vermag (161). Die höchste Erkenntnißstufe weiß, daß das reale Objekt verschieden ist von der Vorstellung, obwohl es deren reale Grundlage oder Substrat ist (107, 224), und zwar nicht nur inhaltlich mehr oder weniger verschieden sondern auch numerisch verschieden wie Abbild und Gegenstand, Symbol und Symbolisirtes.

Die vorstellende Thätigkeit wird angeregt durch ein Leiden, das Leiden aber entsteht durch Wirkungen, die die wollende Thätigkeit von anderswoher erfährt (414). Unserer Thätigkeit werden wir uns bewußt an den Widerständen, die sie findet; wir sind also im ersteren Falle (vorstellend) thätig, weil wir leiden, und leiden wiederum nur deshalb weil wir schon vorher in andrer Weise thätig waren (386). Das eigne Leiden beziehen wir nothwendig auf eine Wirkung, d. h. auf eine Thätigkeit des uns gegenüberstehenden realen Objekts (386); dadurch bestimmen wir das reale Objekt als die unmittelbare Ursache unseres Leidens und als die unmittelbare Ursache unserer reaktiven vorstellenden Thätigkeit. Das reale Objekt geht damit aus einem unmittelbar als wirklich gegebenen (wie es im naiven Realismus erschien) in ein bloß mittelbar als wirklich gegebenes über, d. h. in ein solches, das nur infolge seiner Wirkung auf unsere vorstellende Thätigkeit als reales Objekt gedacht werden kann (414). Gerade dieser Uebergang ist es aber, der aus dem naiven Realismus in den transcendentalen, aus der reflexionslosen Indifferenz von realem Objekt und Vorstellung in die numerische und inhaltliche Verschiedenheit beider hinüberführt, und die Brücke, welche die anscheinend unüberbrückbare Kluft beider Welten (156) that-

sächlich überbrückt, ist die Kausalität im erkenntnißtheoretisch transcendenten oder transeunten Sinne des Worts. „Das Objekt muß auf das Subjekt wirken, um von diesem vorgestellt zu werden" (138). Phantasiebilder unterscheiden sich von den auf reale Objekte bezogenen Vorstellungen durch Merkmale, welche jene als eigene (spontane) Erzeugnisse der Vorstellungsthätigkeit, diese als Wirkungen der realen Objekte auf die Vorstellungsthätigkeit (d. h. als Erzeugnisse reaktiver Vorstellungsthätigkeit) kennen lehren (139).

Der Wirkung, die das reale Objekt auf uns ausübt, entspricht das unmittelbare Erzeugniß der reaktiven Vorstellungsthätigkeit, die Empfindung; dem Begriff dagegen entspricht die Form, in der es von uns gedacht werden muß, wenn wir es in seiner von uns unabhängigen Existenz zu bestimmen suchen (418). Die Empfindung und die unmittelbare Wahrnehmung belehrt uns wohl darüber, daß ein reales Objekt da sein müsse, welches auf uns wirkt, aber die sinnlichen Qualitäten, die sie uns liefert, sind nur Zustände unserer selbst, nicht des realen Objekts; um zu ermitteln, wie das reale Objekt beschaffen ist, müssen wir von der Empfindung und Wahrnehmung auf die begriffliche Erkenntniß zurückgehn (144—145). Der Irrthum des naiven Realismus besteht eben darin, daß er die Empfindungen in das reale Objekt (Ding an sich) verlegt; der Standpunkt vollendeter Reflexion nimmt die Empfindungen vollständig in das Subjekt zurück (151), und sucht im realen Objekt nur noch deren mittelbare Ursache. Was dem naiven Realismus zunächst als unmittelbar gegebene äußere Erfahrung erscheint die Wahrnehmung, sinkt so zum bloßen Schein einer äußeren Erfahrung herab, der in Wahrheit nur innere Erfahrung ist; was aber zunächst nur innere Erfahrung ist, die Begriffswelt, wird zum Vermittler einer äußeren (d. h. erkenntnißtheoretisch transcendenten oder transsubjektiven) Erfahrung (154), d. h. zur mittelbaren Erkenntniß der unmittelbar genommen unerfahrbaren „realen Objekte". Daß die realen Objekte unseren richtig gebildeten Begriffskonstruktionen entsprechen, dürfen wir mit Recht annehmen (185); freilich bleibt diese Annahme immer nur Hypothese, auch wenn sie richtige und nicht irrthümliche Hypothese ist (161—162).

Bis hierher ist Wundt vollständig transcendentaler Realist indem er im Gegensatz zu den transcendentalen Idealisten den Denkgesetzen und Denkformen eine transcendentale Realität als Bestimmungen der unabhängig von uns existirenden Grundlage und Ursache unsere Vorstellungen zuschreibt. Dagegen erhält er die transcendentale Idealität der Anschauungsformen aufrecht, bleibt also in Bezug auf diese im

transcendentalen Idealismus stehen, indem er behauptet, daß auch die anschaulichen Formen der räumlich-zeitlichen Ordnung der Empfindungen in das erkennende Subjekt „zurückgenommen" werden müssen (153). Eine Begründuug für die ausschließliche Subjektivität der Räumlichkeit und Zeitlichkeit sucht man bei Wundt vergeblich. Die Apriorität der Denk- und Anschauungsformen verwirft er ausdrücklich, versteht darunter aber nur, daß sie nicht als reine (abstrakte) Begriffe und leere Formen der Anschauung vorhergehen (239), was wohl noch niemand behauptet hat, und daß es unmöglich sei, sie ihrer näheren Bestimmtheit nach a priori zu deduciren (120), was wohl niemand bestreiten wird. Thatsächlich ist auch bei Wundt der gesammte vorstellungsmäßige Bewußtseinsinhalt sowohl hinsichtlich der Materie der Empfindung wie hinsichtlich der Denk- und Anschauungsformen Erzeugniß der Vorstellungsthätigkeit, welche auf das Leiden, d. h. auf die Wirkung des Dinges an sich reagirt; also ist auch bei ihm aller Inhalt und alle Form der Vorstellung a priori in dem Sinne von ab interiori, d. h. von innen heraus durch das Subjekt producirt vor und jenseits des Bewußtseins, das nur das fertige Resultat vorfindet. Etwas anderes pflegt unter a priori heute wohl kaum noch verstanden zu werden, so daß sein Streit gegen den Apriorismus niemanden trifft, am wenigsten Schopenhauer, den er einmal bei Gelegenheit der Kausalität als Vertreter desselben nennt (115). Wären die Anschauungsformen bloß darum, weil sie in der Anschauung subjektiven Ursprungs sind, auf die reale Grundlage der Wahrnehmung oder auf das transsubjektive Korrelat der Vorstellung unanwendbar, so würde dies von den reinen Verstandesbegriffen erst recht gelten müssen, da sie in unsern Vorstellungen als reine Denkformen genau ebenso subjektiven Ursprungs sind und obendrein als Begriffe noch Abstraktionsprodukte, also subjektiv in zweiter Potenz sind.

Der Rest von transcendentalem Idealismus, welchen Wundt mit seinem transcendentalen Realismus zu verschmelzen sucht, erweist sich hiermit als ein Stück inkonsequenter transcendentaler Idealismus und entbehrt noch dazu bei Wundt jedes Begründungsversuchs*). Diese Inkonsequenz hat zur Folge, daß selbst die Mathematik jeden Erkenntnißwerth verliert, weil die reine Mathematik überhaupt nur Formalwissenschaft und nicht Realwissenschaft ist, die angewandte Mathematik aber die transcendentale Realität der raumzeitlichen Bewegung als wirklicher Eigenschaft der Dinge an sich voraussetzt. Können uns sogar die Begriffskonstruktionen der angewandten Mathematik wegen ihres raum-

*) Vgl. meine Schriften: „Das Grundproblem der Erkenntnißtheorie" S. 97—112 und „Lotze's Philosophie" S. 99—145.

zeitlichen Inhalts keinerlei Erkenntniß mehr über die thatsächliche Wirklichkeit vermitteln (sondern nur noch über die Beschaffenheit unserer Vorstellungen), dann wird das Gleiche von den übrigen Begriffskonstruktionen, die sich an Exaktheit mit den mathematischen nicht messen können, wohl erst recht gelten. Soll die Bewegung nur ein Bestandtheil unseres Vorstellungsinhalts ohne transcendentale Realität sein, so wird es schwer halten, von der Kausalität etwas anderes zu glauben. Daß die Annahme der transcendentalen Idealität der Anschauungsformen bei konsequentem Weiterdenken jede Spur von erkenntnißtheoretischem Realismus verzehrt und am Ende nichts als den konsequenten Idealismus oder absoluten Illusionismus übrig läßt, habe ich anderwärts ausführlich zu zeigen versucht*). Es ist darum auch kein Wunder, daß von vielen Seiten gerade die Stellung zu den Anschauungsformen für das entscheidende Merkmal eines erkenntnißtheoretischen Standpunktes erklärt wird; unter diesem Gesichtspunkt wäre Wundt, der die subjektive Erscheinung der Wahrnehmung einschließlich der Anschauungsformen für einen bloß subjektiven Schein erklärt, transcendentaler Idealist trotz seines Kampfes gegen den Apriorismus und das Ding an sich. Läßt man dagegen die Anerkennung der transcendentalen Realität der Denkformen und Denkgesetze, insbesondere der Kausalität, als maaßgebendes Kriterion gelten, so ist Wundt transcendentaler Realist. Auch als inkonsequente Mischung von transcendentalem Idealismus und Realismus bleibt sein Standpunkt „Transcendentalismus" trotz seiner Bekämpfung desselben.

An dieser Mischung ist kaum etwas Eigenthümliches zu finden, es sei denn ihre Verknüpfung mit der mißverständlichen Bekämpfung des Apriorismus und des Dinges an sich. Inhaltlich eigenthümlich erscheint Wundt's Standpunkt erst dann, wenn man nicht das Ergebniß betrachtet, sondern die Art seiner Begründung. Wundt ist weit entfernt von dem Taschenspielerkunststück der Idealisten, welche die „inneren Objekte", d. h. die im Bewußtsein eingeschlossenen Vorstellungsgebilde zu äußeren realen Objekten emporschrauben, trotzdem es doch auf der Hand liegt, daß die äußeren realen Objekte (d. h. Dinge an sich) relativ beharrend und konstant sein müssen und den „inneren Objekten" diese Beharrlichkeit und Konstanz fehlt (40). Ist das innere Objekt oder die Vorstellung als Bewußtseinsinhalt immer nur Symbol, Bild oder Repräsentant des realen Objekts, so fragt es sich, woher wir das Recht nehmen, hinter der Begriffskonstruktion, welche das adäquate Symbol des realen Objekts darstellen soll, nun noch die wirkliche Existenz eines

*) Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus, 3. Auflage, S. 26—49.

solchen realen Objekts zu supponiren, das uns unmittelbar garnicht gegeben ist, und mittelbar nur durch den Repräsentanten der Begriffskonstruktion gegeben ist, also immer Hypothese bleibt. Es läge für Wundt nahe genug, dieses reale Objekt als Grund aus der Folge zu erschließen, nämlich als die Ursache der reaktiven Vorstellungsthätigkeit zu supponiren; aber die oben erwähnten Stellen, welche zu diesem Wege einladen (386, 414), finden sich in den erkenntnißtheoretischen Abschnitten nirgends verwerthet, vielmehr ist dort der Weg der Hypothesenbildung als überflüssiger Umweg zum realen Objekt ausdrücklich abgelehnt (167).

Der Weg, den er statt dessen einschlägt, besteht darin, die von Widersprüchen nicht zersetzten Reste des naiven Realismus zu conserviren, die unmittelbar gegebene Realität zu bewahren, wo sie vorhanden ist (103), so lange dies nicht zu Widersprüchen führt (106), und den Inhalt der unmittelbar gegebenen Wahrnehmung nur von Fall zu Fall, nicht allgemein, ins Subjekt zurückzunehmen (144). Das, wovon der transcendentale Realismus zehren und leben soll, ist hier nichts anderes als der noch unverbrauchte Rest naiv-realistischen Glaubens, das Ueberbleibsel der einst für vollkommen gehaltenen Identität von realem Objekt und innerem Vorstellungsobjekt. Es ist dies der Weg, den die Naturwissenschaft thatsächlich eingeschlagen hat, und den sie ihrerseits einschlagen durfte, weil sie keinen philosophischen Ansprüchen zu genügen hat*). Will der Philosoph auf diesem Wege verharren, so muß er erstens nachweisen, daß eine unmittelbare Identität von realem Objekt und innerem Vorstellungsobjekt ursprünglich wirklich und thatsächlich gegeben, nicht bloß kritiklos geglaubt ist, und zweitens den oft erhobenen Einwurf widerlegen, daß auch in dem letzten Rest von Glauben an die numerische Identität von realem und Vorstellungsobjekt ein Widerspruch stecke. Beides hat Wundt versäumt.

„In der Anschauung sind ja Objekt und Vorstellung mit einander identisch; die Vorstellung selbst ist das Objekt" (115—116, 92, 104). Alles Denken mißt ursprünglich den Vorstellungen reale Bedeutung bei (91), wirft den Vorstellungsinhalt ins Objekt und behält nur die mit ihm verbundenen Gefühle für das Subjekt zurück (142). Erst mit der Beziehung auf ein reales Objekt wird das Denken zum Erkennen; die Einheit des Denkens und Erkennens ist zugleich die Einheit des Denkens und Seins (91). Die Eigenschaft der Vorstellung, als Objekt gedacht zu werden, ist unwegnehmbar (142), und das Vorstellungsobjekt hört

*) Vgl. „Das Grundproblem der Erkenntnißtheorie" S. 20—24 u. 35—40.

damit, daß es Objekt ist, nicht auf, unsere Vorstellung zu sein (101). — Hiermit ist der Thatbestand der naiv-realistischen Ueberzeugung ganz richtig gekennzeichnet; es fragt sich nur, ob der Thatbestand dieser Ueberzeugung vor aller Kritik eine Bürgschaft für die Wahrheit derselben geben kann. Inneres Objekt und Vorstellung sind ja selbstverständlich mit einander identisch, da das innere Objekt oder Vorstellungsobjekt nur das Produkt der Vorstellungsthätigkeit ist und sich gleichzeitig mit der Vorstellung des Subjekts aus der Vorstellungsthätigkeit aussondert (96); für das innere Objekt gilt unbedingt der Satz: „kein Objekt ohne Vorstellung", oder „unabhängig von unserer vorstellenden Thätigkeit giebt es keine Objekte" (93). Aber für das bloß mittelbar gegebene reale Objekt, d. h. für das transsubjektive Korrelat des gedachten Objekts liegt die Sache anders, obwohl Wundt behauptet, daß dieses nie etwas anders sein könne als das unmittelbar gegebene Objekt, wie es nach Vornahme jener logischen Korrekturen ist (143).

Das reale Objekt soll die relative Konstanz und Beharrlichkeit besitzen, die dem inneren Objekte fehlt, es soll unabhängig davon sein, ob es zeitweilig gerade vorgestellt wird oder nicht (153, 418), und nur insoweit soll es mit der Vorstellung in Beziehung bleiben, daß es das eventuelle Vorgestelltwerden durch seine Beschaffenheit nicht unmöglich macht, also „vorstellbar" ist (93—94). Die Vorstellbarkeit des realen Objektes seinem Inhalt nach soll aber wiederum keine unmittelbare, sondern nur eine durch den Bewußtseinsrepräsentanten subjektiver abstrakter Begriffskonstruktionen vermittelte sein. Diese mittelbare Vorstellbarkeit besagt nichts anderes, als daß die realen Objekte (oder Dinge an sich) nicht völlig disparat, heterogen und beziehungslos gegenüber dem Denken sein dürfen; sie spricht also gegen, nicht für die numerische Identität von Objekt und Vorstellung, da doch eine Beziehung nur bei einer wenigstens numerischen Verschiedenheit der auf einander Bezogenen möglich ist. Trotzdem soll die ursprüngliche naiv realistische Ueberzeugung von der Identität beider in dem Sinne aufrechterhalten werden, daß zwar die Rückkehr zu dem Glauben an die Projektion des Vorstellungsinhaltes ins Objekt unmöglich bleibt (92, 96), wohl aber das Objekt abgesehen von seinem Inhalt als ein unmittelbar im Subjekte (d. h. im Bewußtsein des Subjekts) gegebenes festgehalten wird (144). Ich soll wahrnehmend das Ding selbst, das von meinem aktuellen Vorstellen unabhängige Ding an sich, mit meinem Bewußtsein umspannen, freilich nicht nackt, sondern in der Vermummung, die mein Bewußtsein ihm überstülpt; ich soll dann denkend von diesem subjektiven Mummenschanz abstrahiren und mir begrifflich die Formen des nackten

Dinges an sich rekonstruiren, immer indem ich das Ding an sich **selbst** als existirendes unter seiner Hülle umklammert halte.

Die Wahrheit der naiv realistischen Ueberzeugung liegt darin, **daß** reale Objekte und reale Beziehungen derselben untereinander **jenseits** des Bewußtseins dem Vorstellungsinhalt entsprechen (90); die **Unwahrheit** der naiv-realistischen Ueberzeugung liegt darin, daß daß **Entsprechen**, die Korrespondenz oder Korrelation zweier numerisch **verschiedener** Glieder (des realen Objectes oder Dinges an sich und **des** Vorstellungsinhalts) als Ununterschiedenheit, Indifferenz, Zusammen**fallen** in Eines, oder Identität gedeutet wird. Der naive Realismus **ist** ebenso überzeugt davon, daß er das Was und Wie des Dinges an **sich** mit dem Bewußtsein umspannt, wie davon, daß er sein Daß, **seine** Existenz umspannt und nicht seinen Bewußtseinsrepräsentanten, **sein** Bild oder Symbol; hat sich die eine Seite dieser Ueberzeugung **als** Illusion erwiesen, so sollte das doch genügen, um auch gegen die **Wahrheit** der anderen Seite derselben mindestens mißtrauisch zu machen, **und** davon abhalten, dieselbe blindlings und kritiklos als gesicherte Wahrheit weiter gelten zu lassen. Daß auch diese andere Seite eine Illusion **ist**, wird nun endgültig bewiesen durch den oft aufgedeckten Widerspruch, daß der Vorstellungsinhalt das Produkt oder die Wirkung der Vorstellungsthätigkeit, das reale Objekt aber die Ursache der produktiven Vorstellungsthätigkeit ist, so daß bei einer numerischen Identität des Vorstellungsinhalts mit dem realen Objekt die Wirkung mit der Ursache ihrer Ursache in Eins fallen würde. Dieser Widerspruch, der von Wundt gar nicht beachtet ist, fordert gebieterisch die Zweiheit von Vorstellungsinhalt und realem Objekt, macht es also unmöglich, von dem naiv-realistischen Identitätsglauben auch nur den auf das bloße Daß des realen Objektes bezüglichen Theil festzuhalten.

Die Rückenanlehnung an den naiven Realismus kann in keinem Punkte eine Stütze gewähren; da aber diese grade die einzige Stütze für das transcendentalrealistische Ergebniß Wundts darstellen soll, so muß man sagen, daß dieses Ergebniß in der Luft schwebt. Es ist an der inkonsequenten Mischung von transcendentalem Realismus und Idealismus grade schon genug, als daß nicht die Mischung mit Resten des naiven Realismus zuviel sein sollte. Die unglückliche Bezeichnung des „Dinges an sich" als „realen Objekts" ist wesentlich durch diesen naiv realistischen Ursprung seiner Erkenntnißtheorie bedingt und verliert mit Beseitigung dieses Bestandtheils ihre Unterlage, nämlich den schillernden Doppelsinn des Wortes „Objekt", das bald rein immanent, bald rein transcendent, bald immanent und transcendent zugleich von

Wundt gebraucht wird. Das „reale Objekt", das nur mittelbar durch ein Bild oder Symbol gedacht wird, ist niemals etwas unmittelbar Gegebenes oder Erlebtes, sondern stets etwas Erschlossenes und Supponirtes; man mag ihm „Vorstellbarkeit" im mittelbarem Sinne zuschreiben, aber niemals kann man ihm „Erfahrbarkeit" zuschreiben, welche eben das unmittelbare Erleben zur Bedingung hat.

Nennt man nun alles die mögliche Erfahrung Ueberschreitende „transcendent" im erkenntnißtheoretischen Sinne des Wortes (350), so ist die gesammte von Wundt sogenannte „äußere Erfahrung" als eine durch Begriffe und Schlußfolgen vermittelte, d. h. hypothetische, transcendent. „Jener im Princip so exakt erscheinende, aber in der Durchführung so gänzlich unbrauchbare Verzicht auf alles, was nicht dem unmittelbaren Wahrnehmungsinhalt angehört", ist damit von vornherein beseitigt (108), denn alle Erkenntniß außer der psychologischen Beschreibung ist nunmehr transcendent. Damit verliert es seine Bedeutung, wenn man in diesem Gebiete noch ein besonderes engeres Gebiet unter derselben Bezeichnung der erkenntnißtheoretischen Transcendenz auszuscheiden versucht, wie Wundt thut. Er meint damit nicht etwa ein der Welt gänzlich entrücktes absolutes Wesen, das man (im Gegensatz zur Immanenz oder Einwohnung des Wesens in der Welt) „metaphysisch transcendent" nennen kann, sondern den Unterschied der Vernunftideen von den Verstandesbegriffen. Dieser Unterschied, der bekanntlich bei Kant sehr schwankend ist, wird durch die Wundtsche Darstellung um nichts deutlicher.

Der Verstand ist analytisches, die Vernunft synthetisches Denken (108). Der Verstand will den Zusammenhang der Welt begreifen, die Vernunft ihn ergründen (182). Der Verstand will die gegebene Erfahrung erklären, die Vernunft sie ergänzen (199—201, 182, 188). Die Wahrnehmungserkenntniß gehört dem praktischen Leben, die Verstandeserkenntniß den Einzelwissenschaften, die Vernunfterkenntniß der Philosophie an (108—109). Der transcendenten Vernunftidee soll ein Fortschritt in's Unbestimmte eigenthümlich sein, theils als quantitativer regressus in infinitum, theils als qualitativer in indefinitum (194, 189); mit beiden kollidirt dann die Idee der Einheit, sowohl als Ganzheit wie als Einzelheit, als Totalität wie als letztes Element (206). Die erste der beiden Unterscheidungen ergiebt dann den Gegensatz der formalen und materialen (207), oder der quantitativen und qualitativen Transcendenz (196). Wundt bezeichnet diesen Gegensatz als den der realen und immaginären Transcendenz; diese durch Erinnerungen aus der Mathematik bestimmte Bezeichnung ist aber

philosophisch irreleitend, weil dabei real mit quantitativ oder formal, immaginär aber mit qualitativ oder material gleichgesetzt wird.

Analytisches und synthetisches Denken durchdringen sich überall, denn jedes Denken ist zugleich zerlegende und beziehende, d. h. zur Einheit verknüpfende Thätigkeit (48), also Einheit von Verstand und Vernunft nach Wundts Erklärung dieser Worte. Schon in der Wahrnehmungserkenntniß ist Analyse und Synthese verbunden, und zwar ist die Synthese dabei das Prius der Analyse (109—110). Die Verstandesbegriffe zeigen in Wundts tabellarischer Aufstellung ebensowohl synthetische wie analytische Begriffe (242—247); der Begriff der Einheit steht sogar an der Spitze aller formalen Verstandesbegriffe (242). Die Unendlichkeit und Unbestimmtheit eines Fortschritts sind rein quantitative, mathematische Begriffe, also ebenfalls formale Verstandesbegriffe, und doch sollen Einheit und Unendlichkeit die Grundlage der transcendenten Vernunftideen sein. Die formale Verstandeswissenschaft der Mathematik operirt beständig mit Synthesen und Unendlichkeitsbegriffen und neigt durch ihren formalen Charakter vorzugsweise zu transcendenten Spekulationen hin; sie müßte also jedenfalls Einheit von Verstandes- und Vernunfterkenntniß sein. Die Philosophie hingegen braucht die Analyse ebensosehr wie irgend welche Einzelwissenschaft, ist also auch Verstandeserkenntniß. Die von Wundt versuchte ausschließliche Vertheilung ist also in jeder Hinsicht unhaltbar, wenn seine Definitionen richtig sind, und umgekehrt.

Die Vernunfterkenntniß steht unter denselben logischen Bedingungen und Gesetzen, arbeitet mit denselben Denkformen, und schreitet nach dem Verstandesgesetz vom zureichenden Grunde fort (181, 188, 193). Alles Ergründen ist Anwenden des Satzes vom Grunde und dadurch zugleich ein Begreifen der Dinge in ihrem inneren Zusammenhange; alles Begreifen ist auf Verständniß des logischen Zusammenhanges der Dinge, also letzten Endes auf Ergründen gerichtet. Alles Erklären ist ein Ordnen nach Gründen und Folgen (303), d. h. das Hinzufügen eines logischen Zusammenhanges zum Gegebenen, also eine gedankliche Ergänzung desselben; alles Ergänzen des Gegebenen kann sich logischer Weise nur auf solche Hinzufügungen beschränken, welche dazu dienen, das Gegebene erklärlicher zu machen. Deshalb ist es ebenso unthunlich, Ergründen und Begreifen, Ergänzen und Erklären an Verstand uud Vernunft vertheilen zu wollen, wie oben synthetische und analytische Thätigkeit. Es ist ganz vergeblich nach derartigen Unterschieden zwischen Verstand und Vernunft zu suchen, und völlig verkehrt zwischen Verstandesbegriffen und Vernunftideen eine Grenzlinie ziehen zu wollen.

Alles, was wir Erkenntniß nennen können, alles was uns auf der Welt praktisch interessirt, ist schon transcendente Hypothese, und zwar durch viele Glieder einer Kausalitätskette vermittelte Hypothese. Das Weiterspinnen der Hypothesen in derselben Richtung nach Verstandesbegriffen und nach dem Verstandesgesetz vom Grunde kann niemals etwas andres als Verstandeserkenntniß liefern, und der angebliche Unterschied der Vernunftideen von den Verstandesbegriffen ist keiner, der über die Sphäre der Verstandesbegriffe irgendwie hinausführte. Sollte aber die Vernunft erst da wahrhaft beginnen, wo die Begriffe der Einheit und Unendlichkeit absolut genommen worden (406, 438), so würde sie erst da beginnen, wo nach Wundt die Wissenschaft aufhört und der Glaube anfängt (444), nämlich bei dem unerkennbaren und unbestimmbaren Absoluten. Dann hätte Vernunft mit der Erkenntniß und Wissenschaft nichts mehr zu schaffen und fiele (ähnlich wie bei Jacobi) mit Glauben zusammen. Es ist zu bedauern, daß Wundt sich in Bezug auf Verstand und Vernunft, Begriffe und Ideen durch die unglücklichen Schematisirungsgelüste Kant's hat gefangen nehmen lassen.

Eine Untersuchung, auf die Wundt sich gar nicht eingelassen hat, ist die, ob das reale Objekt auch so beschaffen sei, daß unsere Uebertragung der Denkformen und Denkgesetze auf dasselbe überhaupt zulässig scheine. Geht man von feststehenden metaphysischen Ansichten aus, so wird die transcendentale Anwendung der Denkformen und Gesetze auf das reale Objekt der Metaphysik aus dessen näherer Beschaffenheit zu rechtfertigen sein; geht man dagegen von der Erkenntnißtheorie aus, so wird man bei der Feststellung der metaphysischen Eigenschaften des realen Objektes darauf Bedacht zu nehmen haben, daß die von der Erkenntnißtheorie geforderte Anwendbarkeit der Denkformen und -Gesetze ihre angemessene Berücksichtigung findet. Keins von beiden hat Wundt versucht. Er kennt einerseits das Logische nur als abstraktes reflektirtes, discursiv Logisches im Sinne einer rein subjektiven Logik*), schreibt ihm aber nichts desto weniger in naivrealistischer Denkweise ohne Weiteres eine unbedingte Gültigkeit über die Grenze unseres Bewußt-

*) Wie vollständig Wundt in dem Vorurtheil befangen ist, daß diese abstrakte reflektirte und diskursive Auffassung des subjektiv Logischen im bewußten Denken die einzig mögliche Auffassung des Logischen überhaupt sei, geht am deutlichsten daraus hervor, daß er auch den konkret-idealistischen Aesthetikern von Hegel bis zu mir unterschiedslos diesen seinen Begriff des Logischen unterstellt und aus demselben ihre Aesthetik kritisirt, (661—663), unbekümmert darum, daß dieselben erklärtermaaßen auf einem völlig entgegengesetzten Begriff des Logischen fußen, nämlich auf einem absolut, objektiv oder unbewußt Logischen, das schlechthin konkret, intuitiv und bloß implicite in der Idee enthalten ist.

seins hinaus für das Reich der Dinge an sich zu, ohne sich über die Berechtigung dieser Voraussetzung irgendwie Rechenschaft abzulegen. Er bestimmt andererseits die Welt der Dinge an sich als ein Reich individueller Willenseinheiten, ohne sich darum zu kümmern, was Wille mit Logik und Logik mit Willen zu schaffen hat.

Ist die Vorstellung ein koordinirtes Princip neben dem Willen, so kann man begreifen, daß die vorstellungshaltigen Willensthätigkeiten vermittelst der ihnen anhaftenden Vorstellungsthätigkeit ihrem Inhalt nach logisch bestimmt sein müssen, trotzdem die Form des Wollens als solche mit Logik nichts zu thun hat. Ist aber, wie Wundt behauptet, die Vorstellung nur ein sekundäres Produkt aus den Wechselbeziehungen der Willenseinheiten (416—420), dann müßten schon die die Vorstellung durch ihre Konflikte hervorbringenden Willenseinheiten, also noch vor der Entstehung der Vorstellung, und abgesehen von dieser, logisch sein und sich bethätigen. Da aber der Wille seiner Natur nach alogisch ist, so ist nicht abzusehen, wie das als möglich gedacht werden soll, und die Unvereinbarkeit einer solchen Metaphysik mit der vorausgesetzten transcendentalen Geltung der subjektiven Logik liegt auf der Hand. Da ist doch die individualistische Willensmetaphysik Bahnsens viel konsequenter, welche als transcendentes Gesetz der Willenseinheiten eine alogische und stellenweise antilogische Realdialektik zu konstruiren sucht.

3. Der Kampf gegen den Substanzbegriff.

Wundt erklärt den Substanzbegriff für widerspruchsvoll in sich selbst und verwirft ihn deshalb als ontologischen Begriff gänzlich. Im Bereich der Materie läßt er ihn als provisorischen Hülfsbegriff gelten, der weiterhin seine metaphysische Auflösung erfährt; im Bereich des Geistes bestreitet er ihm jede auch nur provisorische Anwendbarkeit. Seine Auffassung „zerstört den Begriff des beharrenden Seins; sie führt zum ewigen Werden Heraklit's und hebt so die ganze Entwickelung auf, die bis dahin an den Begriff des Seins sich anschloß" (276). Sehen wir zu, was dieser neue Heraklitëismus zu Gunsten einer solchen Umwälzung aller bisher üblichen Ansichten über die Substantialität anzuführen hat.

Die Substanz ist nicht Nichts oder Nichtsein, sondern Etwas oder Sein; sie ist nicht Schein sondern Wirklichkeit, nicht Werden (und Vergehen) oder Veränderung sondern Beharren (273). Sein und Wirklichkeit kann auch das veränderliche Accidentielle haben, Beharrung hat nur die Substanz, sofern die Beharrung oder Beständigkeit als

absolute, nicht als relative, gefaßt wird. Bei dieser Definition der Substanz vermißt man von vornherein die beiden Bestimmungen, daß sie als das Wesen hinter der Erscheinung und als das Thätige in der Thätigkeit zu verstehen ist. Erstere Bestimmung fehlt offenbar deshalb, weil Wundt den Begriff der Erscheinung im Widerspruch mit seiner Willensmetaphysik nur als subjektive Erscheinung, d. h. als ein „Verhältniß zum erkennenden Subjekt" kennt (275, 267); die letztere der beiden Bestimmungen aber wird von ihm ignorirt, weil sie seinen ganzen Kampf gegen den Substanzbegriff vergeblich machen würde. Das Wesen, das der objektiv-realen Erscheinung des materiellen Daseins zu Grunde liegt, gilt Wundt als psychische Aktualität, aber als reine, d. h. subjektlose Aktualität. Was zunächst als Substanz erscheint, die Materie, ist nur Produkt (oder objektiv-reale Erscheinung) einer aktuellen Kausalität, oder einer substanzerzeugenden Thätigkeit (429), die selbst kein Subjekt, also auch keine Substanz hinter sich hat. Ebenso ist die Realität oder Wirklichkeit (im Gegensatz zum bloßen Schein), ein Erzeugniß der Aktualität, und es gilt der Satz: „soviel Aktualität, soviel Realität" (625). Hiergegen wäre gar nichts einzuwenden, wenn in der aktuellen Funktion das funktionirende Subjekt stillschweigend als substantieller Träger und Thäter mit vorausgesetzt würde; dagegen schwebt der ganze Proceß in der Luft, wenn die Thätigkeit selbst an Stelle des Subjekts und des Absoluten treten soll, da hiermit das Universum zu einer wesenlosen Erscheinung verflüchtigt wird.

Spürt man den psychologischen Motiven nach, welche Wundt zu dieser Stellungnahme getrieben zu haben scheinen, so sind deren drei zu nennen. Erstens weiß er, daß die Dinge und die Individuen nur relative Konstanz haben (222, 271, 171), die Substanz aber absolutes Beharren erfordert (273), und daß deshalb nur Eine allumfassende absolute Substanz die wahre Substanz sein kann (277); eine solche aber scheint ihm im Widerspruch zu stehen zu den Veränderungen des Weltlaufs (278). Zweitens ist er ein Anhänger der modernen naturwissenschaftlichen Ansicht, wonach die qualitas occulta der Kraft als potentielle Energie in eine latente Aktualität, oder in den Begriff eines bestimmt nachweisbaren Geschehens übergegangen ist (299); diese Ansicht überträgt er nun auf das geistige Gebiet und betrachtet auch hier die Thätigkeit als ein Letztes, Unbedingtes, Voraussetzungsloses. Drittens betrachtet er, auf diese Ansicht gestützt, Konstanz der Substanz und Konstanz der Energie als Wechselbegriffe (316); indem er aber das materielle Gesetz der Konstanz der Energie auf geistigem Gebiet durch ein Gesetz des Wachsthums der Energie ersetzen zu müssen glaubt (315),

hält er den Beweis für erbracht, daß auch eine Konstanz der Substanz oder eine konstante Substanz auf geistigem Gebiete nicht angenommen werden könne (317). So tritt die Aktualität als Kausalität, d. h. als systematischer Zusammenhang von Gründen und Folgen an die Stelle der Substanz (300); was die Einheit des universellen Geschehens sichert, ist nicht mehr die Konstanz der Substanz sondern die formelle Stetigkeit der Aktualität (429, 565), und die logische Synthesis ihres gesammten Inhalts (300, 302).

Es ist unschwer zu bemerken, daß die Stetigkeit des aktuellen Wollens durch das Sichgleichbleiben oder die Konstanz der Qualität dieser Thätigkeit als Wollen, die allumspannende logische Verknüpfung des Gewollten nach Gründen und Folgen durch das Sichgleichbleiben oder die Konstanz des logischen Formalprincips bedingt sein muß, durch welche die logische Synthesis und mit ihr die Bestimmung des jeweiligen Willensinhalts sich regelt, daß also die Einheit des Processes an der Konstanz zweier Attribute (des Willens und des Logischen) hängt, deren stetige Kooperation als untrennbare und wesentliche Einheit zu nehmen ist. Die Frage ist nur, woran die Einheit dieser beiden konstanten oder absolut beharrenden Attribute haftet, ob sie an der wechselnden Thätigkeit hängt, oder ob sie in sich selbst besteht, oder ob sie an einem dritten inhärirt. Im ersten Falle würde das absolut Beharrende am Wechselnden haften und von diesem getragen werden, was völlig widersinnig scheint; im zweiten Falle wäre die Einheit der beharrenden Attribute selbst die Substanz oder das Wesen, welche sich durch die Thätigkeit zur wechselnden Erscheinungswelt entfaltet; im dritten Falle würde dasjenige, woran die Attribute haften, die wahre Substanz, d. h. das Subjekt der Thätigkeit sein. Wie man auch zwischen den beiden letzten Fällen entscheiden möge, niemals wird man die Substanz los. Im zweiten Falle heftet man nur der Einheit der Attribute etwas an, wodurch sie als Attribute aufgehoben und zum Subjekt der Thätigkeit erhoben werden; im letzteren Falle hingegen hält man an der Unterscheidung des thätigen Subjektes von der seinem Wesen gemäßen constanten Art und Weise der Bethätigung fest.

Nachdem wir so gesehen haben, daß Wundt's Methaphysik bei konsequentem zu Ende Denken dem Substanzbegriff doch nicht entrinnen kann, wollen wir die Gründe, mit denen sie ihn bekämpft, näher prüfen. Die Substanz ist nicht in der unmittelbaren Erfahrung gegeben, sondern eine hypothetische Begriffskonstruktion (282), durch welche etwas zur Erfahrung hinzugedacht wird (267—268). Diese hypothetische Begriffskonstruktion ist aber eine für uns logisch nothwendige, d. h. wir sind

ganz außer Stande, das Veränderliche ohne den Substanzbegriff zu denken, und jede Behauptung, dies zu können, beruht auf Selbsttäuschung. Es ist nur die Frage, ob diese Nöthigung, welche unsre geistige Organisation uns auferlegt, eine zur Illusion oder zur Wahrheit führende sei, und nur darum, weil diese Frage nicht mit absoluter Gewißheit zu entscheiden ist, behält die Begriffskonstruktion ihren hypothetischen Charakter. Es ist unverständlich, wie Wundt in einer „denknothwendigen Hypothese" einen vollkommenen Widerstreit der mit einander verbundenen Begriffe finden kann (267—268). Als Hypothese ist sie etwas, das nothwendig gedacht werden muß und nicht nicht gedacht werden kann; als Denknothwendigkeit ist sie zunächst subjektiv, und ob sie eine transcendente Geltung hat, bleibt Hypothese. „Transcendental", d. h. bezogen auf ein Transcendentes mit dem Glauben an die Gültigkeit dieser Anwendung, ist die Kategorie der Substanz gleich allen übrigen Denkformen; da aber Wundt weiß, daß alle „realen Objekte" transcendente Korrelate der sie vor dem Bewußtsein repräsentirenden Begriffskonstruktionen sind, so kann ihn das unmöglich stören.

Daß zwischen dem Dinge und seinen Eigenschaften Widersprüche bestehen (170), hat Wundt Herbart und Lotze nachgesprochen, ohne sich über die Grundlosigkeit dieser Behauptung klar zu werden. Die angeblichen Widersprüche zwischen der absolut beharrenden Substanz und ihren wechselnden Accidentien sind nur eine Uebertragung dieser vermeintlichen Widersprüche zwischen den relativ beharrenden Dingen und ihrer Eigenschaften, und sind ebenso grundlos wie diese. Die Substanz soll nämlich dadurch in einen unauflöslichen Widerspruch mit sich selbst gerathen (279, 280), daß sie als beharrendes Sein unveränderlich, als thätige, einen Wechsel der inneren Zustände herbeiführende Kraft veränderlich ist (278). Ohne mich darauf berufen zu wollen, daß nach Wundt die Substanz ihrem Begriffe nach das absolut unthätige Princip sein soll (428), wird es genügen, darauf hinzuweisen, daß ein Widersprnch nur da vorhanden ist, wo von demselben dasselbe gleichzeitig und in derselben Beziehung behauptet und geleugnet wird. Wenn von der Substanz behauptet wird, daß sie unveränderlich sei als Einheit des konstanten Subjekts der Thätigkeit mit seinen konstanten Attributen, und daß sie veränderlich sei in Beziehung auf die von ihr getragenen und gesetzten Thätigkeiten und inneren Zustände ihrer selbst, so wird eben die Unveränderlichkeit und Veränderlichkeit von der Substanz in verschiedener Beziehung ausgesagt, das eine Mal, sofern sie unter Abstraktion von den Accidentien, das andere Mal, sofern sie unter Einschluß der Accidentien mit besonderer Bezugnahme auf diese betrachtet

wird. Ein innerer Widerspruch könnte nur dann behauptet werden, wenn das verschiedene Verhalten in den beiden verschiedenen Beziehungen als ein mit einander sachlich unvereinbares nachgewiesen würde, wozu noch niemand auch nur einen Versuch gemacht hat; aber das Vorhandensein eines formalen logischen Widerspruchs in diesem Falle zu behaupten, ist mit den logischen Gesetzen im Widerspruch.

Wäre übrigens ein solcher Widerspruch vorhanden, so würde er keineswegs bei dem Begriff der Materie wegfallen, wie Wundt behauptet. Die materiellen Elemente gelten der Naturwissenschaft nur in Bezug auf ihre räumlichen Lageänderungen als veränderlich, im übrigen als qualitativ konstant; sie gelten als bloß äußerlichen, keinen inneren Veränderungen unterworfen, und darum als widerspruchsfreie Substanz, aber auch nur so lange, als die Abstraktion von inneren psychischen Zustandsänderungen der Atome festgehalten wird (288, 464). Weil diese Abstraktion unberechtigt ist, kann auch die logische Zulässigkeit der Anwendung des Substanzbegriffes auf die Materie nur eine vorläufige, provisorische sein, welche der Naturwissenschaft aus Zweckmäßigkeitsrücksichten zu gestatten ist vorbehaltlich der nachfolgenden metaphysischen Berichtigung. Wenn aber Wundt die Substanz als die von der Beschleunigung noch verschiedene Ursache der Beschleunigung, d. h. als Kraft, für einen in der Naturwissenschaft selbst unentbehrlichen Hülfsbegriff erklärt (298, 312), so kommt das wohl nur daher, weil er noch nicht dazu fortgeschritten ist, den Begriff der materiellen „Masse" in den der „Anzahl von Uratomen" aufzulösen (297). Nicht die Naturwissenschaft, sondern nur die Metaphysik braucht den Begriff der Kraft im Sinne einer substantiellen Ursache, während Wundt das Verhältniß umkehrt.

Es ist entschieden irrthümlich, daß zwischen Bewegungsänderung und sonstiger Zustandsänderung irgend ein Unterschied bestehe in Bezug auf die Vereinbarkeit von Veränderlichkeit der Accidentien und Beharren der Substanz. Bewegung ist ebensogut eine Thätigkeit wie Wollen oder Empfinden, Geschwindigkeit ebenso gut ein Zustand der Substanz wie Gefühl, Geschwindigkeitsänderung ebenso gut eine Zustandsänderung, wie Gefühlswechsel, stärkere oder schwächere Anziehung auf ein andres Element ebenso gut eine Verschiedenheit der Kraftäußerung oder Bethätigung wie stärkeres oder schwächeres Wollen. Es ist schlechterdings nicht abzusehen, was der Unterschied von „inneren" und „äußeren" Zuständen und Thätigkeiten dabei auf die Vereinbarkeit mit der Beharrlichkeit der Substanz für einen Einfluß oder Bedeutung haben soll, da ja nach dem Gesetz des psychophysischen Parallelismus (583) beide wesentlich

dasselbe sein sollen, nur von verschiedenen Seiten gesehen, oder anders ausgedrückt, da die äußeren Zustände und Thätigkeiten nur die „Projektion aus sich" der inneren, die inneren nur die „Reflexion in sich" der äußeren sind. Der Begriff der Substanz ist entweder in beiden Fällen widerspruchsvoll oder in keinem von beiden. Entweder hat die Ontologie und Psychologie den Substanzbegriff mit Recht verwendet, oder aber die Naturwissenschaft hat ihn mit keinem besseren Rechte benutzt. Wundt steht mit seiner Behauptung, daß der Substanzbegriff nur im Bereich der Materie widerspruchslos möglich sei, auf der entgegengesetzten Einseitigkeit wie Lotze, wenn er das Fürsichsein oder Selbstbewußtsein als das einzige uns gegebene und einzig mögliche Beispiel der Substanz hinstellt.

Aehnlich wie bei dem Vorwurf des inneren Widerspruchs ist das Ergebniß bei dem andern von Wundt gegen den Substanzbegriff erhobenen Vorwurf der Inhaltlosigkeit und Unfruchtbarkeit. Nur die Naturwissenschaft soll im Besitze eines fruchtbaren Substanzbegriffes sein (289); die Philosophie dagegen, welche die Beziehungsbegriffe ohne Berücksichtigung des besonderen Inhalts der Erfahrung ausbildet (288), kann auch vermittelst dieser abstrakten und formalen Begriffe gar nichts über die Wirklichkeit der Dinge feststellen (279) und keine Erklärung der empirischen Wirklichkeit gewinnen (278). Die Kategorie der Substanz ist eine Abstraktion, welche erst durch eine von der Erfahrung geleiteten wissenschaftlichen Determination ihren Inhalt erwartet (272).

Nun ist es ja keinem Zweifel unterworfen, daß die Substanz eine relativ inhaltleere Denkform ist und über den Inhalt, über das, was die Substanz ist, nichts aussagen kann noch will. Auch die Kausalität sagt uns nichts darüber, was die Ursache einer Accidensveränderung sei; aber sie treibt uns an, nach der näheren Determination dieser Ursache zu suchen, indem sie uns die Ueberzeugung gewährt, daß eine solche da sei. Ebenso giebt uns die Kategorie der Substantialität nur die Ueberzeugung, daß hinter dem accidentiellen Dasein eine Substanz stecken müsse, und setzt uns damit auf die Fährte, um ihren Inhalt aufzuspüren. Will man Fruchtbarkeit nur einem solchen Begriff zugestehn, der uns über das Was und Wie belehrt, so sind die Kategorien der Kausalität und Substantialität gleich unfruchtbar. Sieht man aber schon darin eine Frucht des Denkens, daß wir auf den rechten Weg des Forschens gewiesen werden, so sind sie beide gleich fruchtbar. Unfruchtbar in Bezug auf den besonderen Inhalt ist der Substanzbegriff in der Naturwissenschaft in genau demselben Grade, wie irgend sonst wo; noch niemals hat ein Naturforscher aus ihm irgend etwas ab-

geleitet oder ihn in irgend einem Rechnungsansatz mit eingestellt. Die Naturwissenschaft ist sogar außer Stande, nach Elimination des Stoffbegriffes den Begriff der materiellen Substanz in einer wahrhaft verständlichen Weise inhaltlich zu bestimmen, und Wundt selbst muß einräumen, daß diese Determination des materiellen Substanzbegriffes erst durch Hereinziehung psychologischer Begriffe möglich wird. Erst konstante psychische Attribute (Wollen und logisches Verknüpfen) sind es, welche der abstrakten formalen Konstanz des materiellen Substanzbegriffes die ihm an und für sich fehlende Fruchtbarkeit verleihen und ihn zur philosophischen Erklärung der Wirklichkeit befähigen. In der Psychologie selbst aber ist die mit den konstanten Attributen ausgerüstete Substanz von ebenso hervorragender Fruchtbarkeit zur Erklärung des Einzelnen wie in der Metaphysik.

Wenn Wundt die Unanwendbarkeit des Substanzbegriffes auf das psychische Gebiet behauptet (290, 291, 294), so ist nach dem so eben Gesagten der Hinweis auf den inneren Widerspruch und die Unfruchtbarkeit des Begriffes zur Erhärtung dieser Behauptung gleich ungeeignet. Er sucht seine Behauptung aber auch noch dadurch zu stützen, daß er auf den Mangel jedes Motivs zur Bildung dieses Begriffes (295), auf die falsche Verdinglichung des geistigen Lebens durch Anwendung dieses Begriffes (307) und auf die Nichteinfachheit und Inkonstanz eines etwaigen Seelensubstrats hinweist (305, 309).

Das Motiv ist auf psychischem Gebiet genau dasselbe wie auf materiellem, nämlich der logische Zwang unsrer geistigen Organisation, welcher sich bei einem beharrungslosen Fluß des Geschehens ohne beharrendes Substrat schlechterdings nicht beruhigen kann und die Erklärung so lange für unvollständig hält, wie dieser Fluß haltlos in der Luft schwebt. Wenn wir durch diesen Zwang unsrer geistigen Organisation geprellt werden, dann können wir überhaupt nicht mehr das Vertrauen festhalten, daß dieselbe geeignet sei, uns zur Wahrheit zu führen, und wir müssen die Bemühungen nach Erkennen aufgeben.

Es ist unrichtig, daß wir das Subjekt unsrer Seelenthätigkeit „verdinglichen", wenn wir es als Substanz denken, da wir von den zwei Merkmalen der Dinglichkeit der zeitlichen Stetigkeit und räumlichen Selbständigkeit (309), nur die erste, aber nicht die zweite der Seelensubstanz beilegen. Eine substanzlose Seelenthätigkeit ist auch eine subjektlose Seelenthätigkeit: und es ist eine starke Zumuthung, wenn Wundt das Subjekt einfach in die Thätigkeit selbst setzt, indem er den Gegensatz von Subjekt und Objekt mit dem Gegensatze von erkennender Thätigkeit nnd erkanntem Gegenstande identificirt (101), anstatt die

symmetrisch gleiche Stellung des Subjekts und Objekts zur Thätigkeit anzuerkennen. Das reale Subjekt ist ebenso transcendent wie das reale Objekt, also ebensowenig wie dieses ein Gegenstand unmittelbarer Wahrnehmung; das gedachte Subjekt ist ebenso wie das gedachte Objekt nur ein Bild oder Symbol oder Bewußtseinsrepräsentant seines realen transcendenten Korrelats, also gleich dem gedachten Objekt begriffliche Konstruktion und nicht unmittelbare Wahrnehmung. Die erkennende Thätigkeit aber ist einerseits Produkt des realen Subjekts und realen Objekts und andrerseits Mutterlauge für die Ausscheidung des gedachten Subjekts und gedachten Objekts, also von dem Subjekt in jedem Sinne verschieden.

Daß die Individualseele der Individuen nicht einfach und nicht absolut konstant ist, darin hat Wundt gewiß ebenso recht, wie in der aus der Zusammengesetztheit und Unbeständigkeit gezogenen Schlußfolgerung, daß sie als Individualseele nicht Substanz sein kann*). Aber er hat Unrecht, daraus zu schließen, daß die psychischen Functionen darum überhaupt keine Substanz hinter sich haben können, weil diese Substanz in einer monadischen Individualseele ebensowenig zu finden ist wie einer Summe von individuellen Seelenvermögen. Die Entwickelung des Substanzbegriffes ist auch in dieser Hinsicht auf psychischem Gebiete ganz dieselbe wie auf materiellem. Wie man zuerst die Dinge für Substanzen hielt, dann aber erkannte, daß sie bei ihrer Zusammengesetztheit und nur relativen Beharrlichkeit nicht die wahre Substanz sein können, so erging es anfangs auch bei den Individualseelen. Wie man bei den Dingen dann die wahre Substanz in den sie zusammensetzenden materiellen Elementen suchte, so auch bei der Seele in den substantiellen Seelenvermögen. Wie dann weiter die materiellen Elemente auf dynamische Uratome zurückgeführt wurden, so die konstituirenden Bestandtheile der Seele auf Atomseelen, die sich zunächst zu Individualseelen niederer und dann höherer Stufen zusammenordnen. Wie dann endlich die Gleichartigkeit, gleiche Gesetzmäßigkeit und Wechselwirkung der dynamischen Atome dazu nöthigte, sie als bloße Sonderfunktionen einer substantiellen Allkraft anzusehen, so zwingt in derselben Weise die Gleichartigkeit, gleiche Gesetzmäßigkeit und Wechselwirkung der Atomseelen dazu, sie als psychische Funktionen einer substantiellen Allseele zu betrachten.

---

*) Eine unbegrenzte individuelle Fortdauer wird zwar mit Beseitigung der individuellen Seelensubstanz ihres Bodens beraubt, würde aber auch in der Annahme einer individuellen Seelensubstanz nur als bewußtlose Subsistenz, nicht als Erhaltung der durch das Leben geschaffenen geistigen Güter gesichert werden (651—653).

Was zunächst für Substanzen gehalten wurde, die Dinge und Individualseelen, hat sich so als komplicirte Produkte von Functionen der wahren, all-einen Substanz herausgestellt. Die aktuelle Funktion würde nicht einmal den Schein von Substanzen (Dingen und Seelen) hervorbringen können, wenn sie nicht die wahre Substanz hinter sich hätte. Nur eine unvollständige Entwickelung, die auf dem Uebergangsstandpunkt der Monadologie als auf einem endgültigen Ergebniß stehen bleibt, führt zum ethischen Individualismus (591), während das zu Ende Denken des Substanzbegriffs beim wahren Universalismus auch in ethischer Hinsicht mündet und allein im Stande ist, ihn wahrhaft zu begründen. Daß die all-eine, allumfassende, absolute Substanz ihrem Begriff nach unendlich sein müsse, ist ganz irrthümlich und schlechthin unbegründet, und fallen damit die aus dieser etwaigen Unendlichkeit für den Substanzbegriff erwachsenden Schwierigkeiten (277—278) hinweg. Ebenso irrthümlich ist es, daß die Einheit der Substanz als solchen die innere Mannichfaltigkeit ihrer Attribute und ihrer Thätigkeit ausschließe. Wundt begeht den Fehler, daß er in richtiger Einsicht von der Unhaltbarkeit der monadischen Seelensubstanz mit der Monadologie auch gleich den substantiellen Seelenbegriff überhaupt fortwirft und zu dem unsrer geistigen Organisation widersprechenden rein „aktuellen Seelenbegriff" umspringt (391), anstatt den substantiellen Seelenbegriff zu Ende zu denken.

Wem es gelingt, den Glauben an eine seelische Substanz den Menschen auszureden, wird damit niemals etwas anderes erreichen, als daß sie hinfort die seelischen Thätigkeiten auf die materielle Substanz als ihre Grundlage beziehen; denn ohne den Substanzbegriff kann der Mensch nun einmal keine Art von Geschehen denken. Die substanzlose Aktualität als das Absolute zu setzen, ist eine denkwidrige Fiktion, zu der wohl ein Philosoph am grünen Tische gelangen kann, die aber niemals einem unbefangenen Denken plausibel zu machen sein wird. Ist dies aber richtig, dann liegt in der Wundtschen Bekämpfung des substantiellen Seelenbegriffes eine praktische Gefahr, nämlich die Gefahr, daß eine Verbreitung der Wundtschen Lehre keine andere Wirkung haben kann, als der Verbreitung des Materialismus Vorschub zu leisten, welchen er durch seine Metaphysik zu bekämpfen beabsichtigt, aber mit verfehlten Mitteln bekämpft. Diese Gefahr liegt um so näher, als Wundt selbst in dem ersten, im Jahre 1880 erschienenen Bande seiner Logik noch keineswegs dazu gelangt ist, den materiellen Substanzbegriff als einen bloß provisorischen Hülfsbegriff anzusehen, sondern ihn als definitive Hypothese hinstellt und nur diejenige (hylozoistische) Er-

gänzung dieses materialistischen Substanzbegriffes für nöthig hält, welche ihn zugleich tauglich macht, zur Grundlage psychischer Vorgänge zu dienen (Logik I 489).

Wir kommen nun zu dem Argument Wundt's, daß die geistige Substanz darum unhaltbar sei, weil im geistigen Leben das Gesetz des Wachsthums der Energie herrsche, Wachsthum der Energie aber mit einer Substanz unvereinbar sei, die ihrer Natur nach konstant gedacht werden müsse (315—317). Hierin sind zwei Voraussetzungen enthalten, erstens, daß im geistigen Leben ein Gesetz des Wachsthums der Energie gilt, und zweitens, daß Konstanz der Substanz und Konstanz der Energie Wechselbegriffe seien; zu diesen tritt dann die Behauptung hinzu, daß beide nur auf Grund des aktuellen Seelenbegriffs ohne Widerspruch zusammenbestehen können. Nun ist aber die erste Voraussetzung nur bedingungsweise annehmbar, die zweite ganz falsch und die hinzutretende Behauptung selbst auf dem Standpunkt der Wundt'schen Metaphysik unhaltbar.

Alles geistige Leben in den Individuen verschiedener Ordnung zeigt zuerst eine Periode des Wachsthums der Energie und dann eine solche der Abnahme, also eine Energiewelle. Die Energiewellen der verschiedenen Individuen gleicher Ordnung scheinen sich im Großen und Ganzen zu kompensiren, so daß die Energie auch des geistigen Lebens konstant bleibt. Nur bei der Menschheit als einheitlicher Totalität genommen, können wir eine solche Kompensation mit anderen Menschheiten auf anderen Planeten oder Sonnensystemen nicht konstatiren, sondern höchstens nach Analogie vermuthen, es sei denn, daß die Lebensläufe dieser verschiedenen Geisterreiche gar nicht zusammenfallen. Nur im letzteren Falle könnten wir in der Wachsthumsperiode der Menschheit von einem Wachsthum der universellen geistigen Energie sprechen, aber nicht so, als ob dieses Wachsthum ein unbegrenzt fortschreitendes wäre, sondern nur mit dem Vorbehalt, daß auf diese Wachsthumsperiode die Abnahmeperiode gesetzmäßig folgen muß, es sei denn, daß der Weltproceß vorher ein Ende nimmt und in seinem Verlauf abgeschnitten wird.

Die Konstanz der Substanz und die Konstanz der Energie haben gar nichts mit einander zu thun. Die Konstanz der Substanz ist ein dem Begriffe der Substanz wesentlich zukommendes und unabtrennbares Merkmal, mit dessen Ablösung der Begriff der Substanz aufgehoben würde. Die Konstanz der Energie im Universum hingegen ist eine Thatsache, die niemals aus einer rein logischen Nothwendigkeit, sondern nur teleologisch zu erklären ist. Weil das geistige Leben sich auf eine

feste und stetig sich gleichbleibende Unterlage stützen muß, darum muß die einmal gesetzte Größe der Energie in der unorganischen Natur nothwendig unverändert bleiben ebenso wie die einmal gegebene Gesetzmäßigkeit der Natur. Daß die Energiegröße konstant bleibt, ist also rein teleologisch begründet; wie groß aber die konstante Energiegröße beim Beginn des Weltprocesses angesetzt ist, das ist weder logisch, noch teleologisch bedingt, sondern rein zufällig. In einem früheren oder späteren Weltproceß könnte die konstante Energiegröße des Universums ganz anders bestimmt werden, als in dem jetzigen; aber daß sie auch in jenen konstant sein müßte, das bliebe als teleologische Forderung bestehen. Die Substanz aber, welche diese Energie setzt und aufrecht erhält, bliebe in allen Fällen dieselbe, gleichviel wie groß die Energiesumme bestimmt ist.

Nun ist aber die Universalenergie in unserem Weltproceß genauer betrachtet die Summe der materiellen und geistigen Energie, und wenn nur der eine dieser Summanden konstant, der andre variabel wäre, so wäre auch ihre Summe variabel. Dieser Satz gilt jedoch nur, wenn die geistige Energie kein bloßes Produkt oder Integral der Atomenergien ist, welche schon in dem ersten Summanden enthalten sind. Grade dies ist aber bei Wundt der Fall. Das Wachsthum der geistigen Energie kann nach Wundts metaphysischen Ansichten nur durch den Eintritt von mehr Atomenergien in Individuen höherer Ordnung erfolgen, indem auf diese Weise mehr und mehr Energie, die vorher bloß auf niederen Individuationsstufen Verwendung fand, zu integrirenden Bestandtheilen höherer Individuen wird und zur Steigerung ihres geistigen Lebens beisteuert. So bleibt bei Wundt die Gesammtsumme der Energie dieselbe, und was wächst, ist nur derjenige Theil dieser Universalenergie, welcher durch seine Eingliederung und Zusammenordnung zu Individuen höherer Stufe die Seite der Geistigkeit zur Erscheinung in höheren Formen gelangen läßt. Vom Wundt'schen Standpunkt wäre also das Wachsthum der geistigen Energie selbst dann mit der Konstanz der Universalenergie ganz wohl vereinbar, wenn sein Satz, daß Konstanz der Energie und Konstanz der Substanz Wechselbegriffe seien, richtig wäre.

Wenn man dagegen die geistige Energie als eine nur theilweise von den Atomenergien mitbedingte, in der Hauptsache aber von diesen unabhängige Kraftäußerung der absoluten Substanz betrachtet, die als ein zweiter Summand zu den Atomenergien hinzukommt, dann liegt die Sache so, daß die etwaige Veränderlichkeit dieser geistigen Energie nach Art und Maaß genau in demselben Sinne teleologisch determinirt sein

muß, wie es die Unveränderlichkeit der materiellen Energie ist. Die Substanz ist dann das Subjekt der universellen Kraftäußerung oder Willensfunktion, das in seiner stetigen Thätigkeit aus Zweckmäßigkeitsrücksichten oder um des absoluten Zweckes willen auf materiellem Gebiet eine sich gleichbleibende, auf geistigem Gebiet eine mehr oder weniger veränderliche Energie entfaltet.

Als thätiges, die Thätigkeit aus sich heraussetzendes oder hervorbringendes Subjekt ist die Substanz der Grund der Kraftäußerung, nicht der logische Bestimmungsgrund, sondern der Wesensgrund, auch nicht die Ursache, welche Einheit von aktueller Energie und logischem Bestimmungsgrund ist. Logischer Bestimmungsgrund für die Konstanz oder Inkonstanz der Energie bei der Bethätigung ist der absolute Zweck, welcher ebenso konstant ist wie die Substanz. Die Substanz und der Zweck, oder der konstante Wesensgrund und der konstante logische Bestimmungsgrund zusammen machen den konstanten Theil der Bedingungen bei allem Geschehen aus, während die wechselnden Bedingungen, oder die Ursache im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes, in der universellen Kraftäußerung des jeweiligen Augenblicks und in der durch sie gesetzten momentanen Weltlage gegeben sind. Daß überhaupt etwas geschieht, liegt an der Substanz und dem absoluten Zweck; daß in diesem Augenblick grade dies und nichts anderes geschieht, liegt daran, daß in dem vorhergehenden Augenblick grade das und jenes geschehen ist. Wenn man den absoluten Zweck dabei außer Betracht läßt, wenn man ferner die augenblickliche universelle Aktualität als „aktuelle Ursache", den Wesensgrund aber als substantielle Ursache bezeichnet, so muß man sagen, daß die vollständige Ursache jedes Geschehens, oder die Ursache im weitesten Sinne in der Einheit der substantiellen und aktuellen Ursache besteht.

Die Ursache einseitig nur in der Substanz oder im Wesensgrund suchen, kann nur Derjenige, welcher die Substanz eben nicht als allgemeine, sondern als besondere, inhaltlich specialisirte, monadische Substanz auffaßt, und alle relativ konstanten, aber nicht absolut konstanten, also doch bloß zur jeweiligen Weltlage gehörigen Bedingungen mit in die Substanz hineinstopft, kurz wer auf die Pseudosubstanz des Dinges oder gar mythologischer Personifikationen (293) zurückgreift. Die Ursache einseitig nur in den wechselnden Bedingungen oder in der universellen Aktualität des jeweiligen Augenblicks suchen, kann nur derjenige, welcher über den Bestimmungsgründen der Art und Weise des nächsten Geschehens den Realgrund dafür vergißt, daß überhaupt noch etwas geschieht und der Weltproceß nicht mit diesem Augenblick auf-

hört. In der Thätigkeit dieses Augenblicks kann wohl der Bestimmungsgrund dafür enthalten sein, daß im nächsten Augenblick, wenn noch etwas geschieht, nichts anderes als dies geschieht, aber es kann in ihr niemals der Realgrund dafür liegen, daß noch etwas weiter geschieht, daß auch in diesem Augenblick noch Thätigkeit ist. Denn die Thätigkeit ist nur als stetige Setzung, und nur so lange, als sie stetig gesetzt wird; jede Setzung aber ist Willensmanifestation. Daß auch jetzt noch Thätigkeit ist, kann seinen Grund nur darin haben, daß erstens der Thäter fortbesteht und daß er zweitens sich weiter bethätigen will, mit andern Worten darin, daß ein beharrendes substantielles Subjekt hinter der Thätigkeit steht, und daß dessen Wille, thätig zu sein, nicht gerade in diesem Augenblick in sein Gegentheil umschlägt, sondern als wollender fortdauert.

Je weiter die Entwickelung des Substanzbegriffes und seine Befreiung von ungehörigen Beimischungen fortschreitet, desto unmöglicher wird es, die substantielle Kausalität einseitig für die ganze Kausalität zu halten, desto größer wird aber auch die Gefahr, die aktuelle Kausalität einseitig für die ganze Kausalität zu halten, weil die absolut konstante Bedingung gar zu leicht als selbstverständliche Bedingung bei Seite geschoben und ignorirt wird. Einseitige Vertreter der substantiellen Kausalität giebt es unter den Lebenden wohl überhaupt nicht mehr; alle heutigen Denker verstehen die Betheiligung der Substanz an der Kausalität nur im Sinne einer absolut konstanten oder permanenten Bedingung, und Wundt's Bekämpfung einer bloß substantiellen Kausalität (276—277) erscheint heut gegenstandslos. Der Streit dreht sich nicht mehr um den Gegensatz einer bloß substantiellen oder bloß aktuellen Kausalität, wie Wundt voraussetzt (245, 303), sondern um den Gegensatz einer bloß aktuellen Kausalität und einer Einheit von substantieller und aktueller Kausalität als der so erst vollständigen und ganzen Kausalität. Wundt kennt nun sehr wohl die Bedeutung der konstanten oder permanenten Bedingungen neben den wechselnden (301) und die Gleichsetzung der Substanz mit der konstanten Bedingung (311); aber er läßt diese Bedeutung der Substanz innerhalb der Kausalität nur für das materielle Gebiet gelten und behauptet, daß sie auf geistigem Gebiet fehle (312). Auf materiellem Gebiet soll also die Berücksichtigung der konstanten Bedingung (der Materie als Substanz) mit in den berichtigten Kausalbegriff aufgenommen werden; auf geistigem Gebiet aber soll die Berücksichtigung der konstanten Bedingung (der Seele als Substanz) die Interpretation der Erscheinungen nach dem berichtigten Kausalbegriff ausschließen (303). Hier zeigt sich deutlich, daß es ledig-

lich Wundt's Vorurtheil gegen den substantiellen Seelenbegriff ist, was ihn dazu bringt, „den berichtigten Kausalbegriff“ auf materiellem und geistigem Gebiete verschieden auszulegen und hier die Substanz als konstante Bedingung von ihm auszuschließen, die er dort in ihn einschließt*).

*) Vgl. zu diesem Kapitel in meiner Schrift „Lotze's Philosophie“ die Abschnitte II 2—4 über „Substantialität, Realität und Kausalität“ S. 53—98.

(Schluß folgt.)

Viktor Hehn.

Von

Berthold Delbrück (Jena).

Am 22. März dieses Jahres brachte die Nationalzeitung folgende Notiz: „Der kaiserlich russische Wirkliche Staatsrath Dr. Viktor Hehn ist heute früh hierselbst im 77. Lebensjahr verschieden. Derselbe war ein Gelehrter von eben so vielseitigem, wie umfassendem und gründlichem Wissen, er verband damit eine anziehende Darstellungsweise, wovon seine Hauptwerke „Kulturpflanzen und Hausthiere" (5. Auflage), „Italien" (3. Aufl.) und „Gedanken über Goethe" (2. Aufl.) genügendes Zeugniß ablegen. Geboren zu Dorpat, war er längere Zeit Oberbibliothekar an der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg und lebte seit 1873 in Berlin, wo er in Gelehrtenkreisen gern gesehen war." Später folgte in derselben Zeitung ein etwas ausgeführteres Bild und auch andere russische und deutsche Blätter brachten Nachrufe. Daß aber der Tod Viktor Hehn's Aufsehen erregt hätte, kann man nicht behaupten, und das würde wahrscheinlich ebenso gewesen sein, wenn sein Tod auch nicht in jene Tage gefallen wäre, in denen der Sinn der Gebildeten in Deutschland durch die Entlassung Bismarck's völlig in Anspruch genommen war. Viktor Hehn war zwar einer der hervorragendsten Gelehrten der Zeit, und hätte somit wohl eine stärker ausgedrückte Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen verdient, aber er lebte bei uns doch nur sozusagen als ein Gast, und es war schwer, ihn in einer jener Klassen unterzubringen, in welche gewohnheitsmäßig bei uns das schreibende Publikum zerlegt wird. Erwägt man seine erstaunlich umfassende allgemeine Bildung, seine innige Vertrautheit mit unsern großen Denkern und Dichtern, seine glänzende Gabe der Darstellung, seine Entferntheit von allem Bücherstaub, so hätte man meinen mögen, daß die sogenannten „Schriftsteller" es sich zur Ehre rechnen würden, einem der größten unter den ihrigen ein glänzendes Todtengeleite zu geben. Aber

das Wort „Schriftsteller“ hat jetzt einen wunderlich engen Sinn angenommen, zu welchem die schwere Rüstung der Hehn'schen Gelehrsamkeit nicht stimmen will. Auf der andern Seite ein Professor war er auch nicht. Wäre er in dieser Stellung an der Berliner Universität gewesen, so wäre sicher die Welt von Zeit zu Zeit durch die Zeitungen an seine Existenz erinnert worden. Zu seinem siebzigsten Geburtstage hätte man einen von jenen Commersen veranstaltet, auf welchen wohlwollende Redner der akademischen Jugend und auch dem zeitungslesenden Publikum auseinander zu setzen pflegen, wie betrüblich der Zustand des Faches vor 40—50 Jahren gewesen, und wie erst durch die Bemühungen des Jubilars und seiner Freunde die jetzige erfreuliche Lage herbeigeführt worden sei, wozu denn der Gefeierte in wohlthuender Bescheidenheit zu bemerken pflegt, daß er wohl wisse, wieviel noch zu leisten übrig bleibe und eine strebsame Jugend anfeuert, sich nach dieser Richtung hin zu beeifern. Man hätte auch wohl den Fachgenossen und Verehrern einen Beitrag von 10 bis 20 Mark angesonnen, um eine Hehn-Stiftung von zweifelhafter Nützlichkeit zu schaffen, oder auch dem hochverehrten Manne seine eigene Büste, von Künstlerhand in Marmor angefertigt, mit einer Ansprache übermachen zu können. Man mag nun über solche Ovationen urtheilen, wie man will, jedenfalls hat die amtlose Stellung Hehn's dazu beigetragen, ihn der Aufmerksamkeit unserer Zeitungen in höherem Maße zu entziehen, als es sonst der Fall gewesen wäre. Aber auch in einer andern Beziehung war Hehn eine Merkwürdigkeit unter den deutschen Gelehrten: er hatte kein bestimmtes Fach. Oder wo fände man jetzt noch einen gründlichen deutschen Gelehrten, der wie Hehn zu schreiben wagte über „Italien“, über „Kulturpflanzen und Hausthiere“ und dann am Schluß seines Daseins „Gedanken über Goethe“, ein umfängliches Werk, an dessen Fortsetzung wie es scheint ihn nur der Tod verhindert hat. Einem Manne, der eine so selbstständige, ja einzige Stellung in der Wissenschaft eingenommen hat, sollte man wohl etwas näher nachgehen. Ich theile im folgenden mit, was mir von seinem Leben bekannt geworden ist und suche zu zeigen, worin die Einheit und der Werth seines Schaffens zu finden ist.

Wenn man in der Familie eines deutschen Philologen aufwärts steigt, so stößt man gewöhnlich auf einen Pastor. So auch bei Hehn. Hehn's Großvater, Johann Martin Hehn kam aus Franken nach Dorpat, wurde dort Rektor der Stadtschule, dann Pastor zu Odenpaeh in der Gegend von Dorpat und starb 1793. Von ihm mag sein Enkel nicht nur das erregbare fränkische Blut geerbt haben, sondern auch die Vorliebe für philologische und philosophische Studien, denn der Pastor

von Odenpaeh war ein großer Kenner des Ehstnischen und verfaßte eine Grammatik und ein Wörterbuch dieser Sprache, die aber leider nicht gedrnckt worden sind. Nach dem Tode des alten Herrn wurde, wie sich das damals schickte, sein Sohn Gustav sein Nachfolger. Aber die Theologie scheint diesem auf die Dauer nicht behagt zu haben. Er gab nach einigen Jahren sein Amt auf, ging nach Erlangen um die Rechte zu studiren und wurde nach seiner Rückkehr Secretär des Dorpater Landgerichts. In diesem Amte starb er 1823. Er wird geschildert als ein heiterer Lebemann, ein angenehmer geistreicher Gesellschafter, voll von witzigen Einfällen. Er war zweimal verheirathet, aus der zweiten Ehe stammte der Sohn Viktor. Seine Mutter soll eine Frau von großem und scharfem Verstande gewesen sein, und Personen, welche beide Eltern noch gekannt und auch den Sohn in seiner Jugend gesehen haben, haben versichert, daß dieser die hohe geistige Begabung von der Mutter, aber auch viel von dem Geiste und der Natur des Vaters geerbt habe. Geboren ist Viktor Hehn am 26. September 1813 zu Dorpat. Durch das Gymnasium, wo er sich durch seine Kenntniß der alten Sprachen ausgezeichnet haben soll, rückte er auf die Universität und studirte von 1830—35 Philologie in Dorpat. Von besonderer Einwirkung auf seine geistige und wissenschaftliche Entwicklung ist, so viel man weiß, keiner seiner Lehrer gewesen. Dagegen hat die Beschäftigung mit Jakob Grimm's Deutscher Grammatik einen tiefen und nachhaltigen Einfluß auf sein wissenschaftliches Denken und die Richtung seiner Studien ausgeübt. Nach Beendigung seiner Dorpater Studien war er einige Jahre lang Hauslehrer und ging dann 1838 nach Berlin, um Sprachwissenschaft zu studiren, und hörte besonders Boeckh, Lachmann und Bopp. Hier in Berlin nun ergriff ihn die Hegel'sche Philosophie, welche ihn festgehalten hat bis ans Ende. Daß er zu dieser Philosophie ein Verhältniß gewann, war das wichtigste Ereigniß seines Berliner Lebens. Man kann auch sein Buch über „Italien" und über „Kulturpflanzen und Hausthiere" nicht verstehen, wenn man seine philosophische Stellung nicht beachtet. Von Berlin aus wandte er sich im Jahre 1840 nach Italien, wo er anderthalb Jahr verweilte. Hier gewann er jenes tiefe Verständniß für die italienische Landschaft, die begeisterte Vorliebe für das italienische Volk und den Haß gegen die österreichische Zwingherrschaft, die in seiner Schrift über Italien so kräftig hervortreten. In die Heimath zurückgekehrt, wurde Viktor Hehn Oberlehrer an der höheren Kreisschule zu Pernau, wo er bis 1846 blieb. Hier in Pernau veröffentlichte er als Schulprogramm seine erste Schrift über die „Physiognomie der italienischen Landschaft", worin sich die Grundgedanken

seines späteren Buches über Italien schon ausgesprochen finden. 1846 wurde ihm das Amt des Lektors der deutschen Sprache an der Universität Dorpat übertragen, eine Professur für dieses Fach gab es nicht. Es mögen glückliche Jahre für ihn gewesen sein, als er in der Fülle jugendlicher Manneskraft zahlreiche Zuhörer um sich versammelte. Er las während der 5 Jahre seines Lehramtes: Deutsche Grammatik nach Jakob Grimm, einmal auch speciell über deutschen Vocalismus, Syntax der deutschen Sprache nach Grimm, erklärte Ulfilas und Nibelungen, hauptsächlich aber las er literargeschichtliche Collegia, so namentlich Geschichte der deutschen Literatur, desgleichen Geschichte der Deutschen poetischen Literatur, Goethe und Schiller als Lyriker, Schiller's lyrische Gedichte, Schiller's Jungfrau von Orleans, Goethe's Hermann und Dorothea, und veranstaltete wiederholt Uebungen in deutschem Stil. Aus dieser stillen und gedeihlichen Thätigkeit riß ihn die rohe Faust des russischen Absolutismus. Hehn verkehrte viel in dem Hause einer geistreichen, von dem Freiheitsdrange jener Tage erfüllten und wie es scheint etwas excentrischen Dame, der Baronin B., welche in der Geschichte der Befreiung Kinkels eine Rolle gespielt hat. Sie war während der Jahre der Bewegung ins Ausland gereist, blieb aber im brieflichen Verkehr mit Freunden und Bekannten in der Heimath, so auch mit dem Juristen Osenbrüggen und Viktor Hehn. Auf Verlangen des russischen Geschäftsträgers wurden ihre Papiere im Sommer 1851 von der Polizei in Hamburg mit Beschlag belegt. Man schickte sie nach Petersburg, wo sie von der berüchtigten dritten Abtheilung der Kanzlei Seiner Majestät (der geheimen Polizei) durchgesehen wurden. Die Correspondenten wurden verhaftet, Osenbrüggen als Ausländer über die Grenze geschafft, Viktor Hehn dagegen in die Kasematten der Peter-Paulsfestung in Petersburg gebracht, wo er über ein halbes Jahr geschmachtet hat. Wenn auch etwas eigentlich Belastendes für ihn bei der Untersuchung nicht herauskam, so wurde er doch als verdächtig angesehen und ihm die Stadt Tula als Aufenthaltsort unter steter polizeilicher Aufsicht angewiesen. Hier nährte er sich durch Musikstunden, andere Unterrichtsstunden zu geben war ihm versagt. Fern von allen literarischen Hülfsmitteln, in trostloser geistiger Einsamkeit, noch körperlich leidend von den Nachwirkungen der Gefangenschaft, hielt er sich doch aufrecht, er lernte russisch, und es wird mir sogar glaubwürdig mitgetheilt, daß er in der Oede dieses Lebens den ersten Plan zu seinem Buch über Goethe gefaßt habe. Bald nach der Thronbesteigung Alexanders II. im Frühjahr 1854 kam ihm die Stunde der Erlösung. Er wurde begnadigt, seine Verbannung aufgehoben und

ihm gestattet, zu wohnen wo er wollte, wenn ihm auch eine Stellung im Lehrfach versagt blieb. Er wurde zuerst Hilfsarbeiter an der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek und wurde dann 1857 einer der Oberbibliothekare dieser Anstalt. Hier standen ihm die reichsten Bücherschätze in bequemer Muße zur vollsten Verfügung. Bald entwickelte sich ein Austausch mit Männern wie Böhtlingk, Schiefner, Nauck und anderen, und hier war es ihm vergönnt, den innigen Verkehr mit seinem alten Freunde Berkholz, mit dem er schon von Berlin her befreundet war, fortzusetzen. In diese Petersburger Zeit fällt der Haupttheil seiner großen und fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit. Hier entstanden eine Reihe von Aufsätzen für die von Berkholz redigirte Baltische Monatsschrift, darunter auch diejenigen, aus denen das Buch über Italien erwuchs (1867), hier namentlich auch das Werk, welches ihm für lange Zeit einen Ehrenplatz in der philologischen Literatur sichert: die Arbeit über „Kulturpflanzen und Hausthiere". Im Jahre 1873 pensionirt, zog er nach Berlin, wo er bis ans Ende seiner Tage gelebt hat und wo das Buch über Goethe entstanden ist. Sein Verkehr mit den gelehrten Kreisen Berlins scheint nicht besonders lebhaft gewesen zu sein, an dem politischen Leben nahm er innerlich Antheil, trat aber nicht hervor. Durch Entwicklung und Lebenserfahrungen war er auf die liberale Seite gewiesen, dann scheint ihn Bismarck's Persönlichkeit mächtig ergriffen zu haben, er wurde, soweit ich das beurtheilen kann, Realpolitiker. Ob Akademien sich seiner bemächtigt haben, habe ich nicht in Erfahrung gebracht, eine deutsche Universität, ich glaube Marburg, hat ihn zum Ehrendoktor gemacht.

Ueberblickt man nun diesen Lebensgang, so wird man gewahr werden, daß er für ihn neben allen schmerzlichen Hemmungen doch auch viel förderliches enthielt. Er wuchs auf in literarischen Kreisen Livlands. In diesem Lande findet man noch jetzt häufig eine literarische und gesellige Kultur, die in Deutschland zu den Seltenheiten gehört. Noch heutzutage kommt es vor, daß ein livländischer Gutsbesitzer in mittleren Jahren im Winter nach Dorpat zieht, um mit allem Eifer archäologische oder philologische Vorlesungen zu hören. Wo wäre so etwas in Deutschland erhört? Wieviel reicher mag nun das geistige Leben dieser Kreise in älteren Zeiten gewesen sein, in jenen Zeiten glücklichen Stilllebens, wo eine aristokratische Gesellschaft, ruhend auf dem Untergrunde einer beherrschten, noch dumpf dahin lebenden Landbevölkerung, sich standesgemäßen Vergnügungen, daneben aber auch der Pflege feinster Geselligkeit und literarisch-künstlerischer Ausbildung widmen konnte. In diesen Kreisen wurde nicht geschrieben, aber im Verkehr

sehr viel mehr verausgabt, als bei unserer jetzigen Geselligkeit in Deutschland möglich ist. Hier legte Hehn den Grund zu einer Bildung, der nichts menschliches fremd war. In Dorpat, Tula, Petersburg, in Deutschland und Italien ging dem feinen Beobachter der Sinn für Völkertypen auf, die er so unübertrefflich geschildert hat, und in Rußland namentlich hat er die Vorstellungen von den nothwendigen Zuständen eines Naturvolks mit allen Sinnen in sich aufgenommen, Vorstellungen, die er bei seinen späteren Combinationen über das indogermanische Urvolk zu großer Förderung der Wissenschaft verwerthet hat. Vor allem aber ist wichtig, daß ihm die Gefahren des Specialistenthums niemals nahe getreten sind. Wer möchte verkennen, daß aus der Beschränkung, der unsere Gelehrten sich unterwerfen müssen, ein Theil ihrer Meisterschaft hervorwächst? Ich bin auch nicht geneigt, alle Klagen über die Specialisirung der wissenschaftlichen Thätigkeit, wie man sie heute vielfach hört, zu unterschreiben, ich glaube vielmehr, daß es auch unter deutschen Naturforschern noch manchen gebildeten Mann giebt, aber ich wage nicht zu leugnen, daß der nothwendige Lehrgang, dem die meisten deutschen Gelehrten unterworfen sind, geeignet ist, neben großer Tüchtigkeit im einzelnen, doch auch Beschränktheit und Handwerksmäßigkeit zu erzeugen. Wenn ein junger Mann nach rühmlicher Ablegung seines Abiturientenexamens die Universität bezieht, so stürmt in den vier Jahren, von denen er eines auch noch dem Dienste des Vaterlandes zu widmen hat, gar vieles auf ihn ein. Er möchte sich vielleicht gern nach allen Seiten ausbreiten, bald aber erhebt sich drohend das Gespenst des Examens und das Brotstudium macht seine Rechte geltend. Das Glück, sich in die Gedankenwelt eines großen Philosophen mit inniger Hingabe einzuleben, und damit auch für die Zeiten, in welchen der Glaube an die Systeme verschwindet, einen Schatz zu gewinnen, den Motten und Rost nicht fressen, dieses Glück wird den jungen Philologen oder Naturforschern, die alle zu viel Positives lernen müssen, selten mehr zu Theil. Dazu kommt die Schulung im Seminar und der Zwang, die Wissenschaft durch eine Dissertation zu bereichern. Hat sich dann etwa der hoffnungsvolle junge Mann zur Habilitation entschlossen, so kommt bald die Zeit heran, in der ihm seine eigene Kenntniß des Lebens, vielleicht auch die Noth um Geld, und endlich der Rath seiner älteren Freunde dringend nahe legt, ein Buch zu schreiben, und zwar in nicht zu langer Frist, denn von dem Erscheinen schon in diesem Semester kann manches abhängen. Bei solcher Zusammenfassung aller Kräfte entstehen viel ernste und tüchtige Leistungen, aber woher soll die Stimmung kommen, welche nöthig ist, um ein Werk in

der Stille zu pflanzen, die Zeit und die Gunst der Witterung, welche es langsam reifen läßt, und die Freiheit und Heiterkeit des Geistes, welche allein dem Werke gelehrten Fleißes einen Hauch künstlerischer Vollendung zu verleihen vermag? Von allen diesen Hemmungen ist Hehn verschont geblieben, trotz Kerker und Verbannung hatte er das Glück, daß er nie literarischer Handwerker war, sondern die Schriftstellerei betrieb als ein Aristokrat.

Wenn ich nun dazu übergehe, Hehn's wissenschaftliche Thätigkeit zu schildern, so muß ich vor allem wieder daran erinnern, daß er ein Anhänger der Hegel'schen Philosophie war. Sein ganzes wissenschaftliches Leben war durchtränkt von dieser Lehre, ein feinfühliger Leser wird Spuren davon auf jeder Seite entdecken. Wenn ich versuchen soll, das was Hehn der Hegel'schen Philosophie verdankt, auf einen möglichst einfachen, nicht schulmäßigen Ausdruck zu bringen, so möchte ich sagen: er suchte mit Hegel die innere Nothwendigkeit in der geschichtlichen Entwicklung zu erkennen, er fühlt sich als entschiedensten Gegner jedes Dualismus. So äußert er sich z. B. über Lessing, den er überhaupt nicht recht mag, folgendermaßen: „In der Geschichte fand er nicht eine immanente Selbstentwickelung oder Selbstoffenbarung der Idee, sondern eine Erziehung des Menschengeschlechts, also bewußte Absicht, das Thun eines außerhalb stehenden Pädagogen, der die Schritte des Kindes am Gängelbande leitet" (Goethe S. 12). Dagegen lese man wie Hehn selbst die Entwickelung von innen heraus, wie er sie sich denkt, in folgenden Worten schildert. „Derselbe Dichter, der vor Allem berufen schien, in lyrischem Gesange den Kämpfen des Bewußtseins und Einzeldaseins Ausdruck zu geben, derselbe zeigt uns auch in idealen Umrissen die beharrende Naturgestalt unseres Geschlechtes, die substantiellen Lebensformen, in deren Schooße das Subjekt noch unerschlossen ruht. Diese Formen sind einfach und unmittelbar, ebenso heiter als ernst, weder komisch, noch tragisch; sie verbinden das fernste Alterthum mit der nächsten Gegenwart, ja sie sind der höhern Thierwelt mit der Menschenwelt gemeinsam. Alles Besondere, so und auf diesem Grunde betrachtet, geht leicht und ohne Hemmung in das Allgemeine auf, es wird von diesem immer wieder zurückgezogen; die Forderungen der Sitte und geselligen Ordnung erscheinen nur als natürliche Lebensprocesse; ihre Herrschaft ist nicht eingesetzt, sie wird nicht empfunden, sie umfängt alles so ruhig, als könnte es nicht anders sein, und ihr entgegenzustreben, wäre sinnlos. Geburt und Tod, die Lebensalter und ihre Eigenheiten, der Ahnherr mit spärlichem, bleichem Haar und das zu seinen Füßen spielende Kind, die aus der Familie werdende

Familie, der Zug der Geschlechter zu einander, Vater und Mutter, der Jüngling und das Mädchen, Werbung und die sich knüpfende Ehe, die Flamme des Heerdes und der steingefaßte Brunnen, die Urbeschäftigung auf der Weide und dem Acker, auch mit Spindel und Nadel, die begleitenden Thiere, Rind und Schaf, Hund und Roß, Ruder und Schaufel und Pflug, auf der Wiese die Sense, im Walde die Axt, das Netz am Ufer, Arbeit und Muße, Gesang und Tanz, Zorn und Streit und Begier, Warnung und weiser Rath, wurzelnd in Sitte und Stammesgefühl, Weihgeschenk und Spende, Muth und List der Helden, Thaten der Vorfahren, Sagen und alte Sprüche — alles dies und was sich sonst noch anfügen lassen mag, ist Geist in Nothwendigkeit gebunden, so unbewußt thätig und dunkel schaffend, wie das Thier sich geberdet und die Pflanze treibt und wächst, Naturform, deren Anschauung uns, die wir abgefallen und dadurch zwiespältig und unselig sind, wie die eines verlornen Paradieses ergreift und unter Lächeln zu Thränen rührt." (S. 186.) Man kann schon aus diesen Anführungen vermuthen, daß es Hehn ganz besonders gut gelingen muß, etwas typisches, also z. B. das Verhalten ganzer Volksklassen zu schildern, daß ihm dagegen schwerer werden muß, einsamen Persönlichkeiten gerecht zu werden. Wer sich von den Stärken und Schwächen der Hehn'schen Anschauung und Schriftstellerei eine deutliche Vorstellung machen will, lese das Einleitungskapitel zu den „Gedanken über Goethe" mit der Ueberschrift „Südwest und Nordost", worin der Versuch gemacht wird, in echt Hegel'scher Weise zu zeigen, daß der Goethe'sche Genius nur in Süddeutschland zur Welt kommen konnte. Es kann nichts treffenderes geben, als die Schilderung des Lebens der höheren Klassen in demjenigen Theile Deutschlands, den man damals in speciellem Sinne das Reich nannte. Man vergleiche folgende Schilderung: „Der Beamtenstand lebte in lässiger Fröhlichkeit dahin, und unter den Aemtern gab es manche Sinekuren, deren Inhaber der Noth überhoben waren und Muße hatten, sich persönlich und menschlich auszubilden. Der Bürgersmann war nur halb bei der Arbeit und viel im Wirthshause, und auch der Fleißige nahm sich Zeit und schaffte gemächlich an dem aufgegebenen Werk; Bauer und Pfaffe tanzten und schmauchten, schrien und stampften an Kirmeßfesten; der Wein und seine heitere, mitunter auch wohl tragische Thorheit beherrschte das Leben. Verglichen mit dem schweigsamen, despotisch regierten Staate Friedrichs des Großen, wohnte hier eine lachende, plaudernde, gesellige Bevölkerung, in deren Haltung und Benehmen für den, der einen weitern Blick hatte, noch immer die altkeltische und altrömische Herkunft sich verrieth. Denn Art läßt nicht

von Art, wie das Sprichwort sagt, und das Erbe der Ahnen geht ohne unser Wissen und Zuthun, eine Weile verborgen, dann wieder hervortretend, durch viele Geschlechter. Flachsköpfe fanden sich hier selten, braunes, ja dunkles Haar war das Gewöhnliche, aus den Augen sprach mehr die leicht erregte Einbildung, als der abwägende Verstand. Das Kinder- und Familienfest des Christbaumes war wenig bekannt, die Kartoffel nicht die Lieblingsfrucht, der Thee nur eine Art Arzenei bei Krankheiten, das Haus nicht so blank gescheuert, Frauen und Mädchen nicht so ängstlich ehrbar und züchtig, sondern leichter geschürzt; Niemand dachte mit Stolz an Hermann den Cherusker und den Teutoburger Wald und die angeblichen Barden und die angebliche Keuschheit jener Zeiten, wohl aber fand Jeder seine Freude an dem fröhlichen Herbst, an Feuerwerk, in katholischen Landen an Umgängen mit Fahnen und Lichtern, an Vermummung und bei dieser an den mitunterlaufenden Neckereien und losen Streichen." (Goethe S. 18.) Wenn er dann zu den einzelnen Persönlichkeiten kommt, die alle aus der Art ihres Geburtslandes erklärt werden, findet sich natürlich mancher treffende Zug. Zum Beispiel ist gewiß schön, was er über Klopstock sagt: „In dem Gemüthe des niedersächsischen Stammes lagen alle die Züge, die Klopstock's persönlichen und poetischen Charakter bilden. Die Ehrbarkeit und die theologische Dogmatik, das gestalt- und inhaltlose Kraftgefühl, der Schwung in die Leere des Erhabenen, die Spannung zwischen Geist und Sinn, die Versenkung in dunkle Zusammenklänge, die grübelnde Gewaltsamkeit gegen die Sprache, die Thränen der Schwermuth um nichts, der persönliche Ernst statt der offenen Hingabe an Welt und Leben — dies waren die Eigenschaften, die das sächsische Deutschland an dem Sänger des Messias und der Oden entzückten und ihm begeisterte Jünger zuführten." (Goethe S. 11.) Auch mag man allenfalls noch hingehen lassen, was er ziemlich schnöde über Joh. Heinr. Voß bemerkt. „Wenn sich Johann Heinrich Voß durch die nützliche Frucht der Kartoffel, aus der ein starker Spiritus gebrannt wird und die auch zur Mast der Schweine dient, zu einem Ernteliede und andern gemüthlichen Reimen begeistern ließ, so erkennen wir darin seine Heimath und die Art Poesie, die auf diesem Boden und unter der Hand dieser treuen, kräftigen und verständigen Menschen möglich ist und gedeiht." (Goethe S. 32.) Dagegen wird mancher schon ein wenig lächeln, wenn er liest, in welcher Weise Kant und Herder als Norddeutsche den süddeutschen Schelling und Hegel gegenüber zurückgesetzt werden. „Derselbe Gegensatz der Stammes- und Landesart, wie in der Literatur überhaupt, zeigte sich später in der Philosophie. Herders

nächster Landsmann, Immanuel Kant, wandte die Untersuchung auf das erkennende Subjekt selbst und diese Kritik ergab, daß alle Form der Wahrheit von eben dem Subjekte zur Erfahrung hinzugebracht werde, das Ding an sich aber, als undurchdringlich, auf ewig sich verberge; den Verlust der Welt ersetzte er durch schroffe ethische Abstraction, das kategorische Gebot, die praktische Vernunft. Dies Princip der Freiheit führte sein Nachfolger Fichte, der tapfere, auf sich selbst gegründete Mann, zur äußersten Consequenz. Das Ich schafft sich ewig eine Welt todter Objekte, um in absoluter Actuosität diese selbstgesetzten Schranken ewig zu überwinden und so sich selbst zu besitzen und zu behaupten. Beide Philosophen ergriffen das Wesen in dem Kampf und in der That; wenn sie bisweilen, ohne es recht zu wollen oder zu wissen, in die Nähe des Landes geriethen, wo die Versöhnung der Gegensätze gelingt (der Eine in der Kritik der Urtheilskraft, der Andere in den späteren Werken), so blieben sie doch bald bedenklich stehen: in der That — ohne sich selbst aufzugeben, konnten sie keinen Schritt hinüberthuen. Erst als zwei Denker aus dem Süden kamen, Schelling und Hegel, und eine objektive Vernunft, die Einheit des Idealen und Realen verkündigten, da öffnete sich ein unermeßlicher Reichthum vor den trunkenen Blicken, die wiedergewonnene Heimath des Geistes — und vor der Wärme dieses neuaufgegangenen Frühlings schmolzen die starren, hartnäckigen Trennungen des abstrahirenden Verstandes und der dualistischen Moral." (S. 14.) Und nun gar Winckelmann! Natürlich muß es für einen Hegelianer schwer sein, nachzuweisen wie ein Winckelmann aus der sandigen Mark hervorgehen konnte. Es bleibt nichts anderes übrig, als das Prinzip des Gegensatzes zu Hülfe zu rufen, von dem Hehn behauptet, daß er auch fruchtbar sein könne und uns wohl auch sonst in der Geschichte überrasche. Daß diese Versuche, das tiefste Wesen unserer größten Denker aus dem Boden abzuleiten, der sie erzeugt hat, nur einen sehr geringen Anspruch auf Gelingen haben können, liegt auf der Hand, denn es ist ja einleuchtend, daß solche Geister ihre Nahrung nicht blos aus dem vaterländischen Boden, sondern von überall her entnehmen, und Hehn wäre gewiß der letzte gewesen, dies zu leugnen. Man mag über diese Versuche als über eine Schwäche hinweggehen, ich habe sie aber doch erwähnen wollen, weil sie für die Erkenntniß des ganzen Mannes von Wichtigkeit sind, und weil es dem geneigten Leser vielleicht einige Genugthuung bereitet, zu sehen, daß selbst ein so kluger Mann wie Hehn den Schlingen nicht entgehen konnte, welche die Sucht zu systematisiren uns allen stellt.

Die hiermit beschriebene philosophische Stimmung geht durch alle

Hehn'schen Werke gleichmäßig hindurch und es ist nur zufällig, daß ich sie hier durch Stellen aus den „Gedanken über Goethe" belegt habe. Die drei Werke über „Italien", über „Kulturpflanzen und Hausthiere" und über Goethe sind aber nicht nur in dieser Beziehung gleichartig, sie gehören auch durchaus derselben Stilgattung an, und sie scheinen im Geiste des Verfassers wenigstens in ihren Keimen gleichzeitig entstanden zu sein; es ist daher gleichgültig, mit welchem man die Darstellung beginnt. Ich schließe mich der Reihenfolge ihres Erscheinens an und spreche zuerst über „Italien", wobei ich aus der zweiten Auflage citire, die mir zufällig zur Hand ist. Dieses Buch über Italien scheint nicht das gelesenste, es hat weniger Auflagen erlebt als die „Kulturpflanzen und Hausthiere", aber es scheint mir am meisten werth, auch von solchen gebildeten Deutschen, welche dem gelehrten Stande nicht angehören, genossen zu werden. Gebildete Deutsche, welche nach Italien reisen, mögen es zu ihrem Burkhardt in den Koffer packen. Man kann es freilich nicht, wie diesen unvergleichlichen Rathgeber, mit in die Museen nehmen und im einzelnen Falle um Belehrung ersuchen, aber man lese es in den Tagen der Ruhe, man nehme die Anschauungsweise und den Geist desselben in sich auf, und wenn man es wieder und wieder gelesen hat, so wird man auch das was an dem köstlichen Buche einseitig und übertrieben ist, freundlich entschuldigen, etwa wie man über die Schwächen eines werten Freundes mit Lächeln hinweggeht. Das Buch beginnt, wie natürlich, mit einer Schilderung des Contrastes zwischen dem Heimathslande, das wir verlassen und dem Lande unserer Sehnsucht, das wir erreichen. Die Worte gestatten keinen Auszug, so mögen sie denn, wie sie dastehen, auch meine Beschreibung des Hehn'schen Buches eröffnen. „Wenn der Nordeuropäer, der Barbar im antiken Sinne des Wortes, einen der Alpenpässe, die nach Süden führen, übersteigt, dann empfängt ihn eine neue, anders gebildete Welt — der Kreis der Uferländer des mittelländischen Meeres, zu denen nicht blos die Campagna von Rom und die Insel des Aetna, nicht blos die Vorgebirge Griechenlands und die aus dem blauen Meer in Nähe und Ferne auftauchenden Cykladen, sondern auch das dürre felsige Palästina, die Sinaihalbinsel und die arabischen und lybischen Wüsten gehören. Wer sich das ganze Gefühl, die Ueberraschung dieses Gegensatzes geben will, der eile im Hochsommer unmittelbar aus der Schweiz auf der Eisenbahn nach Genua und Nizza und befahre die Uferstraße zwischen den beiden genannten Städten — la riviera di ponente — die jetzt zum Theil französisch ist. Welch' ein Contrast! In der Schweiz — da herrschen Wasser und Wiese, die Thäler sind mit hellem, saftigem

Grün gefüllt, überall von den Bergen strömen pfeilschnelle Bäche, arbeiten wild an Steinblöcken und Tannenwurzeln vorüber, stürzen in Kaskaden stäubend über die Felswand, sammeln sich zu Seen und gehen dann als mächtige Flüsse in alle Welt. In den Schweizer Schluchten ist die Welt eng, ewig brausen dort die Dämonen bösen Wetters, und wer nach mühsamem Steigen auf einem Gipfel klare Luft und freie Aussicht trifft, der kann von Glück sagen. In der Schweiz trifft der Wanderer überall liebliche, umschlossene Landschaftsscenen, voll idyllischen Friedens, und ruft wohl aus: diesen Fleck Erde möcht' ich zur Heimath erwählen, hier meine Hütte bauen, hier meine Tage beschließen! Er bedenkt nicht, daß alles Idyllische sich schnell erschöpft und geistlos wird, daß in diesen hohen Gegenden bald der Winter kommt, der das Thal mit Schnee verschüttet und selbst den Wasserfall in starrende Eisnadeln verwandelt. Dann in den dunkeln, kalten Monaten, lebt der Mensch in hölzernen, mit Schnitzwerk und alten geistlichen Sprüchen verzierten. braunen Wohnungen und trägt Sorge, das Dach wohl mit Steinen zu belasten, daß es der Sturm, der in diesen Berglöchern fürchterlich rast, nicht mit sich fortführe. Die Schweiz ist das Land sauberer, ordentlicher, wohl berechneter Hauswirthschaft, die Heimath knochiger, realistisch denkender Menschen, die schon frühe den romantischen Adel und mit ihm manchen idealen Zug und alle Phantasiegebilde unter sich ausgerottet und sich bürgerlich republikanisch, nach Gemeinden und Cantonen eingerichtet haben. Hart und gewaltsam sind in diesem Lande auch die Hochgebirge aufgethürmt, hoch oben öde und sumpfige, mit kurzem Gras bewachsene, bald geneigte, bald in sich muldenförmig vertiefte Flächen tragend; von ihren oberen Kanten laufen die traurigen Halden, lange Streifen grauen Steingerölles, von den Schneestürzen hinterlassen, ins Thal; Nebel und Wolken hängen an den Flanken und Steinrippen wie die Wolle am Bauch des Widders, senken sich zu den schwarzen Fichtengürteln nieder und steigen wieder verhüllend und wogend aufwärts zu den kalten Schneekuppen. Ein Bild form- und schrankenloser Gewalten, beängstigende Zeugen uralter elementarer Kämpfe und Naturrevolutionen! — Von diesem weißen und grünen Winterlande sieht man sich Tags drauf, dort wo sich der Abhang der Seealpen zum mittelländischen Meere niedersenkt, in ein braunes Sonnen- und Lichtland, in ein Land, wo der Naturgeist in Formen gebunden ist, versetzt und fühlt jenseits der See die Gegenwart der lechzenden, farbenglühenden Wüste. Hier herrscht das Himmelsgestirn schon gewaltig, nach dem sich Goethe sehnte und dem zu Ehren er auf dem Wege zwischen Bozen und Trient jenes Bettelkind, dem der heiße Boden

die Füße verbrannte, mit in seinen Wagen nahm. Hier ist das wandelbare Wetter, dessen Launen wir Nordländer fürchten, schon in das Gesetz der Jahreszeiten gefaßt: der Sommer ist heiß und trocken, mit dem ersten Gewitter im Herbst beginnen erquickende Regenschauer; nicht in den Sommer, wie bei uns, sondern in den Herbst und Frühling, ja in den Winter fällt das Leben der Vegetation; breite Flußbetten, dicht voll Kies- und Kalkgeröll, ohne einen Tropfen Wasser, ziehen quer aus den Bergen dem Meere zu; den Weg säumen riesige Agaven mit halbabgebrochenen blauen Blättern und baumartigen Blüthenspindeln; Stachelkraut aller Art, vom Staube unkenntlich, hängt an der Mauer und bricht aus den Ritzen heißer Felswände. Verläßt man die Eisenbahn mit ihren blinden Tunnels nnd folgt der weißen, blendenden Landstraße auf einen höhern Punkt, dann zeichnet sich tief unten im Lichtglanz eine gezackte Landzunge, eine schwimmende runde Insel, ein vorspringendes Vorgebirge; es kommt ein kaum merklicher Erquickungshauch vom Meere aufwärts und Gruppen von pinus maritima, ganz leise rauschend, spenden wie in einem Tempel ihren Weihrauch. Den Charakter des Sommers, des Naturlebens als einer unempfundenen, milden, harmonischen Nothwendigkeit, trägt auch Sitte, Körperbildung und Wohnung der Menschen. Die Bevölkerung führt ein Gärtnerleben, pflanzt, gräbt und schneitelt, mauert Terrassen an felsigen Abhängen hin und bewegt in der Abenddämmerung den Brunnenschwengel auf und ab, um die Kanäle zwischen den Beeten und um die Stämme der Fruchtbäume herum mit Wasser zu füllen. Wie Vogelnester drängen sich die runden Ortschaften zusammen, bald unten in der Marina im Grunde halbkreisförmiger Golfe, bald hoch oben auf den Gipfeln der Vorberge; drinnen die Häuser mit zerbröckelnden Steintreppen, offenen Fensterhöhlen, feuchten Mauern und dunkeln Räumen; auf den Gassen aber, an den Hecken, längs den Wegen geht das Menschenleben vor sich, jedem Blick offen, in mannichfachen Verrichtungen, in wechselnden Scenen, bald naiv rührend, bald lächerlich, wohl auch anstößig durch Natürlichkeit; Männer in spitzen Hüten, ernst und braun, mitunter launig und ausgelassen, immer aber maßvoll; reizende halb- oder ganz nackte Buben, mit verwildertem Haar, ähnlich den Engelknaben auf Rafaels Madonna von Foligno; Frauen schreitend mit dem Korbe auf dem Haupte, voll Würde und Haltung, mit Augen ausdrucksvoll, fremdblickend, schwarz wie die Nacht. Es sind Kinder eines sonnigen Landes, träge und leidenschaftlich zugleich, ebenso fleißig als sorglos. („Italien" S. 1—4.) Das zweite Kapitel „Niederlande" schildert in einer Weise, wie ich sie nirgends ähnlich gefunden habe, den Po in seiner Wichtigkeit

für die Ebene, die er durchströmt, die gewaltigen Wasserbauten, durch die seit unvordenklichen Zeiten die Menschen sein Wasser gebändigt und sein Bett erhöht haben, die Lagunenstadt Venedig, die Stadt der flüchtigen Freude, auf dunklem despotischem Grunde, die über den finstern Löchern der Inquisition eine immerwährende Hochzeit zu Cana feierte, in der die Liebe ewig ihr süßes Intriguenspiel spann und Morgen- und Abendland, Schelde und Nil unter dem Schutz des geflügelten Löwen sich begegneten, herrschend durch bemannte Galeeren und schlaue Gesandte, durchströmt von Musik, mit Blumen geschmückt, durch farbige Bilder von der Hand der Meister verherrlicht, von geheimnißvollen Gondeln durchschnitten — jetzt still, elegisch, verlassen, träumend von den goldenen Tagen, wo sich mächtige Monarchen vergeblich gegen sie verbündeten und Cypern, Morea und Dalmatien ihr dienten. Das Gegenbild dazu bietet das dritte Kapitel: „Felsboden". Es führt uns auf den dürren Boden, der im glühenden Strahl des Mittags uns mit den starren Zügen der heißen Felsenwüste anblickt und schildert die Thätigkeit der Menschen, die ihm seit uralten Zeiten durch Wasserleitungen das belebende Naß zuführten, Terrassenbauten aufrichteten und in den Fels ihre Nekropolen gruben. Noch im heutigen Italien, wie es Seite 26 heißt, herrscht die Sitte, die Todten in langen Wänden über der Erde einzumauern, und den Namen für den Vorübergehenden auf eine Tafel einzuschreiben; und ich meine, unser Verfasser hat Recht, wenn er sagt, in der Mauer an der Straße der noch im Leben wandelnden zu ruhen sei doch ein schönerer Gedanke, als im faulenden, schwarzen Bretterkasten tief in den sumpfigen Erdboden verscharrt zu werden. — Das vierte Kapitel „Vegetation" schildert die immergrünen Gewächse, die Fülle immer neuer Pflanzengestalten, wie das unabsehbare Heer der Schmetterlingsblumen, die Familie der Orchideen, Malven, Geranien u. s. w., die Pracht der Farben, den Oel- und Feigenbaum, dann mit besonderer Vorliebe die Wüstenflora und die Wälder. Wir können auf alles dies nur im Vorübergehen hinweisen, ein Wort mehr müssen wir sagen über Hehns Ansicht von der italienischen Landschaft. Dem was schon aus dem einleitenden Kapitel hervortrat, seien hier noch einige weitere Citate angefügt. „Kommt man von den Alpen und folgt der in mancherlei Theilungen und Verzweigungen, Knoten und Ausläufen von Nord nach Süd gerichteten Achse des Apenin, der sich durch Kalabrien durch das tiefe Querthal der Meerenge von Messina weiter nach Sicilien fortzieht, so fühlt man sich bald und mit jedem Schritte mehr in ein neues Reich von Formen und Linien versetzt. Die phantasievollere Zeichnung, die in der gröberen

Schweiz nur als Ausnahme erscheint, z. B. am Pilatus bei Luzern oder am Riesen, von Interlaken aus gesehen, wird hier das durchgängige Gesetz. Der harte Eigensinn, die ungeschickt aufthürmende cyclopische Wuth ist getilgt; in Gestalten und Profilen herrscht eine reife Milde, plastischer Schwung, weicherer Wellenfluß, der aber den Ernst, die Bestimmtheit und Energie nicht ausschließt. Es ist als ob die bauende Thätigkeit der Erde nach einer Periode wilder Umwälzungen, deren Spuren in den Alpen vorliegen, hier in dem klassischen Lande sich beruhigt und geklärt hätte" (S. 44). „Zu diesem Himmel, dieser Gebirgsbildung stimmt denn auch Form und Farbe der Pflanzenwelt aufs genaueste. Die italienische Vegetation ist starr, ernst und still, von gebundener, strenger Gestalt. Hier wogt das Laub nicht in verfließenden Umrissen, von Elfenstimmen durchflüstert, wie im Norden, sondern lederartig, undurchsichtig, unbewegt, ruht es auf dem lichten Hintergrunde des Himmels. Die beiden Hauptcharakterbäume des Südens, die Pinie und die Cypresse, sind beide ganz architektonisch gebaut; die Pinie als eine reingewölbte Kuppel, die Cypresse als schwarzer Obelisk aufstrebend oder als Pfeil oder Flamme gegen den Himmel gerichtet. Die Krone der Dattelpalme schwebt wie ein Springbrunnen in gebogenen Strahlen; wie ein Armleuchter ruht auf grüner Rosette der baumhohe Blüthenstengel der Agave; ferne Orangengruppen, Lorbeerwände, immergrüne Eichen, Karroben, Myrtengebüsche blicken starr, gleich der Felsenlinie über ihnen, als wären sie nichts Vegetatives, sondern aus Lava oder Basalt gemeißelt. Alles ist fertig, lautlos, völlig gestaltet und darum ohne Streben und Verlangen (S. 50). „Im Allgemeinen trägt das Land im Süden — und dies ist, was den Nordländer anfangs am meisten verwirrt — ein einförmiges, gleichartiges, ernstes Colorit. Die Natur malt hier monochromatisch und zwar mit bräunlich gelbem Grundton: Himmel und Erde, Pflanzen und Berge, Vorder- und Hintergrund, alles wird, wie bei pompejanischen Bildern, von der einen, traurig stillen, tiefgesättigten Felsenfarbe beherrscht. Die Vegetation, von dunklem, blauem Ansehen, schließt sich an die rothbraun brennenden Bergwände an, als gehörte sie zu ihnen; die staubig gelbe Ebene trägt die rothfarbenen Halme der reifenden Feldfrucht; zwischen den bleigrauen Oliven liegen warme braune Erdflecke offen; weisliche Steinpfade schlängeln sich zwischen blaugrünen Kaktushecken, auf denen dicker Kalkstaub ruht; in röthlichem Goldton glänzen die Säulen, die Travertienblöcke, die Backsteinmauern der Ruinen; Städte, Schlösser und Wallfahrtskapellen gleichen in Farbe und Ansehen ganz dem hohen Fels, aus dem sie hervorgewachsen scheinen; nichts hebt sich

selbständig hervor, Alles, selbst der Azur des Himmels und des Meeres, die Abendröthe, das Landhaus, der Baum, das Gemäuer, so fein und individuell auch sonst die Lokalfarbe sein mag, ordnet sich der strengen Harmonie unter, dem Sonnenton, in dessen Stimmung alles versenkt ist. So weit das Auge reicht ist alles todt und alles gleichgültig in der Farbe, starr und leblos in der Form. Es ist eine stilvolle, ganz plastische, scheinbar seelenlose Landschaft" (S. 52). Endlich gestatte man noch (denn es ist schwer aufzuhören, wenn man hier einmal zu citiren anfängt) die wundervolle Schilderung von Palermo und Syrakus hierherzusetzen. „Dem Glanze und der Fülle Palermos gegenüber muß die glückliche Campagna von Neapel eine arme, nordische Gegend genannt werden. An dem breiten Quai längs dem blauen Meere stehen in Reihen die herrlichen Erythrina-Corallodendron-Bäume, mit verschränkten Zweigen, gleich den steinernen Gewächsen der Meerestiefe, mit rothglänzenden Blüthen und Bohnen gleich den Korallen am Busen oder im Haar schöner Frauen. An diese Marina stößt der öffentliche Garten, die Flora oder Villa Giulia und weiter der botanische Garten, nach anderer Seite der Giardino Garibaldi, gefüllt mit der Zauberpracht tropischer und subtropischer Pflanzen, mit dem fußhohen Rasenteppich der Fluggea Japonica, mit Musaceen und Bambusen und Papyrus, zarten Mimosen, Ficusarten und Palmen, prachtvollen Hibiscus, Araucarien, seltenen Coniferen u. s. w., ähnlichen Anlagen der Art in Italien, dem Monte Pincio in Rom, auch der Villa Nazionale in Neapel weit überlegen. An der entgegengesetzten nördlichen Seite der Stadt, am Fuße des felsigen, ziegenbeweideten Monte Pellegrino, wuchern die Opuntien, wie in ihrem Vaterlande Mexiko: ein graugrünes, fleischiges, stachelbesetztes Blatt oder vielmehr Glied setzt sich an das andere, bekränzt sich im Frühling rundum mit Blüthen von brennendem Gelb, trägt im Herbst stachlichte, vielgegessene Früchte; das ganze seltsame Gebilde strebt im Zickzack zu erstaunlicher Höhe auf, schützt als Umzäunung die Gärten und verwandelt mit den Wurzeln das Felsgerölle und die harte Lava in fruchtbaren, humusreichen Acker. Steigt man durch diese westindischen Blüthen und Früchte den von den spanischen Vicekönigen in spanischer Grandezza gepflasterten Weg zum genannten Berge auf, dann reicht der Blick zunächst über die palermitanische Thalebene, die goldene Muschel, die ganz und gar mit Orangen und duftenden Mispeln bepflanzt ist, eine unerschöpfliche goldene Fülle, wie sie das Festland an keinem Punkte bieten kann. Noch weiter aufwärts öffnet sich das Gebirgsrund, das die Conca d'oro umgiebt, die Küste mit ihren Vorgebirgen und Buchten, das stille Ustica, in de

Ferne die rauchenden Vulkane der liparischen Inseln, und endlos das Meer und der Alles überdeckende Himmel. Dies sind sie wirklich, die Berge, die Linien des Südens, dies die kristallene Luft, das energische, alle Dinge in einen zitternden Schleier hüllende Licht. „Mit keinen Worten", schreibt Goethe am 3. April 1787, „ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte, als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Contoure, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde — wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben!" Wie von dem Verdecke des nahenden Schiffes, auf dem Goethe stand und den Gipfeln des Monte Pellegrino, stellt sich die ideale Schönheit dieser einzigen Gegend auch von zahlreichen anderen Aussichtspunkten dar, aber welchem der Vorzug gebührt, ist unmöglich zu sagen, sei es die Sternwarte des königlichen Palastes oder die Zinnen der Zisa oder das Dach der Kathedrale von Monreale oder in einiger Entfernung nach Süden Maria di Gesù, das Belvedere der Villa Valguarnera in Bagaria und die Höhe von Solunto. Die letztgenannten Punkte führen schon in die sicilische Gebirgswelt ein, die im Innern und dem ganzen Westen der Insel herrscht, mag man von Palermo im Postwagen nach Trapani und dem Eryx und den Trümmern von Segesta und Selinus oder mit der Eisenbahn quer durch das Land nach Girgenti und von dort nach Caltanisetta und Castro Giovanni sich wenden. Es sind die blau duftigen Bergwellen und Falten und Gipfel, die wie individuelle Charaktergestalten aus dem Gewirre sich hebenden wunderbaren Häupter, je nach dem Stande der Sonne und dem Zuge der Wolken braun oder grau oder röthlich und grünlich angehaucht, Abends die eingesogene Gluth ausathmend, von keiner Vegetation bewegt oder gestört, gebildet im Geiste edler Größe oder gefaßten Ernstes, zuweilen auch der Erstarrung, wie die Niobe in Phrygien, immer so ätherisch und zart und zugleich streng und bestimmt, wie nirgends jenseits des Meeres im Norden. Hier befinden wir uns ahnend, ja mehr als ahnend, vielmehr schauend, mitten im griechischen Alterthum, nicht im späteren, in der Epoche anmuthigen Spieles, sondern in der strengen gebundenen Zeit des Aeschylus und Pindar, in der Zeit des dorischen Tempelstiles und der Furcht vor den Göttern. Wunderbar stimmt die Natur in und um Girgenti und Syrakus zu der Bedeutung dieser trümmer- und sagenreichen Stätten. Welch ein Blick vom hohen Rande des Athene-Felsens in Girgenti landeinwärts auf das düstere wogende Gebirge! Welch ein Blick auch von Girgenti selbst abwärts auf die geneigte Ebene zum Meere hin, mit den zerstreuten dunklen

Oliven, den anschwellenden Hügeln, den durchsichtigen Säulentempeln, den langsam geschweiften Bergzügen zu beiden Seiten, dem blauen Meere im Hintergrunde, Alles herbe, eine Natur anderer, höherer Ordnung, dem Gefilde von Rom, noch mehr dem von Pästum ähnlich, dennoch noch herber, noch näher der ältesten Vorzeit, der Zeit wo hier oben der schreckliche Zeus Atabyrios thronte und den Dunst versengten menschlichen Gebeines einsog. Dieselbe starre Maske der höchsten Alterthümlichkeit, das edel schöne Medusenantlitz, wie es die antike Kunst geschaffen, trägt auch die Gegend, in der das einst semitische, dann griechische Syrakus stand. Dort waltet weit und breit der nackte Fels, in den die Menschenhand gearbeitet, durch den sie sogar in der Tiefe meilenweite Wasseradern geleitet hat. Auf dieser Steinfläche sengt die Sonne und tobt der rothgelbe wüthende Scirocco. Eine endlose uralte Gräberstadt, mit den aus dem Fels gehauenen Lagerstätten der Todten, jetzt leer, oder mit geringem Staube gefüllt, hat im Laufe vieler Jahrhunderte einer Menschenrace und religiösen Phantasie nach der andern die ewige Ruhe gegeben, erst den Phöniziern, dem Gefolge des wandernden Melkarth, dann den Griechen, dem Volke des Lebens, dann den Römern den geborenen Herrschern, endlich auch den Christen mit ihren Symbolen des Leidens und des Todes. Ueber diesen unterirdischen Gängen und Sarkophagen läuft oben am Licht des Tages eine andere Gräberstraße und noch deutlich zeichnet sich das griechische Theater mit den Sitzreihen aus dem lebendigen Fels: auf die Todten wie auf die Lebendigen von einst und jetzt aber schaut in erhabener Ruhe ringsum die Steinöde, hinter ihr der Kranz der hybläischen Berge und zur Seite der Küstenrand des halbrunden großen Hafens, die häuserbedeckte Ortygia und das vorgestreckte Plemmyrion. Wie aber überall in diesem Süden an die dürre, nur vom Farbenspiel der himmlischen Lichter belebte Wüste unmittelbar die üppige Oase stößt, so auch hier. Denn in den weißen Felsboden gehen Spalten hinab, sich zu Hallen erweiternd, hoch, phantastisch, oft gewunden, seltsam gefärbt, mit stehengebliebenen Unterstützungssäulen: es sind die Steinbrüche, aus denen einst die alten Völker zu ihren Mauern und Tempeln die Werkstücke holten. In die Tiefe dieser Gründe nun hat seit Jahrhunderten der Regen und der Wind ein aufgelöstes Erdreich angeschwemmt und dadurch grüne strotzende Gärten geschaffen. Dort unten herrscht eine ewige milde Wärme, eine ewige feuchte Kühlung. Die immergrünen Zierpflanzen, die Fruchtbäume des Südens drängen sich dort neben und durch einander; man sitzt ruhend auf der Bank, vor sich auf dem Tisch süßen Wein von Syrakus und goldene Orangen

und hebt mit entzückter Schwärmerei den Blick zu den hohen, braunen, mit Stachel- und Rankengewächs bekleideten Wänden hinauf, über denen ein blaues Stückchen Himmel offen geblieben ist. — Dies sind einige Züge zu dem Bilde der Landschaft von Syrakus, welche letztere wir in vollem Ernste geneigt sind, für die Krone der ganzen Insel zu halten." (S. 161—166.) Weniger begeistert ist Hehn von Taormina. Die Gegend dort erinnert ihn zu sehr an deutsche Gebirge. Die Berge dort sollen gröber gezeichnet sein, wie die von Palermo, die Hügel wie aus einem Teig aufgebacken, die Umrisse borstig und bärtig, das ganze verdrießlich. Die Aussicht von Taormina soll höchst romantisch sein und darum den Deutschen so heimisch ansprechen u. s. w. (S. 170). Ich hoffe, der Leser hat die Aussicht vom Amphitheater in Taormina auf den farbenglühenden Aetna auch kennen gelernt, und von dem Gipfel des Monte Venere herabschauend den Blick geweidet an den Linien der Küste mit ihren Vorsprüngen und Golfen. Ich weiß nicht, ob Hehn ihn überzeugt hat, ich muß gestehen, daß das bei mir nicht der Fall ist. Mir scheint hier eine Einseitigkeit vorzuliegen, hervorgegangen aus einer Neigung zur Ausmalung von Gegensätzen, wie sie dem Schüler Hegels bisweilen begegnet. Andere mögen anders empfinden, niemand aber wird leugnen, daß die Farbe und der Glanz der Hehn'schen Worte der Natur würdig sind, die sie beschreiben. — Aus dem sonstigen reichen Inhalt des Buches (denn es ist natürlich nicht möglich, alles der Ordnung nach durchzugehen) hebe ich noch das Kapitel pro populo Italico hervor, sowie einige Rathschläge, die nicht im Bädeker stehen. Pro populo Italico: es handelt sich in diesem Kapitel um nichts geringeres, als um eine Schilderung des italienischen Volkscharakters und zwar im Sinne der Vertheidigung und des Lobes. Hier wird nun freilich mancher gleich im Eingang stutzig werden: ist es denn möglich, den Charakter eines Volkes aufzufassen und zu schildern? Man versuche das einmal bei den Deutschen. Sofort wird man gewahr werden, daß der Süddeutsche anders beschaffen ist als der Norddeutsche, der Schwabe anders als der Bayer und der Franke, und diese Theilungen lassen sich bei genauer Betrachtung bis ins unendliche fortsetzen. Ueberhaupt, wie soll es uns möglich werden, ein ganzes Volk zu verstehen, während uns doch die tägliche Erfahrung lehrt, daß wir kaum unsere nächsten Verwandten und Freunde bis auf den Grund ihrer Seele kennen? Indessen spricht doch auf der andern Seite manches für das Vorhandensein eines durchgehenden Typus, trotz aller Mischung des Blutes, wie sie sich nirgends mannigfaltiger als in Italien vollzogen hat. Geübte Beobachter wissen doch auf den ersten Blick den Deutschen vom Eng-

länder, vom Russen u. s. w. zu unterscheiden. Sollte es nicht auch möglich sein, die geistigen Züge, welche den Angehörigen einer Nation gemeinsam sind, so aufzufassen, wie man etwa aus dreißig Mädchenköpfen eine Durchschnittsphotographie hergestellt hat? Lassen wir also diese Möglichkeit gelten, es bleibt immer des Subjektiven genug und übergenug übrig. Natürlich spielt bei solchen Schilderungen Zufälligkeit der Erfahrung, persönliche Stimmung, unerklärliche Sympathie und Antipathie eine Rolle. Dies alles läßt sich denn auch bei Hehns Schilderung beobachten. Als Hehn zuerst nach Italien kam war dieses Land, jetzt ein gleichberechtigtes Glied des Dreibundes, noch verachtet und sehr gering. Ein Theil desselben litt unter dem Drucke östreichischer Fremdherrschaft, und wie immer in solchen Verhältnissen (man denke z. B. an England und Indien) hatte sich eine Theorie entwickelt, wonach das beherrschte Volk überhaupt nicht fähig sein sollte, sich selbst zu regieren. Mußte nicht jeder Freund politischer Freiheit sich auf die Seite der Italiener stellen? Dazu kommt noch ein anderer Grund natürlicher Sympathie. Hehn selbst war fein und zart organisirt, nichts war ihm widerwärtiger als derbe Plumpheit. Er hatte seine Freude an diesem leidenschaftlichen, nervösen, schwatzenden Volke, an den blitzenden Augen, den graziösen Bewegungen, der bunten Kleidung. So hat sich denn diese Schilderung zu einer Schutzschrift gestaltet. Nach Hehn ist der Mensch in Italien von schönerer, edlerer Race als der germanische Nordländer. In der Stufenreihe, die von den niedersten Typen zu immer edleren Organismen aufsteigt, nimmt er eine höhere Stufe ein als z. B. der Engländer. Der Sohn des Nordens sei ein schwankendes und gebrochenes Geschöpf, der ganze Apparat sei von Anfang an zu grob construirt, bei dem Italiener dagegen finde jede Regung des Geistes in dem edlen Leibe ihren würdigen und entsprechenden Ausdruck; das eigentlich Brutale sei getilgt und trete nie, auch in unbewachten Augenblicken nicht wieder hervor. Unerschöpflich ist Hehn in der Gegenüberstellung des reinen, ganzen, ungebrochenen Menschen, wie er in Italien auftreten soll und des deutschen Philisters, wie er nach seiner Meinung nur im Norden fortkommt. „Solche verhockte, versessene, verkümmerte, schiefgewachsene, in Akten und Bücherstaub verdorrte, in Handwerks- und Gewerbesbanden verkrüppelte, in Haus- und Familiengeist verweichlichte halbe und Dreiviertelsmenschen wie bei uns, trifft man in Italien nirgends." Insbesondere vertheidigt Hehn auch die Italiener gegen den Vorwurf der Feigheit, der Grausamkeit gegen Thiere (die er nicht leugnet, die aber mit der antiken objektiven Sinnesart zusammenhängen soll, die kein sentimentales Ver-

hältniß zur Natur kennt), der Falschheit. Bei dieser Gelegenheit streift er auch die Frage des religiösen Gefühls und stellt in folgender höchst bezeichnender Weise englische und italienische Frömmigkeit einander gegenüber: „In der That, Sonntags in ungeschmückter Kirche auf hölzernen Bänken sitzen und lange Lieder nach 300 Jahr alten Melodien singen, schwarz angethan in demüthiger Anmaßung umhergehen, in lauter Bibelsprüchen reden, Hausandacht halten, lautlose Bußtage feiern, allein das körperlose Wort verehren — dies alles würde dem Italiener schmecken wie schwedisches Haferbrot. Schon die nordische Trennung in Geist und Sinnlichkeit ist diesen Menschen nicht gegeben, deren Gesichtspunkt immerfort der des Schönen ist. Ohne Darstellung kennen sie keine Andacht, ihr Innerstes müssen sie in sinnliche Gegenwart verwandeln. Sie schmücken das Mysterium mit allem Lichter- und Blumenglanz, mit Musik und Farben; damit seine Erscheinung seinem unendlichen Werthe gleichkomme" (S. 100). Man sieht aus allem Diesem, daß es sich um Urtheile eines Mannes handelt, der aus seinen Stimmungen und Antipathien kein Hehl macht und der sich namentlich berufen fühlt, der landläufigen Ueberschätzung unserer eigenen Vortrefflichkeit, den widerwärtigen Phrasen über die Tiefe des deutschen Gefühls, das herrliche Familienleben, die vielgerühmte deutsche Treue u. s. w. mit rückhaltsloser Offenheit entgegen zu treten. Und hätte sein vielfach einseitiges und übertriebenes Lob des Italieners auch keinen andern Werth, es wäre doch geeignet, hier und da einen Landsmann in seiner behaglichen Eigenliebe aufzurütteln, und schon darum wollen wir uns auch diesen Theil der Hehnschen Schrift gern gefallen lassen. — Voll Geist und Witz sind die „Rathschläge, die nicht im Bädeker stehen", eine Abmahnung von der Reise nach Italien an die Adresse aller Unberufenen gerichtet. Nicht nach Italien sollen reisen alle Hochzeitsreisenden (was gewiß jeder Vernünftige billigen wird), ferner die Leute mit verbrauchten Nerven, alle Aktenmenschen, Lehrer, Politiker, die sich zu neuer Berufsarbeit stärken wollen, die gehen am besten in die schattigen Wälder Thüringens oder des Schwarzwaldes, oder wenn sie das Bergsteigen nicht lassen können, nach Tirol oder in die Schweiz. Sodann alle diejenigen, welche unterwegs hauptsächlich die Table d'hôte aufsuchen, die bleiben am besten zu Hause in Hamburg. Endlich die Damen, die nur vor den Ladenfenstern stehen bleiben wollen, die finden in Paris mehr als in Rom. Nach Italien gehen soll derjenige, der eine mehr als gemeine Kenntniß des Alterthums besitzt, der Jugend und Muße genug hat um die Eindrücke der Fremde rein auf sich wirken zu lassen, und dem die Kunst nicht blos ein Ergötzen für müßige

Stunden, sondern eine nothwendige Nahrung ist. Das Kapitel ist ein wenig lang, denn der Verfasser kann sich im Abrathen nicht genug thun, und mancher bekommt wahrscheinlich den Eindruck, als spräche hier der Hochmuth eines geistig Reichen. Wer so urtheilt, möge sich erinnern, wie oft er selbst in Rom von Zorn und Scham ergriffen worden ist, wenn er mitansehen mußte, wie irgend ein englischer Lümmel sich breit und grinsend vor die capitolinische Venus aufpflanzte und den Leib der unsterblichen Göttin mit seinen unheiligen Blicken betastete, oder wenn ein deutscher Philologe im Vollgefühl höherer Gelehrsamkeit seine erborgten Kunsturtheile mit lauter Stimme urbi et orbi verkündete, oder endlich, wenn unsere verehrten Landsmänninnen, die sich des deutschen Kaffeeklatsches sehnsuchtsvoll erinnern, für ihre dauerhaften Unterhaltungen keinen bessern Platz finden konnten, als die Thüre zwischen zwei Sälen einer Gemäldegallerie. Wer sich dieser und vieler anderer Greuel erinnert, wird unserm Verfasser gern einige Schnödigkeit zu gute halten. —

Von dem Buche über Italien gelangen wir zu dem Hehn'schen Hauptwerk, den Kulturpflanzen und Hausthieren in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa, historisch-linguistische Skizzen von Viktor Hehn, zum ersten Male 1870 erschienen, wozu als Nebenwerk ein Büchlein über das Salz aus dem Jahre 1873. Dieses Werk umfaßt so ziemlich das ganze Europa, indessen spielt Italien darin doch wohl die Hauptrolle. Wie die Schilderungen aus Italien den jetzigen Zustand des Landes darstellten, so wird hier der Versuch gemacht, zu zeigen, was die einführende und veredelnde Hand des Menschen aus dem Lande mit seinen natürlichen Anlagen gemacht hat. Es ist eine Geschichte der italienischen Pflanzen- und Thierwelt. Daß Hehn zu einer solchen Arbeit mehr als ein anderer berufen war, läßt sich schon aus dem Vorhergesagten abnehmen. Wie wir sahen war er von Hause aus classischer Philologe, und offenbar hat er die Beschäftigung mit dem griechischen und römischen Alterthum ein langes Leben hindurch mit liebevollem und unaufhörlichem Fleiße fortgesetzt. Nicht blos Homer und Hesiod, Herodot und Thukydides, Plato und Aristoteles, Virgil und Horaz, Livius und Tacitus sind ihm vertraute Bekannte, sondern auch solche Schriftsteller, welche jetzt, nachdem die Naturforschung sich auf eigene Füße gestellt hat, weniger gelesen werden, wie Theophrast und Plinius, kennt er auf das gründlichste. Auf dem ganzen Gebiete der classischen Philologie schaltet und waltet er als ein Einheimischer, Lexicographen und Scholiasten, alle Fragmente und Notizen weiß er zu benutzen und

aus den versteckteſten Ecken hervorzuziehen. In jahrelanger, immer wiederholter Lektüre hat er die beweiſenden Stellen unermüdlich geſammelt und von allen Seiten betrachtet. Dem Schüler und Verehrer Jakob Grimms ſind die deutſchen Quellen und Dialekte zugänglich und geläufig. Vermöge ſeiner Kenntniß des Ruſſiſchen verſteht er es, die ſlaviſchen Sprachen auszubeuten. Als ein Mann, der die unermeßlichen Bücherſchätze einer großen Bibliothek lange Jahre gehütet hat, weiß er ſich in den geſchichtlichen Quellenwerken, namentlich auch des Mittelalters, zurechtzufinden; die ſprachwiſſenſchaftliche Literatur iſt ihm geläufig, und wenn er auch des Indiſchen und Iraniſchen, wie es ſcheint, nicht kundig war, ſo war er doch erfahren und gewitzigt genug, die Gefahren zu vermeiden, in die man bei Benutzung ſolcher Sprachen, die man nicht aus eigener Erfahrung kennt, leicht verfallen kann. Beſonders hervorzuheben iſt ſeine außerordentliche Vertrautheit mit der Reiſeliteratur. Wer in Rußland lebt, deſſen Blick wendet ſich von ſelbſt auf die aſiatiſche Hochebene, die der Schauende ahnt, wenn er von den Sperlingsbergen bei Moskau nach Oſten blickt, zu den kaukaſiſchen Völkern, deren typiſche Geſtalten ihm auf den Straßen von Petersburg begegnen, nach Konſtantinopel, dem alten Zargrad, von wo die Religion, die Form der Kirchen und ſo manches andere nach Rußland gekommen iſt, zu den Ländern des Pontus und wohin nicht ſonſt. Und wieviel Belehrung konnte er ſchöpfen aus dem Verkehr mit Karl Ernſt von Baer, dem Stolz der Oſtſeeprovinzen, oder Middendorf, dem großen Reiſenden und Hippologen. Was er aus ſolcher Lektüre zu machen verſtand, mag uns ein Beiſpiel lehren. Aus Humboldt's Centralaſien, einem Buche, das er ſo eifrig geleſen zu haben ſcheint wie Herodot oder Marco Polo, führt er auf Seite 19 folgende Stelle an: „Die innere Kirghiſenhorde bewohnt einen Theil der Gegenden, in welchen vormals dieſelben Kalmuck-Turguten nomadiſirten, welche von der chineſiſchen Grenze gekommen waren, und in der Nacht des 5. Januar 1771 mit ihren 30,000 Jurten davonzogen um auf einem 400 Meilen langen Marſche kriegführend die Ebene der Dſungarei zu erreichen. Dieſe Wanderung von 150,000 Kalmucken, begleitet von ihren Frauen, Kindern und Heerden vor etwa ſiebzig (jetzt über hundert) Jahren iſt eine hiſtoriſche Thatſache, welche auf die alten Einfälle aſiatiſcher Völker in Europa ein großes Licht wirft." Mit Recht bemerkt Hehn, daß dieſe Angabe des tiefblickenden Meiſters für das Verſtändniß indogermaniſcher Wanderungen mehr werth ſei, als zahlreiche Kombinationen indogermaniſcher Stubengelehrter. Aber all dieſe Buchgelehrſamkeit, wie ſie nur ein fleißiger Mann, der zugleich literariſcher Feinſchmecker war, in

einem an Muße reichen Leben zusammenbringen konnte, hätte ihn nicht befähigt, gerade dieses Werk zu schreiben, wenn ihm nicht zugleich die Gabe verliehen gewesen wäre, mit offenen Augen die Thatsachen des Lebens zu schauen. Hehn war wie Goethe ein Feind von Wortschällen, wo er eine Hantirung sah, stellte er sich dazu und fragte, was da gemacht werde. Der Aufenthalt in Livland, wo die Bildung der herrschenden und der beherrschten Klasse um Jahrhunderte auseinanderliegt, seine Beobachtungen in Rußland, wo man Zustände mit Augen sehen kann, die im übrigen Europa seit vielen Jahrhunderten überwunden sind, die Eindrücke auf Reisen in Deutschland und Italien, welche von selbst zur vergleichenden Betrachtung aufforderten, mußten seinem unablässig beschäftigten Geiste den Gedanken einer Geschichte der menschlichen Bildung immer wieder nahe legen. In der Pflanzenwelt war er, wie es scheint, wohlbewandert und für die Erscheinungen des Thierlebens hatte er ein offenes Auge. Wie niedlich beschreibt er z. B. das Getreibe eines Hühnervolks (S. 279), wo er zeigt, wie das Huhn erst spät aus Persien nach Griechenland gekommen sei, so spät daß sich bei Homer und Hesiod und in den Fragmenten der älteren Dichter von Hahn und Henne noch keine Spur zeige. „Und doch", so meint er, „mußte der bei Nacht die Stunden abrufende Prophet (unter Menschen die noch keine Uhr besaßen), der vornehm stolzirende, lächerlich krähende blinzelnde Sänger (Herr Chanteclers), der von seinem Hühnerharem umgebene höchst eifersüchtige Sultan (salax gallus), der hitzige, eitle, mit Kamm, Troddel und Sporn bewaffnete Kämpfer, die ihr Eierlegen durch schluchzendes Gackern der Welt verkündende Henne (Frau Kratzefuß), überhaupt diese ganze heitere Parodie menschlicher Familie und ritterlichen Treibens ein häufiger Gegenstand der Besprechung und Vergleichung bei den Dichtern sein, wenn Bekanntschaft damit stattgefunden hätte." Erwägt man nun endlich noch, daß er auch aus der naturwissenschaftlichen, botanischen und zoologischen Literatur alles herangezogen hat, dessen er habhaft werden konnte, so kann man sich vorstellen, daß bei solcher Ausrüstung und bei einer seltenen stilistischen Begabung ein Werk entstehen mußte, das in der philologischen Literatur das größte Aufsehen erregte und wahrhaft Epoche machte. Was er mit seinem Werke gewollt hat, hat er selber mit Beziehung auf Italien auf Seite 2 anschaulich und zusammenfassend ausgesprochen. Die Stelle lautet so: „Jeder Blick aus der Höhe auf ein Stück Erde in Italien ist ein Blick auf frühere und spätere Jahrhunderte seiner Geschichte. Die Natur gab Polhöhe, Formation des Bodens, geographische Lage: das übrige ist ein Werk der bauenden, säenden, einführenden, aus-

rottenden, ordnenden, veredelnden Kultur. Die zwischen Festland und Insel die Mitte haltende Configuration des Landes, das gemäßigte mittlere Klima, die Mannichfaltigkeit der historischen Verhältnisse, in der Urzeit die mehrmals wiederholte Einwanderung von Norden, der tyrische Seeverkehr, die griechischen Kolonien, die Nähe des gegenüberliegenden Afrika, die sich ausbreitende, alle Gaben und Künste des Orients hinüberleitende römische Weltherrschaft, dann die Völkerwanderung von Nordosten, die Herrschaft der Byzantiner und Araber, die Kreuzzüge, die Verbindung italienischer Seestädte mit der Levante, endlich nach Entdeckung Amerika's die enge politische Verbindung mit Spanien — aus diesen und andern Umständen und Schicksalen ist das Land hervorgegangen, wo im dunkeln Laub die Goldorangen glühn und die Myrte still und hoch der Lorbeer steht. Die Agave americana und der Opuntiencactus, diese blaugrünen Stachelpflanzen, die alle Ufer des Mittelmeers überziehen und so wunderbar zur südlichen Felsennatur und Gartenwirthschaft stimmen, sie sind erst seit dem sechszehnten Jahrhundert aus Amerika herübergekommen! Diese Cypresse neben dem Hause des Winzers, einsam und düster die ringsum verworren sich ausbreitende Fruchtfülle überragend, sie hat ihre Heimath auf den Gebirgen des heutigen Afghanistan, diese eigensinnig gewundenen, mit fließendem grauem Laube bedeckten Oliven, sie stammen aus Palästina und Syrien, diese Dattelpalmen im Klostergarten von S. Bonaventura in Rom, ihr Vaterland ist das Delta des Euphrat und Tigris! So ächte Kinder hesperischen Bodens und Klimas diese und andere Kulturpflanzen uns jetzt scheinen, so sind sie doch erst im Laufe der Zeiten und in langen Zwischenräumen gekommen. Oft liegt ihre Geschichte mehr oder minder deutlich vor, oft aber muß sie aus zerstreuten und zweifelhaften Angaben zusammengelesen oder nach Analogien errathen werden." Es ist natürlich unmöglich, den Skizzen dieses Buches im einzelnen zu folgen. Als Hauptresultat ergiebt sich ihm, daß die übertragenen Bäume und Pflanzen aus iranischem und armenischem Gebiet (Medien, Persien, den Pontusländern, Armenien) und andrerseits aus Syrien und Palästina stammen. Aus dem erstgenannten Gebiet z. B.: der Oelbaum, dessen Einführung die des Oeles voranging, die Platane, die Cypresse, der Maulbeerbaum, der Kirschbaum, Mandel-, Wallnuß- und Kastanienbaum, die Pfirsiche und Aprikosen, die Rosen und Lilien, die Orangen und Citronen, die Apfelsinen bekanntlich erst aus China über Portugal im sechszehnten Jahrhundert, die Gurken und Melonen kommen aus Indien über Persien. Semitischen Ursprunges ist der Wein, die Feige, der Johannisbrodbaum, der Safran. Das Pferd soll

zuerst von den Steppenvölkern gebändigt sein („die Steppe hat das Pferd geboren, die gelben Steppenvölker haben es gezähmt und nachdem ihnen diese That gelungen, ihr ganzes Dasein von ihr abgeleitet. Seitdem war ihre schaffende Kraft erschöpft, und wenn sie nach Westen ritten, konnten sie nur noch zerstören." Seite 53). Das Huhn kam aus Persien, der Pfau aus Indien, die Katze ist spät aus Egypten eingeführt, in der classischen Zeit war nicht die Katze die Mäusevertilgerin, sondern das Wiesel. Die Kaninchen kamen aus Spanien nach Italien, und der tückisch blickende Büffel, dessen Ungestalt dem modernen Reisenden aus den italienischen Sümpfen (die er z. B. auf dem Wege nach Paestum übersieht) furchterregend entgegenstarrt, kam erst im sechsten Jahrhundert n. Chr. aus Beludschistan. Alle diese Pflanzen und Thiere und manche andere, die ich hier nicht genannt habe, werden nun noch auf ihrer Wanderung in das übrige Europa begleitet und überall erfreuen den Leser nicht nur eine Menge von feinen Naturbeobachtungen, sondern auch von sittengeschichtlichen und nationalökonomischen Betrachtungen und Folgerungen. Auch den Austausch mit der neuen Welt, die uns Kartoffeln, Mais und Tabak gebracht hat, zieht er in den Kreis seiner Erörterungen. Beispielsweise führe ich an, was er über den Tabak sagt. „Damit dem Bilde des Wechselverkehrs mit der neuen Welt auch sein Schatten nicht fehle, ist auch noch des Tabaks zu erwähnen. Wie die Europäer nicht blos die wohlthätigen Resultate einer dreitausendjährigen Kultur nach dem jungfräulichen Lande hinüberleiteten, sondern mit ihren Schiffen im Süden auch Neger und Jesuiten, im Norden auch die Pocken und den Branntwein landeten, so verdanken wir Amerika nicht nur die Kartoffel und die edlen Metalle und das Beispiel republikanischer Freiheit: es hat uns auch das genannte narkotische Giftkraut überliefert, das jetzt ganz unvertilglich scheint. Daß ein barbarischer Gebrauch der Indianer, den Rauch der trockenen Blätter einer betäubenden Pflanze durch ein Rohr oder eine zusammengedrehte Rolle in den Mund zu leiten und dann wieder auszustoßen oder dieselben Blätter in gepulvertem Zustande in die Nase zu stopfen, von den Rothhäuten zu weißen, gelben, schwarzen Menschen auf der ganzen Erde hat übergehen und bei allen sich so tief einwurzeln können, ist eine Thatsache, die viel zu denken giebt." (Seite 449.) Wenn ich nun versuchen soll, über dieses Werk, dem nicht so leicht ein anderer gewachsen ist, eine Art von Urtheil zu fällen, so ist zunächst ohne weiteres klar, wieviel Belehrung und Belebung dem Studium des classischen Alterthums durch dasselbe zugeführt worden ist. Auf diesem Gebiete bedeutet sein Werk einen Abschluß, soweit davon überhaupt bei

wissenschaftlichen Arbeiten die Rede sein kann. Nicht leicht wird ihm eine Notiz entgangen sein, und gewiß ist das Bild sehr selten falsch gezeichnet. Die fruchtbarste Anregung aber hat von ihm die Sprachwissenschaft empfangen. Zwar ist Hehn auf diesem Gebiete kein Fachmann im eigentlichen Sinne, seine Etymologien sind bisweilen bedenklich, aber der Nutzen der Schrift ist ein unermeßlicher. Gelehrte Sprachforscher hatten schon vor Hehn versucht aus der Vergleichung des Wortschatzes ein Bild der Urzeit zu gewinnen. Hehn hat uns gelehrt, welche ungeheure Rolle in der alten Zeit Uebertragung und Entlehnung spielte. Wenn man fand, daß Römer und Griechen dasselbe Wort für Oel haben, so konnte man leicht auf den Gedanken kommen, als hätten schon die Vorfahren dieser Völker den Oelbaum gepflanzt und gepflegt. Erst Hehn hat uns gezeigt, wie das Oel, nicht der Baum, zuerst von Osten zur Benutzung für die Reichen eingeführt wurde und von Griechenland nach Italien drang, und er erst hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß halbnomadisirende Völker, die wie jene Kirghisen mit ihren Wagen wanderten, doch unmöglich einen Baum pflanzen konnten, der erst nach jahrelangem Wachsthum Früchte giebt. Daß das Pferd den Indogermanen angehörte, wußten wir längst aus der Sprachvergleichung, aber erst Hehn hat uns gewarnt, aus dem Vorhandensein des Wortes sogleich die Folgerung zu ziehen, daß das Pferd auch ein Hausthier war. Ein bekannter Etymologe hat das römische Wort für Katze feles aus einer Wurzel abgeleitet, welche „gebären" bedeuten soll, und dachte dabei an das Thier, welches in allen Winkeln des Hauses Junge wirft. Er überlegte nicht, daß die Katze erst in der Kaiserzeit aus Egypten gekommen ist. Ueberhaupt hat erst Hehn versucht, ein wahrhaft anschauliches Bild der Urzeit zu entwerfen. Wie lehrreich und anregend sind seine auf reichster Sachkenntniß beruhenden Betrachtungen über den ältesten Ackerbau, den Uebergang von der Wanderung zur Seßhaftigkeit, den politischen Werth der Bewässerung, die zuerst die Menschen zwang, sich genossenschaftlich zu verbinden, den Häuserbau und so vieles der Art. Ich führe eine Stelle an über die Holzhütten, in denen unsere Vorfahren zu gewissen Zeiten gewohnt haben. „Daß solchen Häusern ewig die Gefahr drohte, im Feuer aufzugehen, war natürlich: der Feind warf den Brand in das Schilfdach, wie wir Marc Aurel auf seiner Säule wiederholt thun sehen, der Räuber legte heimlich Feuer an das Zimmerwerk, eine zufällig ausgebrochene Flamme verzehrte rasch die Stämme der Wände und das trockene Geflecht, mit dem sie verbunden waren. Schon das in der Mitte des Hauses auf dem Boden brennende Heerdfeuer, das seinen Rauch zum Dach hinaussandte und das Holz-

werk ausdörrte, sowie die bei allen Nordvölkern herrschende Sitte, die langen Winterabende mit dem brennenden, in einen Spalt gesteckten Spahn zu erhellen, mußte dem Hause oft Verderben bringen. Nicht selten mochten dann auch die schlafenden Hausgenossen in Rauch und Flammen ihren Untergang finden; aber wenn sie sich retteten, stand ein neues Haus bald wieder da, das nicht, wie das alte, den Regen durchließ und von Rauch über und über geschwärzt war, und mit dem alten war glücklicherweise auch alles Ungeziefer, von dem es bevölkert gewesen war, mitverbrannt." (Seite 120.) Wie anschaulich ist der Spahn und das Ungeziefer! Am meisten werden an seinem Buch die Naturforscher auszusetzen haben. Zwar muß ihnen die ganze Anschauungsweise hoch willkommen sein. In der That nähert sich ja auch seine Geschichtsbetrachtung — ein glänzendes Widerspiel der Ranke'schen — durchaus dem naturwissenschaftlichen Verfahren, aber es ist natürlich, daß sie nach ihrer ganzen Art geneigt sind, vielfach ein stilles Walten der Natur zu erblicken, wo er das Eingreifen der Menschenhand annimmt, und auf die Zeugnisse der alten Schriftsteller, die ja keine Leute von Fach waren, weniger Gewicht zu legen. So hat denn auch z. B. Grisebach, mit dem sich Hehn in der Vorrede zur zweiten Auflage etwas gereizt auseinandersetzt, manches auszusetzen gefunden. Wer hier Recht hat, weiß ich natürlich nicht zu entscheiden. Wenn sich noch mehr Naturforscher finden sollten wie der gelehrte Botaniker Solms-Laubach so werden diese Untersuchungen rasch fortschreiten und Naturwissenschaft und Philologie sich in gegenseitiger Handreichung fördern. Wenig zufrieden mit ihm müssen die sogenannten Prähistoriker sein, denn für die Pfahlbauten hat er nur eine mäßige Begeisterung und gegen alle Datirungen aus Scherbenfunden ein tiefgewurzeltes Mißtrauen. Zum Schluß aber seien noch die Ethnologen auf die häufig wiederkehrenden Betrachtungen über Blutmischung, Haarfarbe u. s. w. hingewiesen.

Den Abschluß von Hehns literarischer Thätigkeit bilden die „Gedanken über Goethe" 1887. Es mag sich mancher gewundert haben als der bewährte Philologe und Kulturforscher ein Buch über Goethe erscheinen ließ, denn wie Goethe so oft bei Behandlung seiner naturwissenschaftlichen Werke unwillig erwähnt: die Menschen verzeihen es einem Autor nicht gern, wenn er das Gebiet wechselt, sondern wünschen, daß er hübsch da stehen bleibt, wo sie ihm in seinen Gedanken einen Platz angewiesen haben. Indeß dem Leser dieser Skizze ist klar, daß eine solche Veränderung nicht stattgefunden hat. Wenn Hehn über Goethe schrieb, so kehrte er zu den Studien seiner Jugend, die ihn

durch sein ganzes Leben geleitet hatten, zurück und sein Schriftstellerdasein fand auf diese Weise einen harmonischen Abschluß. Mir scheint das Buch über Goethe weniger vollendet, wie die beiden anderen, es macht bisweilen den Eindruck als habe die Gestaltungskraft nachgelassen und der Stoff den Schriftsteller überwältigt. Ueber das erste Kapitel „Südwest und Nordost“ worin die Neigung zu construiren stark hervortritt, ist bereits oben gesprochen worden, das zweite „Goethe und das Publikum“ enthält eine Literaturgeschichte im kleinen. Es will zeigen, wie Goethe von seinen Zeitgenossen und dann von den darauffolgenden Generationen in ihren wechselnden Stimmungen aufgefaßt worden ist. Es steckt darin eine Fülle von Witz und Geist, scharfe, bisweilen harte Urtheile und viele Andeutungen, denen nachzugehen sich lohnt. Aber es ist zu viel hineingepackt, die durchsichtige Klarheit anderer Arbeiten nicht erreicht. Die Beurtheilung der Gegenwart ist etwas grämlich, sowohl im allgemeinen, namentlich was das Politische betrifft, als auch im besonderen in Bezug auf unser Verhältniß zu Goethe. Hätte Hehn gelegentlich die Versammlungen der Goethegesellschaft besucht, so würde er aus dem Gespräch mit deren Theilnehmern (denn die langen Reden berühmter Vortragender, die Diners mit ihren Toasten und die unmittelbar darauffolgende schwere Theateraufführung hätte er wohl nicht mit erduldet) — so würde er, sage ich, die freundliche Vorstellung empfangen haben, daß in allen Berufskreisen in Deutschland eifrige und bescheidene Verehrer unsres großen Dichters vorhanden sind, und daß auch Goethe'sche Schriften noch gelesen werden, die Hehn für vergessen ansieht. Mir scheint, als rege sich in diesen mißvergnügten Urteilen das Alter, denn warum sollte dieser eine Mensch dem allgemeinen Schicksale unseres gebrechlichen Geschlechtes entgangen sein? Die folgenden Aufsätze „Naturformen des Menschenlebens“, „Stände“, „Naturphantasie“, „Gleichnisse“ tragen hier und da den Charakter bloßer Sammlungen, doch enthalten sie, ebenso wie die vorhergehenden hohe Schönheiten. Aus der Menge der treffenden und gemütvollen Urtheile will ich, um den Leser nicht zu ermüden, nur eines hervorheben. Ich glaube nicht, daß sich jemand so schön und treffend über „Alexis und Dora“ ausgesprochen hat, wie es in folgenden Worten geschehen ist: „Der Schauplatz, auf dem wir uns in „Alexis und Dora“ befinden, ist ein ideal unbestimmter. Es ist ein südliches Land, ein Hafenstädtchen, von dem Niemand sagen kann, wo es liegt. Die Orange wächst dort, die „schwer ruht als ein goldener Ball“, auch die „weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet“ und blühende Myrthen biegen sich um und bilden eine Laube im Garten. Delphine umschwärmen das Schiff, wie im tyrrhe-

nischen oder ionischen oder ägäischen Meer, und blaue Uferberge folgen noch lange dem Blick des Schiffenden. Wie der Raum, schwebt auch die Zeit, in die der Dichter uns versetzt, in unbestimmter Allgemeinheit; es könnte wohl das Alterthum sein, wohl auch ein neueres Jahrhundert. Die griechischen Götter sind noch lebendig: Zeus donnert vom Himmel, Amor und die Grazien bekräftigen den Liebesbund, der Liebende ruft den Sonnengott Phöbus an. Alexis ist ein griechischer Name, Dora ist es auch — geht das Erzählte also in der alten Griechenzeit vor sich? Wir glauben es nicht, denn jedes Wort dieser Idylle athmet Innigkeit und Seele, klingt mit süßem Nachhall, zittert im Nervenreiz, und dies war im Alterthum so nicht, und der Leser oder Hörer fragt darnach nicht. Wenn Dora geschmückt und gesittet zum Tempel geht und die Mutter feierlich neben ihr her, so kann sie wohl eine dorische oder attische Jungfrau sein, die an einem Götterfeste zu den Säulen des Heiligthums aufsteigt, ebensowohl aber auch ein deutsches Mädchen in irgend einer Reichsstadt, das im Sonntagsschmuck, an der Seite der gravitätischen Mutter, das schwarze Buch und darüber das weiße zusammengelegte Taschentuch in der Hand, beim Klang der Glocken zur Kirche geht. Ebenso wenn sie am Brunnen das Wassergefäß mit leichtem Schwunge hebt und es dann schreitend auf dem Ringel des Hauptes weiter trägt; wir denken dann wohl an eine griechische Jungfrau, den edelgeschweiften Krug mit beiden Armen über sich haltend, selbst wie eine wandelnde zweihenkelige Vase, oder an Wasserträgerinnen des Orients, z. B. Rebekka, die Abends um die Zeit, da die Weiber pflegen herauszukommen und Wasser zu schöpfen, den Krug auf ihre Achsel nahm und dem Wasserbrunnen vor Nahor zuschritt und dem Eleasar zu trinken gab und seine Kameele tränkte, ebenso leicht aber auch an ein heutiges Mädchen in Dörfern und Städtchen, das am fließenden Brunnen ihr thönernes, oder metallenes Gefäß füllt und auf dem Heimweg den Gruß der zu gleichem Geschäft ihr entgegenkommenden Freundin nicht durch Nicken, nur mit dem Blick oder durch ein Lächeln erwidern kann. Auch eine Schürze trägt Dora ja, wie heutige Mädchen, denn sie muß schaffen und die Wirthschaft versehen, und in die Schürze sammelt sie die Früchte für den Jüngling, der vergebens bittet, es sei nun genug. So spricht aus jedem Zuge des Gedichtes die Erfahrung der ältesten wie der jüngsten Geschlechter" (Seite 194).

Doch meine Darstellung muß zum Schlusse eilen. Wir haben einen Mann kennen gelernt von seltener Art, von zarter und weicher Organisation, von lebendiger Empfänglichkeit für Vergangenheit und Gegenwart, philosophisch und künstlerisch beanlagt. Er trug in sich das

lebhafte Bewußtsein, zu manchen Strömungen der Gegenwart in Widerspruch zu stehen, denn er knüpfte an an jene großen Philosophen, die die Gegenwart verachtet ohne sie zu kennen. Er war ein im einzelnen gründlicher Gelehrter, die Fülle seines Wissens fast unermeßlich, aber höher als Wissen stand ihm die Gewinnung einer zusammenhängenden abgerundeten Weltanschauung. Seinen Empfindungen verlieh er, wie es einer solchen Persönlichkeit zukommt, offenen Ausdruck. Er machte kein Hehl daraus, daß er ein freier Geist war, ein Verächter der Pfaffen, ironisch gestimmt gegen allen positiven Glauben. Seine Antipathien waren lebhaft, einen wahren Haß hatte er gegen Engländer und Juden. Die Engländer schienen ihm brutal, krämerhaft und heuchlerisch. In schnöden Betrachtungen über den Erwerbssinn und den gemütlosen Witz der Kinder Israels ist er unerschöpflich. Diese letztere Abneigung scheint ursprünglich bei ihm nicht vorhanden gewesen zu sein oder wenigstens sich in mäßigen Grenzen gehalten zu haben, durch seinen Aufenthalt in Berlin hatte sie sich gesteigert. Gern möchte ich auch von seinem sonstigen Wesen einiges erzählen, aber ich habe ihn dazu zu wenig gekannt. Wohl habe ich gelegentlich mit ihm ein Glas Wein getrunken (er trank wie alle seine Landsleute am liebsten Champagner), dann sprühte sein Witz, unerschöpflich war er in Anecdoten über Rußland, bereit über alles zu reden, was es giebt im Himmel und auf Erden, nur nicht, (wie es dem Weltmanne zukommt) über die Gegenstände seiner Arbeit. Bei solchen Gelegenheiten hätte man ihn wohl mancherlei fragen mögen, z. B. wie er zu den Frauen stände, denn wer möchte nicht gern wissen, warum ein Mann von soviel Gefühl und Geschmack ein hartnäckiger alter Junggeselle geworden und geblieben ist. Auf solche Frage, wenn sie wirklich einmal jemand gewagt hätte, hätte er jedenfalls nur ein lächelndes Achselzucken gehabt, und würde durch sein ironischstes Gesicht den unbescheidenen Frager zur Ruhe verwiesen haben.

Justi's Velazquez.

„Rembrandt, Correggio, Tizian, Murillo sind geistreiche Maler gewesen, nicht weil sie geistreiche Einfälle gehabt haben und Literaten Stoff zu Deklamationen und Abhandlungen gaben, sondern weil sie Geist in Blick und Fingern hatten.“ Justi, Velazquez im zweiten Band, Seite 273*). So lesen wir heute, finden das nahezu selbstverständlich und denken kaum, daß eben erst vor wenigen Jahrzehnten Cornelius für einen geistreichen Maler galt, und daß ihm in diesem Sinn Herman Grimm sein Buch über Michel Angelo zueignete. Unsere Kunst hat inzwischen den Sprung von einem Extrem in das andere gemacht, und Kunstkritik wie Kunstgeschichte haben aus dem jähen Wechsel eine unvergleichliche Anregung und Befruchtung gewonnen. Ein Buch über Velasques interessirt heute mehr als ein Buch über Raphael; die künstlerischen Leistungen und Lösungen des Spaniers aus dem 17. Jahrhundert sind in der Malerei wieder das Problem dieses Augenblicks geworden. „In seinen Bildern bekommen die Figuren Raum zwischen sich, was Palomino, der spanische Vasari, mit den Pausen in der Musik vergleicht; man nannte diese Cirkulation der Luft innerhalb der Gruppen respiracion.“ Ein Colorist, aber nicht in der Art der Venezianer; er hat nicht die Phantasie und das specifisch Poetische, um in Farben zu dichten; er ist die vollkommene Ehrlichkeit vor der Natur, das wenigst absorbirende und meist resorbirende Medium der Natur. Er studirt das Licht in seiner Wirkung im geschlossenen Raum wie in der Tageshelle draußen, jedesmal die Eigenart des Problems erfassend und ohne Halbheiten lösend. Das entschlossene Zugreifen, die vollständige Unbefangenheit gegenüber der Convention des Geschmacks und dem Wunsch gefälliger Wirkung stempeln ihn zu einem der großen Entdecker in der Kunst. Er hat das plein-air gewagt, das diffuse reflektirte Tageslicht mit dem Gegensatz warmer und kalter Massen und strenger Gleichheit

*) Diego Velazquez und sein Jahrhundert von Carl Justi. Zwei Bände mit Illustrationen. Bonn, Cohen, 1888.

der Werthe in Vorder= wie Hintergrund, eine Beleuchtung, von der Justi urtheilt, „sie sei von allen Arten die schwierigste und ungefälligste — vom Gesichtspunkt der Schönfarbigkeit und der Farbenharmonie, aber doch die natürlichste, und schließlich schlage sie alle übrigen" (II, 282). Die Stellung des Velasques unter den großen Malern bezeichnet Justi so: „wenige sind so enthaltsam gewesen im Gebrauch der Phantasie, haben die Gelegenheit, Schönheit zu verewigen so wenig benutzt, wenige auch für das Verlangen der menschlichen Natur nach jenem Nichtseienden, das uns für die Wirklichkeit tröstet, so wenig gesorgt. Aber seine Werke können als Vergleichungspunkt gebraucht werden, an dem man die Grade oder Reste conventioneller Schlake in anderen abmißt. Neben Velazquez erscheint Tizians Colorit konventionell, Rembrandt phantastisch und Rubens mit einer Dosis manierirter Unnatur behaftet." Künstler pflegen sich wenig zu kümmern um die Ehrenplätze, die die Kunstgeschichte zugetheilt hat; sie loben was ihnen imponirt und ihren eigenen Bestrebungen Weg bahnen hilft; heute stellen viele einen Pier della Francesca, Velasques, Tiepolo (auch dieser Venezianer ein pintor de camera, Hofmaler des Königs wie Velasques) in die vorderste Reihe, Namen, die im kunstliebenden Publikum keinen vollen Klang haben. Diese Namen aber werden gelernt werden; auch im Reiche der Kunst sind viele Provinzen.

Das Werk Justi's kommt zur rechten Zeit; daß es nicht für den Augenblick geschrieben ist, wird keiner Betonung bedürfen. Die genaueste Bekanntschaft mit den Werken des Malers, die in der Hauptsache in seiner Heimath geblieben, in einzelnen Stücken durch die privaten und öffentlichen Sammlungen von ganz Europa versprengt sind, die Vertrautheit mit den Quellen der Archive und der gedruckten Litteratur bilden die Voraussetzung des Buches. Das Einzigartige liegt in der Verwerthung dieses Stoffes und in der Darstellung. Ueber nichts ist schwerer zu sprechen als über Bilder und Musik. Wenn es sich nun gar um einen Maler handelt „peintre le plus peintre qui fût jamais", dessen Werk wohl als „Musik in Farben" bezeichnet worden ist, so muß man staunen, wie ein Schriftsteller verzichtet, den allgemeinen Eindruck eines Kunstwerks, die Stimmung, die es erzeugt, in fesselndem Wortgewebe auszuspinnen und den Leser durch glänzend modulirte Phantasien von einem unfaßbaren Thema hinwegzutäuschen. Dieser Autor umschreibt nicht die Wirkung, sondern er deckt die Mittel und Absichten des Künstlers auf, er dringt mit ruhiger Sicherheit vor zu dem Keimpunkt, in dem Stoff und Form ununterscheidbar der Seele des Künstlers sich aufdrängen. Alles mit einer seltenen Feinfühligkeit

für das Gegebene und noch seltenerem Verständniß des malerisch-technischen Verfahrens. Einen Abschnitt wie den über das Gemälde „Die Spinnerinnen" darf man als ein Cabinetsstück ersten Ranges bezeichnen.

Indessen ein Werk von Justi ist mehr als eine Zierde der Kunstwissenschaft; es gehört der Litteratur an; es ist die Schöpfung eines Kunstkenners, der zugleich Geschichtschreiber, Philosoph und Künstler ist. Dieses Buch, in dem so einläßlich von dem Stil eines Malers gehandelt wird, hat seinen eigenen Stil, und es ist nicht das letzte Interesse daran, zu sehen, wie der Verfasser selbst Zeichnung, Komposition, Farbe und Beleuchtung handhabt.

Der Deutsche, der sich das Jahrhundert des Velasques († 1660) vergegenwärtigen möchte, denkt zunächst an den dreißigjährigen Krieg, an einen geschichtlichen Hintergrund, der alles das in einen Rahmen drängt, was etwa zwischen Callots misères de la guerre und van Deik's Ikonographie mitten inne liegt, bewältigend die weitgespannte Skala von der in ihrem Bodensatz aufgerührten Barbarei bis zu den vielgestaltigen und fein individualisirten Blüthen einer vom Geist der Renaissance befruchteten Cultur. Vor uns stehen auf jene Gestalten mit breitkrempigen Hüten und wallenden Federn, mit dem unbarmherzigen Tritt ihrer Lagerstiefel, mit den aufgebauschten Kleidern in der ganzen Vollsäftigkeit eines Daseins, für das der Aderlaß Bedingung der Gesundheit war. Nicht ein Hintergrund dieser Art ist es aber, den Justi seinem Gemälde wählt; er hat seine Perspektive so bezeichnet: „Diego Rodriguez de Silva Velazquez hat das Licht der Welt erblickt zu Sevilla, in demselben Jahre wie van Dyck, 1599, ein Jahr nach Zurbaran und Bernini, zwei nach Sustermans, drei vor Calderon und Alonso Cano." Die Arbeit des Malers, und stünde er wie Tizian und Velasques Königen und Kaisern nahe, wird wenig berührt von den großen Welthändeln; ja wer überhaupt die tiefgeöffnete Bühne aus dem „Leben Winckelmanns" des gleichen Verfassers hier wiederzufinden erwartete, würde sich getäuscht finden. Denn das Interesse des großen Künstlers ist so viel einseitiger als das des Schriftstellers; die in einem Punkt aufgesammelte Kraft scheint den anderen Organen die Zufuhr zu sperren oder ist es so, daß alle Sinne ihre Fähigkeiten in einem einzigen koncentriren. Die vielseitige Aneignungsfähigkeit, die langdauernden Irrfahrten, die dem Leben Winckelmanns epische Fülle und Breite, der starke Gegensatz der deutschen und der römischen Hälfte seiner Laufbahn, die ihm dramatische Belebtheit leihen, kehren in der Biographie des Velasques nicht wieder. Statt dessen eine eintönige Thätigkeit als

Hofmaler König Philipp's IV., wie von zwei freien Athemzügen unterbrochen durch zwei Reisen nach Italien, die um so schwerer die Stickluft der spanischen Hofgesellschaft empfinden lassen. Der Weiträumigkeit, dem Wechsel und der Menge der Gestalten in dem Buch über Winckelmann tritt hier eine Darstellung gegenüber in engem Raum mit nur gelegentlichem Ausblick weiten Horizontes, mit gesammeltem Interesse auf einen bestimmten Kreis von Figuren, die nicht bloß Passanten sind, sondern zusammenleben und in ihren merkwürdigen Beziehungen und Abstufungen vom König bis zum Hofnarren doch alle wie auf einen gemeinsamen Grundton gestimmt unseren menschlichen Antheil erwecken und in Anspruch erhalten. — Es ist indessen nicht die Verschiedenheit des Gegenstandes allein, die eine andere Behandlung bedingt, an andere Interessen sich wendet: irren wir nicht, so ist es bewußte Absicht und ein Grund besonderer Art, dem die überraschende Knappheit in der Schilderung des milieu zuzuschreiben ist.

In dem Wehen des modernen Geistes ist eine überall erkennbare Richtung gegen die Freiheit des Individuums. Praktisch sucht man seinen Machtbereich zu beschränken; theoretisch die Freiheit und Originalität aufzulösen und zu verflüchtigen durch den Nachweis der Anregungen, materiellen Förderungen, Gelegenheiten, die in ihrem Zusammenwirken das angeblich Unteilbare gebildet haben sollen. In der Kunstgeschichte ist das Symptom dieser Strömung die Lust am Aufspüren von Einflüssen und Berührungen zwischen Schulen und Meistern, die strenge Scheidung der Entwicklungsstadien einer Künstlerlaufbahn in der Abhängigkeit von wechselnder Umgebung und neugewonnenen technischen Einsichten — alles in allem ein Verfahren, das nur zu leicht in einem Spiel von Reflexlichtern den Lokalton der Persönlichkeiten verloren gehen läßt. Justi macht gegen diese Anschauung Front (I, 121ff.; eine sehr scharfe Stelle I, 412). In einer energischen, höchst geistvollen Auseinandersetzung wägt er die ursprüngliche Kraft des Genius ab mit den äußeren Einwirkungen; er findet, daß diese nicht entfernt aufkommen gegen die selbstständige Initiative des Genius, daß sie nur dienen, durch Unterstützung oder Widerspruch seinen Fluß zu klären und ihn in seinem Bett zusammendrängend die ihm einwohnende Kraft zu steigern. „Monographisten, bemerkt Justi, arbeiten oft ihrem eigensten Interesse entgegen, indem sie den Punkt übersehen, der mehr als alles andere ihren Heros erheben würde, être maître, c'est ne ressembler à personne." Wenn der Geschichte des Velasques ein „Abriß" des litterarischen und künstlerischen Lebens in Sevilla vorausgeschickt wird, so ist es nur, um die deutliche Einsicht zu wecken, wie

wenig der Maler seine Kunst solcher Umgebung verdankt. Das Kapitel: Murillo in Madrid ist eine Ausführung der nemlichen These. Die innerste künstlerische Natur, „nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten" immer reiner zu empfinden und walten zu lassen, ihre Kraft auf dem kürzesten Weg, mit der einfachsten Methode, ohne Brechung auszuüben, erscheint als die wahre Künstlerart, und diesen Sinn hat der mehrmals angeführte Ausspruch von Mengs über ein Bild des Velasques: es scheine mit dem bloßen Willen gemalt zu sein. — Um es zu wiederholen: in dieser Grundanschauung ist eine gewisse Zurückhaltung in diesem Buch, ein Verzicht auf wechselndes reiches Colorit begründet. Der Verfasser ist sparsam, sein außerordentliches Wissen von spanischen und anderen Dingen zur Schau zu stellen; man hat den Eindruck, als ginge er häufig einer Versuchung aus dem Weg. Die Verwandtschaft der Malerei des Velasques mit der realistischen Richtung der Litteratur wird nur angedeutet. Wenn die großen Künstler jener Zeit in dem Buch auftreten, ein Rubens, Bernini, Ribera, so wirken sie neben Velasques wie Contraposte, um die Leuchtkraft und das Relief seiner Erscheinung zu heben und zu schärfen. Das Buch, abgesehen vom Stoff, lediglich auf seine Faktur hin betrachtet, läßt ebensosehr in dem, was es sagt, als in dem, was zur Seite gelassen wird, einen bei uns in Deutschland seltenen künstlerischen Verstand gewahren. Vergegenwärtigt man sich dann die Fülle der Mittheilungen, die Charakteristik von Personen und Dingen, so erscheint hier eine gesättigte Kenntniß von der Ruhe eines überlegenen Beobachters im Gleichgewicht erhalten. Die Art der Porträtirung z. B. eines Philipp IV., seines Ministers Olivares, Papst Urbans VIII. mit den Porträts von Ranke (Geschichte der Päpste, die Osmanen und die spanische Monarchie) zu vergleichen, ist von ganz besonderem Reiz. Vielleicht wird man unserem Eindruck beistimmen, wie außerordentlich Ranke von dieser Seite an van Deik erinnert. Die Pose einer allemal unverkennbaren historischen Idealisirung, die gleichmäßig zurückhaltende Vornehmheit kehren bei dem Maler des Hofes der Stuarts wieder, von dem man sagte, daß er den Bildern der großen Damen immer die gleichen schönen Hände seiner eigenen Frau geliehen habe. Dagegen erscheinen die historischen Gestalten bei Justi mit einem schärferen Zug; sie haben eine ernüchternde Wahrheit und hohe Lebendigkeit; vor dem Bemühen, das Charakteristische mit Antheil zu betrachten verschwinden Rücksichten konventioneller Art. Dafür erlaubt es die Fähigkeit empfänglichen Anempfindens, die den Historiker macht, — und die Bescheidenheit, die dem Historiker so wohl ansteht, fordert es, aus der Fülle unbefangenen Verständnisses heraus eher zu

loben als abzusprechen, und so darf es uns nicht überraschen, wenn Justi einer übelberufenen Statue von Bernini das Compliment macht, sie sei ein Rubens in Marmor.

Daß ein Buch wie Justis Velasques in Deutschland geschrieben worden ist, darf uns mit Stolz erfüllen. Es bringt uns das tröstliche Bewußtsein, daß Goethe noch wie ein Lebendiger dauernd fortwirkt in unserer vielgestaltigen Zeit, daß seine Lebensarbeit auch heute noch die Frucht trägt, Menschliches aller Zeiten und Völker verstehen zu lehren. — Die Widmung dieses Buches war von Kaiser Friedrich noch in Schloß Friedrichskron angenommen worden.

Mannheim. Carl Neumann.

Internationales Strafrecht und Auslieferung.

Von

Hugo Meyer,
Professor der Rechte in Tübingen.

Je stärker und mannigfaltiger sich die Verkehrsverhältnisse in der Gegenwart entwickelt haben, um so mehr gewinnt auch die internationale Rechtshülfe, vor Allem auch diejenige in Strafsachen an Bedeutung. Immer leichter wird es dem Verbrecher, vom Orte der Verübung zu entweichen, immer unsicherer aber werden seine Aussichten, im fremden Lande unbehelligt zu bleiben. Der Telegraph heftet sich nicht nur an seine Sohlen, sondern eilt ihm voraus, und die Regierungen werden immer geneigter einander Rechtshülfe zu gewähren; ja sie haben sich in mannigfachen und nachgerade über die ganze Erde verbreiteten Verträgen zur Auslieferung flüchtiger Verbrecher verpflichtet. Und neben der Frage der Auslieferung handelt es sich darum, auch in Beziehung auf Beweiserhebungen und processuale Mittheilungen einander zu unterstützen. Alles das hat vor Kurzem Lammasch in seinem Buche über die „Auslieferungspflicht und das Asylrecht" (Leipzig 1887) eingehend erörtert und dadurch Praxis und Theorie der Auslieferung zu großem Danke verpflichtet. Dieselben Fragen sind es, welche nunmehr in dem Buche von F. von Martitz über die internationale Rechtshülfe in Strafsachen*) zum Gegenstand der genauesten Forschungen gemacht werden. Bemerkenswerth aber ist der Gegensatz, welcher zwischen den beiden Werken obwaltet, und die Art und Weise, wie sie einander ergänzen. Während das Buch von Lammasch systematisch verfährt, sodaß alle Einzelheiten der Lehre nach ihrem jetzigen Bestande vorgeführt werden, beschäftigt sich das Werk von v. Martitz in dem vorliegenden Bande mit den verschiedenartigen Voraussetzungen der Lehre und ist bestimmt, auch im nächsten Bande nicht eine systematische Darstellung

---

*) F. v. Martitz, die internationale Rechtshilfe in Strafsachen, Beiträge zur Theorie des positiven Völkerrechts der Gegenwart, Abtheilung 1, Leipzig 1888.

zu geben, sondern die geschichtliche Entwicklung der Lehre in der Gegenwart zur Anschauung zu bringen. Dort also unbedingte Vollständigkeit der praktisch bedeutsamen Fragen, aber nur ein Querschnitt durch die gesammte Entwicklung vom heutigen Standpunkt, der bestimmt ist von der kommenden Entwicklung vielleicht sehr bald überholt zu werden. Hier eine Untersuchung der allgemeinen Grundlagen der Lehre und ihrer geschichtlichen Entwicklung, durch welche u. A. ihr Zusammenhang mit den Fragen des Strafrechts, des Strafprocesses, des Staatsrechts und des Völkerrechts in's Licht gesetzt wird. Und schon hier wollen wir hervorheben, welch' ein reiches Material in dem vorliegenden Werke zur Verwerthung gelangt ist. Wir können nicht zusammenzählen, wie viele Auslieferungsverträge, Auslieferungsgesetze und Fremdengesetze europäischer und außereuropäischer Staaten durchforscht, wie viele Verhandlungen gesetzgebender Versammlungen gesichtet und geprüft, wie viele gerichtliche Entscheidungen aus allen Ländern verwerthet, wie viele diplomatischen Verhandlungen herangezogen, wie viele Auslieferungsfälle in ihren Einzelheiten mitgetheilt und wie viele wissenschaftliche Ansichten und Meinungen deutscher und nichtdeutscher Schriftsteller, aus älterer und neuerer Zeit, geprüft sind. Man sieht, daß wir es mit einem Werke zu thun haben, in das sich der Verfasser viele Jahre hindurch mit dem größten Fleiße und der größten Vorliebe vertieft hat. Zugleich sei bemerkt, daß die Form der Darstellung zwar nicht in jeder Hinsicht leicht verständlich genannt werden kann, daß der Gegenstand selbst aber in der lichtvollsten Weise behandelt wird, und daß der Kenner überall durch eine Fülle der anziehendsten und treffendsten Bemerkungen erfreut wird.

Des Näheren aber werden in dem vorliegenden Bande in einer Reihe von Kapiteln behandelt 1) das Ausweisungsrecht, wobei die verschiedenen Gründe und Arten der Ausweisung erörtert und insbesondere der Unterschied zwischen Ausweisung und Bestrafung hervorgehoben wird und wobei nunmehr die inzwischen erfolgte Aufhebung des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1874 über die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern zu erwähnen sein würde; 2) die Strafgerichtsbarkeit über die im Auslande begangenen Verbrechen; 3) die Staatsangehörigkeit im internationalen Strafrecht und 4) das Auslieferungsrecht und das internationale Strafrecht, — Kapitel, deren systematischer Zusammenhang nicht in jeder Hinsicht unanfechtbar ist, auf welche aber im Ganzen und Großen die oben erwähnten Voraussetzungen des Auslieferungsrechts und die Grundzüge desselben vertheilt sind. Von diesem reichen Inhalt aber sei uns gestattet, an dieser

Stelle zunächst die Grundsätze über das räumliche Geltungsgebiet der Strafgesetze oder das internationale Strafrecht und sodann das Auslieferungsrecht selbst zu besprechen, wobei es uns vergönnt sein mag, auch dasjenige Verhältniß zu berühren, in welches sich die vorliegende Darstellung zu unseren eigenen Ansichten in Beziehung auf das internationale Strafrecht gesetzt hat.

Was aber das internationale Strafrecht betrifft, so müssen wir zunächst (gegenüber früheren, von uns selbst getheilten Zweifeln) dem Verfasser nach näherer Prüfung zugeben, daß auch dieser Name in nicht ungeeigneter Weise für die Lehre von dem räumlichen Geltungsgebiet des Strafgesetzes gebraucht wird. Falsch wäre derselbe nur, wenn damit ein Strafrecht, das aus internationalen Rechtsquellen hervorginge, gemeint sein sollte, was ja in keiner Weise der Fall ist. Wie aber ein jeder Rechtstheil neben seiner nationalen Gestaltung zugleich eine völkerrechtliche oder internationale Seite darbietet, insbesondere indem es sich fragt, wie sich im internationalen Interesse das räumliche Geltungsgebiet der betreffenden Rechtssätze zu gestalten hat, und wie es auf diese Weise ein internationales Privatrecht, ein internationales Proceßrecht, ja auch ein internationales Verwaltungsrecht (Lorenz von Stein) giebt, so ist auch der Name internationales Strafrecht an der Stelle. Nur möchten wir daran festhalten, daß vom Standpunkt des Strafrechts nach wie vor am Besten der Ausdruck „räumliches Geltungsgebiet des Strafgesetzes" gebraucht wird, während der völkerrechtlichen Darstellung überlassen bleiben kann, von einem internationalen Strafrecht zu reden. Dabei kann man übrigens ein internationales Strafrecht im engeren Sinne und ein internationales Strafrecht im weiteren Sinne unterscheiden, wobei unter letzterem zugleich die Grundsätze über das räumliche Geltungsgebiet der Strafproceßgesetze und die Grundsätze über die internationale Rechtshülfe zu verstehen sind.

Handelt es sich nun aber darum, eine richtige Anschauung darüber zu gewinnen, wie weit der Staat das räumliche Geltungsgebiet seiner Strafgesetze ausdehnen solle, so betont der Verfasser mit Recht, was auch wir seit langer Zeit als das allein Richtige hingestellt haben, daß es sich auch in dieser Beziehung nicht um ein einseitiges Princip handeln könne, aus welchem die Einzelheiten der Lehre mit logischer Nothwendigkeit abgeleitet werden könnten, sondern daß es auch hier darauf ankommt, die Bedürfnisse des Rechtslebens und die besonderen Aufgaben und Mittel des Strafrechts einer genauen Erwägung und Abwägung zu unterziehen. Zu eng jedenfalls ist danach das Territorial- oder Territorialitätsprincip, welches sich begnügt, die im

Inlande begangenen Delicte der inländischen Strafgerichtsbarkeit zu unterwerfen, ein Standpunkt, der zwar die einfachste Lösung des vorliegenden Problems zu enthalten scheint, der aber weit hinter den Bedürfnissen des Rechtslebens zurückbleibt. Oder soll es dem Staate wirklich gleichgültig sein, welche Verbrechen der Inländer vielleicht unmittelbar jenseits der Grenze verübt hat; soll er den Mörder, den Brandstifter, den Dieb, welche auswärts delinquirt haben, unbehelligt lassen, während jede im Inlande begangene, noch so geringfügige That unnachsichtlich bestraft wird? Mit Recht erhebt der Verfasser die Frage, ob denn eine solche Regelung, wenigstens wenn sich der Staat nicht zur Auslieferung der eigenen Unterthanen entschließt (worüber unten) völkerrechtlich auch nur erlaubt sei, geschweige denn daß aus völkerrechtlichen Rücksichten irgend etwas für die Territorialität des Strafgesetzes gefolgert werden könne. — Und ebenfalls zu eng ist das Personal- oder Personalitätsprincip, welches von der Strafwürdigkeit der inländischen Staatsangehörigen ausgeht, mögen sie im Inlande oder im Auslande delinquirt haben. Dem Territorialprinzip darin weit überlegen, daß von ihm die Verantwortlichkeit des Inländers der heimischen Rechtsordnung gegenüber auch im Auslande betont wird, reicht dieses Princip schon nicht aus, die strafrechtliche Verantwortlichkeit der im Inlande delinquirenden Ausländer zu erklären, da es eine unzulässige Fiction ist, den im Inlande delinquirenden Ausländer insofern als inländischen Staatsangehörigen zu betrachten, eine Auffassung, welcher der Verfasser des vorliegenden Werkes in einer früheren Darstellung gefolgt ist, die er nunmehr aber ausdrücklich zurücknimmt. Ueberdies aber wird durch das Personalitätsprincip dem Bedürfniß nicht Rechnung getragen, welches sich mehr und mehr als unabweislich herausstellt, in gewissem Umfange nämlich auch die von Ausländern im Auslande begangenen Delicte zu strafen. Dies mindestens insofern, als es sich darum handelt, Angriffe auf den inländischen Staat und auf inländische Staatsangehörige zu strafen, da dem Staate nicht zugemuthet werden kann, in solchen Fällen immer erst den Umweg über das ausländische Strafrecht zu nehmen und vielleicht langwierige Verhandlungen mit der ausländischen Regierung zu führen. Hier trifft das Wort des Fürsten von Bismarck zu (bei den Verhandlungen über die Novelle von 1876), daß wir vor lauter Wissenschaftlichkeit (natürlich falscher) nicht dazu kommen, unsere eigenen Landsleute hinreichend zu schützen. — Und hiernach könnte nun als das Richtige das sogen. Schutz- oder Realprincip erscheinen, wonach die erforderliche Abgrenzung in der inländischen Qualität des durch die That verletzten Rechtsgutes gesucht wird.

Die Verletzung inländischer Rechtsgüter soll stets strafbar sein, mag die That von einem Inländer oder von einem Ausländer, mag sie im Inlande oder im Auslande verübt sein, wogegen die Verletzung ausländischer Rechtsgüter in keinem Falle den inländischen Strafgesetzen unterliegen soll, wobei jedoch in Betracht komme, daß es auch allgemeine Rechtsgüter oder rechtliche Interessen gebe (so das Interesse des Seeverkehrs, des Geldverkehrs, die Sicherheit gegen anarchistische Bestrebungen u. dgl.), deren Schutz sich als eine gemeinsame Angelegenheit aller civilisirten Staaten darstelle. So willkommen aber das Schutzprincip in der Richtung ist, daß daraus die Strafbarkeit der im Auslande begangenen Handlungen gegen den inländischen Staat und gegen inländische Staatsangehörige hervorgeht, so ungenügend und schief muß dasselbe in anderer Hinsicht erscheinen. Schon daß die im Inlande erfolgte Verletzung eines Ausländers bestraft wird, ist aus ihm nicht genügend erklärt, es sei denn daß man seine Zuflucht dazu nimmt, das Leben des im Inlande weilenden Ausländers für ein inländisches Rechtsgut zu erklären, was der oben erwähnten Auffassung des im Inlande weilenden Ausländers als subditus temporarius parallel geht. Jedenfalls aber müßte der Inländer, der im Auslande delinquirt hat, nur wegen Verletzung eines Inländers, nicht auch wegen Verletzung eines Ausländers bestraft werden, sodaß auch die unmittelbar jenseits der Grenze erfolgte Ermordung eines Ausländers Seitens eines Inländers dem Inlande gleichgültig sein müßte. Offenbar ist dies ein Standpunkt, welcher trotz der Lebhaftigkeit seiner Vertheidigung der wahren Bedeutung des Strafrechts in's Gesicht schlägt, in welchem es in erster Linie nicht auf den angerichteten Schaden, sondern auf die grundsätzliche Bedeutung der Handlung ankommt, und in welchem, was den durch das Strafrecht zu bewirkenden Schutz betrifft, nicht der unmittelbare Schutz des einzelnen Interesses, sondern der aus der Bestrafung sich ergebende mittelbare Schutz in Betracht kommt. Auch hier gilt: man will die strafrechtlichen Früchte zu früh pflücken, gerade wie dies bei den durch die Strafe selbst zu erzielenden Zwecken nach der Auffassung Vieler der Fall ist. Mit Recht frägt der Verfasser, ob wir denn, wenn ein Deutscher in der Schweiz einen Raubmord verübt hat, ihn deswegen bestrafen, weil durch seine Handlung das Interesse der Schweiz verletzt ist, oder nicht vielmehr deswegen, weil hier ein schwerer Bruch unserer eigenen Rechtsordnung vorliegt. — Was nun aber die eigene Meinung des Verfassers über das vorliegende Problem betrifft, so entscheidet auch er sich dafür, daß die Vorschriften unseres geltenden Rechts einer weitgehenden Ergänzung bedürfen, und

zwar nicht nur in der Art, daß, wie schon der Entwurf der Novelle von 1876 vorschlug, auch eine jede im Auslande erfolgte Verletzung des Inlandes oder inländischer Personen unter Strafe gestellt werden müßte, vielmehr nimmt derselbe keinen Anstand, sich mit Robert von Mohl und Anderen im Ganzen und Großen auf den Standpunkt des sog. Welt- rechts- oder Universalprincips (auch kosmopolitisches Princip genannt) zu stellen, wonach grundsätzlich genommen alle irgendwo in der Welt und von irgendwem begangenen strafbaren (d. h. unseren Delictsbegriffen entsprechenden) Handlungen den inländischen Strafgesetzen unterliegen. Und in der That hebt der Verfasser mit Recht hervor, daß dieser Standpunkt, der eine Zeit lang völlig zurückgedrängt zu sein schien, in neuerer Zeit immer mehr Vertreter findet, daß dieselben Schriftsteller sich ihm immer mehr zuneigen, und daß sich ihm, den seit langer Zeit die österreichische Gesetzgebung vertritt, auch die neueste Gesetzgebung, insbesondere das neue italienische Strafgesetzbuch anschließt. Nur eine Abart des Weltrechtsprincips ist das von Lammasch aufgestellte „Princip der identischen Norm", wonach alle diejenigen Handlungen im Inlande sollen bestraft werden können, welche sowohl nach dem inländischen als nach dem ausländischen Gesetz als strafbar erscheinen, wobei das erst unten über das Erforderniß der Strafbarkeit am Orte der That zu Sagende in Betracht kommt. Was aber den gegen das Weltrechtsprincip zu erhebenden, naheliegenden Einwand betrifft, daß dadurch das Geltungsgebiet des Strafrechts in viel zu umfassender Weise bestimmt und dem Staate eine unmögliche Aufgabe gestellt wird, so sucht der Verfasser die hier so nothwendige Begrenzung in anderer Weise als es gewöhnlich geschieht zu gewinnen. Während man nämlich für gewöhnlich sich damit begnügt, die Verfolgung für eine nur facultative zu erklären, sei es daß die Verfolgung in das Ermessen der Strafverfolgungsbehörde oder in das Ermessen der Regierung als solcher gestellt wird, so sucht der Verfasser jene Begrenzung dadurch zu gewinnen, daß es sich ja immer nur um die Bestrafung des im Inlande befindlichen Delinquenten handeln könne, durch dessen unbestraftes Verweilen im Inlande die inländische Rechtsordnung selbst als verletzt angesehen werden könne. Hiernach enthalte das Weltrechtsprincip keineswegs eine Uebertreibung, vielmehr müsse der Kampf gegen dasselbe als ein Kampf gegen Windmühlen erscheinen. Hier aber müssen wir, so sehr wir sachlich einverstanden sind, dennoch in formeller Hinsicht widersprechen. Augenscheinlich nämlich liegt es nicht im Wesen des Weltrechtsprincips, daß nur Derjenige im Inlande bestraft werden solle, der sich im Inlande befindet; vielmehr würde vom Stand-

punkt dieses Princips aus nichts im Wege stehen, auch gegen den abwesenden Ausländer, der im Auslande delinquirt hat, im Inlande einzuschreiten, soweit die Grundsätze über das Verfahren gegen Abwesende dies gestatten. Was aber diese Grundsätze betrifft, so kommt in Betracht, daß die Aburtheilung eines Abwesenden zwar nach dem jetzigen Recht nur in Ausnahmefällen gestattet ist, daß diese Regelung aber erst aus der neuesten Zeit stammt und daß es keineswegs gewiß ist, wie sich das Recht der Zukunft zu dieser Frage stellen werde. Vor Allem aber ist zu beachten, daß nur die Aburtheilung des Abwesenden regelmäßiger Weise ausgeschlossen ist, daß aber weitgreifende Maßregeln der Strafverfolgung auch nach dem geltenden Recht gegen den Abwesenden als zulässig erscheinen. Gilt also das Weltrechtsprincip, so steht nichts im Wege, mit Steckbriefen und Vermögensbeschlagnahme sowie mit dem Verfahren zur Sicherung der Beweise auch gegen einen Chinesen vorzugehen, der in Japan einen Engländer verletzt hat, ein Verfahren, wozu doch die deutsche Strafjustiz nicht da ist. Auch nach der Anschauung des Verfassers bleibt es also dabei, daß das Universalprincip nur durch die bloß facultative Natur der Strafbarkeit der im Auslande begangenen Delicte — worüber sogleich noch zu handeln sein wird — begrenzt wird, was denn doch mehr oder weniger auf Willkür hinausläuft. Vielmehr müssen wir, wenn denn doch ein Name gefunden werden soll, bei unserem „Princip der betheiligten Rechtsordnung“ verbleiben, ein Name, den man ursprünglich zwar für ein anderes Princip, nämlich für das Schutz- oder Realprincip (Wächter) erfunden hat, der uns aber viel eher für die richtige Anschauung verwendbar erscheint. Diese aber geht dahin, daß als strafbar zu behandeln sind a) alle im Inlande begangenen Delicte, b) die von Inländern im Auslande begangenen Delicte, wobei es sich fragt, ob nicht, wie dies im geltenden Rechte der Fall ist, bloße Uebertretungen ausgeschlossen sein sollen, sowie ob und welche Berücksichtigung dem im Auslande geltenden Rechte zukommt, c) die von Ausländern im Auslande begangenen Delicte, sofern als Object der inländische Staat oder die inländischen Staatsangehörigen erscheinen (siehe das oben aus Anlaß des Personalitätsprincips Gesagte), und endlich d) die von Ausländern im Auslande begangenen sonstigen Delicte, und zwar nicht bloß im Falle bestimmter Delicte und im Falle eines dazwischen getretenen Nationalitätswechsels, wie dies schon im geltenden Rechte der Fall ist, sondern allgemein, sofern sich der Ausländer noch unbestraft im hiesigen Staatsgebiete befindet und seine Auslieferung nicht als ausführbar oder nicht als zweckmäßig erscheint, sein ungestraftes Verweilen im Inlande mithin

als eine Verletzung auch unserer Rechtsordnung erscheinen würde. Von dem Weltrechtsprincip ist dies immer noch in der schon angegebenen Weise verschieden, und wir können also nicht zugeben, daß, mit dieser Anschauung, wie der Verfasser uns in die Schuhe schiebt, „man eben Kosmopolit sei".

Auf das Bestimmteste erklärt sich Derselbe dagegen, die Strafgewalt des Inlandes über im Auslande begangene Delikte als eine vom Ausland übertragene anzusehen, weil so wesentliche Theile der Staatsgewalt nicht Gegenstand einer Entäußerung und Uebertragung sein könnten, vor Allem aber, weil nach dem oben Gesagten die Vorstellung einer solchen Uebertragung als völlig überflüssig erscheint. Weniger bestimmt äußert er sich darüber, ob das regelmäßige Erforderniß des geltenden Rechts, daß die Handlung auch am Orte der That strafbar sein müsse, aufrechterhalten oder beseitigt werden solle, wie auch andere bedeutsame Fragen des internationalen Strafrechts, theils nicht berührt, theils nur gestreift werden. Völlig mit Recht, da es zu dem vorliegenden Zweck nicht auf eine vollständige Erörterung des internationalen Strafrechts, sondern nur auf diejenigen Seiten desselben ankam, welche als Grundlagen und Voraussetzungen der internationalen Rechtshülfe erscheinen. — Wohl aber findet sich in dem Buche noch eine sehr glückliche Abwehr derjenigen Angriffe, welche von einem theoretisch völlig begreiflichen, practisch aber kurzsichtigen Standpunkt gegen die nur facultative Bestrafung der im Auslande begangenen Delikte gerichtet worden sind, Angriffe, denen der Verfasser einfach entgegenstellt, daß bei der hier nothwendigen Berücksichtigung der ausländischen Verhältnisse gar nichts Anderes übrig bleibt, als die inländische Strafverfolgung von dem Ermessen der Strafverfolgungsbehörde abhängig zu machen.

Alles dies aber bildet für den Verfasser nur die Voraussetzung für sein eigentliches Thema, die Auslieferung, welcher etwa di· Hälfte schon dieses ersten Bandes gewidmet ist und welche den aus· schließlichen oder doch hauptsächlichsten Inhalt des zweiten Bandes zu bilden bestimmt ist. Hier aber erhebt sich zunächst die formelle Frage, welchem Theile des Rechtsgebietes die Auslieferung angehört, eine Frage, hinsichtlich deren sich der Verfasser dahin entscheidet, daß wir es hier mit einer Lehre zugleich des Völkerrechts und des Strafproceßrechtes zu thun haben, während dieselbe zum materiellen Strafrecht zwar die genaueste Beziehung hat, keineswegs aber als ein Theil desselben erscheint (dedere non est punire). Sodann fragt sich, ob die Auslieferung auch unabhängig von einem Vertrage als völkerrechtliche Verpflichtung anzusehen ist, eine Frage, die sich danach entscheidet, daß

das Auslieferungsrecht seit Hugo Grotius einen Theil der internationalen Rechtsordnung bildet, wonach eine grundsätzliche oder willkürliche Verweigerung der Auslieferung in der That völkerrechtswidrig sein würde. Und endlich fragt sich, ob die Abschließung eines allgemeinen Auslieferungsvertrages unter den Staaten des völkerrechtlichen Verbandes zweckmäßig sein würde, eine Frage, die in neuerer Zeit lebhaft bejaht und in diesem Sinne u. A. von v. Liszt auf dem deutschen Juristentag vertreten wurde, die aber vom Verfasser auf das Entschiedenste verneint wird. Und zwar, wie wir glauben, völlig mit Recht, da die Voraussetzungen für den Abschluß solcher Verträge bis jetzt viel zu verschieden sind und durch einen solchen Vertrag die Entwicklung nur in nachtheiliger Weise gehemmt und festgelegt werden würde.

Gehen wir aber auf die Stellung ein, welche der Verfasser in sachlicher Beziehung zu den Fragen des Auslieferungsrechtes einnimmt, so findet sich in dem vorliegenden Bande noch keine Erörterung darüber, welche Delicte als Auslieferungsdelicte anerkannt sein sollen, und welche Ausnahmen in dieser Hinsicht insbesondere für politische Delicte als angemessen erscheinen, sodaß also auch die weitere Frage, welche Ausnahmen von dieser Ausnahme etwa zu machen wären, besonders die vielgenannte belgische Attentatsclausel (vgl. die Stellung, welche neuestens die Schweiz zu dieser Frage einnimmt) vorläufig noch nicht zur Besprechung gelangt. Ebensowenig findet sich schon jetzt eine genauere Erörterung der rechtlichen Stellung des Auszuliefernden in dem die Auslieferung verlangenden Staate, sodaß insbesondere auch die Frage vorläufig noch ausgesetzt bleibt, ob der Beschuldigte nur wegen desselben Delikts, auf Grund dessen er ausgeliefert wurde, oder auch, und unter welchen Voraussetzungen, auf Grund eines anderen Deliktes verurtheilt werden dürfe. Und von selbst versteht sich hiernach, daß die Einzelheiten des Auslieferungsverfahrens, wenigstens in diesem Bande, noch nicht zum Gegenstande der vorliegenden Darstellung gemacht werden. — Eine hervorragende Frage des Auslieferungsrechts aber ist es, welcher schon hier eine ebenso eingehende wie nachdrückliche Untersuchung gewidmet wird, eine Frage, welcher zugleich in der schon oben genannten Weise eine bedingende Rolle für die Regelung des internationalen Strafrechts zukommt. Dies aber ist die Frage nach der Auslieferung oder Nichtauslieferung der eigenen Unterthanen. Nur ein Staat, von welchem auch die Auslieferung der eigenen Unterthanen gewährt wird, kann zur Noth auf die Bestrafung der seitens seiner Angehörigen im fremden Lande begangenen Delicte verzichten, wogegen ein Staat, welcher die eigenen Unterthanen, die im fremden Lande

delinquirt haben, weder bestraft oder noch ausliefert, sich der stärksten Rechtsverweigerung schuldig macht. Und dieser letztere Standpunkt, den unbegreiflicher Weise in der Hauptsache noch immer die englische Gesetzgebung einnimmt, ist es, gegen den sich der Verfasser mit größter Schärfe wendet. Denn wie Derselbe nachweist, ist es eine Fabel, daß von England in irgend häufigeren Fällen die Auslieferung eigener Unterthanen gewährt wird; vor Allem aber kommt in Betracht, daß die englische Regierung nach Lage des geltenden Rechtes vielen Staaten, u. A. Deutschland, Belgien und Holland gegenüber, sogar rechtlich verhindert ist, die Auslieferung zu gewähren. Und zwar aus dem Grunde, weil in England, soweit dasselbe Auslieferungsverträge abgeschlossen hat, nur diejenige Auslieferung als rechtlich zulässig erscheint, welche auf Grund dieses Vertrages erfolgt, (jede andere Auslieferung, ja jede Festnahme zum Zwecke einer solchen „müßte am englischen Habeas-Corpusverfahren scheitern"), die meisten auch von England abgeschlossenen Auslieferungsverträge aber gerade so, wie die Verträge der übrigen Staaten, den Grundsatz der Nichtauslieferung der eigenen Unterthanen enthalten. Hiernach war die vielbesprochene und vielgerühmte Auslieferung des Engländers Tourville (1876) an Oesterreich, der am Stilfser Joch seine Frau ermordet hatte und nach London zurückfloh, genauer betrachtet rechtlich ungültig (a. M. Lammasch), wie sie denn auch in späteren Fällen keineswegs Nachfolge gefunden hat. Ausdrücklich verweigert wurde vielmehr kurz darauf die Auslieferung des Engländers Wilson (1877), der sich in Zürich der Unterschlagung von Postgegenständen im Werthe von 50 000 Frcs. schuldig gemacht hatte und dem es ebenfalls gelungen war auf englischen Boden zu entkommen. Ebensowenig ist, neueren Zeitungsberichten zufolge, ausgeliefert worden der Engländer Billy Porter (1889), der in Gemeinschaft mit einem Amerikaner Namens Bailey Allen in München einen Juwelendiebstahl verübt hatte und trotz des an England gerichteten Auslieferungsgesuches in London völlig unbehelligt blieb, während sein Mitschuldiger an Deutschland ausgeliefert und in München zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde. Und in künftigen Fällen wird es voraussichtlich ebenso gehalten werden, und nur zu verwundern ist, daß diese Sachlage nicht noch mehr, als es thatsächlich geschieht, von englischen Gaunern ausgenutzt wird, welche nicht verhindert sind, ungestraft Raubzüge nach Belgien, Frankreich und Deutschland zu unternehmen, sofern es ihnen nur gelingt, der festländischen Polizei zu entgehen. „Daß nun ein solcher Rechtszustand", fügt der Verfasser hinzu, „unhaltbar ist, darüber herrscht heutzutage auch in England bei den Sachverständigen

kein Zweifel. Freilich den einzigen zielgerechten Ausweg, der sich bietet, zu betreten, nämlich gesetzgeberisch einen entschiedenen Schritt zum Personalprincip zu thun, wie dies doch außerhalb der englisch-amerikanischen Welt, in allgemeiner Geltung steht, ja, wie es in England selbst im britisch-ostindischen Reiche anstandslos practicirt wird, dazu mag man sich jenseits des Kanals nicht entschließen." „Wie heutzutage die Dinge liegen, wird man ohne Uebertreibung sagen dürfen, daß die Haltung Großbritanniens gegenüber den extraterritorialen Vergehungen von British subjects sich mit dem bestehenden Völkerrecht nicht im Einklang befindet. Daß Engländer angesichts der Dimensionen, welche der internationale Personenverkehr angenommen hat, von ihrem eigenen Gesetzgeber mit dem Freibrief ausgestattet werden, auf dem in bequemster Weise zu erreichenden Kontinent Verbrechen — mit Ausnahme der Tödtungsverbrechen und einiger anderer — zu begehen, vorausgesetzt, daß sie sich nicht erwischen lassen, ist eine widerrechtliche Barbarei. Und es kann nur Wunder nehmen, wie dieselbe von den Nachbarmächten noch gegenwärtig ertragen wird." Diesem Urtheil können wir uns nur anschließen und sprechen hiermit die Hoffnung aus, daß die entschiedene Art, mit welcher der Verfasser diese Wunde aufgedeckt hat, etwas Entscheidendes zu ihrer Heilung beitragen möge.

Was nun aber die Frage selbst betrifft, so hat sich der Verfasser gegen die Angemessenheit einer Auslieferung der eigenen Unterthanen entschieden, ein Standpunkt, der mit fast sämmtlichen Auslieferungsverträgen, Auslieferungsgesetzen und Strafgesetzbüchern der neueren Zeit übereinstimmt, gegen den aber in neuerer Zeit sich so viel Stimmen erhoben haben, daß zu erwarten steht, es werde dem Verfasser in dieser Beziehung der Vorwurf zu großen Beharrens, ja der Vorwurf des Rückschrittes gemacht werden. Dennoch stellen wir uns unbedingt auf seine Seite. Allerdings geht ja die Neigung des neueren Rechts im Allgemeinen dahin, den rechtlichen Unterschied zwischen Fremden und Einheimischen mehr und mehr zu verwischen. Und einfacher ist es ja offenbar, wenn uns die Mühen und Kosten eines wegen eines in weiter Entfernung verübten Delictes hier zu führenden Strafprocesses erspart werden; wenn wir nicht genöthigt sind, eine größere Zahl von Zeugen aus dem Auslande kommen zu lassen, sondern uns begnügen dürfen, den Beschuldigten den Organen der ausländischen Gerichtsbarkeit zu überliefern. Dazu kommt der oft gerühmte und in der That unleugbare Vorzug des Gerichtsstandes der begangenen That, da hier in der Regel sich die zu benutzenden Beweismittel befinden, da man hier mit allen in Betracht kommenden Umständen am Besten Bescheid weiß, ganz

abgesehen von der Nothwendigkeit gerade hier einen Eindruck durch die Aburtheilung zu erzielen. Und so ist es begreiflich, daß in neuester Zeit eine größere Zahl von Vertretern nicht nur des Völkerrechts, sondern auch des Strafrechts sich für die Auslieferung der eigenen Unterthanen ausgesprochen haben. Hierhin gehören von französischen Schriftstellern u. A. Billot (1884), von italienischen Bucellati (1868) und Olivi (1885), wie auch in Deutschland eine größere Anzahl von Schriftstellern, darunter Hälschner, v. Holtzendorff, v. Liszt und neuestens Lammasch sich mehr oder weniger für die Ansicht erklärt haben, Lammasch u. A. in der Art, daß er zwar keine Verpflichtung, auch die eigenen Unterthanen auszuliefern übernommen wissen will, sich aber gegen die Unzulässigkeit dieser Auslieferung ausspricht. Ebenso hat sich das sog. völkerrechtliche Institut auf seiner Versammlung zu Brüssel im Jahre 1879 sowie zu Oxford im Jahre 1880 in diesem Sinne entschieden, und bemerkenswerth ist, daß selbst eine der europäischen Regierungen, nämlich die russische, bei den Verhandlungen über ein neues Strafgesetzbuch geneigt war der Neuerung zu folgen und nur von ihrer eigenen Commission davon wieder abgebracht wurde. Widerstrebt aber hat in diesem Punkte der deutsche Juristentag (1880 und 1882) und ebenso der schweizerische (1880, 1887) und der holländische Juristenverein (1885), auf denen nur vereinzelte Redner (in Deutschland v. Liszt) im Sinne der Neuerung auftraten. Und in der That haben wir alle Ursache, dieser Aenderung zu widersprechen; ja es muß als ein besonderer Vorzug des vorliegenden Werkes erscheinen, diese Nothwendigkeit in das hellste Licht gestellt zu haben. Zunächst hebt die Arbeit hervor, die auch hier wie in anderen Punkten, weit in die Geschichte zurückgeht, daß es nach germanischer Anschauung nicht als zulässig gegolten habe, sich in dieser Weise von einem Untergebenen loszusagen und ihn mehr oder weniger fremder Willkür zu überlassen, ein Standpunkt der auch in späterer Zeit sowohl in Deutschland, wie in Belgien und der Schweiz festgehalten wurde und noch im vorigen Jahrhundert auch in England als selbstverständlich angesehen wurde, wie u. A. aus Blackstone's Commentaries (1765) hervorgeht. Weit davon entfernt, eine vorübergehende Neuerung zu sein, die nur aus der Selbstsucht und dem Mißtrauen der modernen Staaten gegen einander hervorging, ist die Nichtauslieferung der Untergebenen vielmehr in dem wahren Verhältniß der Staatsgewalt zu den Staatsangehörigen begründet. Mag es unter Umständen äußerlich genommen zweckmäßiger sein, die Inländer auszuliefern, so fragt es sich doch, ob sich damit nicht der Staat höherer Pflichten entäußert. Er ist es, dessen Rechts-

ordnung der Inländer auch durch die ausländische Verübung verletzt hat; seine Behörden sind dazu eingesetzt, über den Beschuldigten zu urtheilen; das von ihm geregelte Verfahren ist es, von dem er selbst die Ermittelung der Wahrheit erwartet, während es sein kann, daß nicht nur die Gerichte des Auslandes und das ausländische Verfahren als wenig vertrauenswürdig erscheinen, sondern auch nationale und politische Vorurtheile und Leidenschaften eine nahe Gefahr unrichtiger Beurtheilung begründen. Nicht ohne Grund erinnert der Verfasser an den Proceß Franz Müller (1864), in welchem die öffentliche Meinung in Deutschland keineswegs die vielgerühmten Vortheile habe anerkennen mögen, die das englische Gerichtsverfahren dem Angeklagten bietet. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß durch die Theilnahme des Laienelements an der Aburtheilung diese Gefahr nicht vermindert, sondern vermehrt sei. Auch läßt sich keineswegs behaupten, daß die Vorzüge des forum delicti commissi in allen Fällen besonders groß sind, da der Augenschein in den meisten Fällen ja doch nur eine protocollarische Verwerthung zuläßt, da es nicht immer auf Zeugenbeweis ankommt und da die Zeugen nicht immer am Thatorte sich aufhalten, wozu noch die in der Gegenwart erleichterte Möglichkeit der Gestellung von Zeugen selbst auf weite Entfernungen hinzukommt. Und schließlich fragt es sich, ob nicht die größere Zuverlässigkeit des Gerichtes und des gerichtlichen Verfahrens gegenüber der vielleicht größeren Vollständigkeit des Beweises den Vorzug verdient, wobei noch in Betracht kommt, daß, wenn die Beweislage zweifelhaft ist, ja nicht eine Verurtheilung, sondern eine Freisprechung eintritt. Aus diesen Gründen meinen wir, daß es den völkerrechtlichen Juristen mit dieser Neuerung so gehen wird, wie es ihnen im Ganzen und Großen doch auch mit der Freiheit des Privateigenthums zur See (im Falle eines Seekriegs) gegangen ist, die sie, einer Fata morgana gleich, schon oft mit Händen greifen zu können meinten, während sie bis jetzt in entscheidenden Fällen noch immer durch den Hauch der Wirklichkeit verweht wurde.

Die übrigen Fragen des Auslieferungsrechts dagegen werden dem zweiten Bande überlassen, in welchem sie, wie schon erwähnt, eine wesentlich geschichtliche Behandlung zu finden bestimmt sind, d. h. im Zusammenhange mit dem Fortschritt der Gesetzgebung sowie der Verhandlungen und Vertragschließungen auf diesem Gebiete zur Darstellung gebracht werden sollen. Schon der erste Band aber enthält das vorbereitende Stadium dieser Entwicklung, nämlich die große Bedeutung, welche das unsterbliche Werk des Hugo Grotius auch in diesen Fragen

gehabt hat, die Schwankungen, welche in dieser Beziehung in der Auffassung der naturrechtlichen Schriftsteller des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geherrscht haben, und die Stellung, welche die französische Revolution und die Gesetzgebung am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts zu diesen Fragen einnahmen, worauf mit einem Hinweis auf „das junge Königreich Belgien und sein Auslieferungsgesetz von 1833" der Schluß des vorliegenden Bandes gemacht wird.

Die Fortführung des Sybel'schen Werkes.

Von

Hans Delbrück.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten von Heinrich von Sybel. Vierter und fünfter Band. München und Leipzig 1890. Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Die Bände des Sybel'schen Werkes folgen so schnell auf einander und der Inhalt jedes Einzelnen ergießt eine solche Fülle von Historie auf den durstigen Leser, daß es dem Reviewer unmöglich wird Schritt zu halten und das Werk mit entsprechenden orientirenden Bemerkungen ein- und vorzuführen. Aber gerade je mehr das Werk reizt zu umfassendster Behandlung, desto leichter kann man auch wieder vor den Lesern darauf verzichten: es muß und es wird eben jeder Leser der Preußischen Jahrbücher auch das Sybel'sche Werk selber lesen. Der leichte Fluß der Erzählung, die einfache Durchsichtigkeit des Raisonnements, der Reichthum des Thatsächlichen und Neuen haben eine Lectüre geschaffen, die in einer selten erreichten Weise Unterhaltung und Belehrung miteinander vereinigt.

Nur einen einzelnen Punkt wollen wir herausgreifen um einige Betrachtungen daran zu knüpfen, weil wir ihn einmal bei der Besprechung des dritten Bandes berührt haben und dasselbe Problem naturgemäß in dem nunmehr vorliegenden 4. und 5. Band sich immer von Neuem hervordrängt. Es ist die Frage, ob und von welchem Augenblick an Bismarck den Krieg mit Oesterreich positiv beschlossen und herbeigeführt hat. Wir erinnern uns, daß Sybel die These aufstellt, daß Bismarck wohl die Gesundung der preußisch-deutschen Verhältnisse ohne einen Krieg für sehr unwahrscheinlich gehalten, aber trotzdem stets bestrebt gewesen sei, wenn irgend möglich ohne Blutvergießen ein erträgliches Verhältniß zu erlangen. Dieser Satz wird bis zuletzt noch im Frühjahr 1866, noch nach dem Abschluß des italienischen

Bündnisses, noch fast bis zum unmittelbaren Ausbruch des Krieges selbst fest gehalten und mit den überraschendsten Thatsachen belegt.

Greifen wir die frappanteste heraus. Im Mai 1866 erbot sich aus freiem Antrieb zur Vermittelung zwischen Oesterreich und Preußen ein Herr Anton von Gablenz, ein Bruder des österreichischen Generals, aber selber Grundbesitzer in Preußen und ehedem Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Gablenz schlug vor, daß Schleswig-Holstein zwar selbständiger Staat bleibe, aber nicht unter dem Herzog von Augustenburg, sondern unter einem preußischen Prinzen, also als hohenzollernsche Secundo-Genitur; ferner eine Bundesreform derart, daß Preußen den dauernden Oberbefehl über alle deutschen Bundescontingente im Norden, Oesterreich im Süden erhalte. Zu diesem Vorschlag gab Bismarck seine Zustimmung und es ist ernsthaft längere Zeit darüber hin und her verhandelt worden. Man stelle sich die Situation vor, wenn er verwirklicht wurde und die beiden Großmächte darauf hin wieder in ein engeres Freundschafts-Verhältniß traten. Oesterreich mit dem Oberbefehl über die bayerischen, würtembergischen und badischen Truppen im Krieg und Frieden und gestützt auf die preußische Allianz hätte mit schwerer Faust Venetien dauernd festgehalten. Preußen hätte in Norddeutschland wohl eine erhebliche Steigerung an materieller Macht davongetragen, aber eine Macht, die jeder ethischen und damit jeder Dauer verheißenden Basis entbehrte; in Schleswig-Holstein ein gehässiges Zwitter-Verhältniß, in dem bloßen militärischen Oberbefehl in Norddeutschland keinerlei Anfang einer nationalen Staatsbildung, keine Befriedigung des nationalen Einheitsdranges, keinerlei Aussicht auf Zustimmung der nationalen Empfindung und deshalb ohne den Druck von unten keinen wahren Verlaß auf die Treue der suveränetätsstolzen größeren und kleineren Contingentsherren Hannover, Sachsen, Hessen, Nassau, Frankfurt, keine Aussicht endlich auf Versöhnung mit der öffentlichen Meinung in Preußen, auf Beendigung des Verfassungs-Conflikts. Wenn aber einmal das Arrangement getroffen und im Verein mit Oesterreich durchgeführt war, war je daran zu denken, daß der König sich von Neuem in einen Conflikt mit Oesterreich hineinziehen ließ, der etwa weiter geführt hätte? War es denkbar, daß Italien je wieder Zutrauen zu Preußen faßte, nachdem es diesmal freilich nicht im Widerspruch mit dem Bündnißvertrage, aber doch thatsächlich so niederschmetternd in seinen Erwartungen getäuscht war? Es ist doch schwer zu glauben, daß ein Bismarck das verkannt, daß er aus Kriegsscheu den Plan, das deutsche Volk als Bundesgenossen für Preußen zu erwerben, den er schon 1859 in einem Gespräch mit

Herrn von Unruh so bestimmt ausgesprochen, vollständig vergessen gehabt haben sollte. Sybel giebt an, es seien zu jener Zeit „Gerüchte über den Plan einer friedlichen Cession Venetiens an Italien" umgegangen und Napoleon? habe seine drohende Rede gegen die Verträge von 1815 gehalten. Nun gewiß, daß ein Krieg gegen Oesterreich ein nach allen Seiten gefährliches Unternehmen war, ist unzweifelhaft. Nur ein Staatsmann vom Schlage Bismarcks, der sich die Kraft und Geschicklichkeit zutraute, unmittelbar nachdem er hier einen zermalmenden Stoß geführt, nach der anderen Seite Front zu machen und einem neuen noch stärkeren Gegner gegenüber zu treten, durfte es wagen, den Gedanken des österreichischen Krieges zu fassen. Sollte nun der Staatsmann, der diesen Gedanken einmal gefaßt hatte, wirklich bereit gewesen sein, als die Heere schon das Schlachtschwert in die Hand genommen, sich mit jenem traurigen Resultat, das die Gablenz'schen Vorschläge boten, zu begnügen und nur durch die Verkehrtheit des Gegners auf dem richtigen Wege festgehalten worden sein? Allerdings hat uns Sybel schon gleich bei der Einführung Bismarcks gesagt (Bd. II, S. 447), daß ihm keineswegs das preußisch-deutsche Reich von vornherein als Ziel vorgeschwebt, sondern daß er auch eine Theilung Deutschlands nach der Main-Linie oder eine gemeinschaftliche Beherrschung durch Oesterreich und Preußen gutgeheißen haben würde. Auf der anderen Seite aber erfahren wir, als es nun im Juli 1866 zum Friedensschlusse kommt (Bd. V, S. 253), daß er „niemals den Gedanken einer bleibenden Zerreißung Deutschlands gehabt hat." Die beiden Sätze stehen keineswegs im Widerspruch miteinander. Ganz gewiß haben Bismarck auch die Theilungs-Ideen in der deutschen Frage vorgeschwebt, aber nicht als gleichwerthige Lösungs-Möglichkeiten, sondern als Eventualitäten, auf die man möglicherweise gedrängt und auf denen man vielleicht festgehalten werden könne. Auch eine Gestaltung Deutschlands, wie die von Gablenz vorgeschlagene war ja immer schon ein Fortschritt gegen den deutschen Bund. Von der Kraft, die die nationale Gesinnung in Deutschland, die die preußische Kriegsmacht, die auf der anderen Seite die Gegner entwickelten, von den Gelegenheiten endlich, die Glück und Zufall gaben, mußte es abhängen, wie schnell und wie weit man vorwärts kam. Wenn Sybel an einer anderen Stelle den Ausdruck gebraucht, von den Männern der Paulskirche, also von den nationalgesinnten Elementen unseres Volkslebens habe sich Bismarck „nicht unterschieden durch eine Meinungsverschiedenheit über das Ziel, sondern durch die größere Elasticität, womit er die verschiedenen Mittel und Wege auffand und die Auswahl derselben den Umständen anpaßte" — so

möchte ich diesen Ausdruck nicht ganz annehmen. Die „gemeinschaftliche Beherrschung" und die „Theilung nach der Mainlinie" stehen mit dem Ideal der Paulskirche doch in gar zu krassem Widerspruch. Dennoch ist es wahr, daß Bismarck und die Paulskirche im letzten Grunde dasselbe wollten. Der principielle Unterschied liegt aber nicht bloß in der Wahl der Mittel, sondern auch darin, daß die erbkaiserliche Partei in der Paulskirche auf ein bestimmtes Ziel direkt losging, Bismarck aber sich kein bestimmtes Ziel setzte, sondern nur eine bestimmte Richtung einschlug. Dem würde also die Annahme des Gablenz'schen Vorschlages nicht widersprechen, sie aber auch noch nicht erklären. Denn daß dieser Fortschritt im Vergleich zu dem nothwendigen und natürlichen Postulat der Nation immer noch ein Schneckengang gewesen wäre, haben wir gesehen. Wie ist also das Gablenz'sche Zwischenspiel zu erklären?

Denkbar wäre, daß der preußische Staatsmann es als einen Schachzug betrachtet hat, zunächst das Bündniß zwischen Oesterreich und den Mittelstaaten zu sprengen und dann weiter zu sehen. Der Krieg von 1866 wurde doch ein „Bruderkrieg" weniger durch die relativ kleine Zahl Deutscher unter den Oesterreichern, als dadurch, daß fast alle anderen deutschen Staaten sich auf die Seite Oesterreichs stellten. Das Gablenz'sche Programm hätte diese Verbindung nicht nur zerstört, sondern jene Staaten zum Theil vielleicht auf die Seite Preußens geführt: Bayern mußte sich naturgemäß immer noch lieber unter den Oberbefehl Preußens als Oesterreichs stellen und alle Mittelstaaten zusammen hatten gemeinsam das Interesse, sich lieber *einem* Großstaate verbunden anzugliedern, als sich zwischen zweien auftheilen zu lassen. So wäre die Durchführung des Planes im „dritten Deutschland" auf einen Widerspruch gestoßen, der geschickt benutzt, namentlich wenn an deu „Oberbefehl in Norddeutschland" sofort der Vorschlag eines norddeutschen Parlaments sich anschloß, Preußen zu Gute kam — und, wenn dann doch der Conflict ausbrach, das Bündniß mit Italien überflüssig gemacht hätte. Was als dauernde Gestaltung unerträglich erscheint, würde so als Uebergangsmoment von großem Vortheil gewesen sein.

Entsprang also wirklich die Aufnahme des Gablenz'schen Vorschlages dem Wunsche, den Frieden zu erhalten? Oder, wenn nicht, lag ihr die eben ausgeführte, oder etwa eine noch ganz andere Berechnung zu Grunde?

Alle diese Fragen führen uns auf denjenigen Faden in den Ereignissen, der in der Sybel'schen Darstellung kaum hier und da berührt,

öfter durchschimmernd, einmal direct als für seine Aufgabe nicht erforderlich eliminirt wird: das Verhältniß des Ministers zum König.

Es gehörte wahrlich nicht geringe Gewandtheit dazu, die „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." zu schreiben und doch gerade das was der Titel sagt, nur in einem unbestimmten Helldunkel erscheinen zu lassen. Das war nothwendig, denn sonst hätte das Werk überhaupt nicht geschrieben werden können. Aber welche Lücken, welche Verschiebungen, welche Ueberkleidungen dieses Manko nöthig gemacht hat, kann man sich leicht und muß man sich auch schon bei der Lectüre des Werkes vorzustellen suchen. Das Einzig-Artige der Erscheinung Kaiser Wilhelms des Alten in der Weltgeschichte ist ja, daß er neben seinem ungeheuren Minister, neben seinem genialen Feldherrn doch seine volle Königliche Persönlichkeit gewahrt hat. Es ist weder Bismarck noch Moltke je gelungen — sie haben auch nie danach gestrebt, ich meine es bloß in dem objectiven Resultat — den König in den Schatten zu stellen, obgleich Jedermann wußte, daß der Eine der leitende Staatsmann, der Andere der leitende Feldherr sei. Wenn die persönliche Pietät, welche unser Geschlecht dem Kaiser gezollt hat und zollt, einmal dahingeschwunden sein wird, so wird auch die kühl betrachtende Historie in der Fähigkeit die Königliche Würde neben solchen Rivalen zu behaupten, stets eine der großartigsten Erscheinungen sehen. Aber auch ein solcher Adler wird nicht geschenkt. Kaiser Wilhelms staatsmännische Anlage und Politik war weder ein Duplikat zu der Bismarckschen noch bloßes Werkzeug. Die naive populäre Auffassung ist wohl, daß vermöge einer Art von prästabilirter Harmonie der König immer das, was seine genialen Rathgeber ihm vorschlugen, auch gerade wollte. Hier und da habe es wohl mal eine Friction und eine schärfere Auseinandersetzung gegeben, aber die seien doch immer bald und ohne gar zu große Schwierigkeiten überwunden worden. Es gehört nur wenig Nachdenken dazu, um zu erkennen, daß ein solches Verhältniß eine psychologische Unmöglichkeit ist. König Wilhelm war eine in sich geschlossene Persönlichkeit, die nicht ohne herzzerreißende und nervenzerstörende Kämpfe in Bahnen geleitet werden konnte, die seinen fünfzig Jahre lang heilig gehaltenen Grundsätzen direct entgegenliefen. Wäre es leichter gewesen, Bismarck hätte es gewiß viel bequemer, Deutschland aber keinen Mann, sondern einen bloßen Schemen zum Kaiser gehabt.

Alles dies erscheint so natürlich und einfach, daß man meinen könnte, es müsse sich auch mit allen Einzelheiten historisch erzählen lassen. Aber der Parteigeist und die Thorheit des Publikums entbehren

des historischen Sinnes; sie haben ihn nicht oder sie wollen ihn nicht haben. Man mag sie deshalb verachten, aber es sind Mächte, mit denen man rechnen muß. Den allgemeinen Satz, daß der König seiner Natur nach preußischer Particularist und Legitimist war, daß gerade hierin seine Stärke lag, daß er nur mit diesen Eigenschaften das entgegengesetzte Ziel des Nationalstaats und des demokratischen Constitutionalismus erreichen konnte, Alles das erregt, so abstrakt ausgesprochen, keinen Anstoß und wird auch als allgemein anerkannt angenommen. Die einzelnen concreten Consequenzen dieses Satzes würden darum doch vor aller Welt ausgebreitet zu tausend Mißdeutungen und Mißbräuchen Veranlassung geben. Wir haben es ja traurigen Angedenkens bei der Publikation von Kaiser Friedrichs Tagebuch erlebt. Der „Immediat-Bericht" hat nicht nur unserem öffentlichen Leben, sondern auch der historischen Wissenschaft Wunden geschlagen, die so bald nicht ausgeheilt sein werden, und wie harmlos waren die flüchtigen Skizzen des „Tagebuchs" gegen das, was bei Sybel doch schon ziemlich deutlich zwischen den Zeilen steht!

Diese Beschränkung also ist dem Sybelschen Werke inhärent. Auch auf die eine Frage, die wir zufällig herausgegriffen, muß sie nothwendig eine starke Rückwirkung ausüben. Angenommen — noch nicht behauptet — Bismarck habe wirklich mit einer viel größeren Entschiedenheit als es nach der „actenmäßigen" Sybel'schen Darstellung der Fall war, planvoll und von Anfang an auf den Krieg mit Oesterreich hingearbeitet, so würde er darum doch amtlich nicht viel anders haben handeln können, als er es that. Denn dem König war ein Offensivkrieg an sich und ein Krieg gegen das altverbündete Oesterreich speciell von Grund aus zuwider. Nicht in der Absicht, irgend einen Krieg zu führen, sondern nur, weil seine militärische Natur und die preußische Tradition eine völlig tüchtige Armee verlangten, erkämpfte er die Reorganisation. Wenn Sybel bei Gelegenheit des hessischen Verfassungsstreites im Frühjahr 1862 den Ausdruck gebraucht, ob der König persönlich dabei den Gedanken gehabt habe, ihn zum Ausgangspunkt eines großen Krieges zur Entscheidung der deutschen Frage zu machen, wisse er nicht, so hätte er diese zweifelnde Wendung doch nicht eigentlich gebrauchen dürfen. Denn nach dem ganzen Charakter des Königs kann, auch wenn man keine Urkunde darüber hat, doch nichts sicherer sein, als daß er an eine solche Entwickelung nicht gedacht hat. Wenn nicht aus anderen Rücksichten, so mußte also schon aus dieser Bismarck den Ausgangspunkt seiner Politik so wählen, daß aus einem specifisch preußischen Anspruch sich ein Conflict entwickelte, der

die Oesterreicher verleitete, ihrerseits die Offensive zu ergreifen. Diese Auffassung würde mit den Aeußerungen Bismarcks gegen Herrn von Unruh im Jahre 1859, gegen den ungarischen Grafen Seherr-Thoß im Jahre 1862, gegen den italienischen General Govone bei den Verhandlungen im Jahre 1866 und endlich mit einer Erzählung übereinstimmen, die Constantin Rößler jetzt bei Gelegenheit der Besprechung des Sybel'schen Buches in der „Post" (vom 25. April) veröffentlicht hat. Danach habe Bismarck bei der Berathung des österreichischen Bündnisses gegen Dänemark im preußischen Ministerrath erklärt, er verbürge sich dafür, daß er aus dieser Aktion die Mittel entnehmen werde, Oesterreich aus Deutschland hinauszubringen.

Es leuchtet ein, daß unter diesem Gesichtspunkt Bismarck noch viel gewaltiger erscheint, ohne daß der König darum zu verlieren braucht. Die Sybel'sche Darstellung läßt am Meisten den Verstand, den wunderbaren Scharfblick, die geistige Beherrschung jeder neuen Situation, die Besonnenheit und Selbstbeherrschung Bismarcks vor die Augen treten: weniger die dämonische Tiefe und Gewalt des Charakters und der Persönlichkeit: aus einem furchtbaren Königstiger sei eine zahme Hauskatze gemacht, hat mit der scheuen Bewunderung eines Feindes bezeichnend genug ein französischer Kritiker gesagt.

Mag man nun auch schon heute das Gefühl haben, daß die Zukunft der Geschichte dieser Epoche und dieser Männer noch andere Lichter aufsetzen werde, hier und da oder vielfach — was uns das Sybel'sche Werk heute bietet, ist schon so überreich, das Bild so wie es uns vorgeführt wird, so groß, so lebendig, so erfreulich, daß Dankbarkeit und Bewunderung des Deutschen Volkes dem Verfasser für alle Zeiten gesichert sein werden.

Politische Correspondenz.

Das deutsch-englische Abkommen über Afrika.

Berlin, Ende Juni 1890.

Nicht gering war die Ueberraschung, als am Abend des 17. Juni der Reichsanzeiger in einer besondern Ausgabe erschien, um die Punkte mitzutheilen, über welche als ein untrennbares Ganze auf Grund der in jüngster Zeit geführten Verhandlungen zwischen der deutschen und der englischen Regierung Einverständniß über afrikanische Einflußsphären erzielt worden. Es handelte sich bei dieser Veröffentlichung um einen zunächst nur diplomatisch genehmigten Entwurf, noch nicht um ein formell ausgefertigtes und vollzogenes Vertragsinstrument. Daher enthielt das Abkommen weder Datum noch Unterschriften.

Der Eindruck auf die öffentliche Meinung war ein starker und zunächst ein günstiger. Der Gewinn der Insel Helgoland, die Rettung eines immerhin sehr beträchtlichen Gebietes in Ostafrika, das nun erst sichere Grenzen und durch die Anerkennung der größten Seemacht erst den wahren Besitztitel erhielt, schienen unleugbare Vortheile. Viele Blätter schickten sich an, den neuen Reichskanzler zu einem so glücklichen Eintritt in das Reich der internationalen Geschäftsabschlüsse lebhaft zu beglückwünschen.

Diese Stimmung ist gänzlich umgeschlagen. Das Erste für den Umschlag thaten die freisinnigen Blätter mit ihrem unpatriotischen Jubel, daß die deutsche Kolonialpolitik eine gänzliche Niederlage erlitten und der ihr noch verbliebene Besitz in Afrika völlig entwerthet sei. Dann kamen die afrikanischen Sachverständigen unter den Kolonialfreunden und bestätigten fast ohne Ausnahme das Urtheil des Freisinns. Der sogenannte Deutschfreisinn ist von einer närrischen Anglomanie besessen und so erging er sich in der vielfachen Freude, daß Deutschlands Verlust Englands Gewinn sei, daß aber Deutschland dafür die kostbare englische Freundschaft gewonnen habe. Was er von dieser Freundschaft erwartet, sagte er nicht, aber hier traten französische und russische Blätter ergänzend ein. Englands Vortheil bei dem Abkommen war so übermäßig, daß die französischen Blätter mit Ausnahme einiger ganz thörichten Aeußerungen, welche Deutschland sogar bei der afrikanischen Theilung für den Sieger ausgeben wollten, sogleich die Vermuthung aussprachen, England müsse der deutschen Regierung den Beistand seiner Flotte für den Fall des Kampfes mit Frankreich durch einen ge-

heimen Artikel zugesagt haben. Im Anschluß an die erwähnten thörichten Aeußerungen tauchte allerdings auch die ganz entgegengesetzte Vermuthung auf, daß Deutschland als der Gewinner in Afrika ins Geheim der englischen Politik seine Unterstützung zugesagt habe, falls es zu einem bewaffneten Konflikt zwischen Frankreich und England über Egypten, Neufundland u. s. w. kommen sollte.

Die Vermuthungen der russischen Presse waren naturgemäß anders gefärbt. Ein Theil dieser Blätter plapperte papageienmäßig gewissen französischen Zeitungen nach, daß Deutschland bei der afrikanischen Theilung gesiegt habe, dafür, nahmen diese Blätter an, habe Deutschland der englischen Politik seinen Beistand für die Behauptung Indiens zugesagt. Andere russische Zeitungen dagegen nehmen an, die englische Regierung habe für die großen Vortheile in Afrika der deutschen ihre Hülfe bei dem russisch-französischen Angriff auf Deutschland versprochen.

Um den Chor hinsichtlich der vorausgesetzten geheimen Versprechungen zu vervollständigen, führen wir auch noch die Meinung der deutschen Kolonialfreunde an, welche über das Abkommen unglücklich sind. Auch diese meinen, daß Deutschland für die unerhörte Resignation in Afrika das Versprechen der englischen Hülfe bei dem russisch-französischen Angriff erlangt haben müsse.

Unter dem Geschrei dieses Chores, der in der That das Gegentheil aller Harmonie ist, wollen wir nun suchen, eine in sich mögliche und folgerichtige Erklärung für die Handlungsweise unserer Regierung zu finden. Zunächst muß das afrikanische Abkommen nach der Bedeutung, die es in sich selbst hat, gewürdigt werden.

Man weiß, daß als die deutschen Besitzergreifungen in Westafrika im August 1884 die Welt überraschten, an der Ostküste Afrikas von der portugiesischen Besitzung Mozambique bis zum Ausgang des rothen Meeres überhaupt noch keine europäischen Besitzungen existirten. Am 10. November 1884 landete Dr. Peters an der ostafrikanischen Küste und brachte nach einem Monat eine Anzahl von Verträgen aus dem Innern nach Sansibar, durch die er eine Anzahl von Gebieten für Deutschland erworben. Am 27. Februar 1885 erhielt Peters den Schutzbrief des deutschen Kaisers für die Besitzungen einer neugegründeten Gesellschaft für deutsche Kolonisation, in deren Dienste er nunmehr trat. Aber er begnügte sich keineswegs mit den bereits erlangten und durch den ertheilten Schutzbrief von der deutschen Regierung anerkannten Besitzungen. Vielmehr erwarb er durch immer neue Verträge ein Gebiet nach dem andern sowohl südlich wie nördlich von dem zuerst erworbenen Gebiet, welches in dem Hinterland der Sansibar gegenüberliegenden, unter der Hoheit des Sultans von Sansibar stehenden Küste bestand. Bis zum Januar 1886 hatte Peters in der That das ganze Gebiet von Mozambique bis zum Golf von Aden nur mit Ausnahme der eben erwähnten Küste erworben. Landeinwärts reichten diese Erwerbungen bis an den Kongostaat und von der Somaliküste bis an die Gallaländer. Auf mehreren Landkarten wurde dieses Gebiet nunmehr bereits als deutsches bezeichnet. Der kaiserliche Schutzbrief aber reichte, wie wir hervor-

heben müssen, noch keineswegs so weit. Aber der deutschen Kolonialthätigkeit schien eine unermeßlich lohnende Aufgabe gestellt. Das scheinbar gewonnene Gebiet umfaßte neben theils ungesunden, theils steinigen Küstenstrichen im Innern Gebirgsstöcke und Tafelländer von gesunder Bewohnbarkeit und außerdem Landschaften, deren Reichthum und Fruchtbarkeit von den Entdeckern mit Ausdrücken des Erstaunens gepriesen wurden.

Schon im Herbst 1886 machte die englische Politik einen Strich durch diese Zukunftsträume. Unter dem Vorwand, daß der Ukerewe-See von Engländern entdeckt worden, verlangte England die nördliche Hälfte vom östlichen Ufer dieses Sees und ein entsprechendes Gebiet von diesem Ufer bis zur Meeresküste. Noch im Herbst 1886 unterzeichnete Graf Herbert Bismarck in London die Anerkennung dieses neuenglischen Gebietes, das nördlich und südlich durch die Gebirgsstöcke des Kenia und Kilimandscharo, westlich und östlich durch den Ukerewesee und die Meeresküste begrenzt ist. Die deutschen Kolonialfreunde trauerten, daß nun das Wituland und die Somaliküste von den deutschen Besitzungen durch den dazwischen getriebenen englischen Keil abgeschnitten wurden, aber man gab zu, daß Deutschland zwischen den stärksten Feinden der Welt nicht umhin gekonnt habe, den auf die Entdeckung Spekes schlecht begründeten Anspruch auf das Vorderland des Ukerewesees anzuerkennen. Die von Peters gegründete Gesellschaft für deutsche Kolonisation verwandelte sich nun durch Fusion mit einer andern Gesellschaft in die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, gleichzeitig trat aber auch eine britisch-ostafrikanische Gesellschaft auf. Diese nun zögerte nicht, sich in den angeblich bereits deutschen Gebieten auszubreiten. Der neuen Expedition, die Peters unternahm, um Emin Pascha aufzufinden und bezüglich zu stützen, setzte die englische Gesellschaft eine Expedition Stanleys entgegen. Beide Expeditionen, die eine vom Kongo, die andere vom Tana ausgehend, hatten es auf die nördlich des Ukerewesees gelegenen Gebiete abgesehen, namentlich auf das als Paradies geschilderte Uganda. Das kühne Unternehmen des Dr. Peters war von der deutschen Regierung mit Mißgunst behandelt worden. Man wollte keinen neuen Konfliktstoff mit England schaffen, man war der bereits entsponnenen Konflikte herzlich überdrüssig. So standen die Dinge, als Fürst Bismarck seinen Wirkungskreis verließ. Inzwischen hat Dr. Peters Uganda in der von ihm bei allen seinen Erwerbungen befolgten Weise für Deutschland erworben. Dafür hat Stanley mit Aufgebot aller seiner agitatorischen Künste die Engländer aufgehetzt, Uganda nicht den Deutschen zu überlassen. Allen diesen Konfliktkeimen hat nun das deutsch-englische Abkommen ein gründliches Ende gemacht, dessen Kenntniß wir bei unsern Lesern voraussetzen. Danach überläßt die deutsche Regierung nicht nur Uganda, sondern sehr viel mehr der englischen Besitzergreifung. Wir zählen nur noch auf: die Wituküste mit ihrem Hinterland, die Insel Sansibar, wofür allerdings deren gegenüberliegende Küste deutsch werden soll. Von den Gebietsveränderungen in Südafrika sprechen wir später. Jetzt wollen wir versuchen, die Bedeutung dieser Verluste für Deutschland zu erkennen.

Die afrikanischen Kolonien, namentlich die ostafrikanischen, können für Deutschland einen zweifachen Wert gewinnen: erstens den Wert kulturfähiger Ländereien, kulturfähig wenigstens für Plantagenbau unter deutscher Leitung durch eingeborne Arbeiter, wenn auch nicht für Ackerbau durch eingewanderte deutsche Hände; zweitens durch theilweisen Uebergang des afrikanischen Handels in deutsche Hände. Bisher war Sansibar die große Niederlage central-afrikanischer Produkte, und dieser Handel in den Händen englisch-indischer Kaufleute. Diese Kaufleute wiederum verschickten den europäischen Bedarf an afrikanischen Produkten nach London, wo der europäische Verbraucher sie kaufen mußte. Allerdings hatten Hamburgische Kaufleute einen direkten Verkehr zwischen Sansibar und Hamburg anzubahnen begonnen. Durch den Uebergang Sansibars in englische Hände entsteht nun aber die Frage, ob der deutsche Handel damit nicht aus Sansibar verdrängt werden wird, was einen nicht unbeträchtlichen Verlust für die Gegenwart, einen viel größeren für die Zukunft bedeutet.

Es giebt allerdings kluge Leute, welche die Zerstörung der Aussichten des deutschen Handels leugnen wollen, indem sie zwar die Verdrängung dieses Handels aus Sansibar zugeben, dafür aber den nunmehr deutschen Häfen an der gegenüberliegenden Küste eine desto größere Zukunft prophezeien. Diese Rechnung dürfte ohne den Wirth gemacht sein. Die deutschen Häfen könnten allenfalls Niederlagen für manche aus dem Innern von Afrika nach Deutschland bestimmte Waaren werden, aber nimmermehr, was Sansibar augenblicklich noch ist, ein Stapelort für die verschiedensten Märkte, für London so gut wie für Hamburg und viele andere. Man muß sich nämlich vergegenwärtigen, daß die Engländer durch die neue Gebietsteilung Afrikas völlig in die Lage gekommen sind, den Karawanenhandel aus dem Innern Afrikas von dem Durchgang durch die deutsch verbliebenen Gebiete abzuleiten. Sie sind sehr wohl im Stande, diesen Transport, bevor er die deutschen Gebiete berührt, im Norden nach den schiffbaren Strömen des Tana, im Süden des Zambesi zu leiten. Den Tana haben sie bereits im Besitz, den Portugiesen die freie Schifffahrt auf dem Zambesi abzuringen, wird ihnen sicher noch gelingen. Alsdann bleibt Zanzibar der Stapelort, nach dem die afrikanischen Waaren auf den großen Strömen und dann mittels einer leichten Küstenfahrt gebracht werden. Die Karawanenunternehmer, die ohnedies seit lange in den Händen der Kapitalisten von Sansibar sind, haben gar keinen Grund, ihre Waaren durch Verlängerung des mühseligen Karawanentransportes nach einem Hafen der deutschen Küste zu bringen, wo sie nur die direkt für Deutschland bestimmten Waaren ablagern können. Denn die englischen Kaufleute werden doch fortfahren, mit Sansibar und nicht mit Dar-es-Salam oder Bagamoyo Geschäfte zu machen. Das Emporkommen von Sansibar als Stapelort ist ja künstlich bewirkt hauptsächlich durch die Unsicherheit des Küstengebietes. Wo aber einmal eine langjährige Gewohnheit solcher Handelsverbindungen besteht, wenn ferner eine Handelsmacht wie England einen starken Vortheil dabei findet, die Begünstigung

Sansibars aufrecht zu halten, und wenn sie durch die freie und sichere Schifffahrt auf den bisher unbenutzbaren Strömen die ausreichenden Mittel dazu hat, dann wird das Bestreben auch von Erfolg gekrönt sein. Man wird gut thun, sich der Wahrheit nicht zu verschließen, daß die Aussichten, den ostafrikanischen Handel in deutsche Hände zu bringen, durch die Aufgebung von Sansibar für lange Zeit zerstört sind.

So steht es mit den Folgen des Abkommens für den Handel. Daß die für den europäischen Anbau günstigsten und fruchtbarsten Gebiete aufgegeben worden sind, nachdem noch sogar der Gebirgsstock des Mfumbiro den Engländern überlassen werden mußte, lehrt der Augenschein. Daß im Südwesten im Hinterland des Damaralandes das einzige fruchtbare Gebiet des Ngamisees aufgegeben werden mußte, wollen wir nur erwähnen. Was wir in Ostafrika behalten haben, ist zwar immer noch ein großes Gebiet, dessen Kulturfähigkeit aber sehr verschieden beurtheilt wird und dem als Durchgang für den centralafrikanischen Handel so ziemlich alle Bedeutung genommen worden. Daß die afrikanischen Zukunftsaussichten durch das deutsch-englische Abkommen vorläufig vernichtet worden, wird man sich eingestehen müssen.

Bei verlornen Zukunftsaussichten hat man immer den Trost, daß sie doch unsicher gewesen und daß sie vielleicht durch günstige Umstände wiederkehren können. Indem wir diesen Trost nicht verschmähen, kommen wir zu der Frage, aus welchen Beweggründen die deutsche Regierung gehandelt hat. Wir antworten: lediglich aus dem Beweggrund, Reibungen und Konflikte mit England zu vermeiden. Die Gefahr einer feindlichen Aktion Englands ist zwar gering anzuschlagen, ganz gering in Europa, ziemlich gering in Afrika. Aber der moralische Eindruck, daß England zu Deutschlands Gegnern oder wenigstens Mißgönnern gehöre, hätte zweifellos die immer weiter vorrückenden Absichten unserer ernsthaften Gegner beschleunigt. Aus diesem Grunde allein muß die deutsche Politik erklärt werden. Dagegen ist es kindischer Dilettantismus, an geheime Zusicherungen Englands zu glauben, den deutschen Streitkräften bei einem russisch-französischen Angriff Hülfe zu leisten. Der englische Minister, der dergleichen Versprechungen geben und sogar halten wollte, würde bei eintretendem casus foederis sofort aufgehängt, wenn nicht gesteinigt werden. Das heutige England ist nicht mehr das England von William Pitt, und dieser stiftete seine Koalitionen für die Selbsterhaltung Englands, deren Nothwendigkeit das aristokratische England begreifen konnte, aber nicht das demokratische von heute. Man halte also diesen Gesichtspunkt fest, wenn man nicht gröblicher Selbsttäuschung verfallen will: die deutsche Resignation in Afrika bewirkt vielleicht für Deutschland ein damnum cessans, aber nimmermehr ein lucrum emergens.

Wir kommen mit einem Wort auf die Uebergabe von Helgoland. Die kluge Times meinte, diese Insel habe für England keinen, für Deutschland einen sentimentalen Werth. Bei uns macht sich aber starker Aerger laut, daß man schwere Opfer durch ein sentimentales Zuckerplätzchen versüßen will. So wendet man sich denn der Frage zu, ob Helgoland einen strategischen Werth

habe. Da giebt es bejahende und verneinende Stimmen, indessen ist dieser Widerspruch bei einigem Hinsehen leicht auszugleichen. Faßt man Helgoland ins Auge als Ausgangspunkt künftiger Marineoperationen, so müßte eine Hafenanlage geschaffen werden, die wahrscheinlich so kostbar würde, daß damit der zweifelhafte Vortheil künftiger Marineoperationen viel zu theuer erkauft würde. Dagegen soll nach sachverständigem Urtheil Helgoland leicht mit einigen schweren Geschützen zu armiren und dann uneinnehmbar sein. Somit hätten wir wenigstens den Vortheil, daß Helgoland einer feindlichen Marine nicht mehr zum Beobachtungsposten, und sein Leuchtfeuer feindlichen Operationen gegen die deutsche Küste nicht zur Unterstützung dienen kann. w.

Die Annahme der Militärvorlage. Die deutsch-freisinnige Partei. Miquel.

Die Militärvorlage ist angenommen, die freisinnige Partei ist nicht gesprengt, nicht einmal gespalten und ein nationalliberaler Parteiführer ist in der Person des Herrn Miquel Finanzminister geworden. Das ist die Signatur der innern Politik des verflossenen Monats. Alle drei Erscheinungen haben das Gemeinsame an sich, daß sie nur Vorbereitungs- noch keine Hauptentscheidungen darstellen. Am meisten ist noch ausgedrückt mit der Ernennung des Herrn Miquel. Wenn auch das positive Programm bei einem Finanzminister erst die wirkliche Unterlage bietet zu der Stellung, die man zu ihm nehmen will, so giebt doch in diesem Fall auch die Person bereits ein Programm, das wenigstens negativ eine große Masse von Möglichkeiten und Verkehrtheiten abschneidet. Eine rein provisorische Entscheidung aber ist die Annahme der Militärvorlage und in Folge dessen auch der Zusammenhalt der freisinnigen Partei. Dieser Causalnexus leuchtet auf den ersten Blick noch nicht sogleich ein, aber für den, der schärfer zusieht, ist er doch nicht schwer zu finden. Die Militärvorlage wäre vermuthlich ohne große Aufregung nicht nur mit den Stimmen des Centrums, sondern auch vieler Freisinnigen angenommen worden, wenn der Kriegsminister sie nur aus sich selbst begründet und sofort die Compensation der 6000 Dispositionsurlauber zugefügt, sowie wenigstens momentan das Septenat fallen gelassen hätte. Statt dessen wurde die Vorlage begründet als die bloße Einleitung eines gewaltigen Planes, dessen Grenzen noch völlig unbestimmt und unbestimmbar seien, und von dem Septenat wurde zwar in den zweifelhaftesten Ausdrücken gesprochen, zuletzt aber doch darauf bestanden. Nun ist Niemand von Anfang an entschiedener für den Satz, die Scharnhorst'sche Idee der wirklichen allgemeinen Wehrpflicht durchzuführen eingetreten, als wir. Wir haben keinen Zweifel, daß die wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands noch eine erhebliche Verstärkung unsrer Rüstung ermöglichen; wenn daher die Kriegsverwaltung diese Verstärkung für nothwendig erklärt, so ist es bei der gesammten internationalen Lage Pflicht sie zu bewilligen. Wenn man aber mit einem Parlament zu verhandeln hat, so ist es nothwendig, der allgemeinen

Ankündigung einer solchen Forderung sehr bald einen bestimmt begrenzten, ausgearbeiteten Plan folgen zu lassen. Man überläßt sonst die öffentliche Meinung den ganz willkürlichen Uebertreibungen und Phantasien berufsmäßiger Demagogen, die sie in immer größere Unruhe versetzen, ohne daß die Freunde der Regierung und des Staates sie zurückschlagen können. Denn um das zu thun, muß man eine bestimmte Grenze haben, die man vertheidigt und an der man seine Anhänger sammelt. Wie sollen sie fechten wenn sie nicht wissen, ob der Punkt, den sie zu vertheidigen suchen, nicht schon zu den aufgegebnen gehört, ob nicht ein andrer, dem sie gerade keine Aufmerksamkeit zuwenden zum Schlüssel des Schlachtfeldes bestimmt ist? Wenn nun die Regierung wirklich einen großen Schritt zur Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht im Scharnhorst'schen Sinne zu thun beabsichtigt, so sind oder scheinen wenigstens bis jetzt nur drei Modalitäten denkbar. Die eine wäre, eine Vermehrung des stehenden Heeres genau in den jetzigen Formen. Diese müßte sich immer in sehr mäßigen Grenzen halten, und um ihretwillen hätte es wohl nicht der Heraufbeschwörung des Namens Scharnhorst's bedurft. Die zweite wäre eine Fortbildung des jetzigen Systems exercirter Ersatzreserven, für die man den berühmt gewordenen Namen der Krümper wieder aufleben lassen könnte. Man könnte also statt wie jetzt 17 000 Mann 10 Wochen, sagen wir etwa 50 000 Mann ein halbes oder vielleicht ein ganzes Jahr ausbilden. Dies ist ja das System, welches jetzt die Franzosen angenommen haben und das auch den persönlichen Gedanken Scharnhorst's wohl am nächsten kommen würde. Wenn Herr von Verdy einmal den Ausdruck gebrauchte, daß er die Armee nicht in die Breite, sondern in die Tiefe verstärken wolle, so würde dies „Krümpersystem" dem Bilde sehr gut entsprechen: die Masse der gut vorgebildeten Ersatzmänner würde die zusammengeschossenen Bataillone der ersten Linie immer von hinten her sofort wieder auffüllen.

Die dritte denkbare Modalität einer Annäherung an die wirkliche allgemeine Wehrpflicht bildet die zweijährige Dienstzeit gleichmäßig für alle Mannschaften der Infanterie. Trotz aller Entschiedenheit, mit der die Vertreter der Regierung die zweijährige Dienstzeit bekämpft haben, läßt sich die öffentliche Meinung diesen ihren Lieblingsgedanken nicht nehmen und sucht nach einzelnen Wendungen in jenen Reden, die doch noch die Möglichkeit jener „großen Concession" offenzuhalten scheinen*). Sie hat Unrecht, wenn sie nach positiven Aussprüchen dieser Art fahndet. Sie hat Recht, insofern sie darauf besteht, daß

*) Wie stark diese Meinung ist, beweist die uns eben zugehende Schrift „Ne quid nimis. Offener Brief an den Verfasser von „videant consules" von Friedrich Wilhelm Schultze. Berlin, Richard Wilhelmi." Sie rührt offenbar von einem höheren, sehr gut informirten Militär her und widerlegt viele thörichte Tagesmeinungen und Vorurtheile in vortrefflicher Weise. In dieser Schrift lesen wir als eine „Ahnung": „seit einiger Zeit (es kann auch wohl sein schon seit geraumer Zeit) ahnt mir manchmal, wir werden die zweijährige Dienstzeit über kurz oder lang doch noch wieder erleben, und ich glaube, eher über kurz, als über lang!"

an irgend einer Stelle in dem jetzigen System eine Modification geplant sein muß: entweder es liegen überhaupt nicht so sehr große Absichten vor — dann hätte man nicht solche Unruhe zu erregen brauchen; oder sie liegen vor, dann muß auch sei es ein Krümpersystem sei es eine starke Herabsetzung der Dienstzeit in Aussicht genommen werden.

Bemerken wollen wir noch, daß Generalleutnant von Schöler in einer militärischen Zeitschrift vor Kurzem einen Plan entwickelt hat, wonach eine $2^1/_2$ jährige Dienstzeit, drei Sommer und zwei Winter für die Ausbildung des Soldaten genügen würden. Gegen die jetzige Praxis würde das eine Herabsetzung der Dienstzeit um etwa drei Monate bedeuten. Der Hauptnachtheil wäre wohl, daß bei Ausbruch eines Krieges, der doch meist in den Sommer zu fallen pflegt, die am 1. März eingestellten Rekruten noch nicht kriegsfähig wären. Immerhin sind Combinationen mit diesem Vorschlag wohl auch noch denkbar.

Die Regierung hat nicht nur keine Andeutungen gemacht über den Weg, den sie einzuschlagen gedenkt, sondern durch handgreifliche Widersprüche in ihren Aeußerungen gezeigt, daß sie selber noch keinen Entschluß gefaßt hat.

Diese Unsicherheit und Unklarheit mag nun späterhin wenn erst der definitive Plan vorliegt, nichts mehr schaden. Das Volk hat sich dann an den Gedanken einer großen Mehrforderung gewöhnt und mag die Begrenzung sobald sie nur erst ausgesprochen ist, willkommen heißen. Augenblicklich aber hat die Unklarheit einen großen Schaden angerichtet. Denn die aus ihr entspringende Gespensterfurcht ist es gewesen, die die schon in der Auflösung begriffene deutsch-freisinnige Partei wieder zusammengepreßt hat. Vortrefflich hat Herr Richter die Bewegung im Lande zu benutzen verstanden, um den Rickert-Hänel'schen Flügel einzuschüchtern und endlich zu unterwerfen. Man braucht darum noch nicht anzunehmen, daß nunmehr die ganze deutsch-freisinnige Partei einfach auf den Standpunkt der alten Militär-Opposition zurückgekehrt sei. Man weiß ja, daß die diesmal gefällte Entscheidung noch keine definitive ist. Die Haltung der Regierung aber machte es taktisch den Herrn Rickert und Genossen fast unmöglich, in diesem Moment die Schwenkung zu vollziehen. Ihre Wählerschaft hätte sich unzweifelhaft gegen sie empört. Der Weg zur Verständigung, sobald die Regierung ein brauchbares Angebot macht, ist darum noch nicht abgeschnitten. Freilich die positive Hoffnung, daß dies geschehen werde, ist zunächst erheblich geringer geworden und man muß sich mit der Thatsache abfinden, daß für den Augenblick es das Centrum ist, welches die parlamentarische Situation beherrscht.

Warum hat denn aber Herr Windthorst gekonnt und gethan, was Herr Rickert nicht gekonnt und gethan hat? Herr Windhorst hat doch ohne dem Verdacht zu verfallen, daß er sich für unabsehbare Pläne engagire, die Forderung der Regierung mit dem Gros seiner Partei bewilligt? Der Unterschied ist, daß Herr Windthorst eine disciplinirte Fraction und disciplinirte Wählermassen hinter sich hat; die deutschfreisinnigen Wähler aber haben einen eigenen Willen.

Auch ist die Neigung bei Herrn Windthorst nicht durch Opposition, sondern durch Gefälligkeit gegen die Regierung seinen Ideen Einfluß und Macht zu verschaffen bereits viel ausgeprägter als bei der Gruppe Rickert. So ist denn geschehen, was uns das unerfreulichste ist: das Centrum hat sich wieder ein großes Verdienst um den Staat erworben und ein solches Verdienst kann nicht unbelohnt bleiben. Nicht Zug um Zug in Form eines Geschäfts vollziehen sich solche Wirkungen, aber in ihrem endlichen Erfolg sind sie darum nicht weniger sicher und sie müssen sehr bedeutend sein, wenn die diesmalige Entscheidung sich bei der angekündigten großen Militär-Vorlage über's Jahr wiederholt. Wesentlich von der Geschicklichkeit und der Taktik der Regierung wird es abhängen, ob sie dann auch einen Theil der freisinnigen Stimmen zu gewinnen versteht und sich dadurch von dem übermächtigen Einfluß Herrn Windthorst's emancipirt.

Zeigt denn nun aber nicht die Ernennung des Herrn Miquel gerade in diesem Augenblick, daß die Besorgniß vor klerikalem Einfluß eine gänzlich unbegründete ist? Herr Miquel ist zwar nie Culturkämpfer gewesen, aber doch ein unzweifelhafter Liberaler, der ultramontan-partikularistischen Bestrebungen einen unbedingten Widerstand entgegensetzen würde. Handelte es sich heute um Principienkämpfe, so würde die Ernennung Miquels allerdings eine Bürgschaft für eine liberale Regierung sein. Heute aber handelt es sich um die Aufrechterhaltung und Ausbildung eines Compromißzustandes in lauter Einzelentscheidungen, die nothwendig häufig von politischen Rücksichten und politischer Taktik dictirt werden. Man erinnere sich, wie nahe es daran war, das das katholische Interesse und die katholische Anschauung der evangelischen Kirche das Gift der Befreiung der Theologen vom Kriegsdienst eingeträufelt hätte, sogar in der seelenmörderischen Form, daß es jedem Einzelnen ins Gewissen geschoben wurde, ob er dienen wolle oder nicht. Für den katholischen Priesterbegriff ist die Forderung nicht unnatürlich; den evangelischen Theologen aber sollte sie auferlegt werden, um den für den Katholicismus so äußerst kostbaren Begriff der Parität intact zu erhalten. Nur mit Hülfe einer überwältigenden Bewegung, eines wahren Petitionssturmes der evangelisch-theologischen Jugend selbst gelang es, diese Erniedrigung abzuwehren. Derartige größere und keinere Conflicte giebt es an den Grenzen des Lebens von Staat und Kirche auf Schritt und Tritt. Mehr und mehr werden sie zu Gunsten der katholischen Minorität entschieden werden, wenn diese nach wie vor als eine fest geschlossene Macht zwischen den zersplitterten, unter einander in tödlicher Fehde liegenden Elementen des Protestantismus operirt.

Was haben wir nun von Herrn Miquel in seinem neuen Fache als Finanzminister zu erwarten? In erster Linie soll er die directen Steuern in Preußen reformiren. Diese Aufgabe kann in doppelter Weise angegriffen werden: entweder indem man das jetzige Einkommen- und Klassensteuersystem in sich verbessert oder indem man ein ganz neues Steuersystem schafft, die Realsteuern den Gemeinden überweist und dem Staate dafür andere Quellen erschließt. Der letztere Vorsatz postulirt gleichzeitig eine Reform der Landge-

meindeordnung. Wir nehmen von vorn herein an, daß Herr Miquel den größeren Plan in's Auge faßt, aber es ist eine Aufgabe von einer unglaublichen Schwierigkeit. Hätten wir das parlamentarische Regierungssystem, so würde sich die Sache leichter machen. Die Regierung hat ja eine große Kartell-Majorität im Abgeordnetenhause für sich. Hat sie ihre eigenen Anhänger nicht so weit in der Disciplin, daß sie mit ihnen einen Reformplan vereinbaren kann? So würde sich die Sache im parlamentarischen Staat machen. Dieses System aber haben wir nicht. Es ist nichts charakteristischer für unser Verfassungsleben, als daß ein Parteiführer Minister geworden ist, nicht nachdem seine Partei die Majorität gewonnen, sondern nachdem sie sie eben (im Reichstag) verloren hat. Man darf deshalb nicht eigentlich sagen, daß Herr Miquel als „Parteiführer" ein Portefeuille erhalten hat. Seine Stellung in der Partei hat ihn wohl erhoben, gebildet, die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, aber sie ist nicht die Ursache und Grundlage seiner Ernennung. Nicht anders als wäre er aus der Bureaukratie hervorgegangen, muß er suchen, sich mit den Parteigruppen auseinanderzusetzen und diesen fehlt das Compelle, das englische Parteien zusammenhält, daß nämlich, wenn sie ihren Minister nicht unterstützen, sie selber die Herrschaft verlieren. Unsere Conservativen, ja nicht einmal die Nationalliberalen haben ein erhebliches Interesse daran, daß gerade Herr Miquel seinen Reformplan durchsetzt, wenn er ihnen dabei Lasten auferlegen sollte, die sie sonst etwa zu vermeiden hoffen. Aus diesem Grunde wird gerade das Finanzwesen immer die schwache Seite unseres, des constitutionellen Regierungssystems bleiben, so wie es bisher und in allen Zeiten auch stets die schwache Seite des ständischen Staates gewesen ist. Nicht von der eigentlichen Opposition, vom Freisinn oder vom Centrum wird der Widerstand ausgehen, den Herr Miquel hauptsächlich zu überwinden haben wird, sondern von den agrarischen Conservativen. Herr von Bennigsen selber hat einmal den Grundsatz ausgesprochen, daß man der Landwirthschaft nicht durch Zölle, sondern durch Erleichterung ihrer Lasten zu Hülfe kommen solle. Nun hat sie die Zölle und wünscht die Erleichterung der Lasten dazu. Der richtige Grundsatz ist, die Landwirthschaft, das heißt, den bestehenden Stand der Landwirthe durch Zölle, nöthigenfalls auch durch hohe Zölle in ihrer wirthschaftlichen Existenz zu schützen und leistungsfähig zu erhalten, ihr dafür aber auch Leistungen aufzuerlegen. Nicht weil die Landwirthschaft an sich besonders leistungsfähig wäre, sondern deshalb weil Realsteuern, die erst eine Zeit lang bestehn, allmählich den Charakter von Renten annehmen, in den Kaufpreis eingerechnet werden und dadurch das Drückende verlieren. Nichts wäre verkehrter als eine augenblickliche Nothlage der Landwirthe durch dauernden Steuererlaß zu curiren. Für den Augenblick ist ein solcher Erlaß doch immer viel zu gering, um wirklich zu helfen und giebt dafür Gaben an eine ferne Zukunft, die sie nicht mehr gebraucht. Das anzuerkennen, sind Interessenten natürlich immer viel zu selbstsüchtig und kurzsichtig. Steuerreform heißt für sie Steuerlaß oder wenigstens unter keinen Umständen irgend eine Mehrbelastung.

Wir haben es ja gesehen, zu welchen leidenschaftlichen Kämpfen die Abschaffung des Schulgeldes Veranlassung gab, weil sie in einigen Städten zu einer minimalen, vorübergehenden Mehrbelastung einiger Bevölkerungsklassen führte. Noch ganz anders werden sich die verletzten Interessen — und ganz ohne solche geht es einmal nicht ab — bei einer wirklich großen Steuerreform regen und eine unendliche taktische Kunst wird dazu gehören ihnen gegenüber die Grundsätze einer richtigen Finanzpolitik unter Laviren und Schieben langsam durchzusetzen. D.

Aus Oesterreich.

Wien, 28. Juni.

Die Vorbereitungen zu den Wahlen für die Landtage von Mähren, Schlesien, Bukowina, Steiermark, Kärnten, Salzburg und Vorarlberg, welche theils schon begonnen haben, theils in den nächsten Wochen durchgeführt werden, haben bis jetzt nur in einem Lande zu einer ernsteren Bewegung geführt. Sie spielte sich im steirischen Großgrundbesitze ab und endete mit einem Siege der liberalen Partei, die in den dreißig Jahren ihrer für das Deutschthum in Oesterreich unseligen Wirthschaft nichts gelernt hat und nun neuerdings bekundet, daß sie auch nichts lernen will. Die Wählerklasse des Großgrundbesitzes besteht in Steiermark dermalen aus 208 Besitzern von landtäflichen Gütern (ehemaliger Dominien), welche eine Jahresschuldigkeit von wenigstens hundert Gulden landesfürstlicher Realsteuern (mit Ausschluß des Kriegszuschlages) zu leisten haben. In demselben haben die „Verfassungstreuen", wie sie sich nennen, eine Majorität von 37 Stimmen über die sogenannten „Klerikalen". Da die Verfassung seit zehn Jahren von Seite der Majorität des Reichsrathes ganz bequem dazu verwendet werden konnte, die liberalen Deutschen von der Regierung auszuschließen, sie deshalb auch vorläufig nicht bedroht wird, so kann der Glaube an die alleinseligmachende Wirkung der Verfassung unmöglich als charakteristisches Merkmal einer Partei gelten, die Majorität des steiermärkischen Großgrundbesitzes hat daher die Nötigung empfunden, die Aufgabe, die sie ihren Abgeordneten im steirischen Landtage stellt, in anderer Weise zu kennzeichnen. Sie that dies in dem Wahlaufrufe vom 8. Juni mit folgenden Sätzen: „Der neu zu wählende Landtag wird sich in erster Linie mit umfassenden verwaltungsrechtlichen Fragen zu beschäftigen und die gesammten seit den siebziger Jahren erlassenen Verwaltungsgesetze einer eingehenden Revision zu unterziehen haben. Bei diesem Anlasse wird es vor Allem die Pflicht der Abgeordneten des steiermärkischen Großgrundbesitzes sein, den historischen Charakter des Landes in der Gesetzgebung zu wahren und jedem Versuche, die alterworbenen Rechte des deutschen Stammes in Steiermark zu beschränken, mit aller Energie entgegenzutreten. Die von Tag zu Tag weitergehenden Aspirationen der slowenischen Partei, welche durch die böhmische Ausgleichsaction vielleicht einen neuen Impuls erhalten haben, zielen offen auf

den Umsturz des bestehenden, Jahrhunderte lang in sprachlicher und nationaler Richtung geübten Rechtes. Der steiermärkische Großgrundbesitz ist das hervorragendste Bollwerk wider die Sturmfluth slawischer Machtgelüste und in erster Reihe berufen, den schon seit nahezu 1000 Jahren unter den einheimischen Herzogen aus dem Hause der Traungauer urkundlich gewährleisteten historischen deutschen Charakter des Landes in echt konservativem Geiste zu vertheidigen und zu schützen und treu den von ihm seit dem Bestehen der Verfassung für richtig erkannten Principien die Jahre zielbewußten Fortschrittes unentwegt hochzuhalten." Noch niemals hatte die Majorität des steirischen Großgrundbesitzes, deren Mitglieder zum größeren Theile dem historischen Adel angehören, in so entschiedener Weise den nationalen Standpunkt betont; es ist daher begreiflich, daß der Wahlaufruf bei allen Deutschgesinnten den lebhaftesten Anklang fand. Die „Fahne des zielbewußten Fortschrittes" kann ja auch der Konservative flattern lassen, namentlich wenn er voraussetzen muß, daß damit hauptsächlich der Fortschritt der Landescultur gemeint ist, mit welcher sich der Landtag vor allem Anderen zu befassen hat. Die Anlegung von Straßen und Eisenbahnen, die Hebung der Forstwirthschaft und des Obstbaues, die Bekämpfung des Straßenbettels, die Einrichtung einer allgemeinen Landesversicherung u. A. sind Aufgaben, bei deren Berathung der Begriff des „Fortschrittes" nicht viele Controversen ergeben wird. Anders verhält es sich in der Schulfrage. Diese wurde aber in dem Programme des Großgrundbesitzes vernünftiger Weise nicht berührt, da es gar nicht wahrscheinlich ist, daß der Landtag so bald in die Lage kommen dürfte, zu dem vielbesprochenen Liechtenstein'schen Antrage Stellung zu nehme.

Eine erfreuliche Wirkung des Wahlaufrufes und seiner reservirten Haltung gegenüber dem einseitigen Liberalismus, war die Thatsache, daß die Minorität des Großgrundbesitzes, in welcher vorzugsweise die Kirchengüter, Stifter, Klöster und größeren Pfarreien vertreten sind, so viel Vertrauen zu dem Takte und der maaßvollen Gesinnung ihrer bisherigen Gegner faßte, daß sie an das Wahlcomité der Majorität mit dem Ersuchen herantrat, man möge ihr von den zwölf Mandaten des Großgrundbesitzes zwei überlassen. Dem Stimmenverhältniß und der Steuerleistung nach würden ihr zwar fünf Mandate zukommen. Sie sei jedoch bereit, sich mit zweien zu begnügen und gebe in allen nationalen Fragen ihren Kandidaten die Abstimmung frei. Als Kandidaten benannte sie den Fürsten Hugo Windischgrätz, einen jungen Mann von feiner Bildung, der zwar feudal und kirchlich, aber trotzdem gut deutsch gesinnt ist, und den Abt Schenzl von Admont, jenem uralten Benediktinerkloster, dem die Steiermark für die Pflege von Kunst und Wissenschaft großen Dank schuldig ist, an dessen Pforten der jesuitische Geist vergeblich um Einlaß gepocht hat, durch dessen Konventualen tausende von Jünglingen in einem wahrhaft humanen Sinne erzogen und herangebildet worden sind. Schenzl war seiner Zeit Director einer deutschen Mittelschule in Ofen, später Leiter der ungarischen Centralanstalt für Meteorologie und wurde vor einigen Jahren an die Spitze seines heimathlichen

Stiftes berufen, um dasselbe aus dem wirthschaftlichen Niedergange, in den es durch unglückliche industrielle Unternehmungen gerathen war, wieder zu erheben. Bei den Wahlen des Jahres 1884 war er der einzige Priester gewesen, der seine Stimme für die liberale Liste abgegeben hatte. Man muß daher zugestehen, daß schon die Aufstellung der Kandidaten die größte Bescheidenheit und Mäßigung der Minorität darzuthun geeignet war.

Der Landeshauptmann Graf Wurmbrand, dem gewiß Niemand klerikale Anwandlungen zumuthen wird, der jedoch zu jenen selbständigen Politikern gehört, die ihren Gedankengang nicht in die engen Grenzen einer Parteischablone einzuzwängen vermögen, erkannte sofort die günstige Gelegenheit für eine Verständigung zwischen den beiden Fractionen des Großgrundbesitzes, deren Interessen sich fast in allen Punkten decken, und befürwortete im Wahlkomité die Annahme des Kompromisses. Er konnte dies um so unbefangener thun, als durch diese zwei Stimmen an der bisherigen liberalen Majorität des Landtages nichts geändert worden wäre; das Stimmenverhältniß würde 38 Liberale gegen 24 Klerikale und 1 Deutschnationalen ergeben.

Fürst Windischgrätz und Abt Schenzl gaben ihrerseits Erklärungen ab, welche über ihre Abstimmung in allen nationalen Fragen vollkommen berechtigten und so konnte es nicht ausbleiben, daß eine beträchtliche Zahl von liberalen Großgrundbesitzern für die Annahme des Antrages der Minorität gewonnen wurde. Man konnte sich eben nicht verhehlen, daß es ein großer Gewinn für die Stellung der Deutschen in Steiermark wäre, wenn der gesammte Großgrundbesitz des Landes einheitlich gegen die Anmaßungen der Slowenen auftreten würde, daß mit diesem Kompromiß zugleich der erste Schritt zu einer Einigung der konservativ und liberal gesinnten Deutschen auf dem Boden eines nationalen Programmes geschehen würde, durch welche die im nächsten Jahre zu erwartenden Reichsrathswahlen in glücklichster Weise vorbereitet würden.

Da legte sich plötzlich eine höhere Macht ins Mittel, vor der die bessere Ueberzeugung unserer Liberalen nicht zu bestehen vermag. Die „Neue freie Presse" und in ihrem Gefolge die ganze jüdische Journalistik von Wien legte ihr Veto gegen das Kompromiß ein und griff den Grafen Wurmbrand, der sich einst die frevelhafte Aeußerung hatte zu Schulden kommen lassen, daß er dem Antisemitismus nicht alle Berechtigung absprechen könne, mit allen Mitteln der Verdächtigung an. Sie warf ihm Disziplinlosigkeit und Mangel an politischer Erziehung vor und machte ihn für alle Leiden verantwortlich, welche den Deutschen aus einer Lockerung der „Oppositionspartei" entstehen könnten. Als ob diese „Opposition", die über keinen politischen Gedanken, als den des Bestandes um ihrer selbst willen verfügt, schon irgend welche Leiden abgewendet hätte! Die Sache hat eine ganz andere Bedeutung. Die Wiener Presse wittert Morgenluft. Sie lebt von ihrer Alleinherrschaft über die liberale Partei. Wenn die konservative Richtung einmal zu Einfluß gelangen würde, könnte es doch geschehen, daß sich auch publicistische Organe derselben Ansehen und Verbreitung schaffen würden. Dann würden die Einnahmen der Central-

Bestechungskasse, die heute noch blüht und gedeiht, vielleicht sinken, es könnten industrielle und finanzielle Unternehmungen ins Werk gesetzt werden, welche die Zahlung in diese Kasse, aus der die liberalen Wiener Zeitungen verhältnißmäßig „entlohnt" werden, verweigert. Wie könnte der Liberalismus unter solchen Verhältnissen bestehen? Unerträgliche „Leiden" der „Deutschen" müßten die Folge sein!

Die „Neue freie Presse" hatte gesprochen und das Kompromiß war gefallen. Liberaler Adel und liberales Bürgerthum wetteifern, sich jeder unabhängigen Gesinnung, die dem Judenthum nicht zu Gesicht steht, zu entäußern. Sie leben dabei der seeligen Ueberzeugung, daß sie ganz vortreffliche Nationale seien; denn was würden die Deutschen in Oesterreich ohne die „Neue freie Presse" anfangen? In dieser wurzelt ihre Macht und ihre Bedeutung! — Würde man das Kompromiß angenommen haben, so wäre die Trennung der deutschen Clerikalen von den Slaven angebahnt worden, es würde jenem Theile der deutschen Priesterschaft, der das Unnatürliche seines Bündnisses mit den Feinden des eigenen Volkes längst empfindet, die allmälige Entfernung von dem internationalen Ultramontanismus erleichtert worden sein. Es giebt in Oesterreich sehr viele Priester, die nur für die Erhaltung der Religiosität, für die christliche Erziehung, für die Wahrung der kirchlichen Organisation kämpfen, aber nicht für den Jesuitismus. Es ist dies die traditionelle Richtung des Benediktinerordens, der in den Alpenländern hunderte von Pfarreien zu besetzen hat und dessen Beispiel auch für die Weltgeistlichkeit sehr maßgebend ist. Er hat sich bis jetzt von jeder ultramontanen Hetzerei ferne gehalten und würde gerne, wie ehedem, Hand in Hand mit den Gebildeten seines Volkes vorgehen, wenn diese darauf verzichten würden, die Kirche in Bausch und Bogen mit ihrem Hasse zu verfolgen. Die national gesinnten und kirchlich gemäßigten Elemente des Clerus wieder in dieselbe feste Verbindung mit der intelligenten Laienwelt zu bringen, die bis zum Beginne des Culturkampfes bestanden hat, wäre die dankbarste Aufgabe der deutschnationalen Partei in Oesterreich. Ihre glückliche Lösung würde dieselbe erst populär machen und ihr das Uebergewicht über den doctrinären Liberalismus verschaffen. Dem steirischen Großgrundbesitz war es in die Hand gegeben, dieses nationale Werk anzubahnen. Er hat den Augenblick nicht ausgenutzt, weil ihm der Muth fehlte, sich von den Dogmen einer gänzlich unfruchtbaren, in einseitiger Rechthaberei sich gefallenden Partei loszusagen und, unbeirrt von den Misfallsäußerungen der Wiener Blätter, seinen eigenen Weg einzuschlagen. Der Wille war gut, aber das Fleisch war schwach.

Voraussichtlich wird auch bei den nächsten Reichsrathwahlen in Steiermark unter denselben Zeichen gekämpft werden, wie diesmal für den Landtag; wir werden in Steiermark nur ein liberales und ein klerikales Lager finden, für jene Nationalen, die nicht das eine und nicht das andere sind, giebt es vorläufig noch keinen Raum in Oesterreich: denn — so will es das Wiener Judenthum.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Aus schwerer Zeit. Roman aus der niederländischen Geschichte. Von A. S. C. Wallis. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Gotha. F. A. Perthes 1890.

Es ist selten, daß Romane aus dem Holländischen uns bekannt werden. Der hier vorliegende läßt sogleich erkennen, daß er aus einer uns schon fremd gewordenen literarischen Richtung stammt. Wieviel Boden sie dort noch haben mag, weiß ich nicht zu sagen. Es ist jene Verbindung guter historischer Studien mit einem gewissen Reichthum an Empfindung, die aber nicht über ein mittleres Maß hinausgeht, welche ein lesbares, unterrichtendes, stellenweise spannendes Buch hervorbringt, mit dem aber doch schließlich der Sache der Kunst ebensowenig als der der Geschichte gedient ist. Nur derjenige historische Roman hat ein Existenzrecht, dem man es anmerkt, daß dem Dichter die Persönlichkeiten und ihre Schicksale vom ersten Augenblick der Conception untrennbar mit dem bestimmten historischen Schauplatz in seiner Phantasie verbunden erschienen. Statt dessen hat man bei den meisten Erzeugnissen dieser Art den Eindruck, daß die Fabel in keiner nothwendigen Beziehung zu Ort und Zeit steht, daß es dem Dichter nur wünschenswerth geschienen eine ihn anziehende Folge psychologischer Vorgänge in eine interessante und abwechslungsreiche Umgebung zu versetzen. So schlimm steht es freilich mit dem Roman von Wallis nicht; vielmehr wirkt die eifrige Begeisterung, mit der der Verfasser (oder die Verfasserin?) in den Zeiten des niederländischen Befreiungskampfes lebt, unmittelbar überzeugend. Aber noch mehr lebt sie doch in einem Gefühlskreise, der auch in Sentenzen und Reflexionen zum Ausdruck kommt, und den wir für weit abliegend von dem Charakter jener lebenskräftigen Zeit halten müssen; die herrschaftsstolzen, prunkliebenden, aber auch kampfesmuthigen Adelsgeschlechter, welche sich am Hofe Margarethe's von Parma begegneten, kannten gewiß nicht jenen empfindsamen Begriff des individuellen Glücks, welcher in den Reflexionen des Romans einen so breiten Raum einnimmt. Wer eine so große und reiche Welt schildern will, muß es verstehen, sich ganz aus dem eigenen Ich hinaus in den Strom des sie durchfluthenden Lebens zu versenken, von ihm sich durchdringen, Denk- und Empfindungsweise aus ihm sich erst bilden zu lassen.

So lange dies nicht geschieht, kann wohl, wie in diesem Roman, ein entschiedenes novellistisches Talent sich erweisen, aber noch nicht eines für die Dichtung großen Stils.

Ausgewanderte. Roman in vier Büchern von Mite Kremnitz. 2 Bände. Bonn. E. Strauß. 1890.

Es ist die vorzugsweise durch gemeinsames Schaffen mit Carmen Sylva schon wohlbekannte Erzählerin, der wir hier begegnen. Ihr Werk zeigt größere Schärfe der Zeichnung als die Schriften ihrer literarischen Genossin, sogar stellenweise eine gewisse Herbheit. Der nicht gemüthlose, aber ächt nordisch unbeholfene Mann, der das Wort für sein Empfinden niemals zu treffen weiß, und darum auch den Nächsten kalt und fremd, schließlich vereinsamt gegenübersteht, ist vielleicht die überzeugendste Figur in dem Ganzen. Der Vorwurf des Romans, welcher die Schicksale der nach Rumänien ausgewanderten Familie eines deutschen Ingenieurs schildert, ist interessant und läßt ein umfassendes und inhaltreiches Bild des für den Germanen unerträglich bleibenden rumänischen Treibens erkennen. Politische und sociale Zustände werden vorgeführt, und in ihrer Sitten- und Gewissenlosigkeit, aber ebenso auch in ihrer freilassenden Vorurtheilslosigkeit der kleinbürgerlichen, aber respektabeln Denkweise des Deutschen gegenübergestellt. Leider ist die Ausführung des glücklich erfundenen Stoffes zu einfach und nüchtern gehalten, um auf die Dauer fesseln zu können. Weder auf künstlerische Formgebung noch auf realistische Detailschilderung wird besonderes Gewicht gelegt; stellenweise glaubt man eher eine ausführliche Inhaltsangabe zu lesen als einen vollendeten Roman. Nicht glaublich erscheint die psychologische Wendung, durch welche die Heldin am Schlusse sich über ihr Schicksal zuversichtlich erhebt. Ein tragisches Ende wäre mehr gerechtfertigt. Eine Ehe, welche nach zwei Jahren durch Fälschung und Rechtsverletzung des Mannes für ein Konkubinat erklärt wird, kann unmöglich von einer ehrenhaften Frau unter dem harmlosen Gesichtspunkt einer heilsamen Erfahrung betrachtet werden, welche sie über die Schattenseiten des Rumänenthums aufgeklärt und ihr angemessene Schätzung des Deutschthums gelehrt hat. So lange die Scheu vor tragischen Abschlüssen auf der einen Seite des literarischen Lagers noch wirksam ist, so lange wird auf der anderen Seite der unwahre und dogmatische Pessimismus nicht verschwinden. Indessen hat die Verfasserin soviel Festigkeit und Schärfe in der Linienführung gezeigt, daß es ungerecht wäre, gerade ihr jene Scheu imputiren zu wollen; es scheint vielmehr, daß nur ein zu weit gehendes stoffliches Interesse für die Heldin sie diesmal in der vollen künstlerischen Objectivität beeinträchtigt und von dem letzten folgerechten Schlußstrich zurückgehalten hat.

Eine Anzahl werthvoller Bemerkungen über Wesen und Technik der Romandichtung hat kürzlich die Selbstbiographie eines der darin erfahrensten Schriftsteller gebracht:

Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Spielhagen. 2 Bde. Leipzig. L. Staackmann 1890.

Es ist von großem Interesse, wie der Dichter hier die Vorbilder aufweist, nach denen er seine Gestalten gebildet, wie er die unverlöschliche Spur der Jugendeindrücke zeigt, die bis in späte Jahre hinein der Phantasie noch die Richtung geben. Nicht minder interessant aber auch, wie er neben dem „Finden" auch dem „Erfinden" sein Recht und seine Unentbehrlichkeit sichert, und gegenüber der Abart eines „wissenschaftlich exakten" Romans die Phantasie als dessen eigentliche Erzeugerin feiert. Auch einige Untersuchungen zur Geschichte der Aesthetik werden aus früheren Jahren stammend hier reproducirt; sie kommen im Ganzen auf eine entschiedene Lobpreisung von Humboldt's „Aesthetischen Versuchen" und auf einen scharfen Angriff gegen Schiller's „Naive und sentimentalische Dichtung" hinaus. Der letztere enthält vieles Treffende, geht aber doch viel zu weit. Er besagt im Ganzen, daß es eine in Schiller's Sinn naive Dichtung nie gegeben habe und eine sentimentalische besser nie gegeben hätte, daß überhaupt jene beiden Epitheta das wesentliche des dichterischen Schaffens gar nicht ausdrückten. Aber wenn jene erste Behauptung auch richtig ist, so hindert sie doch nicht, daß der trennende Verstand eine naive Dichtung als eine mögliche Form, zu der mehr oder weniger starke thatsächliche Annäherungen stattgefunden haben, sich construirt. Und wenn Schiller Unrecht hatte, die Antike schlechtweg als Repräsentantin für sie aufzustellen, so hatte er doch, was Homer betrifft, jedenfalls ein Recht dazu. Andererseits wird man dem Rigorismus Spielhagen's schwerlich beistimmen, wenn er für Homer begeistert Schiller's „sentimentalische" Dichter ganz aus dem Bereiche der Dichter verweisen möchte, so Klopstock und wie es fast scheint, auch Ariost. Vielen Angriffen hätte übrigens Schiller sich entziehen können, wenn er die Terminologie glücklicher gewählt hätte.

Doch nehmen solche Reflexionen bei weitem nicht den Haupttheil von Spielhagen's Buche ein, das in seinen zwei Bänden vielmehr eine wirkliche, interessante und mit großer Offenheit erzählte Lebensgeschichte enthält; als ihre Grundthema möchte man jene Goethe'schen Worte bezeichnen: „mich und meine Bestrebungen in jener operosen Zeit zu entziffern, und das was daran zufällig, ermangelnd eines Zusammenhangs, einer Folge scheinen möchte, auf eine geistige Nothwendigkeit, auf individuelle charakteristische Verknüpfungen zurückzuführen". Mit der Entstehungsgeschichte der „Problematischen Naturen" schließt die abwechslungsreiche, mit wenig Ausnahmen objektive Darstellung. Den Namen „Gustav Freytag" hätten wir lieber entbehrt als so mißmuthig genannt gefunden. Es ist die einzige peinliche Stelle des durchaus anziehenden Buches. Möge der Zwiespalt der Autoren Niemand verhindern, Spielhagen's und Freytag's Lebenserinnerungen neben einander zu besitzen und zu genießen!

Dante's Beatrice im Leben und in der Dichtung. Von Oskar Bulle. Berlin. P. Hüttig 1890.

Eine gefällig geschriebene und von eingehender Kenntniß Dante's zeugende Arbeit, welche sich die Aufgabe gestellt hat, gewisse, in neuester Zeit versuchte

Künsteleien zurückzuweisen, wonach die Gestalt der Beatrice nur als Allegorie, nicht als Abbild einer historischen Persönlichkeit aufzufassen wäre. Eine besondere Anziehung geben der Schrift die eingefügten Uebersetzungen, vor Allem der Sonette aus der „Vita Nuova“ und dem „Canzoniere“, welche sprachlich geschickt und poetisch wirkungsvoll sind.

Raffael-Studien. Von Dr. W. Koopmann. Marburg. N. G. Elwert 1890.

Die Handzeichnungen Raffael's sind hier zur Grundlage eingehender und unterrichtender Studien gemacht worden. Dabei spielt die Frage nach dem „Venetianischen Skizzenbuch“ eine wichtige Rolle, und der Verfasser weist hier nochmals mit unwiderleglichen Gründen die Raffaelische Herkunft desselben zurück, wobei er gegen Crowe und Cavalcaselle zum Theil mit großer Schärfe polemisirt, dagegen den Forschungen Lermolieffs vollkommen beipflichtet, denen er in anderer Beziehung so fern steht (vgl. Bd. 65, S. 467 dieser Zeitschrift) Es war vielleicht nicht nothwendig, die Beweisführungen so ausführlich zu rekapituliren, ebensowenig wie die anderen für Raffael's ursprüngliche Unterweisung durch Timoteo Viti und seinen erst 1499 erfolgten Eintritt in die Lehre des Perugino. Interessant ist die Untersuchung über den „Apoll und Marsyas“ im Louvre, dessen Aechtheit der Verfasser mit Entschiedenheit behauptet, hier in Uebereinstimmung mit C. und C., welche er jedoch nicht nennt.

Bis zum Ende der Florentiner Zeit reichen die Untersuchungen Koopmann's, welche besonders für die Madonnenbilder eine Fülle von feinen Beobachtungen und Verhältnißbestimmungen ergeben. Eine Anzahl allgemeiner Bemerkungen führt auch in die spätere Produktionszeit des Meisters. Ein überraschend ungünstiges Urtheil wird hierbei über den großen St. Michael im Louvre gefällt, ja selbst den gehässigen Urtheilen Sebastiano del Piombo's über Raffael's späteste Werke eine gewisse Bedeutung beigelegt. Diese viel umstrittenen schwierigen Fragen hätten indeß wohl eine eingehendere Betrachtung erfordert.

Vorzüglich sind die Reproduktionen von einigen dreißig Handzeichnungen. Unterstützt durch diese sind die Hinweise und Urtheile des Verfassers in hohem Grade geeignet, Raffael sehen und im Einzelnen verstehen zu lehren.

Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga. 1588—1888. Von Arend Buchholtz. Festschrift der Buchdrucker Riga's zur Erinnerung an die vor 300 Jahren erfolgte Einführung der Buchdruckerkunst in Riga. Riga. Müller'sche Buchdruckerei 1890.

Mit diesem Werke großen Sammelfleißes und vorzüglicher typographischer Ausführung ist ein wichtiges Gebiet der Culturgeschichte behandelt worden, das bisher noch selten eine so eingehende lokalhistorische Betrachtung gefunden hat. Bei den einfachen Verhältnissen des ursprünglichen Bücherbetriebes ist die Geschichte des Druckes zugleich auch die des Buchhandels. Indem Beides lange Zeit hindurch als städtisches Monopol galt, lassen die ausführlichen Vorschriften, welchen beide Gewerbe unterstellt wurden, sehr interessante Blicke in die Cultur-

verhältnisse des 16. und 17. Jahrhunderts thun. Die Reihenfolge der einzelnen Firmen ist zugleich ein Faden in dem verschlungenen Gewebe der literarischen Entwickelung Deutschlands; rühmlich tritt besonders der Name Hartknoch hervor, durch den Riga in unserer klassischen Epoche eine der wichtigsten Verlagsstätten wurde, in der Kant's und Herder's Werke neben denen so mancher anderer bedeutender Autoren an's Licht traten. D. H.

Berichtigung. In den Besprechungen des Junihefts ist S. 703. Z. 7 zu lesen: Handlung statt Handhabung, S. 704. Z. 17 v. u.: Sichtung statt Dichtung.

Femgericht und Inquisition von Dr. Friedrich Thudichum, ordentl. Professor des deutschen und öffentlichen Rechts an der Universität Tübingen. Gießen 1889. XII und 110 S. J. Rickersche Buchhandlung.

Der angebliche Ursprung der Vemegerichte aus der Inquisition. Eine Antwort an Herrn Prof. Dr. Friedrich Thudichum von Dr. Theodor Lindner, ord. Prof. der Geschichte an der kgl. Universität Halle-Wittenberg. Paderborn 1890. 32 S. Ferdinand Schöningh.

Die Monographie von Thudichum macht es sich, wie schon aus dem Titel hervorgeht, zur Aufgabe, den Zusammenhang zwischen der Veme und der Inquisition nachzuweisen. Das Ergebniß der Untersuchungen kann man kurz dahin zusammenfassen: Die Vemegerichte waren weltliche Ketzergerichte. Der Widerstand, den die Ketzerverfolgungen Konrads von Marburg fanden, soll die Päpste bewogen haben, die Aburtheilung von Ketzereien in die Hände von Laiengerichten zu legen. Der glaubenseifrige Erzbischpf Engelbert von Köln († 1225), der an dem Kriegszuge gegen die Albigenser theilnahm, wird als Begründer bezeichnet. Westfälische Gerichte habe man gewählt, weil die Kirche sich auf die westfälischen Freigrafen als von den Bischöfen abhängige Dienstmannen am meisten habe verlassen können.

Gegen die Schrift von Thudichum richtet sich die außerordentlich scharf und lebhaft gehaltene Polemik Lindners. Dieselbe macht es Thudichum zum Vorwurfe, daß er die vorhandene Literatur, insbesondere das früher (Bd. 62, S. 1 ff.) in den Preuß. Jahrb. besprochene umfangreiche Werk von Lindner über die Veme nicht ausreichend benutzt, infolge dessen eine Reihe unbewiesener Behauptungen aufgestellt und auf Grund dieser auch in der Hauptsache zu unhaltbaren Ergebnissen gelangt sei.

Von einem Eingehen auf einzelne Details kann hier natürlich nicht die Rede sein. Man wird auch füglich schon nach dem Titel der Thudichumschen Schrift in ihr keine erschöpfende Darstellung der Veme, wie beispielsweise in dem Lindnerschen Werke, sondern nur die Erörterung einer einzelnen Frage aus dem Gebiete der Veme suchen dürfen. Alle gegen das Thudichumsche Buch gerichteten Vorwürfe, welche diese Frage nicht zum Gegenstande haben,

erledigen sich daher von selbst. Es kann sich daher nur darum handeln, ob Thudichum das selbstgewählte Thema probandum, den Zusammenhang der Veme mit der Inquisition dargethan hat. Diese Frage ist allerdings schlechthin zu verneinen, und die Lindnersche Polemik erscheint in dieser Beziehung gerechtfertigt.

Den Haupteinwand, der gegen die Ansicht von Thudichum zu erheben ist, hat Lindner zwar beiläufig angedeutet, aber nicht einmal besonders urgirt. Er besteht darin, daß die Auffassung unvereinbar ist mit den kanonischen Grundsätzen, wonach die Entscheidung darüber, was Ketzerei ist, unbedingt vor die geistlichen Gerichte gehört. Es dürfte sich kaum ein einziger Fall finden, in dem der Papst die Entscheidung über die Rechtgläubigkeit eines Menschen ausdrücklich weltlichen Gerichten zugestanden hätte. Die allerstärkste Vermuthung spricht also von Anfang an gegen den Charakter der Veme als Ketzergericht. Zur Widerlegung dieser Vermuthung würde es eines ganz stringenten Beweises durch zweifellos echte Urkunden bedürfen, daß die Päpste die kanonischen Grundsätze durchbrochen hätten.

Einen solchen Beweis hat aber Thudichum nicht zu erbringen vermocht. Vielmehr sind seine Deduktionen von Lindner treffend widerlegt. Die Ketzerverfolgungen Konrads von Marburg, der erst 1227 die päpstliche Autorisation erhielt, sollen den bereits 1225 verstorbenen Erzbischof Engelbert zur Errichtung weltlicher Ketzergerichte bewogen haben. Weßhalb diese Ketzergerichte gerade in Westfalen errichtet wurden, trotzdem oder weil dessen Bewohner besonders päpstlich gesinnt waren, bleibt einigermaßen unverständlich. Kurz die ganze Behauptung von dem kirchlichen Charakter der Veme erscheint als eine geistreiche Hypothese, die nicht bewiesen werden kann, und die nicht zu vereinigen ist mit den kanonischen Grundsätzen, wie mit den sonst von der Veme bekannten Thatsachen. Ein neues positives Ergebniß hat die Schrift von Thudichum nicht zu Tage gefördert. Soweit hat die Lindner'sche Polemik zweifellos Recht.

Conrad Bornhak.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Gopčević. Die Wahrheit über Makedonien von Spiridion Gopčević. Preis 30 Kreuzer = 50 Pf. = 65 Centimes. Wien, Verlag der „Welt", IV. Hechtengasse 13. — Mechitharisten-Buchdruckerei.

Hacke. Deutscher Soldatenhort, illustrirte Zeitschrift für alle Waffengattungen des deutschen Heeres, herausgegeben von Lieut. d. L. Heinrich Hacke. 1. Jahrg. Heft 1 u. 2. Verlag Karl Sigismund. Berlin W. Mauerstr. 68. 2 Mk. 25 Pf. vierteljährlich.

Keßler. Die Preußische Selbstverwaltung u. ihre Fortbildung von Konrad Keßler. Berlin, Siemenroth u. Worms. SW. Wilhelmstr. 129. 1 Mk. 50 Pf.

Mamroth. Geschichte der Preußischen Staats-Besteuerung 1806—1816. Von Karl Mamroth. Leipzig, Dunker u. Humblot.

Menzel. Die Entstehung des Lehnswesens von Victor Menzel. Berlin, Wiegandt u. Schotte.

Müller-Bohn. Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Hermann Müller-Bohn (Verf. von „Unser Fritz"). Mit zahlreichen Illustrationen von ersten deutschen Künstlern. Berlin W., Paul Kittel.

Pacher. Die österreichisch-ungarische Währung von Paul Pacher. Leipzig, Litterarische Anstalt. Aug. Schulze.

Planck. Das Lateinische in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel von Dr. Hermann Planck, Prof. am Kgl. Realgymnasium in Stuttgart. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachfolger (Dr. Jacoby).

Pressel. Die Zerstreuung des Volkes Israel von Wilh. Pressel. 4. u. 5. Heft: Midrasch, Kabbalah, Thargum, Septuaginta, Massora. Die Zukunft der Zerstreuung. Berlin, R. Reuther's Verlagsbuchhandlung.

Reich. Gian Vincenzo Gravina als Aesthetiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Kunstphilosophie von Dr. Emil Reich. Wien 1890. F. Tempsky.

Schmid. Die deutsche Litteratur in der Klemme. Von Dr. Anton Schmid. Weimar, H. Weißbach.

Schreyer. Boris. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Schreyer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1888.

Sommer. Der christliche Unsterblichkeitsglaube im Gesichts- und Interessenkreise der modernen Bildung von H. Sommer. 40 Pf. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn (Appelhans u. Pfenningstorff).

Sosnosky. Sprachsünden. Eine Blütenlese aus der modernen deutschen Erzählungslitteratur von Theodor von Sosnosky. Breslau, Ed. Trewendt 1890.

Valentin. Die conservative Partei unter Kaiser Wilhelm II. von Conrad Valentin. Berlin, A. Deubner, Kronprinzen Ufer 30.

Volz. Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert von Berthold Volz. I. Abteilung. Leipzig, Otto Spamer.

Werner. Die freie Anwaltschaft in Preußen. Ein Vorschlag zur Beschränkung der Niederlassungsfreiheit von F. Werner, Landgerichtspräsident. Halle a/S. C. E. M. Pfeffer (Robert Stricker).

*** Verfasser von 12 Jahre deutscher Politik. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Bismarck, Darstellung der gesammten politischen Wirksamkeit des Fürsten Bismarck als Abgeordneter, Gesandter und Minister von *** Verf. von 12 Jahre deutscher Politik. Leipzig, Renger'sche Buchhdlg. Gebhardt u. Wilisch.

Beyschlag. Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Socialdemokratie. Von Dr. Willibald Beyschlag, ord. Professor der Theologie an der Universität Halle. Berlin, Walther und Apolant, Markgrafenstr. 60.

Claasen. Franz von Baaders Gedanken über Staat und Gesellschaft, Revolution und Reform. Aus sämmtlichen Werken mitgetheilt durch Johannes Claasen. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Gloatz. Sic et non. Die Probleme der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Wissenschaftlich erörtert in drei Gesprächen von Paul Gloatz, Lic. theol., Pfarrer zu Dabrun bei Wittenberg. Wittenberg, R. Herrosé.

Griswold. Cumulative indexes No. IV. Autoren- und Sachregister zu den bedeutendsten Deutschen Zeitschriften 1886—1889 und zu verschiedenen Sammlungen von W. M. Griswold, Herausgeber des „Index to essays", des „Annual Index" ꝛc. Cambridge, Vereinigte Staaten.

Großmann. Ueber die gutsherrlich-bäuerlichen Rechtsverhältnisse in der Mark Brandenburg vom 16. bis 18. Jahrhundert von Dr. phil. Friedr. Großmann. Leipzig, Duncker und Humblot.

Henschel. Allgemeine Staatslehre. Als Einleitung in das Studium der Rechts-Wissenschaft. Von Hermann Henschel. Berlin, Siemenroth und Worms, Wilhelmstraße 129.

Kaerger. Die Sachsengängerei. Auf Grund persönlicher Ermittelungen und statistischer Erhebungen dargestellt von Karl Kaerger, Dr. jur. Berlin, Paul Parey.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

hierin dürfte der Hauptwerth des Werkes für Fachleute wie für interessirte Laien bestehen, sind die Kommentare verfaßt, namentlich sind die Rechtssprüche des Oberverwaltungsgerichts berücksichtigt. Der praktische Gebrauch des Buches wird durch ein chronologisches Inhaltsverzeichniß und durch ein umfassendes Sachregister wesentlich erleichtert.

So bildet das Werk in der vorliegenden auch äußerlich gut ausgestatteten Neubearbeitung nicht bloß für alle Kommunalbeamte und solche, die sich diesem Verwaltungszweige widmen wollen, sondern auch für Stadtverordnete, welchen eine nur passive Theilnahme an den städtischen Angelegenheiten nicht genügt, ein unentbehrliches Hülfsmittel. Aber auch jeder für die Stadtverwaltung interessirte Bürger, der sich über die einschlägigen Bestimmungen selbst zu orientiren wünscht, wird hier alles Wichtige in klarer, übersichtlicher und zuverlässiger Fassung beisammenfinden, wie es ihm in keinem anderen Buche geboten wird. Möchte das Werk nicht bloß in den Händen städtischer Beamter und Vertreter, sondern auch in den Bibliotheken der Bürgervereine und aller für das Wohl ihrer Stadt interessirten Bürger seinen Platz finden, damit das Verständniß für kommunale Aufgaben in weiteren Kreisen verbreitet und ein friedliches Zusammenwirken der an der Stadtverwaltung betheiligten Kräfte befördert werde!

Was wir unsern Kolonien schuldig sind.

Eine Schrift zur Abwehr gegen die Verläumdungen der Ostseeprovinzen.

In diesem Jahre sind zwei Schriften erschienen von grundsätzlich widersprechender Richtung: die eine „Videant consules“ forderte zu einer Politik auf, welche unserem jungen Reiche eine entscheidende und wachsende Bedeutung in Europa zuweisen würde; die andern, „Cedant arma togae“, will uns auf eine erhaltende, passive Politik beschränken. Vielleicht gehen beide ein wenig über das Maaß des Vorschreitens und der Zurückhaltung hinüber, welche uns durch das Verhältniß unserer Macht zu unsern Bedürfnissen vorgezeichnet wird. Ich wünsche indessen weniger mich zwischen jene beiden streitenden Kräfte des Vorwärtsdrängens und der ängstlichen Scheu vor gewaltsamen Aktionen zu werfen, als vielleicht nur den Anschuldigungen entgegen zu treten, welche in dieser Schrift gegen die russischen Ostseeprovinzen, insonderheit ihre deutschen Stände erhoben worden sind. Denn mir scheint, daß der Verfasser, in der Sorge um Erhaltung unserer so schwer errungenen politischen Macht sie selber unterschätzend, den deutschen Zweig unseres Volkes, der jene Provinzen seit 700 Jahren bewohnt in ungerechter und unwürdiger Weise verleugnet und verleumdet.

Der Verfasser sagt: Dieser (baltische) Adel habe schon gegen die Dynastie der Kettler frondirt, den russischen Günstling Biron zum Herzog gemacht und nach russischer Laune wieder abgesetzt, dann aber sich geradezu unter die russische Herrschaft gedrängt. Er habe also keine Berechtigung, sich als Vertreter der deutschen Nationalität hinzustellen und die Geschichte vom unterdrückten Bruderstamm sei eine schwindelhafte Phrase. Alles dies ist durchaus gegen die geschichtliche Wahrheit.

Erstens hat es Kettler'sche und Biron'sche Dynastien nur in Kurland gegeben; die übrigen, weit größeren Theile des alten Livland, nämlich Livland und Estland, konnten sich also auch der ihnen vorge-

worfenen Sünden gegen jene Dynastien nicht schuldig machen. In Kurland haben die Stände, besonders der Adel, freilich oft mit den Herzogen aus dem Hause Kettler, mehr noch mit den Biron's in Streit gelegen. Wenn das ein Grund ist um ihren Nachkommen die deutsche Nationalität abzusprechen, so schließe ich aus dieser Anschauung einmal, daß der Verfasser ein Legitimist ist, bei dem ein Polignac oder Metternich noch was hätten lernen können; zweitens, daß dem Adel in ganz Deutschland die deutsche Nationalität abzusprechen wäre, da er ziemlich überall zu irgend einer Zeit einmal gegen seine Fürsten ebenso „frondirt" hat, wie es in Kurland geschehen ist. Letzteres ist bei den Kurländern noch eher zu entschuldigen als etwa in Preußen, Hessen oder Franken, in Anbetracht dessen, daß die Dynastie Kettler sehr jung, sehr schwach und nicht suverän war, das staatliche Verhältniß zu dem suveränen Polen außerdem das „Frondiren" herausforderte. Die Kurländer ferner haben weder den russischen Günstling Biron zum Herzog gemacht, noch ihn abgesetzt, wie der Verfasser das hätte wissen können, wenn er irgend ein Buch über die Sache aufgeschlagen hätte. Der russische Günstling Biron ist eben auch von Rußland zum Herzog gemacht worden, und zwar mit Waffengewalt, durch eine von russischen Bajonetten erzwungene Wahl gegen den Willen des Landes, das einen frei gewählten Herzog in der Person Karls von Sachsen bereits besaß. Auf eben dieselbe Weise ist — nicht Ernst Johann Biron, wie der Verfasser zu glauben scheint, sondern sein Sohn, Herzog Peter, nachher von Rußland aus dem Lande getrieben worden. Was nun das darauf folgende Drängen dieses Adels unter die russische Herrschaft betrifft, so ist wieder zwischen den Ständen Kurlands und denen von Livland und Estland zu unterscheiden. Bei der Unterwerfung Kurlands unter Rußland ist von Seiten des Adels viel gesündigt worden. Persönliches Interesse hat der Handlungsweise Katharina's Vorschub geleistet. Ein unfähiger Herzog, ein ohnmächtiger König von Polen als Lehnsherr, an ein in voller Auflösung begriffenes Reich Polen gekettet, seit 200 Jahren ohne feste Regierungsgewalt über sich, durch russische und polnische Ränke, russisches Geld und Versprechungen verwildert, so ist die freilich nicht zu lobende Haltung der kurischen Stände vor der im Jahre 1795 erfolgten Unterwerfung unter Rußland zu erklären. Und wo waren denn um jene Zeit Eigennutz und Furcht, die von dem damaligen preußischen Ministerresidenten am kurischen Hofe dem Adel vorgeworfen worden sind, im übrigen Europa nicht Haupttriebfedern der politischen Bewegungen? Wo war dann, Preußen mit seinem Bischofwerder nicht ausgenommen, Käuflichkeit und Liebedienerei unbekannt?

Es war die Zeit allgemeiner Demoralisation, Vaterlandslosigkeit, Abenteuertums, Erschlaffung, die der eisernen Zeit Napoleons vorherging. Wie manche Kurländer, so krochen damals manche deutsche Minister auch vor der „göttlichen Katharina", und Deutschland ließ sich von ihr übertölpeln nicht schlechter als dieses Handvoll Kurländer, welches das Herzogthum mit russischer Hülfe tyrannisirte. Deutschland lieferte der „Göttlichen" Polen aus oder ließ doch die Eroberung geschehen; es wäre wunderbar gewesen, wenn der ohnmächtige Vasallenstaat Kurland aus eigner Kraft sich dem Griffe der Zarin entwunden hätte. Wenn wir die Kurländer von 1790 mit demselben Maaß messen wollten, wie die Hannoveraner, Holsteiner oder andere, besonders adelige Körperschaften jener Zeit, und wenn wir dabei billig die verrotteten Zustände in dem suveränen polnischen Reiche, dem dieser Adel unterstand, in Betracht ziehen, so werden wir die Kurländer für nicht schlimmer als andere Leute auch erklären müssen. Wer die Kurländer jener Zeit recht kennen lernen will, der lese in Hippels Lebensläufen nach, und er wird sich sagen, daß es Deutsche waren, auf welche die deutsche Natian ein Recht hat stolz zu sein! Aber man sollte auch beachten, daß dieser kurländische Adel im Jahre 1790 vor der Aussicht stand, daß die suveräne Selbständigkeit des Herzogthums von dem polnischen Reichstage vernichtet und das Land zu einer polnischen Provinz herabsinken werde. Die drohende Vergewaltigung durch Polen war ein starker Antrieb dazu, sich Rußland in die Arme zu werfen. Indessen hat nur eine kleine Partei das gethan, was von der Mehrheit nicht gebilligt, sondern mit Widerwillen ertragen wurde. Ein Widerstand war nicht möglich, da das Herzogthum allein und verlassen einer Katharina gegenüberstand, die nicht nur hier, sondern ebenso in Warschau, auch in Wien und Berlin ihren Willen durchzusetzen wußte. Aehnlich standen Livland und Estland um etwa hundert Jahre früher zu Schweden. Die Vergewaltigungen Karl's XI. zerstörten die Treue der Livländer, haben sie jedoch wahrlich nicht bewogen, sich „unter die russische Herrschaft zu drängen". Sie sind vielmehr von russischem Feuer und Schwert dazu gedrängt worden, nachdem der russische Feldherr bekanntlich seinem Zaren berichten konnte, es sei in dem Lande nichts mehr zu verwüsten. Die Provinzen wurden im 16. Jahrhundert von Iwan dem Grausamen nach seiner Art, und in derselben Art von Peter dem Großen verwüstet bis nichts mehr zu brennen und morden übrig war; und da scheut sich ein Deutscher nicht, zu behaupten, sie hätten sich unter russische Herrschaft gedrängt! Wäre es noch ein Russe, der das gesagt hätte, oder Franzose oder Gott weiß wer; aber ein Mann, der von seiner Be-

rechtigung, als Vertreter des Deutschthums zu reden, überzeugt zu sein scheint ...!

Werden wir Deutsche denn ewig des Stolzes entbehren, der sich selbst achtet? Ich weiß wol, wie gefährlich es heute für die Deutschen in den Ostseeprovinzen ist, zu sagen, daß sie Deutsche seien und bleiben wollen. Indessen ist nicht mehr gar viel zu verlieren, und daß sie diese Gesinnung haben, wissen die Russen sehr gut: nur die Deutschen, welche jene „Berechtigung" haben, die wissen es nicht und wollen es oft nicht wissen. Fürwahr, ein absonderliches Schauspiel: dort ein Land, dessen Bewohner und Kultur um ihres Deutschthums willen von Rußland seit Jahren mißhandelt werden; in dem die russische Regierung seit Jahren einen offenen Vernichtungskampf gegen die Deutschen und das Deutschthum mit oft sehr harten Mitteln führt, eben nur weil sie die nationale Kraft dieser Deutschen für bedeutend hält: und hier in Deutschland Männer, welche jenem Lande und seinen Bewohnern das Deutschthum absprechen und selbst den Vorwurf nicht scheuen, diese Deutschen hätten ihre Nationalität verrathen. Ein Fußtritt dem sterbenden Löwen! In der That, das war ein würdiger Vertreter der deutschen Nation! Das war Einer, der berufen war, „die Geschichte vom unterdrückten Bruderstamm eine schwindelhafte Phrase" zu nennen! Geschichtliche Kenntnisse und nationalen Sinn genug hat er dazu, um solche Schwindeleien aufzudecken. Gut, daß sein Name unbekannt blieb, so wird vielleicht auch die That leichter vergessen werden.

Ich könnte hiermit schließen, wenn ich nicht fürchtete, daß es in Deutschland noch manche Leute gebe, die, wenn nicht eben so geringes nationales Empfinden, so doch gleich wenig historische Kenntniß als der Verfasser jener Schrift besitzen. Ich bin leider Männern bei uns begegnet, welche über die sogenannten Balten also urtheilten: „Diese Balten sind keine rechten Deutschen; da habe ich z. B. vor Jahren den livländischen Baron Z. kennen gelernt, einen hohen Würdenträger in Petersburg; als ich ihn fragte, ob er Deutscher sei, antwortete er: „mais non, je suis Russe"; da sieht man, was das baltische Deutschthum werth ist; jetzt, da es ihnen übel ergeht, rufen sie um Hülfe, vorher waren sie gut russisch." Nun, ich meine, hiernach könnte man von dem ganzen deutschen Volk eben so sagen, sein Deutschthum sei nichts werth; denn wie der Baron Z., so werden, vermuthe ich, die Ostermann, Münnich, Biron, Bismarck, die Bennigsen, Kankrin, Diebitsch, und Hunderte anderer Deutscher in russischen Diensten gesprochen haben; so werden wol noch heute die Oldenburg, Altenburg, Mecklenburg, Wittgenstein, Leuchtenberg u. s. w. sprechen. Ueberdies verlieren Manche der Letzteren

ihr Deutschthum schon auf dem Wege zwischen Königsberg und Petersburg, oder bald nachher; der Baron Z. gehört mit seinem Geschlecht seit 150 Jahren zu Rußland. Wäre es denn zu verwundern, wenn ein Zweig, der seit 1562 vom deutschen Stamme getrennt lebte, allmählich verlernte, sich als zu Deutschland gehörig wie der Sachse oder Hesse zu fühlen? Ob wohl der Sachse Siebenbürgens nicht ein Sonderbewußtsein, wenn auch gleich den Balten ein deutsches, hat? Was war denn etwa das für ein Bewußtsein, welches im Jahre 1790 der Baier hatte, oder welches 1805 und lange nachher die Leute in den Staaten des Rheinbundes erfüllte? Wenn man damals diese Leute gefragt hätte, ob sie Deutsche seien, so hätte man meist die Antwort bekommen: „nein, wir sind Baiern, Badener" u. s. w., und es hat Zeiten noch in unserem Jahrhundert gegeben, wo man dort im Westen oft hätte zu hören bekommen: „nein, wir sind Franzosen". Und doch haben diese Leute niemals oder nur für ein paar Jahre die Fremdherrschaft erduldet, die Ostseeprovinzen aber ganze 300 Jahre. Die Elsässer, die Vielgeliebten, sie haben in weit kürzerer Zeit gelernt Franzosen sich zu nennen und in den oberen Klassen auch zu werden. Sie sind, wie der Reichskanzler von Caprivi neulich gestehen mußte, nach zwanzig Jahren deutschen Regiments noch heute Franzosen nach ihrer Gesinnung. Wo wäre heute in den Ostseeprovinzen wohl russische Gesinnung zu finden? Man zeige mir erst, außer den Sachsen in Siebenbürgen, eine deutsche Kolonie außerhalb des alten Deutschland, die ihr Volksthum fester gehalten hat, als die Ostseeprovinzen, man zeige mir Deutsche unter fremder Herrschaft, die länger, besser, reiner ihr Deutschthum aufrecht gehalten, ehe man wagt, solche Beschuldigungen auszusprechen wie jener Mann, der von Baron Z. sich belehren ließ, daß die Balten keine Deutsche von nationalem Werth seien oder jener Togaträger, der ähnliche Beschuldigungen erhebt. Man sagt, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika seien etwa 7 Millionen Deutsche, und des Gejammers ist kein Ende, daß diese Millionen ihres Volksthums vergäßen. Und doch gingen fast alle diese Millionen, soweit sie nicht drüben geboren wurden, in recht nahe zurück liegender Zeit, nicht hundert Jahre sind es her, von Deutschland fort. 7 Millionen, und wenn man sie fragt: seid ihr Deutsche, so sagen sie: nein, Amerikaner. Sie kamen ja erst, wenn ich nicht irre, gestern, vielleicht vor ein paar Jahren, auf den Gedanken, daß sie zum deutschen Stamm gehören; wenigstens ein Teil von ihnen. Was aber thaten sie drüben für das Deutschthum? Bis vor Kurzem gingen sie willig in englische Schulen, von einer deutschen Universität in Amerika ist mir nichts bekannt; das jetzt zerstörte deutsche Schul-

wesen in den Ostseeprovinzen war so blühend als in Baiern oder Württemberg, und die deutsche Universität Dorpat zählt noch heute 1600 Studenten. Sie wird jetzt gleichfalls zerstört. Hat irgend wo in der Welt deutsche Kulturkraft nach den vorhandenen Verhältnissen mehr als in den Ostseeprovinzen geleistet, so zeige man mir den Ort: ich kenne ihn nicht. Wer hinderte gewaltsam die Millionen in den Vereinigten Staaten, die Auswanderer in Brasilien, Chile und anderwärts, ihr Deutschthum festzuhalten? Niemand, und doch verwandelten sie sich meist in Undeutsche, freiwillig, infolge ihres schwachen nationalen Charakters. Was aber haben diese Ostseeprovinzen um ihres Deutschthums und ihres Protestantismus willen erduldet von Polen, Schweden, Russen? Es ist eine dreihundertjährige Geschichte des deutschen Märtyrerthums, diese Geschichte der Ostseeprovinzen. Und Deutsche wagen, dem Märtyrer zuzurufen: „Du verdienst zu sterben, weil du nicht gut deutsch geblieben bist.“ Wahrhaftig, Blinde, welche die Sonne beschuldigen, sie scheine nicht. Daß die Balten vor 30, vor 50 und mehr Jahren treu zu Rußland standen, daß Manche sich, besonders auf Reisen und Fremden gegenüber für Russen ausgaben, das soll ein Grund sein um ihr heutiges deutsches Bekenntnis abzulehnen. Nur in der Noth rufen sie deutsche Hülfe an, sagt man, sagen selbst Männer von bekanntem Namen in Deutschland. Das ist wie wenn der alttestamentliche Zorn Jehova's spräche: ich will die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Die Söhne und Enkel sind schlechte Deutsche, weil die Väter und Ahnen es waren! An welchen Staat Deutschland sollten die Balten vor 30, 50, 100 Jahren etwa glauben? Der Kurländer sprach vor 100 Jahren genau so von seiner kurischen „Nation“ wie der Gothaer von der gothaischen, und beiden war das kaum zu verübeln, da eine deutsche Nation nur sehr scharfen Augen sichtbar war. Soll jenes Gesetz des alten Bundes für den kurischen oder livländischen Enkel gelten, für den gothaischen aber nicht? Wird von dem seit 300 Jahren national verlassenen Kurländer mehr Treue der Nation gefordert, als von dem Deutschen des Reichs und des Bundestages, der niemals in Versuchung kam, ein undeutsches Wort zu reden?

Was wiegen die wenigen verrußten Livländer gegenüber der nationalen Verlumptheit, von der man in Treitschke's deutscher Geschichte in fast jedem Kapitel lesen kann? Da heißt es (S. 311, Bd. 4) von den Luxenburgern der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts: „Auch in der deutschen Osthälfte konnte sich unter der beständigen Fremdherrschaft ein deutsches Nationalgefühl unmöglich ausbilden.“ Das scheint selbst

einem nationalen Eiferer wie Heinrich von Treitschke „unmöglich“. Die Ostseeprovinzen indessen sind länger und unter weit härterer Fremdherrschaft gestanden, als Luxenburg, und sind vielleicht stets fester in ihrem Nationalgefühl gewesen. Oder gilt das Nationalgefühl des Livländers etwa deshalb weniger, weil er sich in Gesellschaft von Letten und Esten befindet? Ist das Deutschthum in den Ostseeprovinzen, wo es die geistige Herrschaft übt, schlechter als im Elsaß, wo es von reinem, ungemengtem Blut, ohne fremde Gesellschaft ist, und trotzdem nur von deutschen Bajonetten aufrecht gehalten wird? Oder Schleswig-Holstein, das urdeutsche! War wol der Adel in den Ostseeprovinzen jemals so russisch, als der Adel von Schleswig-Holstein dänisch? Und doch hatte dieser ein geschlossenes deutsches Volksthum, die Livländer aber nicht. Es war nicht die Schuld der Livländer, daß vor Jahrhunderten die Schwäche des deutschen Reiches die Besiedelung Livlands mit deutschen Bauern verhinderte. Dennoch haben die Lübecker und Bremer, die Rheinländer und Westfalen, welche in den Jahrhunderten sich dort im Osten niederließen und ihre Nachkommen, Land und Volk mit Geist und Kultur ihrer alten Heimath erfüllt, sie haben trotz steter Kämpfe und Mißhandlungen ein Volk geschaffen, welches in sich einig ist eben in der von dem Blut der Rasse und des Stammes unabhängigen Grundlage der Nationalität. Denn was ist wesentlicher für den Begriff der Nationalität, worin steckt ihre Hauptwurzel, wenn nicht in dem Boden einer einheitlichen Art von Denken, Empfinden, Arbeitskraft und Arbeitsrichtung, kurz von Kultur? Käme es allein aufs Blut an, so wären die Türken mit ihrer unendlichen Blutmischung längst keine Nation mehr. Das alte Livland war der äußerste und schwächste Zweig an dem mächtigen Ast, den Deutschland vor 800 Jahren begann über Weser und Elbe, dann weiter über Oder und Weichsel hin zu recken, um alte deutsche verlassene Gebiete zurück zu gewinnen. Dennoch haben diese wenigen Deutschen es fertig gebracht, aus Letten und Esten ein Volk zu erziehen, das in den Grundlagen von Recht, Sitte, Kultur sich den Völkern des Abendlandes getrost kann an die Seite stellen, das, unter deutscher Regierung, in wenig Jahren auch das letzte lernen würde, was ihm fehlt um ebenso gut deutsch zu sein, als der Preuße es ist, die Sprache. Ist denn nicht noch heute ein Theil von Ostpreußen littauisch in der Sprache? Und gehören diese littauisch redenden Preußen oder die wendisch redenden Spreewäldler nicht trotzdem zum deutschen Volk so gut als die besten Schwaben?

Ich habe in den Ostseeprovinzen oft die Klage gehört und leider auch bestätigt gefunden, es mangele den von Deutschland her dorthin

Einwandernden an nationalem Sinn. Gerade der Professor, der Oberlehrer, der Fabrikant, der Kaufmann, der aus Preußen, Sachsen oder einem andern deutschen Staat dorthin kommt, ist am ehesten geneigt, dem russischen Druck nachzugeben, seine Nationalität wegzuwerfen um Geld und Lohn. Diesen Einwanderern traut der Balte am wenigsten, sie stellen sich erfahrungsmäßig leichter als die Einheimischen der russischen Regierung als Werkzeuge der nationalen Vergewaltigung zur Verfügung, sie bringen geringeres nationales Selbstgefühl mit. Ich spreche von der Regel; es giebt anerkennenswerthe Ausnahmen. Bei uns in Deutschland selbst kann man oft hören: „Diese Balten müssen russisch werden; was sperren sie sich so dagegen?" Zeugen solche Aussprüche von Verständniß für die Kraft des nationalen Wesens, oder nicht viel mehr dafür, daß wer so empfindet und redet, keine Ahnung hat von der Bedeutung, die das Deutschthum für den Balten hat? Ist denn die Geschichte von 700 Jahren nationalen Kampfes für Deutschthum und Selbständigkeit nur ein Irrthum gewesen? Wechselt man sein Volksthum wie eine Miethwohnung? ...

Es liegt mir fern zu meinen, die Livländer hätten ihre Nationalität bewahrt aus eitel schwärmerischer Verehrung für den Begriff Deutschthum oder für die deutschen Gaue, aus denen ihre Ahnen hinauszogen. Solcher Idealismus ist ein Unding. Sie sind deutsch geblieben, sie haben blutig gekämpft für ihr Volksthum, weil es in ihrem Interesse lag. Sie erhielten sich Sprache, Sitte, Recht und Art, weil sie damit ihre Stellung im Lande, ihr Wohlergehen sicherten, weil damit ihre materielle und geistige Entwickelung erhalten wurde. Mit deutscher Schwärmerei im Stile Jahn's und der Burschenschaften hätten sie sich wahrlich nicht als gute Deutsche durch die Jahrhunderte schlagen können. Im Deutschthum lag der ewig sprudelnde Quell ihrer Kulturkraft geborgen, und der hat sie erhalten, den streben sie zu erhalten. Mochten sie noch so wenig sich dessen bewußt sein, mochten sie sich selbst für Russen, oder, was allein zutrifft, für einen eigenen Stamm von Menschen, für Kurländer, Livländer halten: in Wirklichkeit blieben sie innerlich fest verbunden mit der Nation, zu der sie gehörten und gehören. Selbst Leute wie jener Baron Z., sie täuschen sich oft über sich selbst und finden eines Tages, wann ihnen der nationale Gegensatz zum Slaventhum praktisch entgegentritt, zur eigenen Ueberraschung, daß sie im innersten Wesen deutsch sind.

Auch der Umstand wird gegen die Balten vorgebracht, daß aus ihnen so viele Staatsmänner und Generäle hervorgegangen sind, die den russischen Interessen gegen die deutschen dienten. Das ist vielleicht

in diesem Sinne zu beklagen. Indessen war das nationale Landsknechtsthums bis in unser Jahrhundert herab in ganz Europa im Schwange; Deutschland hat als nächster Kulturstaat von jeher eine große Zahl solcher Leute nach Rußland entsandt, von denen ich oben schon etliche nannte, und bis auf die Jetztzeit herab fiel es Niemandem ein, denselben daraus einen Vorwurf zu machen, daß sie fremden, undeutschen Interessen dienten. Ein Nesselrode, ein Kankrin wurden in Deutschland nur um so höher bewundert, weil sie es so herrlich weit gebracht hatten in russischem Dienst. Ein General von Bismarck war es, unter dessen Führung die russischen Truppen Kurland eroberten für die Kaiserin, deren Hand die ärgsten politischen Schläge führte, die Deutschland jemals von Rußland erhielt. Und diese Kaiserin war selbst eine Deutsche, Katharina von Anhalt-Zerbst, was nicht verhindert hat, daß nach ihr die deutschen Höfe weiter nach ähnlichen Lorbeern für ihre Töchter begehrten. Prinzen und Prinzessinnen, Diplomaten und Generäle zogen ohne nationale Bedenken von Deutschland nach Rußland, und man will den deutschen Unterthanen des Zaren zum nationalen Verschulden anrechnen, daß sie ihre Kräfte in den Dienst Rußlands stellten? Damals dachte man nicht wie heute, und die Zahl der Deutschen, sei es aus dem Reich, sei es aus den Ostseeprovinzen, die Rußland in merkbarer Stellung dienen, lichtet sich zusehend. —

Es ist richtig, daß es eine Zeit gab, wo die Balten in dem russischen Zaren den Herrn sahen, dem sie in echter und rechter Treue anhingen. Will man ihnen das zum Vorwurf machen? Ist bei uns denn das Gedächtniß für die eigenen Sünden so kurz? Will man denn immer wieder erinnert werden an die vaterlandslose Zeit, da man für einen französischen König von Westphalen sich gegen Schill schlug, da man Napoleon treuer war als irgend wem, da man in Berlin selbst französischer Macht huldigte, kurz da es kein Deutschland gab? Die Balten waren den Zaren, die sie achteten und schützten, treu, und konnten unmöglich eine staatliche Neigung zu einem Deutschland haben, das sich selbst aufgegeben hatte, zu einem Staate, der nur dem Schein nach bestand. Sollten sie etwa auf Preußen hoffen, welches dem Zaren eben so ergeben war wie sie selbst, oder gar auf den deutschen Bundestag? Sie waren längst staatlich von Deutschland getrennt und hatten sich nothgedrungen daran gewöhnt, sich staatlich als ein Besonderes zu fühlen. Sie hatten und haben eine Heimath, ein Vaterland, so gut wie irgend ein Schwabe, Baier oder Sachse; sie haben in 700 Jahren mit viel Schweiß und Blut sich diese Heimath, ihren deutschen Boden gewonnen und erhalten. Wenn der Balte keine Heimath hat, so hat

der Schlesier, der Preuße auch keine. Der Balte hat sich die seine grade um dieselbe Zeit gegründet als der Preuße die seinige, und hat mehr als dieser für sein Vaterland erduldet. Verliert man denn dadurch seine Heimath, daß sie von einem fremden Staat erobert wird? Dann hätten die Elsässer 200 Jahre lang auch keine gehabt, was sie wohl schwerlich zugeben werden. Dann wären alle Polen heimathlos. Hinge etwa der Heimathsbegriff überhaupt von den äußeren staatlichen Verhältnissen, und nicht vielmehr von Empfinden und Art des Volkes selbst ab?

Das alte Ordensland Livland, einmal vom deutschen Reich losgerissen, hat den fremden Herrschern, denen es zufiel, Treue gehalten und redlich seine Pflichten materieller wie intellektueller Art erfüllt. Nur Eines forderten diese Provinzen von den fremden Herrschern: daß auch sie ihre Pflichten gegen die Provinzen erfüllten, welche darin bestanden, die durch Verträge und Versprechungen gewährleisteten Rechte der Provinzen zu achten. Hätten sie an dieser Forderung nicht festgehalten, beständen sie nicht auch heute noch auf ihr, so könnte man sie mit Recht knechtischer Gesinnung und elenden Charakters beschuldigen; nur solche sklavische, willenlose Leute kennen keine Rechte gegenüber dem Herrscher; die Balten standen und stehen fest auf ihrem guten Recht, mag es von dem Zarthum noch so oft mißachtet werden. Unter diesen Rechten standen und stehen zuoberst diejenigen auf Erhaltung und Schutz des Deutschthums in Sprache, Recht, Verwaltung, Kirche. Keiner der fremden Herrscher hat diese Rechte auf die Dauer geachtet; Polen brauchte Gewalt gegen dieses Deutschthum und Protestantenthum, und Schweden rettete die Provinzen vor der polnischen Zerstörung; Schweden brach die Verträge in Livland und Estland, und verlor die Provinzen an Rußland; Kurland sollte polnische Provinz werden, und wurde eine Beute Rußlands. Heute sollen alle drei Provinzen russisch werden, ihre Rechte sind gebrochen.

In all diesen Wechselfällen haben die Provinzen niemals bei Deutschland eine Hülfe gefunden. Die elende Lage Deutschlands gestattete nicht, seinen alten Besitz weder in West, noch Ost, noch Nord zu schützen. Zuerst verlor das Reich im Osten eine große Provinz. Damals, Ausgang des 16. Jahrhunderts, erhoben sich viele Stimmen, welche warnten, die livländische Mark dem Moskowiter zu überlassen und verlangten, sie solle zurückgewonnen werden mit aller Kraft als eine wichtige Schutzwehr gegen Moskau. Vergeblich, Kaiser und Reich thaten nichts und konnten nichts thun. Vorher schon hatte der Hochmeister Albrecht von Brandenburg als Herzog von Preußen Kurland

seinem Schicksal überlassen. Als die Moskowiter zum dritten Mal unter Peter I. über Livland hereinbrachen, bildete sich eine große europäische Koalition zur Rückeroberung dieses von dem verrückten Schwedenkönig Karl freventlich verspielten Landes. Die Haltung Friedrich Wilhelm's I. von Preußen hinderte die Koalition an der Ausführung des Planes durch Sperrung des Durchzuges durch Preußen, und verschuldete so in gewissem Grade die Ueberlassung Livlands und Estlands an Moskau im Nystädter Frieden von 1721*). 1790 machte Friedrich Wilhelm II. einen schüchternen diplomatischen Versuch, Kurland vor den Absichten Katharina's zu retten; aber er ließ sich zuletzt in den ruhmlosen Feldzug gegen Frankreich von der klugen Anhalterin hineindrängen, und auch Kurland fiel in die große russische Tasche. Erst damit, erst mit der Eroberung der Ostseeprovinzen wurde Moskau eine für Europa gefährliche und bedrohende Macht. Das hat seitdem das „Wettkriechen" von ganz Europa vor Moskau bis auf den heutigen Tag gezeigt. Im Nystädter Frieden wurden für Livland und Estland Deutschthum und Protestantismus durch Schweden, England und Dänemark garantirt. Friedrich I. von Preußen übernahm vertragsmäßig den Schutz des Protestantismus in Livland und Estland. Friedrich der Große erklärte sich durch die Verträge über die Dissidenten Polens zum Schutzherrn des Protestantismus in Kurland. Vielleicht war dieser Umstand Kaiser Wilhelm dem Alten in der Erinnerung als er, der mehr Verständniß für die Lage der Ostseeprovinzen hatte als die Meisten im Reich, mündlich wenigstens sich für die bedrängten Glaubensgenossen verwandt hat. So geht zum mindesten ein Gerücht. Wenn die Stände der Provinzen in ihrer gegenwärtigen rechtlosen und hülflosen Lage gegenüber dem Zarthum sich bisher nicht an die Garantiemächte um Hülfe gewandt haben, wie sie ohne Zweifel das volle Recht hätten, so ist ihnen das kaum zu verdenken. Ein solcher Schritt wäre die Einleitung zu einer neuen Bevölkerung Sibiriens, welche von der Politik des heutigen Deutschlands schwerlich würde verhindert werden. Was Sibirien ist, wissen wir ja aus Kennan's Buche, und werden wohl wünschen, daß dieser Strafe sogar unsere — Volksgenossen nicht verfallen mögen.

Ein bloßer diplomatischer Protest selbst vom deutschen Reich würde ja auch dem wilden Fanatismus der Panslavisten gegenüber erfolglos sein und die Frage würde nur lauten: soll man um dieses bedrängten Bruderstammes willen einen Krieg führen oder nicht. Der Krieg würde ein allgemein-europäischer von den ungeheuersten Dimen-

*) Vgl. Schirren in den Gött. Gel. Anz. 1889, Heft 2 u. 3.

sionen werden. Die Cultur unseres Jahrhunderts würde auf dem Spiel stehen. In Abwägung dieser Gefahr und dieser Blutarbeit auf der einen des gegenwärtigen Uebels auf der anderen Seite ist man in Deutschland entschlossen, sich um das abgebundene Glied nicht zu bekümmern. Kein Mensch in Deutschland denkt deshalb an Krieg; selbst wenn eine Regierung ihn wollte, würde er von einer Unpopularität sein, die ihm unmöglich macht, ganz abgesehen von der Haltung der beiden Genossen in der Triple-Allianz. Auch die Livländer erkennen die Situation und nehmen sie wie sie liegt. Nur auf sich selbst, auf ihren passiven Widerstand, auf die Kraft des Märtyrerthums ist die alte livländische Mark angewiesen, um sich ihr Volksthum und ihre Religion, von dem sie nicht lassen will, zu erhalten. Das aber kann sie von ihren Volksgenossen im Reich verlangen, daß wenn sie auch nichts für sie thun, sie sie doch nicht vergessen und verleugnen, damit wenn der panslavistische Uebermuth seinerseits einmal den Conflict entzündet und den allgemeinen Brand entfacht, man weiß, was zu thun ist. Die polnischen Vertreter im deutschen Reichstag haben, indem sie für die Militärvorlage stimmten, bereits durch die That bewiesen, daß sie verstehen, wohin der Zeiger der Weltgeschichte weist. Nicht bloß um die Befreiung der deutschen Kolonien, sondern auch um die Herstellung des polnischen Nationalstaates wird gefochten werden*). Fällt dem Hause Hohenzollern die eine, so fällt dem Hause Habsburg die andere Aufgabe zu. Polen vereinigt mit Galizien, mit Odessa als Hafen unter habsburgischem Scepter wird die rechte Flankendeckung für das zukünftige Vor- und Grenzland des deutschen Reichs am Rigaischen und Finnischen Meerbusen sein. Wir brauchen uns nicht zu scheuen es auszusprechen, da wir gesichert sind gegen jeden Verdacht, deshalb unsererseits den Krieg zu provociren, zu wollen oder auch nur zu wünschen. Der Moskoviter aber, der ihn wünscht, will und provocirt, möge sich auch klar werden über den Einsatz, den das hohe Spiel der Weltgeschichte von ihm fordert.

*) Vgl. den Aufsatz „Ein Blick auf die Vergangenheit und Zukunft Polens", Bd. 62 S. 614 dieser Zeitschrift. Anmerk. d. Red.

Wundt's System der Philosophie.

Von

Eduard von Hartmann.

II.

(Schluß.)

---

4. Die Teleologie.

Die Nöthigung zur Bildung einer subjektiven Zweckvorstellung sucht Wundt in dem Drange der Vernunft, das Universum oder irgend einen Theil desselben als Einheit zu betrachten, und in der Unmöglichkeit, diesem Drange anders als durch die Einheit eines Zweckes zu genügen (483). Warum muß denn aber das Universum eine einzige Einheit sein? Und wenn und so weit es eine Einheit repräsentirt, warum sollte da nicht die Einheit der Kausalität genügen, die sich auf die Gleichartigkeit und gleiche Gesetzmäßigkeit aller materiellen Elemente stützt? Es ist eine irreleitende Auffassung, die universelle Wechselwirkung als „eine unendliche Menge sich durchkreuzender Kausalreihen" zu deuten (482), anstatt als eine allumspannende Kausalreihe, die alle besonderen kausalen Beziehungen gliedlich in sich schließt. Empirisch geht unsere Einheitsvorstellung des Universums keineswegs von der Anordnung der Theile unseres Planetensystems aus, wie Wundt meint (483), sondern von der Sichtbarkeit der Sternenwelt, indem durch die Kausalität der aus weiten Fernen zu uns herüber wirkenden Lichtstrahlen die Zusammengehörigkeit des Entfernten uns buchstäblich ad oculos demonstrirt wird. Wenn es keine bessern Argumente einer teleologischen Weltanschauung gäbe als dieses von Wundt allein geltend gemachte, dann hätten die naturalistischen Leugner aller Teleologie in der That leichtes Spiel.

Zweckbetrachtung ist lediglich Umkehrung der Kausalbetrachtung, d. h. jeder Zusammenhang von Ereignissen kann unter beiden Gesichtspunkten betrachtet werden, wenn auch der eine von beiden in besonderen

Fällen näher liegend scheint (322). „Ursache und Mittel, Wirkung und Zweck sind zu äquivalenten Begriffen geworden. Der Streit beider Principien um die Herrschaft hat damit endgültig sein Ende erreicht" (322). Damit hat Wundt sich im Princip zu einer teleologischen Weltanschauung bekannt und es kommt nur noch auf ihre nähere Durchführung an. Wenn irgend etwas, so wird diese Anerkennung der Berechtigung der Teleologie „Befremden erregen" (Vorwort S. V) bei denjenigen, welche gemeint hatten, von Wundt als einem empiristischen Naturforscher auch die bei der heutigen Naturforschung übliche Verachtung der Teleologie erwarten zu dürfen; denn gerade die Teleologie ist der Scheideweg, an dem sich metaphysikfeindlicher Empirismus und metaphysische Weltanschauung am deutlichsten sondern. Irrthümlich ist die Ansicht Wundt's, daß nur der rein aktuelle Kausalitätsbegriff abgelöst von jeder Substanz die fragliche Umkehrung möglich mache (322). Denn wenn die Substanz die absolut konstante Bedingung bei der Kausalität ist, so ist sie es auch bei der Teleologie; sie ist das absolute Subjekt der universellen Funktion, welche in dem logischen Zusammenhang ihrer zeitlichen Entfaltung einerseits Kausalität andererseits Teleologie genannt wird, und damit ist sie gleichmäßig der Grund beider.

Es scheint mit dieser Grundansicht über die Aequivalenz von Causalität und Finalität und über die Allgemeingültigkeit beider Gesichtspunkte bei allen Zusammenhängen nicht zusammenzustimmen, wenn Wundt behauptet, daß die teleologische Interpretation der Kausalität zunächst eine bloß subjektiv-teleologische sei, welche ihre objektive Begründung erst nachzuweisen habe, bevor sie auch als objektiv-teleologische Interpretation angesehen werden dürfe (489—493). Denn wenn Kausalität und Teleologie derselbe logische Zusammenhang sind, nur von entgegengesetzter Seite gesehen, so müssen sie entweder beide bloß subjektiv, oder beide objektiv gültig sein. Daß es eine falsche subjektive Teleologie giebt, welche die Objekte und Bedingungen der Zweckmäßigkeit verwechselt (494), d. h. einzelne Zusammenhänge aus dem Zusammenhang des Ganzen herausreißt und darum falsch deutet, wird jedermann zugeben; zur Abwehr dieser Mißdeutungen genügt aber der Hinweis darauf, daß nur der Zusammenhang des Ganzen die volle Kausalität repräsentirt, und daß nur bei dieser, nicht bei einzelnen herausgerissenen Kausalketten diese Umkehrung unbedingt gültig ist. Der Grund für die Bedenken Wundt's in Betreff der objektiven Gültigkeit der subjektiven teleologischen Umkehrung müssen also tiefer liegen. Sie sind wesentlich eine nicht gerade glückliche Ausdrucksform

für den Unterschied einer allgemeinen Zweckmäßigkeit der äußeren Naturgesetze und die besondere Zweckmäßigkeit des psychischen Geschehens, und sollen den Protest dagegen formuliren helfen, daß auf der äußeren, physischen, materiellen Seite des Universums irgend welche besondere Zweckmäßigkeit gesucht werde. Sie hier gesucht zu haben, war der Irrthum des älteren Vitalismus (490).

Die besondere Zweckthätigkeit, welche in die gesetzmäßigen Naturprocesse eingreift, ist niemals physischer, sondern immer nur psychischer Art, und nur da, wo wir psychische Thätigkeit voraussetzen dürfen, ist die Annahme dieser besonderen Zweckmäßigkeit statthaft (490). Aus der äußeren Natur der Materie und ihrer chemischen und physikalischen Gesetze ist es niemals verständlich zu machen, wie ein aus ihr zusammengesetzter Organismus dazu kommt, Träger eines zwecksetzenden Willens zu werden; dazu muß man vielmehr den Willen als das Ursprüngliche setzen und die Materie selbst als Willensäußerung verstehen (348—349). Der finalkausale Parallelismus ist demnach das genaue Gegenstück des psychophysischen Parallelismus, so daß das Finale dem Psychischen, das Kausale dem Physischen entspricht. So allgemein der eine, so allgemein muß der andere Parallelismus im Universum sein, nur daß auf den niedrigsten Stufen der Individuation das psychische Leben und mit ihr die individuelle Zwecksetzung vor der mechanischen Gesetzmäßigkeit bis zum scheinbaren Verschwinden zurücktritt, während auf den höheren Entwickelungsstufen des Geistes die individuelle Zwecksetzung bis zum zeitweiligen Vergessen ihrer mechanischen Naturgrundlage in den Vordergrund rückt (561).

Die besondere Teleologie, durch welche die individuelle Zweckthätigkeit in den Verlauf der allgemein zweckmäßigen Naturgesetzlichkeit modificirend eingreift, können wir in der That niemals von physikalischen Kräften erwarten (492); um an ihre objektive Gültigkeit zu glauben, müssen wir zuvor die Existenz geistiger Individuen anerkennen und im Stande sein, die Eingriffe als ihre psychischen Handlungen zu deuten (490). Die allgemeine Teleologie hingegen, d. h. die Zweckmäßigkeit der gesammten Naturgesetze und der aus ihnen entspringenden gesammten kosmischen Entwickelung, müssen wir nothwendig als objektiv gültig anerkennen (493), ganz unabhängig davon, ob wir die Träger der psychischen Funktionen, von denen diese Zweckmäßigkeit gesetzt ist, kennen oder nicht. Wir müssen es aus doppeltem Grunde, erstens in deduktiver Hinsicht, weil der allgemeine Zusammenhang der kosmischen Vorgänge, die Begriffsäquivalenz von Finalität und Kausalität im Kosmos unbedingte Gültigkeit hat (322), und zweitens in

induktiver Hinsicht, weil die Teleologie des gesammten Naturzusammenhanges die unerläßliche Vorbedingung aller einzelnen Zweckbestimmungen in der besonderen psychischen individuellen Zweckthätigkeit ist (488, 492). So ist die Natur ein selbst teleologisches Hülfsmittel zur Entstehung geistiger Zwecke (493), teleologische Vorstufe des Geistes, also in ihrem eigenen Sein Selbstentwickelung des Geistes (561).

Aus dem Umstand, daß die besonderen Zweckthätigkeiten nur teleologische Glieder der universellen teleologischen Entwickelung sind und diese nur als einheitliche Totalität unbedingte Objektivität besitzt, sollte man schließen, erstens daß auch das psychische Subjekt, welches die kausalfinale kosmische Entwickelung stetig determinirt, ein einheitliches sein müsse, und zweitens daß der Zweck, dem die ganze Entwickelung dient, ein einheitlicher sein müsse. Diesen Schluß zieht aber Wundt nicht, offenbar deshalb nicht, weil sein Begriff einer substanzlosen aktuellen Kausalität ihn zwingt, auch die aktuelle Teleologie als eine ebenso substanzlose und subjektlose, d. h. in der Luft schwebende aufzufassen, und weil es ihm metaphysisch feststeht, daß der Wille nicht eine einheitliche universelle Urkraft sondern eine Vielheit individueller Willenseinheiten ist (417), daß der Gesammtgeist nur aus dem Zusammentreten der niederen Willenseinheiten zu höheren, und daß die Zwecke des Gesammtgeistes nur aus präexistirenden Zwecken der Einzelgeister entstehen (600). Da nun offenbar die organisch-psychischen Individuen durch ihre psychische Zweckthätigkeit höchstens für den sehr beschränkten Umfang der von ihnen konstituirten Gemeinschaften oder Individuen höherer Ordnung, aber keinenfalls außerhalb desselben Gesammtzwecke oder Gemeinschaftszwecke setzen und verwirklichen können, so fällt erstens die universelle Einheit der kosmischen Entwickelung, zweitens der vor der Entstehung der Organismen liegende Theil der kosmischen Entwickelung und drittes der außerhalb der geistigen Gemeinschaften verlaufende Theil der kosmischen Entwickelung nicht unter die Zweckthätigkeit der organisch-psychischen Individuen, d. h. nicht unter die Wundt'schen Erklärungsprincipien der Teleologie. Es ist schon hier klar, daß Wundt entweder auf eine einheitliche universelle Teleologie verzichten oder seine metaphysischen Principien im Sinne eines absoluten teleologischen Subjekts modificiren muß.

Der Versuch, die besondere Zweckmäßigkeit der organischen Entwickelung ausschließlich auf bewußte Zweckthätigkeit der Individual-Willen zurückzuführen, begegnet nun weiter der Schwierigkeit, daß die organische Zweckthätigkeit einestheils unter Bedingungen vorkommt, unter denen der Beweis für einen Einfluß bewußter Willensthätigkeit

nicht zu erbringen ist (332), und daß sie andererseits regelmäßig die Grenzen der bewußten Absicht weit überschreitet (336—337). Da Wundt nun den Rückgang auf die Hypothese einer unbewußten Willensthätigkeit ablehnt (333, 551), so muß er nach andern Erklärungen suchen, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Hierzu dient ihm die bekannte Lehre von der Mechanisirung des geistigen Geschehens und die von ihm selbst erfundene Lehre von der Heterogonie der Zwecke. Die erstere soll die Zweckmäßigkeit der relativ unbewußten Reflexhandlungen als einen Niederschlag früherer bewußter Zweckthätigkeit erklären; die letztere soll die unwillkürliche Steigerung der Ziele im Verlaufe der Bethätigung begreiflich machen.

Die Behauptung, daß alle (relativ) unbewußte Willensthätigkeit und Zweckthätigkeit nur der Niederschlag einer in früheren Entwickelungsstadien bewußten Willensthätigkeit und Zweckthätigkeit sei, ist meines Wissens zuerst von Fechner aufgestellt worden (Zendavesta I 455—465). Die bewußten Zweckhandlungen des den Organismus beherrschenden Centralbewußtseins hinterlassen in den Centralorganen des Nervensystems ihre Spuren, die durch Wiederholung so tief werden, daß ihre Wiedererweckung durch entsprechende physiologische Reize sich zuletzt ohne Betheiligung des Centralbewußtseins vollzieht (342, 584). Durch diese scheinbare Mechanisirung unzählbarer einzelner Zweckhandlungen wird der Organismus mehr und mehr zu einer „natürlichen Maschine" (336). Indeß die Mechanisirung ist doch nur scheinbar und ein nächstliegendes provisorisches Ausdrucksmittel für den Vorgang, aber nicht als definitive Auffassung festzuhalten (587). Unter dem Gesichtspunkt des metaphysischen Geschehens muß auch die scheinbar mechanisch gewordene Reflexhandlung als eine Form geistigen Geschehens gelten, die sich bloß wegen ihrer Beziehung zu untergeordneten Nervencentren dem Centralbewußtsein des Organismus entzieht (587). Dieses geistige Geschehen kann nur Wollen, Fühlen und Vorstellen sein, und es ist deshalb im Sinne Wundt's sicher, daß, wenn diese drei der Reflexhandlung zu fehlen scheinen (587), dieser Mangel sich nur auf das Centralbewußtsein des Organismus, aber nicht auf die im Organismus ebenfalls enthaltenen Bewußtseine niederer Nervencentra bezieht.

Wenn die eingegrabene Molekulardisposition eine Reaktion des Willens auf einen gewissen Reiz nach bestimmter Richtung erleichtert und begünstigt, so wird sich das in dem Bewußtsein des betreffenden Centrums so ausdrücken, daß ihm das Motiv eindeutig entscheidend und die bestimmte Willensreaktion als selbstverständlich, d. h. als im höchsten Maaße zweckentsprechend vorkommt. Durch die Zweifellosigkeit

des Falles erscheint jedes Schwanken und jede Wahl als ausgeschlossen, aber doch nur darum, weil die reflektorische Reaktion als die unbedingt zweckmäßige empfunden wird. Ich verstehe nicht, wie Wundt diesen Fall der vollauf befriedigten teleologischen Intelligenz im Motivationsproceß als „an sich selbst intelligenzlos“ bezeichnen kann (591); es ist dies nur aus einem augenblicklichen Rückfall des Ausdrucks aus der definitiven metaphysischen Auffassung in die provisorische mechanistische zu erklären, welche zugleich ein Rückfall hinter den bereits von Fechner erreichten Standpunkt wäre.

Ohne Zweifel paßt die Erklärung der relativ unbewußten Zweckthätigkeit niederer Centra aus den Residuen von Zweckhandlungen, die früher an das Centralbewußtsein gebunden waren, auf viele Fälle im Leben der Individuen höherer Ordnung, welche ein den Organismus beherrschendes Centralbewußtsein besitzen und dasselbe zur Einübung zweckmäßiger Bewegungs-Reaktionen und Thätigkeitsverknüpfungen benutzen. Aber die Fälle der Reflex- und Triebhandlungen, auf welche sie nicht paßt, umfassen ein sehr viel größeres Gebiet, und darum kann diese Erklärung nicht das Urphänomen selbst, sondern nur einen besonderen verwickelten Ausnahmefall desselben betreffen. Die Erklärung paßt nämlich erstens nicht auf die einzelligen Organismen, zweitens nicht auf diejenigen mehrzelligen Organismen, denen es an einem Centralbewußtsein fehlt (z. B. Thierstöcke und Pflanzen), und drittens nicht auf alle Trieb- und Reflex-Handlungen in centralisirten Individuen höherer Ordnung, welche aus ererbten Dispositionen entspringen und phylogonetisch aus der Entwickelung der mitgebrachten Reflex-Dispositionen der Theile ohne Betheiligung eines Centralbewußtseins entsprungen sind. Die einzelligen Organismen und die mehrzelligen Organismen ohne Centralbewußtsein sind viel älter als die mehrzelligen Organismen mit Centralbewußtsein; es hat also schon lange zweckmäßige Reflex- und Triebhandlungen auf Erden gegeben, ehe ein Centralbewußtsein in Individuen höherer Ordnung entstand. Die ohne Centralbewußtsein entwickelten Reflexe sind das phylogonetische Prius für die Reflexe auch derjenigen Individuen höherer Ordnung, in denen sich allmählich ein einzelnes Sonderbewußtsein zu einer mehr und mehr herrschenden und centralen Stellung emporarbeitete.

Will man also die Zweckmäßigkeit der Reflex- und Triebhandlungen in den Individuen niederer Ordnung recht verstehen, so darf man sich nicht auf die versimpelten Individuen niederer Ordnung im centralisirtesten aller Organismen, im Menschen, stützen, sondern muß sie an mehr decentralisirten oder der Centralisation ganz ermangelnden Or-

ganismen studiren und deuten. Da ist es dann sofort klar, daß die Zweckmäßigkeit der Reflex- oder Triebhandlung nur Niederschlag der eigenen Intelligenz des Individuums niederer Ordnung sein kann, in dessen Bewußtseinsorgan die Dispositionen eingegraben sind. Dies ist die Regel; die Nachhülfe einer übergeordneten bewußten Intelligenz dagegen bildet einen besonderen Ausnahmefall.

Es wäre unbegreiflich, wie Wundt diesem klarliegenden Sachverhältniß sein Auge verschließen konnte, wenn ihm nicht davor gebangt hätte, bei der offenbaren Unzulänglichkeit der bewußten Intelligenz der isolirten und verbundenen niederen organischen Individuen durch solche Anerkennung wider Willen zu der unbewußten Intelligenz hingedrängt zu werden. Denn die bewußte Intelligenz der einzelligen Organismen und der mehrzelligen ohne Centralbewußtsein erscheint in keiner Weise danach angethan, die Zweckmäßigkeit ihrer Reaktionen auf Motive und die Zweckmäßigkeit ihrer organischen Bildungsvorgänge zu erklären. Die mechanistische Naturphilosophie, welche die zweckmäßigen Resultate in diesen Sphären aus rein mechanischen Ursachen abzuleiten versucht, steht einer unbefangenen Würdigung der thatsächlich gegebenen Grade von bewußter Intelligenz viel näher als die Wundt'sche Naturphilosophie, welche der bewußten Intelligenz des Zellprotoplasmas teleologische Leistungen aufbürdet, denen nicht einmal die unsrige gewachsen wäre. Andererseits hat wiederum Wundt darin Recht, daß die besondere, in den mechanischen Gang der Naturgesetze eingreifende Zweckthätigkeit nur aus einem intelligenten Wollen entspringen kann (490), und daß der psychophysische Parallelismus in der Natur schlechthin allgemeingültig ist, also nicht nur den physiologischen Reizerscheinungen sondern auch den chemischen Assimilationsprocessen des organischen Lebens eine psychische Innerlichkeit entsprechen muß (509—512). Er zieht nur nicht die Konsequenz aus den Prämissen, daß die teleologische Intelligenz des Willens in diesen Vorgängen unmöglich noch als bewußte Intelligenz gedacht werden kann. —

Die von Wundt aufgestellte Lehre von der Heterogonie der Zwecke scheint noch weniger geeignet, die Schwierigkeit zu lösen, welcher sie begegnen soll.

Jedes nach Zwecken handelnde Wollen bleibt theils um äußerer Widerstände willen hinter seinem Ziele zurück, theils erzielt es unbeabsichtigte und unvorhergesehene Nebenerfolge (337). Diese Nebenerfolge liegen theils außerhalb der Interessen des handelnden Individuums, theils innerhalb derselben; im ersteren Falle sind sie teleologisch gleichgültig, im letzteren Falle werden sie nachträglich mit Rücksicht auf

den zweckthätigen Willen als zweckmäßige anerkannt (337, 339). Der Wille lernt aus dem unbeabsichtigten Erfolge sich höhere und weitere Ziele stecken und wird so durch die Nebenerfolge seines Handelns teleologisch gehoben und erzogen (347). Zweck im engeren Sinne ist nur das dem Bewußtsein des Handelnden vorschwebende Ziel (subjektiver Zweck); Zweck im weiteren Sinne (oder objektiver Zweck) ist alles, was in der allgemeinen Zweckrichtung seiner Motive liegt (340). Der objektive Zweck überschreitet regelmäßig den subjektiven (337); indem er dann nachträglich als subjektiver Zweck anerkannt und für neue Handlungen als solcher erstrebt wird, wiederholt sich die unbeabsichtigte Steigerung durch die Ueberschreitung des Gewollten (341) und so kommt es nach und nach zu Zwecken, die von dem ursprünglich Beabsichtigten weit abliegen. Insofern die gesammte Entwickelung sich aus Einzelschritten zusammensetzt und jede subjektive Zweckthätigkeit auf irgend welcher Stufe immer schon die vorhergegangene teleologische Entwickelung voraussetzt, erscheint als die Triebkraft des ganzen teleologischen Fortschritts nach dieser Ansicht die unbeabsichtigte Ueberschreitung des subjektiven Zwecks durch den objektiven, während der subjektive Zweck und die intelligente Verarbeitung der gemachten Erfahrungen nur als Sperrklinke, d. h. als Mittel zur Festhaltung des Errungenen (ähnlich wie die natürliche Zuchtwahl), sich darstellt. Wundt darf demnach mit Recht sagen, daß diese ganze Teleologie ohne Rest heterogen ist, d. h. nicht aus Zwecksetzung oder Zweckthätigkeit sondern anderswoher stammt.

Teleologisch betrachtet ist es offenbar zufällig, daß der objektive Erfolg den subjektiven Zweck überschreitet, wenn es auch, kausal betrachtet, nothwendig sein mag. Für den zwecksetzenden bewußten Willen ist diese Ueberschreitung jedenfalls etwas Aeußerliches, durch einen Zusammenfluß äußerer Beziehungen zu Stande Gekommenes, aber nicht durch eine immanente Zweckbestimmung oder ihm innerliche Ursache erzeugt; damit fehlt aber dem teleologischen Fortschritt dasjenige Merkmal, das Wundt als wesentlich hinstellt, um einen Proceß Entwickelung nennen zu können (487—488). „Objektiver Zweck“ ist offenbar ein Widerspruch in sich, wenn es nicht eine objektive Zweckthätigkeit oder Zwecksetzung giebt, und diese ist wiederum unmöglich ohne ein Subjekt, das diesen objektiven Zweck setzt. Giebt es aber kein Zweck-Subjekt außer den individuellen Bewußtseinssubjekten, so giebt es auch keine anderen als subjektive Zwecke. Erscheint das Ergebniß des Processes dem Philosophen zweckmäßig, so bleibt nur die Alternative: entweder ist die zweckmäßige Entwickelung Produkt einer teleologisch zufälligen,

blinden Nothwendigkeit, oder sie ist als zweckmäßig von einem anderen Zwecksubjekt gesetzt als dem die Erfolge bloß ratificirenden Individualbewußtsein. Ist das Ueberschreiten des subjektiven Zwecks durch den Erfolg teleologisch zufällig, dann ist die mechanistische Erklärung der Naturzweckmäßigkeit aus zufälligen Ursachen von Wundt principell adoptirt und nur auf eine speciellere Form eingeschränkt. Ist dagegen das Ueberschreiten des subjektiven Zwecks durch den Erfolg nicht teleologisch zufällig, so wird die Naturzweckmäßigkeit erst dann erklärt sein, wenn dieses Ueberschreiten erklärt ist, dann steckt hier allein das Problem der Teleologie, gegen das Wundt die Augen verschließt.

Kann es etwas Wunderbareres geben, als daß im organischen Leben und im geistigen Menschheitsleben der Erfolg den subjektiven Zweck überschreitet, daß das Handeln klüger, d. h. hier teleologischer ist als der Handelnde? Wie kann die Intelligenz des Handelnden hinter der Intelligenz der unbeabsichtigten Kausalität der Handlung zurückstehn? Wie wunderbar ist dies schon im Bereich der rein individuellen Zwecke, wie viel wunderbarer im Bereich der socialen Zwecke, die dem Egoismus des Individuums widerstreiten, wie unendlich wunderbar im Bereich der einheitlichen kosmischen Teleologie? Wo bleibt bei den antiegoistischen socialen Instinkten oder gar bei der einheitlichen kosmischen Teleologie, durch welche die Natur sich zum Geist emporzuarbeiten strebt, die Möglichkeit der nachträglichen Anerkennung, daß der Ueberschuß des Erfolges über den subjektiven Zweck der individuellen Interessensphäre gemäß sei? Welch' unerhörte List der Kausalität der Handlung, daß sie die subjektive Teleologie der Handlung teleologisch meistert, d. h. daß sie die Handlung als Mittel zu einem höheren und allgemeineren Zwecke verwerthet, während die subjektive bewußte Zwecksetzung sie nur als Mittel zu einem niederen und engeren Zwecke gewollt hatte! Und bei alledem sieht Wundt kein Problem mehr. Denn wenn er dabei noch irgend etwas Problematisches einräumte, wenn er an dieser „Heterogonie der Zwecke" noch etwas Wunderbares und Erklärungsbedürftiges zugäbe, so würde er ja unmittelbar zur Anerkennung einer unbewußten Zwecksetzung fortgedrängt werden, welche eine höhere Intelligenz als die bewußte entfaltet und die Beschränktheit der bewußten Intelligenz als Mittel für ihre Zwecke verwerthet. Diese unbewußte Intelligenz könnte aber keine überlegene sein, wenn sie aus suborbinirten Individualbewußtseinen stammte, müßte also als eine absolut unbewußte gefaßt werden und das eben will Wundt nicht.

Aber es ist klar, daß seine Stellungnahme eine Halbheit ist. Entweder nimmt man an der Entstehung zweckmäßiger Resultate aus

teleologisch zufälligen Ursachen keinen Anstoß, dann braucht man auch die zur Zweckentstehung führenden Ursachen nicht auf die Ueberschreitung des subjektiven Zweckes durch den Erfolg zu beschränken. Oder aber man nimmt daran Anstoß, dann kann man sich diese Veräußerlichung der Teleologie auch nicht in der besonderen Form der Heterogonie der Zwecke gefallen lassen, sondern muß zu einer wahrhaft objektiven Teleologie im Sinne absolut unbewußter Zwecksetzung vermittelst der Individuen fortschreiten*).

5. Die Psychologie.

Die Elementarfunktionen des Seelenlebens sind Wollen, Fühlen und Vorstellen (39). Wollen und Fühlen stehen untereinander in engerer Verbindung als beide mit dem Vorstellen; von dem letzteren werden sie durch eine Abstraktion erster Ordnung, von einander durch eine solche zweiter Ordnung unterschieden (42). Das Fühlen erscheint als Reaktion des Willens auf die Vorstellungen, stellt also ein variables qualitatives Element am Wollen dar, das von der Beschaffenheit der Vorstellungen abhängt (566). Das Vorstellen behandelt Wundt zunächst als reine Thätigkeit neben dem Wollen (41, 142, 453); dies ist aber nur eine vorläufige Koncession an die gewöhnliche Auffassung und nicht Wundts wahre Meinung. Diese besteht vielmehr darin, daß wir keine andere Thätigkeit kennen als Willen (415), und daß deshalb auch die vorstellende Thätigkeit nach Abzug eines jeden Vorstellungsinhalts reines Wollen sein muß (414). Das Konstante am Vorstellen ist Willensthätigkeit, das Wechselnde Vorstellungsinhalt (100, 387). Diese konstante Thätigkeit des Willens, die immer mit bestimmtem Vorstellungsinhalt verbunden sein muß, nennt Wundt, wenn sie gleichwohl von jedem Inhalt abstrahirt gedacht wird, die reine oder transcendentale Apperception (388). Es ist jedenfalls höchst sonderbar, das reine konstante Wollen oder die den Vorstellungsinhalt producirende Thätigkeit „Apperception“ zu nennen (413—414, 387, 209—210), und die reflektorische oder unwillkürliche Vorstellungsproduktion sogar „passive Apperception“ zu nennen (565). Denn unter Apperception versteht man doch nur die Beziehung des Percipirten auf Erinnerungsbilder oder die geistige Assimilation des fertig vorgefundenen Bewußtseinsinhalts. Wo kann nun dieser Vorstellungsinhalt herkommen, wenn nicht aus der Thätigkeit? Was kann demnach die Vorstellung als Inhalt anders sein als Produkt einer Willensthätigkeit, und was kann

*) Vgl. zu diesem Abschnitt Phil. d. Unbewußten. 7.—10. Auflage I 377—396, 10. Aufl. III 78 Nr. 10, S. 265—266, 292.

das Vorstellen anders sein als ein die Vorstellung producirendes Wollen? Das Wollen aber soll konstante Thätigkeit sein, und doch soll sein Produkt, der Vorstellungsinhalt, wechselnd sein. Diese Schwierigkeit wäre unlösbar, wenn es nur Ein Wollen gäbe; aus einem einzigen universellen Willen gäbe es keinen Uebergang zur Vorstellung (396, 417). Nur wenn die konstante Willensthätigkeit abwechselnd auf verschiedene andere Willensthätigkeiten trifft, mit diesen in Konflikte geräth und von ihnen Hemmungen erleidet, nur dann kann aus der Verschiedenheit dieses Leidens eine Verschiedenheit der Reaktion entspringen und so ein verschiedener Vorstellungsinhalt producirt werden (414). Die Vorstellung ist also etwas Sekundäres, und nur der Wille etwas Primäres. Die Wirkung jedes Willens für sich ist „reines" (d. h. vorstellungsloses) Wollen und wird erst durch die Wechselbestimmung zum wirklichen oder vorstellenden Wollen (415). Die Vorstellung entspringt erst aus den Konflikten der verschiedenen konstanten Willensthätigkeiten; sie ist die bewußte Beziehungsform der realen Willenseinheiten aufeinander und wird dadurch mittelbar auch zum Hülfsmittel und zur Entwickelungsform von Willenseinheiten höherer Ordnung aus solchen niederer Ordnung (403, 416). Erst durch die Wechselwirkung mit andern konstanten Willensthätigkeiten wird jede Willensthätigkeit zu vorstellendem Wollen (416), d. h. zu konkretem Wollen (417). Jede Willenseinheit hat nicht an sich selbst, sondern allein an ihren Wechselbeziehungen zu andern ihren qualitativ bestimmten, sie von andern Einheiten unterscheidenden Inhalt (420).

Das reine, abstrakte Wollen wäre inhaltsleer und damit schlechthin unbestimmt, qualitätslos und von anderen ununterscheidbar; es ist also von vornherein gefordert, daß dieses Wollen zugleich immer ein inhaltlich bestimmtes, konkretes, also vorstellendes Wollen sei (420). Das Wollen ist nur als inhaltlich bestimmtes, als vorstellende Thätigkeit zu denken, als ein einzelnes, bestimmte Motive und Zwecke in sich schließendes Wollen (496). Der einzelne Wille hat rein als Wille betrachtet gar keine Beziehungen zur Gesammtheit der übrigen Willen und empfängt solche erst durch das Eintreten der Vorstellungen (401). Erst als qualitativ bestimmtes, konkretes, inhaltvolles Wollen gewinnt das Wollen Realität und die Fähigkeit auf anderes Wollen zu wirken. Daher ist das Vorstellen, welches ihm seinen Inhalt giebt, Bedingung seiner Realität und insofern gleich unentbehrliches Moment der Realität wie das Wollen selbst, das erst als bestimmtes Wollen thätig sein kann, und erst als thätiges Wollen real (oder wirklich, oder wirksam auf andere) sein kann (418).

Es ist klar, daß Wundt hier in einem circulus vitiosus befangen ist. Die Vorstellung soll erst aus der produktiven Thätigkeit entstehen, welche als Reaktion auf das Leiden des zugehörigen Willens folgt, und das Leiden soll aus der Thätigkeit eines andern Willens entstehen (386). Es müssen also beide kollidirende Willensakte als reale da sein, um thätig sein zu können und auf einander wirken zu können; sie müssen verschieden sein, um zwei und nicht ein Wollen zu sein, und können verschieden nur sein durch verschiedenen Inhalt (425). Der Inhalt aber ist noch gar nicht da; er soll erst aus ihrer Wechselwirkung, d. h. aus der bestimmten Reaktion des einen Willens auf das bestimmte Leiden, welches der andere ihm durch seine bestimmte Einwirkung zufügt, hervorgehen. Die Wirkung des Wollens vor der Wechselbestimmung mit anderem Wollen ist „reines", d. h. vorstellungsloses Wollen, und da sie erst als vorstellendes Wollen wirkliches Wollen wird, so muß sie als reines Wollen unwirkliches Wollen oder unwirkliche Wirkung sein (vgl. 415 unten). Besitzen die konfligirenden Willensakte schon konkreten Inhalt und durch ihn qualitative Bestimmtheit, so muß dieser Inhalt entweder anderer Art sein als die aus dem Konflikt erst resultirende Vorstellung, oder aber die Vorstellung ist mit dem Willen gleich ursprünglich gegeben und braucht nicht erst aus Willenskonflikten geboren zu werden. Besitzen dagegen die konfligirenden Willensakte noch keinen konkreten Inhalt, so ist die geschilderte Entstehung der Vorstellung aus ihnen unmöglich, weil sie gar nicht auf einander wirken können.

Nehmen wir den letzten Fall, der jede Erklärung abschneidet, als ausgeschlossen an, so hat Wundt nur die Wahl zwischen den zwei vorangestellten Möglichkeiten, welche beide darin übereinstimmen, daß dasjenige, was den ursprünglichen Willens-Inhalt ausmacht, etwas anderes ist als dasjenige, was beim Konflikt der Willensakte herauskommt, also auch nicht unterschiedslos mit demselben Namen bezeichnet werden darf. Entweder nimmt er mit den individualistischen Schopenhauerianern (Bahnsen) an, daß der Wille einen ihm eigenthümlichen Inhalt habe, der nicht Vorstellung sei; oder er nimmt mit mir*) an, daß der Wille allerdings Vorstellung zum Inhalt habe, aber eine wesentlich andere Art der Vorstellung, als diejenige, zu deren Entstehung erst Willens-

*) Vgl. insbesondere meine anonyme Schrift „Das Unbewußte vom Standpunkt der Phys. u. Desc." Cap. XII 4: „Das metaphysische Unbewußte als Subjekt der physischen und psychischen Atomfunktionen" (Phil. d. Unb. 10. Aufl. Theil III S. 302—304), wo gezeigt ist, wie vom Standpunkt bloß atomistischer Willensthätigkeit aus der Willensinhalt zu beurtheilen ist.

konflikt, Leiden und reaktive Thätigkeit erforderlich ist. Mit der ersteren Art der Erklärung habe ich mich anderweitig beschäftigt, und dieselbe als unhaltbar dargethan, so daß hier nur die zweite zu berücksichtigen bleibt. Es kann sich also hier nur darum handeln zu untersuchen, worin sich die mit dem Willen gleich ursprüngliche Vorstellungsart von derjenigen unterscheidet, welche erst aus dem Konflikt der mit der ersten Vorstellungsart erfüllten und durch sie bestimmten Willensakte hervorgeht.

Wenn man nun die Beschreibung Wundts von dem Entstehungsvorgang der Vorstellung (386, 414) unbefangen ansieht, so bemerkt man bald, daß der Ausdruck „Vorstellung" für das Resultat zu eng gewählt ist. An den Widerständen und Hemmungen, die wir erfahren, werden wir uns nicht nur der realen Objekte bewußt, die uns durch das Vorstellungsprodukt symbolisirt werden, sondern zugleich auch unserer Thätigkeit selbst, und der Quelle unsers Thuns und Leidens, d. h. unsers Ich (386). Außerdem resultirt für uns aus der gesammten eigenen Thätigkeit Unlustempfindung, aus dem Ueberwinden des Widerstandes Lust, und auch diese beiden gehen erst aus den Konflikten der Willensakte hervor, ohne unter den Begriff Vorstellung befaßt werden zu können. Endlich die resultirende Vorstellung selbst wird zunächst in Gestalt von sinnlichen Empfindungen geboren, d. h. in Gestalt von Unlust- und Lust-Empfindungen, welche durch specifische Sinnesqualitäten vorstellungsmäßig gefärbt sind; erst durch intellektuelle Verarbeitung dieser Empfindungselemente entwickelt sich das, was wir Vorstellung im engeren Sinne nennen, wobei jeder Schritt der Verarbeitung als eine schöpferische Synthesis zu betrachten ist, die zu den in Beziehung gesetzten Bestandtheilen wahrhaft Neues hinzubringt (314). Somit ist das unmittelbare Resultat der Willenskonflikte Bewußtwerden der eigenen Thätigkeit und des Leidens, Bewußtwerden der Lust und Unlust, und Bewußtwerden der elementaren Sinnesempfindungen, aber nicht Bewußtwerden der Vorstellung im engeren Sinne, da diese noch weitere innere Verarbeitung erfordert. Das Gemeinsame an diesen unmittelbaren Resultaten ist offenbar das Bewußtwerden, während dasjenige, was dabei bewußt wird, theils schon vor dem Bewußtwerden bestehen mußte (wie die ursprüngliche Thätigkeit, das Leiden und die reaktive Thätigkeit), theils mit dem Bewußtwerden zugleich als dessen Inhalt entsteht (wie die Lust und Unlust und die Sinnesempfindung). Was Wundt beschreibt, paßt ganz genau auf den Entstehungsproceß des Bewußtwerdens, aber nicht unmittelbar auf den der Vorstellung, sondern auf das Bewußtwerden von mancherlei,

was theils **nicht** Vorstellung, theils **noch nicht** Vorstellung im engeren Sinne ist*).

Wir begreifen, daß dasjenige, was wir äußerlich als Hemmung einer Thätigkeit durch thätigen Widerstand anschauen, auch innerlich als Reflexion der Thätigkeit in sich zur subjektiven Erscheinung kommen muß, und daß dies eben das Bewußtwerden ist. Wir begreifen, daß die verschiedenen Momente im Entstehungsproceß des Bewußtseins (ursprüngliche Thätigkeit, Leiden, reaktive Thätigkeit) sich in den Inhalt des Bewußtseins reflektiren. Wir begreifen also die Entstehung des Bewußtseins sowohl seiner Form nach, als auch seinem Inhalt nach. Nur ein Punkt im Inhalt macht uns dabei noch Schwierigkeit, nämlich das Vorstellungsmäßige der sinnlichen Empfindung, wodurch dieselbe erst zum Baumaterial der Vorstellung tauglich wird, und die Vorstellungsbeimischung der Lust- und Unlust-Gefühle, durch welche dieselben erst zu qualitativ bestimmten Gefühlen werden. Denn Vorstellung ist etwas specifisch anderes als Wille, etwas qualitativ Heterogenes. Vorstellung kann niemals aus einer Willensthätigkeit hervorgehen, die an sich noch vorstellungslos ist; daß im Bewußtseinsinhalt auch Vorstellung (im weiteren Sinne) mit vorkommt, ist nur dann begreiflich, wenn dieselbe ebenso wie Thätigkeit, Leiden und reaktive Thätigkeit schon mit zu den Momenten des bewußtseinserzeugenden Processes gehört. Wir können es begreifen, daß eine dem Wollen ursprünglich als Inhalt zukommende Vorstelluug beim Proceß des Bewußtwerdens theilweise aufgelöst, verlöscht und ins Unbestimmte verwischt wird, so daß sie erst durch intellektuelle Bearbeitung wieder rekonstruirt werden muß; aber wir könnten es niemals begreifen, wie aus vorstellungslosem Wollen die ihm heterogene Vorstellung erzeugt werden könnte. Auch das Zusammenprallen des noch vorstellungslosen Wollens mit anderem ebenso vorstellungslosem Wollen kann ihm zur Erlangung des ihm noch fehlenden Vorstellungsinhalts auf keine Weise behülflich sein, da niemand mehr hergeben kann als er selber hat.

Ist es nun richtig, daß dasjenige, was aus dem Konflikt der Willensakte innerlich geboren wird, die Reflexion in sich oder das Bewußtwerden ist, dann ist es ebenso sicher, daß die Thätigkeit als ungehemmte noch vor und jenseits der Bewußtseinsentstehung liegt, daß die actio ihrem Wesen nach unbewußt ist, und erst als passio bewußt wird.

---

*) Vgl. meine ganz analoge Darstellung von dem innern Vorgang beim Konflikt zweier Atomwillen in dem i. J. 1873 veröffentlichten Zusatz der 5ten Aufl. der Phil. d. Unb. S. 397—398 (10. Aufl. II S. 37—38) und dem i. J. 1875 veröffentlichten Zusatz der 7. Aufl. zu Bd. II S. 38 Z. 10 von unten (S. 468—471, 10. Aufl. Bd. II S. 469—471).

Alle Aktivität ist unbewußt und nur die Negation der Aktivität ist der Punkt, an welchem die Aktivität Bewußtsein erlangt*). Diese Negation muß sich aber auch erst als reale vollziehen, ehe sie sich innerlich als Bewußtwerdung reflektiren kann; d. h. auch der Konflikt und das Leiden muß zunächst als unbewußter realiter und äußerlich gesetzt werden, ehe er als bewußter idealiter und innerlich percipirt werden kann. Sofern endlich eine reaktive Thätigkeit durch das Leiden angeregt wird, ist auch diese als solche unbewußt, und nur ihr Produkt, die Sinnesempfindung, wird bewußt. Es ist eigentlich eine ganz selbstverständliche Sache, daß die Momente des das Bewußtsein erst erzeugenden Processes als solche noch nicht bewußt sein können, und es ist schlimm genug, daß man dies erst noch einschärfen muß.

Die Thätigkeiten, sowohl die ursprüngliche, als auch die kollidirende, als auch die reaktive, sind also ebenso unbewußt wie ihr Konflikt; sie können aber nur da sein und wirken als konkrete, qualitativ bestimmte, inhaltvolle Thätigkeiten. Ist es nun richtig, daß der Inhalt, welcher die Willensthätigkeit erst zur bestimmten, wirkungsfähigen macht, nichts anderes sein kann als Vorstellung, so ist es ebenso gewiß, daß auch dieser Vorstellungsinhalt der vorbewußten Thätigkeiten sammt ihnen gleichfalls vor und jenseits alles Bewußtseins liegen muß. Damit wäre dann eine Bestimmung gewonnen, welche den Vorstellungsinhalt der bewußtseinerzeugenden Thätigkeiten von dem Vorstellungsinhalt des aus ihnen resultirenden Bewußtseins präcis unterscheidet: der erstere kann nur unbewußte, und zwar absolut unbewußte Vorstellung sein, während der letztere, soweit er überhaupt Vorstellung ist, bewußte Vorstellung ist.

Die unbewußte Vorstellung und das unbewußte Wollen sind nur die untrennbar zusammengehörigen aber unterscheidbaren Momente oder Seiten des konkreten oder inhaltlich bestimmten Wollens; abstrahirt man von der realisirenden Thätigkeit, so bleibt dem Gedanken nur der bestimmte Inhalt, die zielsetzende, die Willensleistung anticipirende Vorstellung übrig; abstrahirt man vom Inhalt, so bleibt nur der unbestimmte Drang zur Realisirung oder das reine, d. h. leere Wollen übrig. Die Vorstellung ist bestimmt, aber ohne eigene Realität und ohne die Fähigkeit, ihre ideelle Bestimmtheit von sich aus zu realisiren; das Wollen ist diese Fähigkeit, einen Inhalt zu realisiren, die aber ohne ideellen Inhalt nicht zur Bethätigung gelangen kann. Die unbewußte Vorstellung ist auch Thätigkeit, insofern sie den jeweiligen Willensin-

*) Vgl. Phil. d. Unb. 10. Aufl. II S. 493—508.

halt den Umständen gemäß nach logischer Gesetzmäßigkeit modificirt; aber so ist sie bloß eine rein ideale Thätigkeit. Das Wollen ist realisirende Thätigkeit, vorausgesetzt, daß ihm die ideale Thätigkeit vorarbeitet und einen Inhalt zum Realisiren giebt. Erst die Einheit beider Thätigkeiten, der idealen und der realisirenden, ist reale Thätigkeit, aber nur weil und insofern sie ideale und reale in Einem ist.

Wundt ist hier an der Wiederholung der Schopenhauer'schen Halbheit gescheitert, demzufolge zwar die psychische Grundfunktion des Wollens zugleich als metaphysische Grundfunktion gelten soll, die ihr koordinirte Grundfunktion des Vorstellens aber nicht, sondern nur ein sekundäres Produkt des Wollens darstellen soll. Er ist in Folge dessen in dem Widerspruch stecken geblieben, daß zwar einerseits erst das vorstellungshaltige Wollen wirkungsfähige Thätigkeit sein soll, andrerseits aber auch der Vorstellungsinhalt erst aus dem realen Konflikt konkreter und doch vorstellungsloser Willensakte hervorgehen soll. Jene Halbheit wie dieser Widerspruch entspringen aber wieder daraus bei ihm, daß er vor dem Begriff der absolut unbewußten Geistesthätigkeit zurückschreckt und deshalb nicht das Bewußtsein als Resultat der Konflikte zwischen realen Willenseinheiten anerkennen mag, sondern etwas anderes (die Vorstellung) an seine Stelle setzt. Die Scheu vor der absolut unbewußten Geistesthätigkeit verdirbt ihm hier ebenso das Verhältniß von Wille und Vorstellung wie vorher die Teleologie. —

Seine Verwerfung einer absolut unbewußten Geistesthätigkeit macht Wundt sich überaus leicht, indem er bemerkt, daß sie ein in sich widersprechender Begriff sei, weil sie ein geistiges, aber unwirkliches Wirken bezeichne (551). Nun haben wir aber gesehen, daß alle Aktivität als solche unbewußt, und nur die Negation derselben, die Passivität, bewußt ist; das Bewußtsein ist demgemäß schlechthin passiv, receptiv, inaktiv und unproduktiv, und grade der Ausdruck „bewußte Geistesthätigkeit" wäre ein Widerspruch in sich, wenn er nicht durch eine herkömmliche Licenz so verstanden würde, daß jede unbewußte Geistesthätigkeit als bewußte bezeichnet wird, wenn die Fußtapfen ihres unbewußten Schreitens vom Bewußtsein percipirt werden, oder wohl gar noch dazu das Ziel der unbewußten Fortschreitung dem Bewußtsein vorschwebt (45). Das Thätige und Wirkende ist immer nur der unbewußte Geist; das Bewußtsein sieht bloß zu, was der unbewußte Geist thut, und bildet sich dann wohl gar ein, es selbst habe das alles gethan. Alles geistige Wirken ist ausnahmslos ein unbewußt geistiges Wirken, und nur der Begriff eines „bewußtgeistigen

Wirkens" würde von dem Widerspruch betroffen werden, „unwirkliches Wirken" zu sein.

So ist z. B. alles Denken unbewußt geistige Thätigkeit nach innerer logischer Nothwendigkeit, die nur darum, weil sie aus der eigenen geistigen Organisation stammt, nicht als Unfreiheit empfunden wird (79); so ist jede beziehende Thätigkeit als Thätigkeit des in Beziehung Setzens unbewußt geistige Thätigkeit, und nur das Resultat der hergestellten Beziehung zwischen den Bezogenen fällt ins Bewußtsein (vgl. 43—44). Der trügerische Schein, als ob das Bewußtsein das Thätige sei, entsteht um so leichter, je kleiner die Schritte sind, deren Fußtapfen vom Bewußtsein passiv percipirt werden; er wird um so unwahrscheinlicher, je größere Strecken logischer Verknüpfung die unbewußte Geistesthätigkeit überspringt, und bleibt ganz ausgeschlossen, wo es sich um schöpferische Synthesen handelt, die niemals und zu keiner Zeit vom Licht des Bewußtseins erhellt waren. Dieser Art sind z. B. die aus Empfindungen aufgebauten Anschauungen, die uns niemals anders denn als fertige Anschauungen gegeben sind und deren Aufbau wir wohl vermuthen aber auf keine Weise mehr mit dem Bewußtsein controliren können. So stark ist jedoch Wundts Vorurtheil gegen unbewußte Geistesthätigkeit, daß er selbst in diesem Falle behauptet, daß jede schöpferische Synthesis dieser Art „ein neuer Akt unseres Bewußtseins" sei (314), obschon er die Zusammenhangslosigkeit dieser seelischen (d. h. bei ihm „bewußten") Vorgänge selbst mit unserm Bewußtsein (abgesehen von ihren in diesen Zusammenhang eintretenden Endeffekten) zugeben muß (556).

Als ein weiteres Argument gegen einen absolut unbewußten Willen führt Wundt ganz gelegentlich an, daß damit weiter nichts gewonnen sein würde als ein neuer Name für die alten Zweckursachen des Vitalismus (332—333). Dabei hat Wundt ganz vergessen, daß er selbst es für den specifischen Irrthum des Vitalismus erklärt hat, die Zweckursachen auf der physischen Seite der Entwickelungsvorgänge gesucht zu haben (490), daß aber das Finden der Zweckursachen in den im organischen Leben wirksam werdenden Willensthätigkeiten diesem Vorwurf nicht unterliegt (532—533). Ob nun diese teleologischen Willensthätigkeiten nur bewußt, oder nur unbewußt, oder beides sind, diese sekundäre Frage zu entscheiden, muß doch Sache der weiteren Untersuchung sein; aber wie die Antwort auch ausfallen möge, so sind sie doch jedenfalls psychische und nicht physische Thätigkeiten. Darum kann durch die Achterklärung des Vitalismus keinenfalls etwas mit betroffen werden, was nach Wundt's eigner De-

finition als psychische Funktion außerhalb seines Begriffs des Vitalismus fällt.

Was Wundt sonst noch über den Begriff der absolut unbewußten Geistesthätigkeit bemerkt, betrifft gar nicht diesen Begriff selbst, sondern gewisse Verwechselungen und mißbräuchliche Anwendungen, die ihm von verschiedenen Seiten nicht erspart geblieben sind. Wenn man „Bewußtsein" mit „Wissen" oder „Selbstbewußtsein" verwechselt, so muß natürlich auch der Gegensatz des Bewußtseins eine falsche oder doch schiefe Bedeutung bekommen (551—553); wenn man die physischen Dispositionen der Centralorgane zur leichteren Wiedererneuerung einer früher vorhanden gewesenen Vorstellung (557) „unbewußte Vorstellungen" nennt, so mißbraucht man wissentlich dieses Wort, da solche materielle Nachwirkungen weder Vorstellungen noch auch in irgend welchem Sinne etwas Psychisches sind (554). Gegen beide Mißbräuche habe ich seit zwei Jahrzehnten energisch angekämpft, habe aber damit leider noch nicht bewirken können, daß dieselben überall aufgehört hätten. Mit dem echten Begriff der absolut unbewußten Geistesthätigkeit haben diese Verwechselungen nichts zu schaffen. — In die Reihe dieser Verirrungen scheint auch der von Wundt gebildete Begriff eines bloß momentanen Bewußtseins zu gehören, bei welchem der innere Zusammenhang mit andern Vorgängen völlig aufgehört haben soll (559), eine mir ganz unverständliche Fiktion, die mir sonst noch nirgends begegnet ist.

Man sieht hieraus, daß Wundt zur sachlichen Bekämpfung der Hypothese einer absolut unbewußten Geistesthätigkeit nicht das Mindeste vorgebracht hat, und daß sein Verschmähen dieser Hypothese an den Stellen, wo die seinigen ihn in Halbheiten und Widersprüchen stecken lassen und nur diese Hypothese die logisch geforderte erklärende Ergänzung darbieten kann, rein willkürlich und unwissenschaftlich ist. Es gehört aber zu der oben gekennzeichneten Halbheit des ganzen Wundt'schen Standpunktes, daß er das konsequente zu Ende Denken seiner Gedankengänge von sich weist, welches seinen Einfluß auf die naturwissenschaftlichen Kreise völlig aufheben würde, und daß er das absolut Unbewußte preisgiebt, um zunächst dem relativ Unbewußten in diesen Kreisen eine Anerkennung zu ermöglichen. Unter diesem Gesichtspunkt wird seine philosophische Inkonsequenz zum kulturgeschichtlichen Verdienst, und es wird auch in Bezug auf den Begriff des Unbewußten sein Verdienst bestehen bleiben, daß er die Bedeutung des relativ Unbewußten in den Individuen höherer Ordnung nachdrücklich zur Geltung gebracht hat (vgl. z. B. S. 586 u.

424), der selbst von Lotze noch entschieden bekämpft wurde*). Die Wahrheit dringt aber nur langsam und schrittweise vor, und man muß sich auch mit schrittweisen Erfolgen derselben zufrieden geben.

6. Der einheitliche Weltgrund.

Wir haben gesehen, daß nach Wundt die Welt die Gesammtheit der Willensthätigkeiten ist, aus deren Wechselbeziehungen erst die Vorstellungen als sekundäres Willensprodukt hervorgehen (421). Die Welt ist ein Stufenbau von Willensindividualitäten verschiedener Ordnung, die sich äußerlich als Gesammtorganismen, innerlich als Gesammtwillen darstellen (591 fg.). Die Gesammtwillen konkresciren aus den Einzelwillen der von ihnen umspannten Individuen niederer Ordnung vermittelst der Vorstellungen, die aus deren Wechselbeziehungen hervorgehen, und sind demnach als Einheit von Wille und Vorstellung Gesammtgeister. Der Gesammtgeist hat keine Existenz außerhalb der Einzelgeister, aus denen er sich konstituirt (592), hat aber eine ebenso ursprüngliche Realität wie diese (593), indem beide gleich substanzlos und gleich aktuell sind (593). Nicht jeder Gesammtorganismus und Gesammtgeist gewinnt einen solchen Grad der Centralisation, daß er ein einheitliches Centralbewußtsein und Autonomie erlangt und dadurch zur Persönlichkeit wird. Viele Gesammtorganismen (z. B. die Pflanzen) stehen noch unterhalb der Stufe der Persönlichkeit, andere (z. B. manche menschliche Gemeinschaftsformen) haben diese Stufe bereits überschritten und sind zu einem Reichthum des geistigen Lebens gelangt, der nicht mehr in die Form der Persönlichkeit hineingeht. Die Begriffe Gesammtorganismus, Gesammtwille und Gesammtgeist sind also weiter als derjenige der Gesammtpersönlichkeit (608). Der menschliche Geist ist auch schon Gesammtwille und Gesammtgeist, und zwar auf der Stufe des persönlichen Individualwillens (422, 423); er ist ein Uebergangsglied zwischen den niederen und höheren Einheiten (435), oder genauer: „einer der unzähligen Knotenpunkte im Weltlauf, in denen sich das Werden und Wirken der geistigen Welt zu einem stetigen und zweckvollen Zusammenhang des Geschehens verdichtet", und in diesem Sinne Mikrokosmos (432).

Ausgangspunkte der Geistesentwickelung sind die letzten Elemente der Materie als elementare Willenseinheiten (561), die Atome, in denen alles Geistige vorgebildet ist, was in den höheren Einheiten zur Entfaltung kommt (435). Ziel der Geistesentwickelung ist zunächst die

*) Vgl. meine Schrift „Lotze's Philosophie" S. 28—30.

geistige Kulturgemeinschaft der irdischen Menschheit als zu realisirendes praktisches Ideal der menschlichen Sittlichkeit (614, 400, 401), sodann das Postulat einer universellen Gemeinschaft des kosmischen Geisterreiches, von dessen Realisirbarkeit wir durch einen unüberbrückbaren Abgrund getrennt zu sein scheinen (436—437)*). Und doch würde erst diese Lebenseinheit des kosmischen Geisterreiches dem Begriff des Gesammtgeistes als eines allumfassenden Universalgeistes Genüge thun. Deshalb tritt hier die logische Nöthigung zu einer Ergänzung ein, nämlich zu der Rückprojektion des aussichtslosen Postulats in den letzten Grund des Seins und Werdens (404, 437—438). So gelangt Wundt auf dem Umweg durch die höheren und höchsten Formen des bewußten Gesammtgeistes in einer über die Grenzen der Erfahrung hinausführenden Reihe zu dem nämlichen Schlußergebnisse, welches andere Denker ohne diesen Umweg über einen problematischen Enderfolg des Weltprocesses durch direkten Regressus aus der Erfahrung erreichen zu können glaubten (439), was von Wundt für ein Steckenbleiben in fehlerhaften Analogien erklärt wird (434).

Gegen diese Darstellung tauchen erhebliche Bedenken auf. Der Gesammtwille kann, wenn er Integral oder Summationsphänomen der ihn konstituirenden Einzelwillen ist, zwar gleich real aber nicht gleich ursprünglich sein wie diese. Mag es sein, daß die elementaren Willenseinheiten erst in der Wechselbeziehung zu einander reale Willensthätigkeiten werden, so ist doch das Aggregat aller, zu welchem jedes in Beziehung stehen muß, eben noch kein Gesammtwille, sondern er wird dies erst im Laufe eines langen Entwickelungsprocesses, durch welchen zuerst niedere und allmählich immer höhere Stufen der Individualität sich aus diesem unorganischen Aggregat heraus organisiren. Noch jetzt sind wir weit ab von einer Organisation des Gesammtwillens auch nur der Menscheit, und die Entstehung von Staaten hat erst ganz kürzlich stattgefunden, wenn wir die Zeiträume der menschlichen Geschichte an den Maaßstäben kosmischer Entwickelung messen. Das Ursprüngliche kann also nach Wundts Voraussetzungen nicht der Gesammtwille oder Gesammtgeist, sondern durchaus nur die Elementarwillen oder Atomgeister sein.

*) Dieses Emporarbeiten des Geistes zu immer höheren und umfassenderen Einheiten ist offenbar die zweite, obere Hälfte jener einheitlichen kosmischen Teleologie, deren erste, untere Hälfte wir in dem Emporarbeiten der Natur zum Geiste kennen gelernt haben. Hierbei sei als Merkwürdigkeit angeführt, daß Wundt Optimismus und Fortschrittsglauben, Pessimismus und Fortschrittsunglauben gleichsetzt (622), wonach z. B. Lotze ein Pessimist und ich ein Optimist wäre.

Nach Wundt prägt sich die Ursprünglichkeit der Einzelgeister gegenüber den Gesammtgeistern sogar darin aus, daß der Ursprung aller Vorstellungen und Strebungen, Motive und Zwecke ein schlechthin individueller ist, und daß der Einzelne der einzige Erzeuger neuer Kräfte auch des Gesammtlebens ist (600). Selbstverständlich wird der Einzelne logischer Weise seine Zwecke nur nach Maaßgabe des kausalen und teleologischen Zusammenhanges setzen können, in welchem er mit der Individualität nächst höherer Stufe steht (601); aber dies ändert nichts daran, daß es dann keine Gemeinschaftszwecke giebt, die nicht zuvor als bloß individuelle Zwecke existirt hätten (600). Dies gilt ganz allgemein für alle Individualitäten gleichviel welcher Ordnung, ganz unabhängig davon ob eine Gesammtpersönlichkeit mit einem Centralbewußtsein in ihnen herausgebildet ist oder nicht. Denn alle Vorstellungen und Strebungen des einheitlichen Centralbewußtseins können ja nach Wundt doch nur aus den dasselbe konstituirenden Individuen niederer Ordnung und ihrer Wechselwirkung sowohl unter einander als auch mit der Außenwelt herrühren.

Wundt räumt auch indirekt diese Konsequenz ein, indem er die Atomgeister zu den Reservoiren aller Geistesentwickelung im Weltproceß erhebt. Sie allein sind es, welche die Individualzwecke des Protoplasmas, der Zellen, der mehrzelligen Organismen und so weiter bis zum problematischen Universalgeist direkt oder indirekt bestimmen und fortbilden. Bei keiner Konstituirung eines Individuums höherer Ordnung kommt aus einer andern geistigen Quelle etwas hinzu zu den zusammentretenden Individuen niederer Ordnung, und darum ist bei den Individuen aller Stufen das Geistige und Leibliche in genau demselben Sinne wie bei den Uratomen identisch ohne Ueberschuß der einen Seite über die andere und bloß für unsere Auffassung verschieden (389). Alle Teleologie des kosmischen Processes, durch welche die Natur sich zum Geist und der Geist sich zum Universalgeist entwickeln soll, beruht sonach lediglich auf bewußten Zwecksetzungen, zu denen die Atomwillen durch ihre Wechselbeziehungen unter einander motivirt werden. Alle Intelligenz, die der Geist auf seinen höheren Stufen entfaltet, alle Genialität, um deren Willen er sich selbst anstaunt, stammt ausschließlich aus der Intelligenz der Atome und ihrer Verknüpfung unter einander. Was das einzelne Atom als solches nicht könnte, das lernt es in geeigneter Wechselbeziehung mit seines Gleichen aus sich herauspumpen; denn es giebt keine andere Quelle als diese, aus welcher der Geist höherer Individualitäten schöpfen könnte. Ja sogar die Einheit der Teleologie des kosmischen Processes wird in jedem Stadium durch

die Vielheit der Atomseelen hervorgebracht, auch ganz abgesehen davon, ob bereits Gesammtorganismen höherer Ordnung zu Stande gekommen sind oder nicht; es muß also wohl die kausale Wechselbeziehung mit dem Aggregat aller übrigen für jedes Atom genügen, um ihm die Motive für seine bewußte Zwecksetzung im Sinne eines Emporarbeitens der Natur zum Geiste und des Geistes zum Universalgeist zu liefern und es im rechten Kontakt mit der Zweckthätigkeit der übrigen zu erhalten. Das geht doch noch über die socialen Instinkte der Ameisen und Bienen. Wer hätte so etwas hinter den Urelementen der Materie gesucht, die sich den Naturforschern gegenüber so dumm zu stellen wissen! Und bei allen diesen wunderbaren Leistungen ist ja nicht etwa an absolut unbewußte psychische Funktionen zu denken, sondern immer nur an bewußte, die höchstens für das Centralbewußtsein des höheren Individuums relativ unbewußt bleiben.

Ein drittes Bedenken muß sich gegen die Behauptung richten, daß die Organisation der Menschheit (oder gar des kosmischen Geisterreiches) zu einer Kulturgemeinschaft im Sinne des Wundt'schen Gesammtgeistes ethisches Ideal sei. Dies wäre nur dann richtig, wenn sich nachweisen ließe, daß diese bewußtgeistige Einheit Zweck der objektiven kosmischen Teleologie sei, welcher um deswillen auch von allen Menschen als sittlicher Zweck anerkannt werden müsse. Induktiv ist dies aber offenbar gar nicht erweislich, — deduktiv nur dann, wenn man diese Kulturgemeinschaft (und nicht bloß Kulturgesellschaft) als nothwendiges Mittel zu einem anderweitig feststehenden absoluten Zweck nachweisen kann. Da Wundt solchen absoluten Zweck, dem die Kulturgemeinschaft als Mittel dienen könnte, nicht kennt, so ist seine Behauptung hinfällig. Er denkt sich das Ideal der menschheitlichen Kulturgemeinschaft offenbar als sittlichen Selbstzweck, und das kann es unmöglich sein. Soweit die ethischen Aufgaben der Menschheit metaphysisch immanent sind, lassen sie sich in einer Gemeinschaft von anderthalb Millionen Menschen ebenso gut und vielleicht besser erfüllen als in einer solchen von 15 oder 150 oder gar 1500 Millionen. Die Menge macht es nicht, sondern der in ihr steckende geistige Gehalt. Es mag vom Standpunkt der Humanität ein schönes Ziel sein, die ganze Menschheit zu einem Reich von Brüdern zu vereinigen, aber eine Forderung des Sittengesetzes ist es nicht, so lange nicht das übersittliche transcendente Ziel gezeigt werden kann, dem diese Menschheitseinheit dienen soll.

Dasselbe gilt in noch höherem Maaße für das Postulat eines kosmischen Geisterreiches als bewußter Einheit. Wenn der einheitliche

Weltgrund lediglich auf die Voraussetzung dieses Postulates gegründet werden soll, so ist er in die Luft gebaut, so ist der auf diesem Umwege geführte Beweis, nicht, wie Wundt glaubt, ein moralischer Beweis (439), weil die bewußte Einheit des kosmischen Geisterreiches oder der bewußte Universalgeist kein ethisches Postulat ist. Außerdem ist es logisch unzulässig, dasjenige, was als Enderfolg des Processes unrealisirbar scheint, auf einmal an den Anfang des Processes zurückzuprojiciren und dort als Grund des Ganzen figuriren zu lassen. Das ist nicht mehr berechtigte Hypothesenbildung sondern ein Taschenspielerkunststück der Phantasie. Wenn dasjenige, was als Enderfolg uns unrealisirbar scheint, von Anfang bereits fertig gegeben war, wozu dann noch der Proceß, der sich auf seine Weise vergeblich bemüht, etwas zu Stande zu bringen, was ohne ihn schon da ist? Eine Hypothese kann niemals eine Idee ohne Realität des Gedachten supponiren, sonst hört sie auf Hypothese zu sein; da Wundts Weltgrund nur denknothwendige Idee ohne Realität sein soll (444), so ist er keine Hypothese, sondern ein reines Nichts, ein bloßes Gaukelspiel der Phantasie. Denn neben der Hypothese giebt es keine andere Form, den Zusammenhang des erreichten Wissens zu ergänzen und zu überschreiten. Eine realitätslose Idee könnte höchstens logischer Bestimmungsgrund von ebensolchen Ideen sein, aber niemals Realgrund eines realen Weltprocesses. Wenn es wirklich außer diesem Wundt'schen Umweg zum absoluten Weltgrunde keinen andern Weg zu ihm gäbe, so gäbe es überhaupt keinen, so müßten wir uns eben darein finden, bei den vielen elementaren Willensthätigkeiten als dem letzten Grunde des Weltprocesses stehen zu bleiben, wie das z. B. Bahnsen, Droßbach u. A. m. gethan haben.

Wundt hat sich aber gar nicht die Mühe gegeben, die mannichfachen Wege, auf denen andere zu der Hypothese eines einheitlichen Weltgrundes gelangt sind nachzuprüfen. Hätte er nicht den Begriff der all-einen (allumfassenden, aber nicht unendlichen) Substanz beseitigt, so würde er schon in dieser das Weltwesen und den einheitlichen Weltgrund gefunden haben, der allen Funktionen immanent ist. Hätte er sich nicht dem Herbart'schen Irrthum anvertraut, als ob getrennte psychische Einheiten innerlich oder geistig ohne weitere Vermittelung auf einander wirken könnten (425), so würde er nicht versucht haben, die gesammte Kausalität einschließlich der äußerlichen aus pluralistischen Voraussetzungen ohne monistische Grundlage abzuleiten, aus sich kreuzenden Kausalitätsketten statt aus einem einheitlichen Strome universeller Kausalität. Hätte er die Unmöglichkeit begriffen, die einheitliche kos-

mische Teleologie aus der Kooperation zahlloser Atome abzuleiten, so würde er sich genöthigt gefunden haben, in der absoluten Substanz ebenso wohl das absolute Subjekt der einheitlichen kosmischen Teleologie wie dasjenige der universellen einheitlichen Kausalität anzuerkennen. Er würde durch diese naturphilosophischen Erwägungen weder die Gottesidee gewonnen, noch auch ein transcendentes Subjekt der Zweckthätigkeit außerhalb der Organismen statuirt haben (440—441), wohl aber einen immanenten kausalfinalen Weltgrund als wissenschaftlich begründete Hypothese, dessen nachgewiesene Existenz durch die übrigen Eigenschaften nach Maaßgabe weiter hinzutretender geistesphilosophischer und identitätsphilosophischer Beweise Schritt vor Schritt bereichert werden konnte*). Die Beweise für die Realität der Gottesidee im eigentlichen Sinne des Wortes vorzugsweise auf die Geistesphilosophie zu stützen, ist längst nichts Neues mehr; diese geistesphilosophischen Gottesbeweise auf den moralischen einzuschränken, ist nachgerade veraltet.

Sehen wir nun von der Unzulänglichkeit des Weges ab, auf welchem Wundt zu seinem Weltgrund gelangt, und ebenso von der formellen Unzulänglichkeit, daß das Ergebniß nur realitätslose Idee und nicht real gültige Hypothese sein soll; sehen wir von alledem ab und achten wir nur auf den Inhalt des Ergebnisses, so finden wir, daß sich zwei unausgeglichene Strömungen bei Wundt kreuzen. Die eine Strömung geht dahin, durch das gewöhnliche Schlußverfahren von der Folge auf den Grund den Inhalt des Weltgrundes nach Maaßgabe seiner Folge, des Weltinhalts, so genau als möglich zu bestimmen; die andere Strömung ignorirt diese logische Nöthigung zur Hypothesenbildung, erklärt jede Bestimmung des Weltgrundes für wissenschaftlich unmöglich und mündet in den reinen Agnosticismus. Indem er sich durch Vorurtheile davon abhalten läßt, der ersten Strömung konsequent bis zu Ende zu folgen, schafft er sich bei der inhaltlichen Determination des Weltgrundes Schwierigkeiten, wo thatsächlich keine sind, und findet in diesen selbstgeschaffenen Schwierigkeiten eine weitere Bestätigung für den schließlichen Agnosticismus.

Der Weltgrund ist gewonnen, indem dem postulirten Enderfolg eines allumfassenden Universalgeistes ein adäquater Grund vorausgesetzt wurde; mag dieser Grund im Uebrigen so unbekannt sein, wie er will, es ist daran festzuhalten, daß er der Folge adäquat sein muß (403). Denn der Weltgrund kann nicht von dem Weltinhalt losgelöst und diesem als etwas Aeußerliches gegenübergestellt werden (442).

*) Vgl. meine Darstellung des neunfachen Gottesbeweises in der „Religionsphilosophie" 2. Aufl. Bd. II S. 113—179.

Soll der Weltgrund sowohl dem als Enderfolg postulirten Universalgeist, als auch der gesammten Reihe des Seins und Werdens, die zu diesem Endziel führt (438), adäquat sein, so kann er selbst nur als einheitliche geistige Totalität gedacht werden; denn nur eine solche kann von der Vernunft als letzter Grund alles individuellen geistigen Seins angesehen werden (392). Der Weltgrund wird demnach zunächst als „Allgeist" bestimmt werden müssen, vorbehaltlich der Modifikationen und Einschränkungen, welche der Begriff des Geistes, den wir aus dem eigenen Bewußtsein kennen, bei der Anwendung auf die einheitliche geistige Totalität erleiden muß (406, 371). Irgend eine Qualität muß dieser Allgeist besitzen, sei es nun eine psychologische oder transcendente (371).

Zunächst scheint die Wahl zwischen drei Fällen offen: entweder ist der Weltgrund Materie, oder er ist Geist, oder er ist ein Drittes, welches der Grund sowohl der materiellen Natur wie des (bewußten) Geistes ist (214)*). Eine vierte Annahme, daß ein materielles und ein geistiges Princip neben einander bestehen, und durch ihr dualistisches Zusammenwirken die Welt hervorbringen, scheidet Wundt mit Recht als den ungenügendsten und oberflächlichsten aller Standpunkte aus (409). Da nun aber Wundt die Materie in Willensthätigkeiten, also in geistige Funktionen niedrigster Stufe aufgelöst hat, so kommt für ihn der erste Fall ebenso wie der dritte in Wegfall und es bleibt nur der zweite übrig (410—411). Es bleibt jedoch der Unterschied, daß der Weltgrund als Grund des materiellen Daseins nur Grund der niedrigsten Stufe von Willensthätigkeit oder dynamischer Energie zu sein braucht, als Grund des bewußten Geisteslebens aber Grund der höheren und höchsten Geistesfunktionen sein muß. Zeigt doch die materielle Natur ein Maximum von äußerlicher und unbewußter und ein Minimum von innerlicher und bewußter Thätigkeit, während das Ideal einer bewußtgeistigen Individualität höchster Stufe das umgekehrte Verhältniß darbietet. Wundt bezeichnet das materielle Geschehen als die einzig berechtigte Bedeutung, die der Begriff des Unbewußten annehmen kann (559), während er das geistige Geschehen nur als bewußte Thätigkeit gelten läßt (551).

Es scheint danach doch vielleicht nicht so ganz ausgeschlossen, wie

*) Wundt bezeichnet diese drei Standpunkte nicht, wie es üblich und etymologisch geboten ist, als Materialismus, Spiritualismus und Identitätsphilosophie, sondern als Materialismus, Idealismus und transcendenten Monismus (214). Für „identitätsphilosophisch" setzt er anderwärts auch den Ausdruck „ontologisch" (433). Die Bezeichnung Spiritualismus beschränkt er auf solche Standpunkte, welche das Geistige als Substanz betrachten (215), worauf doch keine Hindeutung in dem Wort zu finden ist.

Wundt meint (411), daß der Weltgrund sowohl von der materiellen Natur als auch von dem bewußten Geistesleben Bestimmungen annehme, die ihn als adäquaten Grund beider kennzeichnen. Man muß nur die transcendente Einheit des Weltgrundes nicht in einem absolut imaginären Sein suchen, mit dessen Idee gar nichts anzufangen ist (410), sondern in einem konkreten bestimmten Sein, das sowohl der unbewußten materiellen Natur als auch dem bewußten Geiste gegenüber transcendent ist, aber als Grund beider doch die überlegene Einheit des Natürlichen und Geistigen ist (406). Der Weltgrund muß der materiellen Natur gegenüber immateriell und übernatürlich sein, dem Geiste gegenüber, sofern unter diesem Ausdruck nur bewußter Geist verstanden wird, muß er „übergeistig" oder genauer: „überbewußt" sein (406). Dennoch muß er als adäquater Grund der unbewußten materiellen Natur unbewußt und als adäquater Grund des bewußten Geistes geistig sein, also von beiden Seiten Bestimmungen annehmen, was Wundt nicht anerkennt; er muß unbewußter überbewußter Geist sein, um einheitlicher Grund der äußeren materiellen Natur und des bewußten Geistes sein zu können. Selbst die Bestimmung des überbewußten Geistes, auf welche Wundt ersichtlich hinaus will, vermag er nicht präcis hinzustellen, weil ihm die Einsicht fehlt, daß die Schwierigkeiten eines überbewußten Geistes sich im Begriff des unbewußten Geistes vollständig lösen. Er findet nicht einmal die Bezeichnung „überbewußt", die er doch deutlich genug umschreibt, und bleibt in dem formellen Widersinn eines „übergeistigen Geistes" stecken, welcher ihn nöthigt, bald die Geistigkeit des Weltgrundes (wegen seines unbestimmbaren Uebergeistigkeit) zu leugnen, bald wieder zu der geleugneten Geistigkeit zurückzugreifen, um sich nicht in die Unfruchtbarkeit eines rein Imaginären zu verlieren (410—411).

Es handelt sich nun weiter um die genauere Bestimmung der Eigenschaften jener Geistigkeit des Weltgrundes, die zwar keine bewußte Geistigkeit nach Art der uns bekannten, aber auch erst recht keine unbewußte sein soll.

Da die primäre Funktion oder eigentlich die alleinige Thätigkeit im Weltlauf nach Wundt Willensthätigkeit ist, so liegt es am nächsten, daß auch der Weltgrund als Weltwille bestimmt wird (442). Freilich giebt es für den universellen Willen als solchen keinen Uebergang zur Vorstellung (396, 417); indessen diese Schwierigkeit scheint doch kein Hinderniß, wenn man einmal mit Wundt annimmt, daß das individualisirte Wollen im Konflikt mit seinesgleichen genügt, um aus sich die Vorstellung zu produciren. Es ist ja dann nur noch die Annahme

hinzuzufügen, daß das universelle Wollen sich zunächst in viele Einzelwollen spaltet und diese gegen einander kehrt; indem die vielen Einzelwillen bloß Diremtionen des Urwillens sind, wird auch die teleologische Einheit ihres Wollens bei aller Verschiedenheit ihrer nächsten Ziele minder auffallend. Diese Wendung, welche den vollkommenen Uebertritt Wundts vom Willensindividualismus der Schopenhauer'schen Schule zum panthelistischen Monismus Schopenhauer's selbst bedeuten würde, läßt nur die Schwierigkeit übrig, wie der Urwille es anfängt, sein Wollen in eine Vielheit sich kreuzender Akte zu dirimiren, und diese Schwierigkeit fällt wesentlich mit der andern zusammen, worin der Inhalt des Einzelwollens besteht, durch den es erst zum konkreten qualitativ bestimmten Wollen wird. Der Urwille kann seinen dirimirten Thätigkeiten keinen Inhalt geben, den er selbst nicht besitzt. Ist der Inhalt der Einzelwillen Vorstellung, so muß auch der Urwille schon mit einer Urvorstellung verbunden sein, die mit ihm gleich ursprünglich sein muß, da sie nicht aus ihm hervorgehen kann. Da Wundt die Nothwendigkeit eines ursprünglichen Vorstellungsinhalts im Einzelwollen nicht einräumt, so ist unerfindlich, weshalb er vor einem Universalwillen ohne Vorstellungsinhalt zurückschreckt, der sich in vorstellungslose Einzelwillen dirimirt (396—397).

Setzt man den Allgeist gar nicht als Willen, sondern bloß als Vorstellung oder Idee*), so ergeben sich analoge Schwierigkeiten, die von Wundt nicht unbemerkt bleiben konnten. Ein intellectus infinitus kann einerseits nicht ohne Inhalt gedacht werden (371), andrerseits nicht als ruhender Behälter unendlich vieler verharrender Vorstellungen (394), sondern nur als thätiges Princip des Denkens, das die wechselnden Vorstellungen aus sich erzeugt (394). So verstanden ist das Produkt des intellectus infinitus die natura infinita, und beide sind in der absoluten Idee identisch, in welcher der Gegensatz von Subjekt und Objekt aufgehoben ist (412). Dieses absolute Denken würde seinen Inhalt zugleich schaffen, wenn es nur im Stande wäre, von sich aus ohne Anregung zur Thätigkeit des Vorstellungssetzens zu gelangen; aber an dem Versuch, zu zeigen, wie das Denkvermögen die Vorstellungen allein aus sich hervorbringe, scheitert alle Kunst der Dialektik

*) Wundt bezeichnet diese beiden Standpunkte nicht, wie es üblich und etymologisch geboten ist, als Thelismus und Idealismus, sondern als Animismus und Intellektualismus (210), welche Worte längst für ganz andere Begriffe vom Sprachgebrauch mit Beschlag belegt sind. Dadurch kommt er dann dazu, den Spiritualismus als eine Unterart des Intellektualismus einzureihen (216), und den absoluten Idealismus Hegels bald dem Intellektualismus (210—211), bald dem Animismus zu subsumiren (215—216).

(394). Wie der Wille einen Willens-Anstoß braucht, um Vorstellungen (soll heißen Bewußtsein) zu produciren, so braucht auch der intellectus infinitus oder die absolute Idee einen Willensanstoß, um die Natur aus sich als Vorstellungsinhalt zu produciren. Wäre dieser Wille da, der mit seinem alogischen Wollen die Idee zur logischen Bethätigung sollicitirt, dann könnte die Unfähigkeit des bewußten menschlichen Denkens zur Produktion eines selbstständigen Inhalts nichts gegen die Fähigkeit des absoluten Denkens hierzu beweisen. Das Wollen müßte es auch sein, das die ideellen Produkte der ideellen Denkthätigkeit als reale erzeugt, d. h. realisirt, indem es sie mit einander in Konflikt setzt. So sieht sich ein universelles Denken auf ein ergänzendes Wollen ebenso angewiesen, wie ein universelles Wollen auf ein ergänzendes Denken und Vorstellen.

Es läge der Gedanke nahe, diesem Mißgeschick dadurch zu begegnen, daß man mit Leibniz auch hier beide Momente vereinigte und in der vorstellenden Kraft, in der unmittelbaren Gemeinschaft von Wollen und Vorstellen das Wesen des Weltgrundes erblickte (396). Man sollte meinen, nun wäre das Wort des Räthsels gefunden, eine Lösung, die freilich Wundt dazu nöthigen würde, auch im Einzelwollen die Ursprünglichkeit des Vorstellungsinhalts als eine der Ursprünglichkeit des Wollens gleichkommende anzuerkennen. Was hat nun Wundt gegen diese Lösung einzuwenden? Eine einzige Zeile: es „würde wiederum das Postulat der Unendlichkeit alle Thätigkeit zum Stillstand bringen" (396). Aber die aktuelle Unendlichkeit des Allgeistes ist erstens in keinem Sinne Postulat, und würde zweitens, wenn sie dies wäre, keineswegs die Thätigkeit im Einzelnen zum Stillstand bringen. Ohne Zweifel ist es ein Widerspruch, eine vollendete Unendlichkeit von Vorstellungen als gleichzeitigen ewig konstanten Inhalt des absoluten Denkens und Wollens zu postuliren; wer der Ansicht ist, daß das in sich Widersprechende weder sein noch gedacht werden kann, der wird einen Weltgrund mit so widerspruchsvollem Inhalt für eine unmögliche Hypothese erklären müssen. Aber wer heißt uns denn ein so widerspruchsvolles Postulat aufstellen?

Warum tritt Wundt nicht der von ihm Hegel(?) zugeschriebenen Ansicht bei, daß nur die Fähigkeit des Weltgeistes zur immerwährenden Vorstellungsproduktion unendlich, die Welt dieser Vorstellungen aber zu jeder Zeit eine endlich begrenzte sei (394)? Wenn das Universum als qualitativ bestimmtes endlich ist, und wir die Welt als eine an sich begrenzte, obwohl nicht in bestimmte Grenzen eingeschlossene, denken müssen (368), so kann doch auch die jeweilige Vor-

stellungssumme im absoluten Wollen nur eine begrenzte sein, und das Postulat der Unendlichkeit dieser Vorstellungssumme widerspricht dann nicht nur sich selbst, sondern auch der Beschaffenheit der Welt, deren adäquater Grund sie sein soll. Wenn dagegen die Welt als eine quantitativ unendliche, als die Vollendung eines unendlichen Regressus gedacht werden muß (207), dann ist der Satz vom Widerspruch ohnehin außer Kraft gesetzt, d. h. dann ist der Widerspruch der vollendeten Unendlichkeit bereits im weltlichen Gebiet verschlungen und verdaut und kann im Inhalt des absoluten Willens keinen Anstoß mehr erregen. Im Gegentheil muß dann die jeweilige Vorstellungssumme im Allgeist nothwendig schon deshalb unendlich sein, um adäquater Grund einer unendlichen Welt sein zu können. Auch würde das ewige sich gleich Bleiben der unendlichen Vorstellungssumme als Totalität nicht hindern, daß an den einzelnen Gliedern dieses Vorstellungsganzen fortwährend Veränderungen vor sich gehen, vorausgesetzt, daß dieselben so beschaffen sind, um sich zur stetigen Identität des Ganzen zu kompensiren.

Hiernach ist es ganz unverständlich, was Wundt veranlassen konnte, die Lösung zu verwerfen, daß der überbewußte Allgeist Einheit von Wollen und Vorstellen sei, nachdem er selbst diese Lösung als die von zwei entgegengesetzten Seiten her sich aufdrängende dargestellt hatte. Er glaubt hingegen, „den handgreiflichen Beweis“ geführt zu haben, „daß weder Wollen, noch Vorstellen, noch die Vereinigung beider“ jemals als Universalprincipien gedacht werden können (396—397). So kehrt denn Wundt, nachdem er an der richtigen Lösung vorbeigegangen ist, dem ganzen Problem der Bestimmung des Weltgrundes den Rücken, bleibt bei dem Begriff einer absoluten qualitativen Unendlichkeit und einer absoluten Transcendenz des Weltgrundes stehen (406), und fällt dadurch in dasjenige zurück, dem er hatte entfliehen wollen, in ein absolut imaginäres Sein, mit dem es unmöglich ist, irgend etwas anzufangen (410), weil es in Bezug auf seinen Inhalt schlechterdings unbestimmbar ist (438).

Die Philosophie darf weder den Wahrheitsgehalt der Ideen als gegeben annehmen (443), wie der religiöse Glaube es thut, noch hat sie an ihnen bloß das zu beweisen, daß sie unbeweisbar sind (442). „Die Philosophie kann die Nothwendigkeit des Glaubens beweisen; ihn in Wissen umzuwandeln dazu reicht ihre Macht nicht aus“ (444). So mündet die Philosophie in einen völligen Agnosticismus, der weder die reale Existenz der Idee, noch auch irgend welchen Inhalt der Idee zu bestimmen vermag (444, 438), d. h. sie schließt mit ihrer metaphysischen Bankerotterklärung und mit der doppelten Buchführung einer in=

dividualistisch-pluralistischen wissenschaftlichen Erkenntniß und eines universalistisch-monistischen Glaubens. Eine realitätslose und zugleich ihrem Inhalt nach schlechthin unbestimmbare Idee ist eine unvollziehbare Denkaufgabe; sie als nothwendig nachweisen zu wollen ist ein in sich widersinniges Unternehmen. Wäre es nicht so, so würde doch der Nachweis der psychologischen Nothwendigkeit einer illusorischen und realitätslosen Idee für den religiösen Glauben nicht nur schlechthin werthlos sein, sondern gradezu eine Verhöhnung dessen bedeuten, was ihm als höchste Wahrheit und Realität gilt.

Das Bestreben, die Unvereinbarkeit des Individualismus und Universalismus, des Pluralismus und Monismus zu widerlegen, mit welchem Wundt offenbar begann (211), ist ihm auf dem Boden der Philosophie völlig mißlungen und nur das erste Glied dieses Gegensatzes übrig geblieben. Der Versuch, Glauben und Wissen zu versöhnen, und dadurch indirekt auch den Monismus und Pluralismus, ist ebenso mißlungen. Wundt steht vor der folgenden Alternative: Entweder er giebt das Bestreben nach einer Konkordanz zwischen Glauben und Wissen auf, läßt jede Bezugnahme auf einen einheitlichen Weltgrund als eine illusorische und unvollziehbare Denkaufgabe fahren und beschränkt sich darauf, als Philosoph reiner Individualist und Pluralist im Sinne eines hylozoistischen Atomismus zu sein. Oder aber er behandelt den einheitlichen Weltgrund als wissenschaftliche Hypothese von realer Gültigkeit und von bestimmtem Inhalt. Im letzteren Falle tritt für ihn die zweite Alternative ein: Entweder er bestimmt den Weltgrund als den sich dirimirenden und vermittelst der Diremtion zur Vorstellung gelangenden Weltwillen, d. h. er wird reiner Schopenhauerianer. Oder er erkennt den Weltgrund als überbewußten Allgeist, d. h. als Einheit von Wille und Vorstellung an. Im letzteren Falle tritt für ihn die dritte Alternative ein: Entweder er versteht den überbewußten Allgeist als absolutes, über alle menschlichen Schranken erhabenes Bewußtsein und Selbstbewußtsein, d. h. er lenkt in den spekulativen Theismus eines Weiße, J. H. Fichte, Fechner und Lotze ein. Oder er versteht den überbewußten Allgeist als unbewußten und tritt damit auf meinen Standpunkt hinüber. Wundt hat zu wählen. Bleibt er bei seinem „System der Philosophie“ stehen, so verharrt er auf dem Boden von lauter widerspruchsvollen Halbheiten, die er nicht zu Ende gedacht hat.

Goethe's Tagebücher.

Von

Otto Harnack.

Goethe hat nicht gewollt, daß man seine Werke, vor Allem seine Gedichte in chronologischer Folge abdrucke; er wollte nicht, daß das einzelne Erzeugniß als abhängig von gewissen Ereignissen, Zuständen aufgefaßt werde, und so nur einen bedingten Einfluß übe, sondern daß es durch sich selbst als ein Ganzes, als ein immer Neues auf jeden Augenblick wirke. Und so ist uns bei seinen Gedichten vielfach noch heute die Reihenfolge der Entstehung unbekannt und diese ursprünglichste Quelle, aus der wir die Kenntniß seines Werdens und Reifens schöpfen könnten, nicht überall zugänglich. Desto werthvoller werden für uns die Briefe, welche jetzt schon in reicher Fülle und regelmäßiger Ordnung zu überschauen sind, — und noch mehr die Tagebücher*), welche er während der längsten Zeit seines Lebens freilich in sehr wechselnder Art geführt hat. Anfangs sind es flüchtige, „mit ungeduld'gem Streben hingewühlte" Streiflichter, später werden es ausführliche Bekenntnisse einer zur Selbstbetrachtung neigenden, in Entwickelungskämpfen begriffenen Persönlichkeit, dann sachliche Aufzeichnungen eines in seiner Stellung zur eigenen Thätigkeit wie zur umgebenden Welt gefestigten Mannes.

Es ist das Jahr 1775, das Jahr der ersten Schweizerreise, aus dem uns die ersten genial-flüchtigen Blätter erhalten sind. Es sind Eindrücke der Natur, welchen der Dichter um so feuriger sich hingab, als er aus ihnen neue Lebenskraft und Lust nach widrigen und bedrückenden Stimmungen und Verhältnissen, die in Frankfurt auf ihm lasteten, gewann. Indem er den Aufstieg vom Vierwaldstätter See zum Gotthard schildert, sucht er noch nicht die Erscheinungen als ein Ganzes plastisch, objektiv wiederzugeben; nur das Einzelne, sowie es

*) Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. III. Abtheilung Tagebücher 1.—3. Band. 1775—1808.

nach einander auf seine Seele wirkt, nennt er mit Namen; ein Stimmungsbild erhalten wir, das unfehlbar wiederum Stimmung hervorruft. Merkwürdig, daß in diesen abgerissenen Worten die Elemente liegen, aus denen später der dritte Vers des Mignon-Liedes sich bildete:

„Schnee, nackter Fels und Moos und Sturmwind und Wolken; Das Geräusch des Wasserfalls, der Saumrosse Klingeln. Oede wie im Thale des Todes — mit Gebeinen besäet; Nebel See. Eine Stunde aus dem Livinerthal ins Urseler. Das mag das Drachenthal genannt werden — Einer der herrlichsten Wasserfälle der gantzen Gegend."

Ein zweites Reisetagebuch aus demselben Jahr ist uns erhalten: von jener auf das Drängen des Vaters widerwillig unternommenen Reise nach Italien, welche die mit Weimar schon angesponnenen Fäden beinahe zerrissen hätte, aber bereits in Heidelberg ein schnelles Ende fand. Die drei Seiten dieser Niederschrift haben denselben Reiz wie Goethe's ausführlichere Briefe jener Jahre, etwa die an Auguste Stolberg: Der höchste Reichthum des Ausdruckes — aber doch nicht genügend für den Drang des Gefühls; doch oftmals nach Worten ringend, verstummend; — dann wieder einmal die Sprache mit wunderbarer Gewalt meisternd und sich zur höchsten Freiheit erhebend. Ein entzückendes Beispiel dafür, wie der Tagesmensch redet und wie der Dichter redet, ist das Folgende: Wir fuhren um eine Ecke. „Ein malerischer Blick" wollt' ich rufen. Da faßt' ich mich zusammen und sprach: „Sieh ein Eckchen, wo die Natur in gedrungener Einfalt uns mit Lieb und Fülle sich um den Hals wirft."

„Mir ist als redet' ich mit Leuten, da ich das schreibe", so charakterisirt der Dichter selbst die Stimmung, in welcher er diese Blätter niederschrieb. Von der Art sind seine Tagebücher aus Weimar nicht mehr. In ihnen stellt sich der Schreiber absichtlich weit ab von den Leuten, von der Welt, und redet mit Bewußtsein nur zu sich selbst, um von sich selbst, nach dem Maßstab der Selbstbeobachtung, deren Ergebnisse Niemandem als ihm selbst dienen sollen. Nur die Briefe an Frau von Stein sind mit diesen Tagebüchern zu vergleichen und berühren sich vielfach mit ihnen.

Die ersten Monate des Weimarer Aufenthaltes gingen unter einer Fülle von Eindrücken und Abwechslungen dahin, welche nicht die Ruhe gewährten, sich regelmäßige Rechenschaft von ihnen abzulegen. Erst seit Mitte des April 1776 beginnt Goethe wenigstens von der Mehrzahl der Tage kurze Notizen aufzuzeichnen, die allmählich ausführlicher

werden und in den folgenden Jahren nicht selten ausgesponnene Reflexionen einschließen. Vom Jahre 1781 an werden die Einträge wieder kürzer, um mit der Mitte des Jahres 82 gänzlich aufzuhören. In den 4 Jahren bis zum Antritt der Reise nach Italien hat Goethe kein Tagebuch geführt; es bilden also die sechs Jahre 1776—82 einen fest umgrenzten, eigenartigen Zeitraum.

Welche Bedeutung dieser für Goethe hatte, ist schon oftmals geschildert worden. Jene unter dem Einfluß Charlotte von Stein's und unter der Einwirkung einer vielseitigen Berufsthätigkeit sich vollziehende Läuterung, jene Ueberwindung des Sturmes und Dranges der Seele und Gewinnung innerer Klarheit und Festigkeit kommt in den Tagebüchern oft zu merkwürdig bewußtem und verstandesklarem, dann wieder zu empfindungsvollem, bewegtem Ausdrucke. „Dumpf", nennt Goethe den Zustand, aus welchem er sich zur Klarheit, Reinheit, Wahrheit emporringt. Unter „Dumpfheit" versteht er eine unklare, unbefriedigte, aber von einer Ahnung des Rechten erfüllte, nicht hoffnungslose, nicht in sich verschlossene Stimmung. So heißt es auch in einem Faust-Entwurfe von dem Schüler im Gegensatze zu Wagner: „Dumpfes warmes wissenschaftliches Streben"; im „Ewigen Juden" redet Christus die Menschheit an: „Die Dumpfheit Deines Sinnes, in der Du schwebtest, aus der Du Dich nach meinem Tage drangst." Und so heißt es auch von dem Herzog Karl August, den er auf einem Ritt begleitet hat: er war „rein und dumpf und wahr". Von sich selbst aber braucht er öfter nicht nur diesen, sondern weit stärkere Ausdrücke, die niedergeschlagene, muthlose Stimmung bezeichnen. „In dunklem Sinn" geht er oft dahin; er fühlt sich „in der Seele umgeworfen"; aber im Fortgang dieser ersten Weimarer Fahrt machen solche befangene Empfindungen mehr und mehr der freien Lebens- und Selbstgewißheit Platz. „Reine Ruh in der Seele", „sehr ruhig und heiter im Gemüth", solche Bemerkungen wiederholen sich häufig und werden noch mehr ausgeführt. Ergreifend ist der Ernst der Selbsterziehung, der sich an vielen solchen Stellen ausspricht, und besonders charakteristisch die Art, wie die Berufsstellung, die Masse mechanischer Verwaltungsgeschäfte, die der Dichter in Weimar auf sich genommen, von ihm benutzt werden, sich daran innerlich zu festigen, Herrschaft über sich selbst und die Welt daran zu gewinnen. Des Vortheils, den ihm die Erhebung in eine höhere Gesellschaftssphäre und in eine weitere Thätigkeit verschafft hatte, ist sich Goethe auf's Klarste bewußt. „Heiliges Schicksal", schreibt er (November 1777), „Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über mein Bitten, ich war vergnügt in

meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache; ich bat Dich mir's zu lassen, aber Du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, Ja und Amen winkt der erste Sonnenblick."

Die Vollendung des dreißigsten Jahres (1779) führt Goethe dazu die Summe seiner Existenz in überschauender Betrachtung mit geringerer Befriedigung zu ziehen, als es nach jenen früheren Aeußerungen zu erwarten wäre. Noch in späteren Jahren war der Eindruck, den dieser Lebenseinschnitt ihm gemacht, lebendig, so daß er in den Vorarbeiten für seine Lebensgeschichte einen ausdrücklichen Hinweis darauf verzeichnete. Im August 79 lesen wir in seinem Tagebuch: „Stiller Rückblick auf's Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden ... Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten der Leidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Ruhe kommen, und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt, wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin seit 75 Oktober, getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen. Lasse uns vom Morgen zum Abend das gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge! ... Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!"

Aber dies ist auch das letztemal, daß Stimmungen dieser Art die Oberhand in ihm gewonnen haben. Schon wenige Tage nach dem bedeutungsvollen Tage schreibt er: „Wie durch ein Wunder seit meinem Geburtstage in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt, und nur den Wunsch, daß es halten möge. Eine offne Fröhlichkeit und das Lumpige ohne Einfluß auf meinen Humor." Und seitdem hören die Aeußerungen innerer Unruhe und Gedrücktheit auf; das Bewußtsein eines unverlierbaren, unangreifbaren inneren Glücks wird immer lebendiger, daß ihn sogar nach der Unterredung mit einem weniger der Welt und seiner selbst sicheren Amtsgenossen ausrufen läßt: „Mir schwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe." Eine immer größere Entfremdung von der Denk- und Empfindungsweise des Durchschnittsmenschen war eine höchst bedeutsame

Folge jener inneren Läuterung. Nicht etwa Gleichgültigkeit, Unthätigkeit; vielmehr wird die Bereitwilligkeit zu handeln, zu helfen nur gesteigert; aber das Gefühl innerer Einsamkeit, und zwar des einsamen Glückes wächst immer mehr. Lange schon hatte er sich entwöhnt, von Anderen sich rathen zu lassen. „Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehn, mein Dasein ist einmal nicht einfach, nur wünsch ich, daß nach und nach alles anmaßliche versiege, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzupumpen ... Den Punkt der Vereinigung des mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualität eines Jeden darin besonders zu Rathe gehen muß und Niemanden anhören darf." Und was er für seine persönliche Entwickelung hier behauptet, das gilt ihm ebenso in seinem öffentlichen amtlichen Leben. „Ich fühle nach und nach", schreibt er, „ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und anderen, sieht kein Mensch." Und ebenso ein ander Mal: „Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das wenige hervorzubringen." Derber heißt es dann einmal nach einer glücklichen Aktion: „Dicke Haut mehrerer Personen durchbrochen." Nach alledem kann es nicht wundern, wenn wir einmal die Aufzeichnung lesen: „Fortdauernde reine Entfremdung von den Menschen. Stille und Bestimmtheit im Leben und Handeln."

Daß es freilich dennoch Personen gab, mit denen er sich in innerer Gemeinschaft fühlte, dafür fehlt es nicht an Zeugnissen. Aus früherer Zeit reichte das Verhältniß zu Merck werthvoll und bedeutungsreich in die Gegenwart hinein. Als dieser ihn im Juli 79 besucht hat, rühmt er die „gute Wirkung", welche sein Aufenthalt auf ihn geübt. „Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thu und wie ich's thu', und es doch wieder anders sieht wie ich, von anderm Standort, so giebt das schöne Gewißheit." Traurige Tage verursachte ihm im Jahre 1777 der Tod seiner Schwester, mit der er stets in engem geschwisterlichem Verhältniß gelebt; „Leiden und Träumen" ist für mehrere Tage der einzige Eintrag.

Von der Gegenwart, die ihn so innig fesselte, die für sein inneres Leben von so dauernder Wirkung war, von dem Verhältniß zu Frau von Stein lesen wir in den Tagebüchern wenig. Freilich ihre Chiffre, die Sonne, kehrt oftmals wieder; aber was sie Goethe geworden, was er in den Briefen an sie immer von Neuem, immer mit gleicher Wärme ausgesprochen, davon ist hier nichts zu lesen. Aber man kann sagen,

daß ihr Geist diese Blätter durchweht. Denn was Goethe in ihnen als Ergebniß seiner Entwickelung ausspricht, ist dasselbe, was er in den Briefen wieder und wieder als die Frucht ihrer Einwirkung gepriesen und ihr gedankt hat.

Mit warmer Theilnahme wird beständig wiederholt nur einer Weimarer Persönlichkeit gedacht, des Herzogs. Den Grund dafür kann man unter dem 13. Juli 79 lesen: „Außer dem Herzog ist Niemand im Werden, die andern sind fertig wie Dresselpuppen denen höchstens noch der Anstrich fehlt.“ Wer erinnert sich hierbei nicht der Faust-Verse:

„Wer fertig ist, dem ist Nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar sein.“

Der Herzog ist der einzige, auf den Goethe in Weimar persönlich zu wirken sucht, während er die Menschen sonst als gegebene Größen acceptirt. „Rein und dumpf und wahr“, nennt er ihn in früherer Zeit; aber seine Hitze und Vorschnellheit beklagt er öfters. Nach einer Sitzung macht er ihm sogar Vorhaltungen über zu vieles und voreiliges Reden. Später freut er sich rein seiner Fortschritte, wie er „über die große Krise hinwegkommt,“ wie er „an innerer Kraft, Fassung, Ausdauer, Resolution fast täglich zunehme“.

Wenig lassen uns die Tagebücher dieser Jahre in die literarische Beschäftigung Goethe's hineinsehen. Interessant ist die Notiz vom 23. August 81: „Nathan und Tasso gegen einander gelesen.“ Nathan der Weise war in der That das einzige Stück in Deutschland, welches Goethe als einen Vorläufer dessen ansehen konnte, was ihm für Iphigenie und Tasso noch als Ideal der Ausführung vorschwebte. Wohl mag ihm schon damals der Gedanke gekommen sein, den in Prosa begonnenen Tasso nach dem Vorgang Lessing's in fünffüßige Jamben umzudichten.

Spinoza, in dem Goethe damals lebte und webte, spielt in den Tagebüchern gar keine Rolle. Aber wie in den Briefen an die Stein so steht er auch hier überall kenntlich im Hintergrunde. Spinozistischer Geist durchweht beides. Es war ein der Poesie nicht freundlich gesinnter Geist. Spinoza hebt den Unterschied der Dinge auf, während der Dichter auf Gemüth und Phantasie vor Allem durch die starke Empfindung der Contraste des Lebens wirkt. Die gleichmäßige Stimmung, in die sich Goethe versetzte, die in manchen Aeußerungen schon einen gewissen häuslich-philiströsen Ton annimmt, die leidenschaftlose Betrachtung der Menschen, die ruhige Selbstbeobachtung, welche schließlich soweit geht, daß er die Perioden seines eigenen geistigen Zustandes in regelmäßiger Wiederkehr konstatiren zu können glaubt, alles das

waren Zustände, welche das volle Aufflammen des poetischen Feuers dämpften, welche es nur als Kohle unter einer bedeckenden Aschenschicht glimmen ließen. Goethe's Flucht nach Italien, welche diesen Zeitraum abschließt, entsprang nicht nur der Sehnsucht nach der Antike, nicht nur dem Wunsche, sich der bildenden Kunst mehr vertraut zu machen, aber auch nicht nur der Absicht Zeit und Muße zur Vollendung einiger poetischer Werke zu gewinnen, sondern vor Allem dem inneren Bedürfniß, wieder ein unmittelbareres, rein menschlicheres und darum poetischeres Dasein zu gewinnen. Aus der Last der Geschäfte, aus der strengen Abgeschlossenheit des Lebens, aus der Eingeschränktheit und Abgewogenheit des Denkens und Empfindens zog es ihn unwiderstehlich nach der Aufnahme und Verbreitung eines großen Natur- und Menschenkomplexes, der nicht nur durch Studium, sondern ebenso durch persönliches Mitleben zu erfassen und zu bewältigen war. Daher seine unermüdliche Beobachtung und Auffassung aller Natur- und Kunsteindrücke und zugleich seine Offenheit und Freiheit im persönlichen Umgang mit dem großen Künstler- und Forscherkreise, dessen Mittelpunkt er wurde, auf den er eine Fülle persönlicher Liebenswürdigkeit und sachlicher Förderung ausströmte.

Die italienischen Tagebücher, die durch Goethe's eigene Bearbeitung längst Gemeingut geworden, nochmals zu charakterisiren und zu würdigen liegt kein Anlaß vor; auch ihre ursprüngliche Form, die bereits vor Erscheinen der Gesammtausgabe, den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft zugänglich gemacht worden war, ist damals schon an dieser Stelle besprochen worden*).

Nur vereinzelte Ansätze zu täglichen Aufzeichnungen finden sich aus den nächsten Jahren; erst 1796 beginnt wieder die regelmäßige Führung, aber in ganz anderer Weise als früher. Der gemüthvolle Erguß wie die Reflexion sind verschwunden, nur thatsächliches wird verzeichnet; aber diese Angaben, die sich hauptsächlich auf die Arbeit und den Verkehr jedes Tages beziehen, sind von der größten biographischen Wichtigkeit. Was vor Allem auffällt, ist die geringe Breite, welche gegenüber Studien der verschiedensten Art, gegenüber amtlichen, höfischen und gesellschaftlichen Verpflichtungen die Dichtung in Goethe's Leben einnehmen durfte. Mühsam gewinnt er für sie Tage, selten Wochen, meist nur wenn er nach Jena entflieht, wo die poetische Stimmung sich ihm leichter erschloß als in Weimar. Wenn wir bisher schon gewußt, daß die Dichtung eines Werkes oder eines Teiles davon Goethe in

*) Vgl. Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien herausgegeben von Erich Schmid. Preuß. Jahrbücher Bd. 60 S. 417.

einem bestimmten Jahr oder nur in einem bestimmten Monat beschäftigte, so zeigen uns diese täglichen Bemerkungen, daß es thatsächlich nur wenige Tage gewesen, in denen er sich der Produktion hingegeben hat. Er dichtete nur, wenn jene Stimmung völlig frei und ungehemmt in ihm waltete, wie er ja auch Schiller's entgegengesetztes forcirendes Verfahren ausdrücklich getadelt hat. Eine ganz andere Regelmäßigkeit und Consequenz zeigt das Naturstudium, welches in der grenzenlosen Vielheit seiner Beschäftigungen das eigentliche feste Rückgrat bildet; hiemit vereinigt sich in den letzten neunziger Jahren die theoretische Kunstbetrachtung. Welche Leichtigkeit und Fülle aber in den Tagen glücklicher Stimmung der poetischen Kraft Goethe's eigen war, dafür liefert das Tagebuch merkwürdige Beispiele. So sind die vier ersten Gesänge von Hermann und Dorothea, also fast die Hälfte des Gedichts in neun Tagen entstanden; nachdem es dann ein halbes Jahr geruht, wurde die zweite Hälfte in wenig längerer Frist vollendet. Sehr interessant sind die hin und wieder sich findenden Aufzeichnungen der ersten Gedanken oder Motive poetischer Produktionen; so im Mai 1797: „Artige Idee, daß ein Kind einem Schatzgräber eine leuchtende Schale bringt"; große Wichtigkeit für die Geschichte der Goethe'schen Geistesarbeit haben die sehr häufigen Angaben der Gesprächsgegenstände: die unermüdlichen Verhandlungen mit Schiller über die durch Kant angeregte Kunstphilosophie und speciell die Gesetze der Dichtkunst, mit Meyer über Malerei und Plastik, mit Schelling über Naturphilosophie werden uns nahegerückt. Entwurf und Entstehung der von Goethe und seinen Freunden gemeinsam geleiteten literarischen Unternehmungen wird öfters berührt, hie und da findet sich auch eine eingeschobene immer scharf formulirte Reflexion, z. B. „Die Erfahrung nöthigt uns gewisse Ideen ab. Wir finden uns genöthigt, der Erfahrung gewisse Ideen aufzudringen".

Eine besondere Gruppe bilden die Reisen von 1797 nach der Schweiz und von 1801 nach Pyrmont. Sie sind ausführlich behandelt; aber mit jener aus Eckermann's Redaktion der Schweizerreise schon füher bekannten strengen Sachlichkeit. Die Fähigkeit der Menschen- und Naturbeobachtung ist zur höchsten Entwickelung gediehen; die Persönlichkeit des Beobachters tritt scheinbar völlig zurück, aber sie äußert thatsächlich ihre volle Wirkung in der Steigerung aller durch die Gegenstände erzeugten Eindrücke. Goethe sieht überall mehr als die Dinge eigentlich enthalten, weil sie in ihm Saiten anschlagen, welche seine Phantasie in fortwährende Thätigkeit setzen. Und anders kann in der That der Dichter nicht die Welt betrachten. Er muß im Stande

sein, in jeder Begebenheit, jedem Erlebniß das Symbol eines weit bedeutungsvolleren zu sehen und demgemäß zu empfinden; nur so kann er die Tiefe und Weite des Lebens ermessen. Ein glänzendes Beispiel ist Goethe's Betrachtung des Rheinfalls bei Schaffhausen. Es ist heutzutage längst Mode geworden, diese „Sehenswürdigkeit" als eine ziemlich unbedeutende zu behandeln, nicht weil die Meisten bedeutendere Wasserfälle gesehen haben, sondern weil sie wissen, daß es bedeutendere gibt. Auch Goethe wußte das; aber es hinderte ihn nicht sich dem unmittelbaren Eindruck mit erwartungsvollster Empfänglichkeit hinzugeben. Einen ganzen Tag widmet er dem Wasserfall; er betrachtet ihn mit angestrengtester Aufmerksamkeit von allen möglichen Seiten und Standpunkten; eine Menge einzelner Beobachtungen führt ihn nur dazu auch die Gesammtwirkung immer gesteigert zu empfinden, so daß seine Bewunderung nicht etwa durch die Dauer des Anschauens sich abschwächt und kühler wird, sondern im Gegentheil erst zuletzt ihre Höhe erreicht und bei untergehender Sonne in einen wahren Hymnus ausbricht:

„In dem ungeheuren Gewühle war das Farbenspiel herrlich. Von dem großen überströmten Felsen schien sich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunst des herunterstürzenden Schaumes entstand. Die untergehende Sonne färbt einen Theil der beweglichen Massen gelb, die tiefen Strömungen erschienen grün, und aller Schaum und Dunst war leicht purpur gefärbt; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwicklung eines neuen Regenbogens. Herrlicher war das Farbenspiel in dem Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuseln lebhafter die Säume des stürzenden Schaumes, Dunst schien mit Dunst gewaltsamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Uebermaß zu erliegen, und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe."

Einen Einschnitt macht in den übrigens schon vorher dürftig gewordenen Tagebüchern der Tod Schiller's, der Goethe so tief ergriff. Was wir in den „Annalen" schon gelesen haben: „die weißen Blätter deuten auf den hohlen unerträglichen Zustand", das finden wir hier bestätigt; vom April bis zum Ende des Jahres 1805 finden sich kaum irgendwelche Eintragungen; erst mit dem Anfang des nächsten beginnen sie wieder von neuem.

In diesem Jahre hebt eine sehr bunte und inhaltreiche Abtheilung der Tagebücher an; die Aufzeichnungen von den jetzt sich jährlich wiederholenden Besuchen der böhmischen Bäder. 1806 hat Goethe nur sechs

Wochen, 1807 und 1808 aber drei bis vier Monate auf diesen Besuch verwandt. Hier zeigt er ein ganz anderes Benehmen als auf jenen studienartigen Reisen. Er ist offenbar bestrebt, der Gleichgültigkeit und Steifheit, zu welcher sein Umgang in Weimar nach Schiller's Tode sich mehr und mehr gestaltete, im Genusse eines lebhaften, farbenreichen, leicht beweglichen gesellschaftlichen Lebens ein Gegengewicht zu schaffen. Das gelang ihm leicht in Carlsbad, wo Menschen aller Himmelsrichtungen zusammenkamen, wo im Kreise der österreichischen, theilweise polnischen und czechischen Aristokratie ein gewandter, übermüthiger, geistvoller, bisweilen an das Frivole streifender Umgangston herrschte. Tiefe freilich war hier nicht zu finden; aber vielseitige Anregung und virtuose Lebensfreude. Eine Unzahl von Namen wird genannt, gemeinsame Spaziergänge und Ausflüge aller Art werden berichtet; Gespräche werden erwähnt, die sich ebenso mit politischen oder literarischen Problemen beschäftigen wie in das Gebiet der harmlosen oder pikanten Anekdote sich einlassen; manches von letzterer Art hat auch in den Tagebüchern seine Stelle gefunden. Auf glückliche poetische Motive wird öfters hingewiesen; dazwischen auch manche kurze Reflexion oder Kritik eingeflochten. Im Mai 1807 lesen wir die interessante Bemerkung: „Der Hauptfehler in dem Motiv der Jungfrau von Orleans, wo sie von Lionel ihr Herz getroffen fühlt, ist, daß sie sich dessen bewußt ist, und ihr Vergehen ihr nicht aus einem Mißlingen oder sonst entgegenkommt. (Wie z. E. dem Weibe in dem indianischen Mährchen, in deren Hand das Wasser sich nicht mehr ballt.)“ Einiges findet sich, was später in die „Maximen und Reflexionen“ übergegangen ist; so der merkwürdige Satz: „Was in der poetischen Production Spinozismus ist, wird in der Reflexion Machiavellismus.“ Aus dem September 1807 stammt eine kühl objective Betrachtung „Ueber die Differenz der katholischen und protestantischen Religion“. „Es kommt darauf an, daß der Mensch immerfort an seine drei idealen Forderungen: Gott, Unsterblichkeit, Tugend erinnert und sie ihm möglichst garantirt werden. Der Protestantismus hält sich an die moralische Ausbildung des Individuums, also ist Tugend sein erstes und letztes, das auch in das irdische bürgerliche Leben eingreift. Gott tritt in den Hintergrund zurück, der Himmel ist leer, und von Unsterblichkeit ist bloß problematisch die Rede.

Der Katholicismus hat zum Hauptaugenmerk, dem Menschen seine Unsterblichkeit zuzusichern, und zwar dem Guten eine glückliche. Dem Rechtgläubigen ist sie ganz gewiß, und wegen gewisser kleinerer oder größerer Differenzien setzt er noch einen Mittelzustand das Fegefeuer, in den wir von der Erde aus durch fromme und gute Handlungen ein-

wirken können. Ihr Gott steht auch im Hintergrunde, aber als Glorie von gleichen, ähnlichen und subordinirten Göttern, so daß ihr Himmel ganz reich und voll ist. Da an eine sittliche Selbstbildung nicht gedacht, oder vielmehr in früheren roheren Zeiten nicht daran geglaubt worden, so ist statt derselben die Spezialbeichte eingeführt, da denn niemand sich mit sich selbst herumzuschlagen braucht, eine empfundene Entzweigung nicht selbst zu vereinen und ins Ganze herzustellen aufgefordert ist, sondern darüber einen Mann von Metier zu Rathe zieht."

Neben so verschiedenartigen Anregungen und Wiederklängen ging die geistige Produktion aber stets ihren regelmäßigen unverrückbaren Gang, einerseits die naturwissenschaftliche, welche in Böhmen durch die Beobachtung interessanter geologischer und mineralogischer Verhältnisse besonders kräftige und anreizende Nahrung erhielt, andererseits die poetische. Es sind zunächst eine Reihe kleinerer Erzählungen, welche in jenen Carlsbader Tagen entstanden oder wenigstens begonnen sind, Erzählungen, bei deren Frische, Anschaulichkeit und Kunst man nur beklagen muß, daß sie mit den spät abgeschlossenen „Wanderjahren" verschmolzen wurden und dadurch meist nicht zu abgerundeter Selbstständigkeit gelangten, auch durch die gedankenreichen, socialen Construktionen, in welche sie eingeschoben wurden, mit allzu schwerem Gewicht jetzt belastet erscheinen. Aber zwei bedeutungsvollere Namen erscheinen im Jahre 1808: die Wahlverwandtschaften und Pandora. Oeftere Aufzeichnungen über Reflexionen oder Gespräche, die sich auf diese Werke bezogen, zeigen den Ernst und die geistig-seelische Theilnahme, welche Goethe diesen beiden widmete. Wenn nur das erstere vollendet wurde und sich dadurch die weitere Verbreitung gewonnen hat, so zeigt doch Pandora auch in fragmentarischer Gestalt die volle Gewalt der Goethe'schen Dichterpersönlichkeit, leidenschaftliches Empfinden neben unerschöpflichem Gedankenreichthum — und eine Handlung, in der jeder psychische Vorgang für einen allgemein menschlichen typisch ist und deren Ganzes sich als Erweis einer umfassenden Weltbetrachtung und Beurtheilung bekundet.

Aber die noch so gesteigerte selbständige Thätigkeit des Individuums kann die Umwälzung der äußeren Verhältnisse nicht ignoriren; auch diese Tagebücher können nicht verleugnen, daß sie in den Jahren 1806 bis 1808 geschrieben sind. Im August 1806 glaubt der Norddeutsche, den ja Ulm und Austerlitz nichts angingen, die Dinge noch humoristisch ansehen zu können. Nachdem am 6. August die Nachricht von der Gründung des Rheinbundes eingelaufen, lesen wir am 7.: „Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bocke, welcher uns mehr in

Leidenschaft versetzte als die Spaltung des römischen Reichs." Aber im Oktober drängen sich die Ereignisse mit gewaltigem Ernst auf. Am Tage von Jena heißt es: „Abends um 5 Uhr fuhren die Kanonenkugeln durch die Dächer. Um 1/2 6 Uhr Einzug der Chasseurs. 7 Uhr Brand, Plünderung, schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit und Glück." Es ist bekannt, daß bei dieser „Erhaltung" Christiane Vulpius mit großer Entschlossenheit Goethe beistand und daß die gemeinsamen Erfahrungen dieses Tages in Goethe den Entschluß hervorriefen sich mit ihr kirchlich zu verbinden. Das Tagebuch berichtet darüber am 19. Oktober mit dem einzigen lakonischen Worte „Trauung". Bereits am 24., wo in Weimar noch volle Einquartierung lag und die wildeste Verwirrung herrschte, notirt Goethe wieder: „Verschiedene Aufsätze geschrieben. Acten geheftet". Vom 24. an war er wieder mit der Ausfeilung der für die neue Ausgabe seiner Werke bestimmten Schriften beschäftigt.

Nochmals tritt im Jahre 1808 die Weltgeschichte an den Dichter heran, als die Kaiser von Frankreich und Rußland ihre Zusammenkunft in Erfurt hielten und auch Weimar besuchten. Für den Minister und Theaterdirektor waren es bedrängte Wochen, von denen er uns nur eilig berichtet. Von der Audienz bei Napoleon, über die Goethe später bekanntlich eine besondere Aufzeichnung niedergeschrieben hat, findet sich hier nur die Erwähnung der bloßen Thatsache.

Mit dem Jahre 1808 schließt die Veröffentlichung der Tagebücher augenblicklich noch ab, läßt aber ihre Fortsetzung in regelmäßiger Folge voraussehen. Die späteren Jahrgänge, welche bis zum Tode Goethe's an Ausführlichkeit immer zunehmen, lassen noch reichere Ausbeute erwarten als die bis jetzt bekannt gewordenen. Fortgeführt bis wenige Tage vor dem Tode des Dichters, geben die Aufzeichnungen Goethe's ein einzigartiges Bild unbeirrter und unverrückter, vielseitigster und dennoch einheitlicher geistiger Thätigkeit.

„Diese Richtung ist gewiß: immer schreite, schreite!
Finsterniß und Hinderniß bleiben Dir bei Seite."

Ein nachgeborener Junghegelianer.

Jean Paul. Sein Leben und seine Werke. Von Paul Nerrlich. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1889.

1.

Es ist eine bereits von den verschiedensten Seiten rühmlich aufgenommene Biographie Jean Pauls, die uns die Feder in die Hand giebt. Aber man kann diesem Buche nicht völlig gerecht werden, wenn man nicht zwei selbständige Betrachtungen anstellt: eine über den Verfasser, eine über den Helden. Paul Nerrlich ist unter den Schriftstellern der Gegenwart eine eigenartige und überraschende Physiognomie. Durch eine ganz unbekannte Erscheinung wird man nicht überrascht, sondern durch eine bekannte, die man wiederfindet, wo man sie nimmermehr gesucht hätte. Was kann es heute Ueberraschenderes geben, als einen Junghegelianer? Freilich, die Ueberraschung empfindet nur, wer diese Species gekannt hat. Wer sie nicht gekannt hat, und das sind alle, die sich modern nennen, der kann nur staunend ausrufen: also so sah dieses Mirakel aus! Es ist aber doch eine andere Sache, wenn es sich um eine geistige, als wenn es sich um eine natürliche Species handelt. Da ist das menschliche Individuum doch niemals ein bloßes Exemplar. Wir müssen uns entschließen, der Gegenwart, für die ein Junghegelianer die Reliquie einer vorsündfluthlichen, ganz vergessenen Periode ist, jene Species erst wieder vorzuführen, um den Spätling einerseits als Repräsentanten seiner Vorgänger, andererseits doch auch als ihren eigenartigen Fortbildner zu verstehn.

Hegel — es ist schwer, von dieser mythischen Figur zu sprechen. Es gab einen altgriechischen Philosophen, von dem die Straßenjugend und bald das gesammte Publikum nichts weiter zu erzählen wußten, als daß er, die Sterne betrachtend, in einen Graben gefallen sei. Von Hegel weiß die Straßenjugend und mit ihr das liebe Publikum nichts weiter, als daß er der Einbildung gelebt, man könne einen Somali in eine finstere Dachkammer sperren oder auch in ein tiefes Keller-

gewölbe, und wenn man ihm nur die Kategorie des Seins mitgäbe, so müsse sich aus dem Somaligehirn die ganze Welt entwickeln, die Geschichte der Natur und der Menschheit. Da kann das Publikum sich seines gesunden Witzes freuen und, sich wohlthätig erschütternd, ebenso lachen, wie die altgriechische Straßenjugend über ihren im Graben liegenden Philosophen, dessen Fall allerdings niemand gesehen hatte.

Stören wir das liebe Publikum nicht in seinem Behagen, ja nicht das liebe Publikum, zu dem doch die ansehnlichsten Leute gehören. Wir wollen von jener mythischen Person nur einige Züge berichten, die wir für unser Thema nicht entbehren können und die sich der Leser selbst zusammenreimen möge mit jenem in der Dachkammer schaffenden Somaligehirn.

2.

Hegel war zugleich der Philosoph der Restauration und der Revolution. Das deutet entweder auf großen Reichthum oder auf große Dehnbarkeit, und wenn es die Dehnbarkeit war, die seine Gedanken den feindlichen Gegensätzen gleich brauchbar machte, so müssen sie eine so eigenthümliche Kraft besessen haben, daß unversöhnliche Feinde gleichmäßig bemüht waren, sich aus ihnen Waffen zu schmieden.

Das weite Feld der Geschichte lag vor den Augen der Menschheit bis zum achtzehnten Jahrhundert als eine ungeheure, verworrene Trümmermasse: durcheinander geworfene Bausteine der verschiedensten, vergebens unternommenen Werke. Auf diese Trümmermasse warf der Philosoph ein elektrisches Licht, und nun fanden sich alle diese Bausteine zusammen zu strahlenden Tempeln, worin das Feuer des Geistes leuchtete. Nichts war vergangen, und keine Tempelschönheit war durch einen späteren, aus ihr entwickelten Bau verdunkelt.

Wie konnte Hegel mit dieser Lehre zum Philosophen der Restauration werden? Zunächst gewann seine Philosophie damit eine Gegenstellung zu allen Weltverbesserern, die im achtzehnten Jahrhundert eine so große Rolle gespielt und in der Revolution ihren Triumph gefeiert hatten. Nach Hegels Lehre schien es, als ob der Weltgeist seine Aufgaben vollbringe, ohne dazu der Menschen zu bedürfen. In Wahrheit jedoch war Hegels Lehre weder quietistisch noch fatalistisch. Es trat nur bei der ersten und ebenso bei der zweiten, ganz entgegengesetzten Generation ihrer Jünger eine Verwechselung ein dessen, was wahr ist für lange Zeitperioden und große Völkerarbeiten, mit dem, was wahr ist für heute und morgen. Für heute lautet das Gebot: thue, was du kannst, versäume keinen Augenblick! Der Betrachter aber, der den Blick

auf die Jahrtausende der Menschheit wendet, kann mit Recht sagen: ob da oder dort eine Generation gefallen, ohne ans Ziel zu gelangen, ob da oder dort eine Generation die Hände in den Schoos gelegt und einen großen Augenblick versäumt, das hat für den großen Zusammenhang der Arbeit vieler Geschlechter nichts ausgemacht.

Wenn seine Lehre eine quietistische Wendung erhielt, so war daran der Meister nicht ganz ohne Schuld. Er fühlte sich so wohl in seinem Preußen, dem Preußen des Jahrzehntes von 1820—1830. Er sah einen Staat durch ein hochgebildetes Beamtenthum nach erleuchteten Grundsätzen mit Aufopferung und Pflichttreue und unbefleckter Reinheit der Charaktere regiert. Was konnte es Vollkommeneres geben? Allerdings, eine freie Bewegung der Vielen, damit die Vielen die Befriedigung, etwas zu gelten, genießen, ließ er nicht ab, zu fordern, unter der Bedingung, daß die Macht der Vielen nicht so weit geht, den objektiven und sachlichen Gang der Geschäfte zu verwirren und unmöglich zu machen. Allein, so lange diese Freiheit noch nicht gewährt war, ließ sich doch in dem Staat der größten und uneigennützigsten Beamtenintelligenz, die je gesehen worden, vortrefflich leben. Für ein Gemüth wie Hegels, der in dem aristotelischen Wort lebte: die Theorie, das heißt die schöpferische Contemplation, ist das Beglückendste und Vornehmste, konnte es nichts Süßeres geben, als, eine geordnete und beruhigte Welt zu seinen Füßen, in den Wundern der unendlichen Contemplation sich wie ein seliger Geist zu wiegen. Aber er überschätzte das damalige Preußen. Er überschätzte die Kraft dieses so mangelhaft konstruirten Staates, sich in der unruhigen Bewegung Europas zu behaupten, wenn die Ermüdung, die auf den Völkern lag, einem neuen Regen der Kräfte Platz gemacht haben würde. Er überschätzte auch die Fähigkeit des Beamtenthums, die Intelligenz eines gesammten Volkes in sich aufzunehmen, wenn die Bewegung dieser Intelligenz durch bleierne Fesseln gehemmt wurde. So war es denn kein Wunder, daß alsbald nach des Philosophen Tod die zweite Generation der Hegelianer den Quietismus der ersten Generation verwarf und verspottete. Der Meister hatte die ganze Vorzeit begriffen, und nun kamen die Quietisten unter seinen Schülern und sagten: „was vor dem Begriff sich ausgewiesen, ist wahr, ist ewig.“ Damit rechtfertigte man denn auch die altlutherische Dogmatik und den ganzen Dogmenschatz der Kirchengeschichte, welchen diese Dogmatik in sich aufgenommen, mit Ausnahme nur der katholischen Lehre von der Kirche.

3.

Aber in Hegels Lehre lag für gewisse geistige Zustände zwar ein quietistischer Anreiz, aber in weit höherem Maße doch für das Bedürfniß anderer Zeiten ein kritischer Anreiz. Es ist wahr, jede in sich abgeschlossene Geistesgestalt war ewig, war nothwendig im Pantheon der Geschichte, worin der Geist sein Wesen ausgelegt hatte; aber keine Gestalt konnte die Fülle des Geistes erschöpfen, und so war jede beschränkt. Der lebendige Geist durfte sich unter keine Gestalt für ewig beugen. Sein Werk war es, so bald er die früheren begriffen, eine neue Gestalt zu schaffen. So lautete der Ruf der Junghegelianer. Der erste Wecker war David Strauß. Er lehrte zunächst, daß die Idee des Christenthums ewig sei, aber nimmermehr die Erscheinung, in die ein kindliches Zeitalter jene Idee als eine irdische Geschichte eingekleidet und deren Gewand man zum Glaubensartikel gemacht. Diese Geschichte sei Fabel, Mythus. Bald kam Strauß dahin, auch die Idee des Christenthums für beschränkt zu erklären. Auf den Weckruf erhoben sich verwandte Geister. Arnold Ruge lehrte, nichts könne klarer sein, als daß ein Geschlecht, welches die ganze Vergangenheit der Menschheit als begriffenes Geisteswerk zum Eigenthum besitze, in keiner Beschränktheit gegebener geschichtlicher Zustände mehr verharren könne. Dieses Geschlecht müsse sich verfassen als ein Staat von ebenbürtig Freien, die alle des schöpferischen Geistes voll sind.

Dies war eine politische Forderung, aber dem Staat konnte dieses Geschlecht schwer beikommen. Man lenkte den Angriff zunächst immer wieder auf die Religion, als ein mit theoretischen Waffen zu erreichendes Gebiet. Strauß hatte seine Kritik keineswegs nur an der evangelischen Geschichte geübt. Hätte er im achtzehnten Jahrhundert gelebt, wäre er Reimarus oder irgend ein andrer der damaligen Freidenker gewesen, so würde er von der Voraussetzung wie David Hume ausgegangen sein: da heute keine Wunder geschehen und da historisch nicht zu beweisen ist, daß jemals solche geschehen sind, so werden auch die Wunder der evangelischen Geschichte irgendwie auf Täuschung oder Selbsttäuschung beruhen. Auf diese Voraussetzung hätte Strauß alsdann die ihm eigenthümliche Hypothese aufbauen können, daß die evangelische Geschichte auf mythische Weise entstanden sei, das heißt durch Erdichtung unter dem Antrieb einer ethischen oder metaphysischen Idee. Strauß hatte aber noch etwas Anderes zu bekämpfen, als den zur Heilspflicht gemachten Glauben an die Thatsächlichkeit der evangelischen Geschichte. Er hatte sich auseinanderzusetzen mit dem in das Bewußtsein aller ernsten Geister tief einschlagenden Satz der Hegelschen Lehre, daß

die Idee wirklich und daß die Wirklichkeit die Darstellung der Idee ist. Aus diesem Satz hatten die theologischen Hegelianer den weiteren Satz abgeleitet, daß die Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Jesu Christo Wirklichkeit geworden sein müsse, daß die Darstellung der vollendet sittlichen Persönlichkeit sich in Christo vollzogen haben müsse, weil sie sonst sich nirgend vollzogen haben könne noch vollziehen werde. Durch diese Forderung der Hegelschen Philosophie, die allerdings von ihren Verfechtern eine sehr ungeschickte Anwendung erfuhr, sah dennoch Strauß sich in Verlegenheit gesetzt. Denn er erwehrte sich der Forderung oder genauer, der aus der Forderung der idealen Wirklichkeit gezogenen Folgerung mit sehr unangemessenen Mitteln. Er zog Kategorien herbei, die dieser Frage unwürdig und mit denen sie nimmermehr zu schlichten ist. Er sagte: die Prädikate, welche die Kirche Christo beilegt, sind die Prädikate der Menschheit als Gattung. Die Menschheit, sagte er, eines jener hinreißenden Worte Hegels wiederholend, die dieses Philosophen unentreißbares Eigenthum sind, die Menschheit ist das Kind des unsichtbaren Vaters und der sichtbaren Mutter, des Geistes und der Natur. Die Menschheit, fuhr er dann fort, ist sündlos, weil ihr Gang unsträflich ist, die Menschheit vollbringt alle Wunder der Allmacht u. s. w.

Die bestechende Sprache, mit der dieser Gedanke vorgetragen wurde, verdeckte der damaligen Zeit seine Oberflächlichkeit. Die Gattung ist kein schöpferischer Begriff. Die Gattung ist nur das komparative Allgemeine, die Summe der Merkmale, welche durch die Exemplare hindurch geht, deren Wesen sie ausmacht. Wo man die Gattung als Kategorie anwendet, da ist die Gleichheit dieser Merkmale entweder unwesentlich gegenüber der Differenz der Individuen. So ist es bei den zum geistigen Bewußtsein entwickelten Menschen. Oder die Gleichheit der Gattung ist alles, die Differenz unwesentlich; so ist es bei den natürlichen Gattungen, unter die auf gewissen Stufen auch das menschliche Individuum fällt. Die Menschheit als Gattung ist nur ihr natürliches Dasein, ihre geistige Schöpfungsarbeit kann man aus dem Gattungsbegriff nicht ableiten. Indem er dies jedoch als selbstverständlich voraussetzte, zeigte sich Strauß als den philosophischen Dilettanten, der er immer gewesen ist, nur daß er leider immer noch weniger Dilettant war, als die meisten Junghegelianer. Es geht fast immer so, wenn eine tiefsinnige Lehre neu auftaucht und die Geister ergreift, aber bei weitem noch nicht durchleuchtet. Mit seiner oberflächlichen Dialektik blieb Strauß in den damaligen Streitigkeiten Sieger, weil seine Oberflächlichkeit immer noch viel annehmbarer war, als die Abgeschmackt-

heit seiner Gegner, die aus der Einheit des Göttlichen und Menschlichen oder der Vermählung der Idee mit der Wirklichkeit das aller Ungöttlichste und Unidealste herleiteten: Wasser in Wein verwandeln, Teufel austreiben, Todte erwecken u. s. w.

4.

Strauß hatte die Junghegelianer so geführt, daß sie nicht mehr wußten, was der Geist ist. Nun mußte man sich wenigstens klar machen, was die menschliche Gattung ist, die Strauß an die Stelle des Hegelschen Begriffs vom Geist gesetzt hatte. Diese Gattung zu definiren versuchte Ludwig Feuerbach, der viel mehr durch Strauß bedingt ist, als meistens erkannt wurde. Feuerbach verfügte über einen zuweilen bezaubernden Witz, über eine bewegliche Phantasie und eine verblüffende Dreistigkeit der Gedankensprünge. Dadurch erschien er weit origineller, als er ist, da seine wirkliche Originalität bei genauem Zusehn fast verfliegt.

Um das Wesen der menschlichen Gattung zu verstehen, so belehrt uns Feuerbach, brauchen wir uns nur in der Religion umzusehen. Wir brauchen nur die Prädikate Gottes, allerdings nicht, wie Strauß gewollt hatte, einfach der Gattung beizulegen, sondern wir haben die Prädikate Gottes als Wesenseigenschaften der Menschheit zu erkennen, indem wir ihnen das Prädikat göttlich beilegen. Also: Gott leidet = siegreiches Leiden ist göttlich; Gott ist die vollkommene Intelligenz = der menschliche Geist hat das Bestreben, den Verstand von allen Affekten frei zu halten und ins Unendliche zu erweitern; Gott ist die Güte = das Menschenherz thut sich nur genug in der Güte u. s. w. u. s. w.

Man könnte mit einem gewissen Recht behaupten, daß Feuerbach die Lehre von Strauß verbessert und der Lehre Hegels wieder etwas genähert habe. Denn aus bloßen empirischen Eigenschaften der Menschheit werden die göttlichen Prädikate doch wiederum zu treibenden ideellen Mächten, zu geistigen Zielpunkten erhoben; allein Feuerbach hat seine Lehre vom Wesen der Religion durch einen abscheulichen Zusatz in die gemeinste Auffassung der Religion zurückversetzt. Einmal bringt er sich und seine Leser schon dadurch in Verwirrung, daß jene Wesenseigenschaften der Menschheit, welche die Religion entdeckt, einerseits nicht empirische Eigenschaften sind, sondern die innere ideelle Substanz des Menschengeistes. Dann kann man sie sehr wohl als Gott bezeichnen, Feuerbach aber will, daß die Theologie nichts weiter als die Anthropologie ist, und wenn das nicht bloßes Wortgeklinge gewesen, so bedeutet es doch, daß die göttlichen Eigenschaften die empirischen Ei-

genschaften der Menschheit sind. Um dieser Verwirrung zu entgehen, bringt Feuerbach nun einen abscheulichen Zusatz. Er wiederholt nämlich die alte, von den oberflächlichen Freigeistern aller Zeiten wiederholte Charakteristik der Religion, die höchstens auf den Fetischdienst paßt, ihr Gott und ihre Götter seien nichts als die vorgestellten Instrumente zur Befriedigung der endlichen Bedürfnisse des Menschen. Mit diesem Gedanken hebt Feuerbach natürlich den anderen, besseren Gedanken auf, von dem er auszugehen schien, daß die Religion die Erhebung des Menschen zu seiner eigenen ewigen Substanz, die als Gottheit vorgestellt wird, bezwecke. Daher gestaltet sich Feuerbachs Beweisführung so, daß die Religion den Menschen bald in das Gebiet des kindischen Egoismus herunterreißt, dann wieder bei einer anderen Vorstellung ihn läutert und erhebt. Das geht alles durcheinander mit einer knabenhaften Willkür, die bald vom Bedürfniß des Witzes, bald von einem zufälligen Anstoß der Phantasie regiert wird. Der seiner ungezügelten Laune folgende Schriftsteller würde auf diesen Vorwurf vermuthlich entgegnet haben, der Widerspruch liege im Objekt. Das ist die Art aller schlechten Schriffsteller, die Widersprüche, die in der Unordnung ihres Geistes liegen, den Objekten aufzudringen. Solche Objekte aber, die, wie das hier in Frage kommende, die Schöpfung gemeinsamer Arbeit der Jahrhunderte sind, die pflegen nicht in so krassen Widersprüchen zu schwanken.

Ein rechtes Beispiel Feuerbachscher Methode ist das folgende. Die Kirche lehrt: Gott ist dreieinig. Da fand nun der Umkehrer ein kleines Hinderniß. Er konnte doch nicht ohne Weiteres sagen: dreieinig sein ist göttlich, aber gleich hatte der kecke Witzbold das Hinderniß genommen. Ja wohl, rief er, Vater, Mutter und Kind sind die menschliche Dreieinigkeit, und die göttliche Dreieinigkeit ist nichts, als die Bestätigung dieser menschlichen. Gott, Maria, Jesus, da haben wir die göttliche Familie! Indeß hat Feuerbach für diesen burschikos profanen Einfall nur einen einzigen Beifallsspender gefunden, Julian Schmidt.

Selbst die katholische Kirche, deren großes Kunststück die Aufnahme des heidnischen Polytheismus in die göttliche Monarchie des Christenthums war, hat Gott den Vater in die erhabensten Fernen außerhalb aller irdischen Beziehungen gerückt. Indem sie der Christus-Verehrung die Marienverehrung hinzufügte, erschuf sie in Mutter und Sohn ein wahrhaft menschliches und darum göttliches Bild. Die Mutter kann zu dem Sohne hinaufblicken, aber nicht der Vater. Im menschlichen Leben pflegt die Herrlichkeit des Sohnes zu beginnen, wenn der Vater

nicht mehr ist; die katholische Kirche hat wohlweislich den göttlichen Vater in unerreichbare Fernen gerückt. Feuerbach und Schmidt konnten beide das Verständniß der schattenhaften Figur des heiligen Geistes nicht erlangen. Darum fanden sie es natürlicher, die Mutter Maria in die Dreieinigkeit einzuschieben. Nun wohl, der heilige Geist bedeutet die Emancipation der Kirche von den Ursprungsstätten und Ursprungsgeschichten des Christenthums. Der heilige Geist, der sich in der Kirche immerfort offenbart, den die Kirche besitzt, ist nichts anderes als die Kirche, die sich auf ihre eigenen Füße stellt, die nicht mehr, wie der Muhamedanismus nach Mekka, nach Jerusalem blickt. Sie selbst ist das ewige Jerusalem und sie selbst, daß heißt der ewig in ihr wirkende Geist, ist der heilige Geist, die dritte Person der Gottheit, die ebenso in der Gottheit verharrt, als sich selbst angehört.

Zu solchen Gedanken, deren geschichtliche Macht man kennen muß, ohne daß man nöthig hätte, sich ihnen zu unterwerfen, konnte sich Feuerbach nicht aufschwingen. Nach seinem Charakter mußte er das große weltgeschichtliche Objekt mit Witz behandeln. Es gelang ihm mancher gute Witz, aber der Schriftsteller blieb weit unter dem Objekt. Die letzte seiner Umkehrungen war: Gott giebt sich in Wein und Brot, also sei Wein und Brot uns göttlich. Er wollte allerdings keine Fetischanbetung treiben, sondern nur beweisen, daß auch Speise und Trank, weil zum Dasein des Menschen nothwendig, nach dem Zweck des geistigen Daseins behandelt werden müssen. Aber der Witzbold, der freilich den Witz auf seine Kosten nicht leiden mochte, konnte sich nicht wundern, wenn ihm witzige Gegner zuriefen: er habe seine Schrift mit dem edite, bibite geschlossen.

Trotz ihrer krassen Unwissenschaftlichkeit, die auch zu ihrer Zeit nicht unbemerkt bleiben konnte, brachte die Feuerbachsche Schrift eine gewaltige und auch eine bleibende Wirkung hervor, freilich durchaus keine gute. Die Grundgedanken des Buches konnten in ihrer Verwirrung kaum sicher aufgefaßt, geschweige denn zum bleibenden Besitz bewahrt werden. Aber eine andere Wirkung war eine bleibende. Der tiefe wissenschaftliche Ernst von Strauß und allen seinen Vorgängern, die Ehrfurcht vor dem Objekt, dessen Heiligkeit keiner verläugnet hatte, wenn er noch so viel Unheiliges auszuscheiden fand, ward aus der Behandlung der religiösen Frage fürs Erste verbannt; zunächst galt auf diesem Gebiete nur der Witz, vielmehr, wer seinen Witz an der Bestimmung des Menschen erproben konnte, glaubte sich ausgewiesen zu haben, daß er zu ihrem Richter berufen sei. Das Publikum nahm diesen Ausweis wenigstens eine Zeit lang hin. In die niederen Schich-

ten des Volkes aber ist seitdem das Unkraut verpflanzt worden, das noch nicht wieder ausgerottet werden konnte, daß die Religion die Illusion des befriedigten Egoismus sei, der Opiumrausch, worin das Gemüth die Diener sieht, die ihm alle erfüllten Wünsche vor die Füße legen. Die Kehrseite zur Aufhebung dieser Illusion ist der Atheismus, die Gemeinheit, die ihre Befriedigung mit ihren eigenen Mitteln ohne Illusion erstrebt.

5.

Aber auch Feuerbach fand seinen Rächer, gleich nachdem er die im Jahre 1841 erschienene Schrift „Das Wesen des Christenthums" vollendet hatte, eher also noch, als er seinen Uebergang in den völligen Sensualismus vollzog. Im „Wesen des Christenthums" hatte ja Feuerbach nicht nur vom Wesen des Christenthums, sondern auch vom Wesen des Menschen gesprochen, und ein solches Wesen als innere geistige Substanz, die sich im Menschen verwirklicht, zu der der Mensch hinstrebt und die sich der Mensch eben deshalb in der Religion vergegenwärtigt, bestehen lassen. Das war sein Verbrechen, das Gespenst des Radikalismus kam über ihn, um ihn zu ergreifen. Wie? rief Max Stirner in dem Buch „Der Einzige und sein Eigenthum", der Mensch soll sein Wesen realisiren? Das ist die Aufgabe armer Sünder! Que diable allait-il faire dans cette galère? — Und was verlangt Max Stirner? Nichts, als daß der Mensch mit frecher Geberde umherblickt und thut, was er will. Aber eins muß er doch. Er muß imponiren und ein Eigenthum schaffen; er muß bald Don Juan, bald Raufbold, und wer weiß was alles noch sein. Das kann lästig werden. Auch Stirner fand seinen Richter. Es kam einer, der seinen Namen nicht nannte, und sein Buch „Das Individuum" taufte. Der verlangte, der Mensch solle von sich gar nichts fordern, nur thun, wozu ihn die Natur treibt, und lassen, wozu sie ihn nicht treibt, kurzum: Diogenes in der Tonne, aber ohne den Rest der Bildung des Diogenes. Auch die Sprache muß erst zum freien Blöken idealisirt werden: so bezeichnete diesen Standpunkt Julian Schmidt.

Jetzt erst konnte der vernünftige Zuschauer ausrufen: „comoedia acta est". Es kamen aber noch einige Nachspiele. Es stand einmal in den Sternen, daß die Junghegelianer, wenigstens die Stürmer unter ihnen, sämmtlich ein elendes Ende nehmen sollten. Arnold Ruge war mit seinem demokratischen Republikanismus ganz auf den Gedanken von Rousseau herunter gekommen, der, seiner Zeit eine kühne Neuerung, in der Revolution weltbewegend wurde, aber auch seine Unmöglichkeit

an den Tag bringen mußte. Hegel hatte im Staat eine Institution gesehen, in der sich die Bildung der Jahrhunderte und der ganze sittliche Erwerb der Menschheit durch einen hoch gebildeten Stand der Regierenden unter einer formellen, aber wesentlich nur rezeptiven Theilnahme der Regierten verwirklichen sollte. Diese ganze Forderung warf Ruge weg. Das liebe Publikum, wie es geht und steht, sollte sich regieren. Er kam ganz herab auf den Standpunkt der Demagogen und mußte entweder im „Volk“, das heißt dem zusammengelaufenen Publikum, den natürlichen Inhaber aller Weisheit und Größe sehen, oder er mußte, wie das „Individuum“, für die „Staatsbürger“, gleich den Lazzaroni sich in der Sonne zu wälzen, als die höchste Leistung gelten lassen. Er bemühte sich, populär zu werden und mit Sprüngen, gleich denen des Münchhausen in einer Bauernschenke, das Publikum auf den Standpunkt der Philosophie zu bringen. Es kam das Jahr 1848. Kein einziger von diesen radikalen Junghegelianern zeigte eine Spur politischer Fähigkeit, keiner errang eine Führerrolle auch nur auf Stunden, geschweige denn einen praktischen Erfolg von einiger Dauer. Die sich selbst überlassene Menge, das sogenannte Volk, war unfähig, ein konkretes Ziel zu ergreifen, die Männer, die die Gestalt eines solchen mit unsäglicher Mühe ausgearbeitet hatten, sahen sich von der Menge verlassen, deren Wohl sie sichern wollten, und ebenso von den Fürsten, deren Rolle sie gerettet hatten und verbessern wollten. Der alte Zustand und sein ganzes Elend kehrte wieder. Nun war es Zeit, den Idealismus über Bord zu werfen. Nicht alle Naturen, aber die gemeinen, wenn sie Schiffbruch gelitten, schimpfen auf den Kapitän und verwünschen das Ziel der Fahrt. Es war die Zeit, auf Schopenhauer zu lauschen, den vergessenen Cyniker, um den sich mit einem Mal die Schiffbrüchigen drängten. Nach zwölf traurigen Jahren, von 1850 bis 1862, incarnirte sich der politische Genius des deutschen Volkes, der auf immer erstorben schien, in Einer Persönlichkeit. Wir haben die Ereignisse, die dann folgten, nicht zu erzählen. Aber erst unter dem Wirken dieses Genius vollendeten die Junghegelianer ihr Schicksal. Der Erste unter ihnen, der von der strebenden Jugend begrüßt worden als der Entbinder des in der hegelschen Philosophie latent gewordenen echten Idealismus, mußte mit einem Glaubensbekenntniß endigen, worin er den schalsten Materialismus mit einer Begründung von erbarmungswürdiger Trivialität niederlegte. Nun war sie todt, diese einst so glänzende Schaar. Die Nation durfte dieser Todten mit Recht vergessen. Aber sie vergaß nun auch vollends den Idealismus, den jene zuletzt mit Füßen getreten hatten. Das Ver-

gessen traf allerdings nur den theoretischen Idealismus. Aber es liegt im Wesen des menschlichen Geistes, daß die Theorie, der Begriff, den er von sich selbst hat, das Urtheil, das Verständniß bedingen, das die Welt über ihn gewinnt. Nicht immer ist dieses Urtheil richtig, denn es giebt lang sich ausdehnende Perioden, in denen die Völker ihr Selbstverständniß nicht erreichen, in denen ihre Theorie und ihre Praxis in einem grellen Kontrast stehen. Die politischen und militärischen Thaten der Gegenwart, ihr eifervolles und keineswegs hoffnungsloses Suchen nach einer humanen und zugleich in sich dauerhaften sozialen Organisation, alle diese Bemühungen fordern die Erweckung und Bildung neuer sittlicher Kräfte, sind unmöglich ohne einen tiefen Glauben an das geistige Vermögen der Menschennatur. Aber die Theorie der Zeit sieht auf diese Arbeiten mit den Glotzaugen des nichts begreifenden Staunens. Aus dem umherfliegenden Staub der Hammerschläge des Geistes sucht sich die Theorie bald Atome, bald Lehmklumpen und Steine heraus, und sucht ein Weltgebäude aufzubauen, welches das Modell der großen Vorgänge sein soll, die sie mit dumpfem Blick anstarrt. Es ist ein ganz wunderbarer Zustand, aber er ist weder unbegreiflich noch beängstigend. Wir haben jetzt nicht die Aufgabe, sein Räthsel zu lösen, und begnügen uns mit der Andeutung, daß tiefe Denker schon vordem gewußt haben, daß die vollendete Theorie dem praktischen Schaffen des menschlichen Geistes nicht vorausgeht, sondern nachfolgt.

6.

Nun ist der Leser zu der Frage berechtigt, was aus dieser Skizze folgt, die wir ihm vorgelegt. Folgt etwa daraus, daß die ewige Leistung des deutschen Idealismus vernichtet worden, oder gar, daß diese Leistung ein eitles Werk gewesen? O nein! Es folgt nur die Wahrheit, die niemand klarer erkannt hat, als Hegel, und die er in einem unvergeßlichen Bild ausgesprochen, daß die Philosophie zu nichts weniger berufen ist, als dazu, das menschliche Tagewerk zu leiten. Die Hegelsche Philosophie erschien als der Abschluß des deutschen Idealismus in einer Zeit, wo der deutsche Geist von langer Krankheit, die ihn wieder einmal einem Anfall des äußeren Feindes und dessen tödtlicher Wunde überliefert hatte, erschöpft ausruhte. Das Weltverständniß dieser Philosophie reichte weit hinaus über den Tag der Erschöpfung und ebenso über den Tag der Erhebung zu neuer Thätigkeit, der sich in der Erschöpfung schon vorbereitete. Aber einzelne Bekehrte dieser Philosophie thaten, was trunkene Jünger einer tiefen Weisheit fast immer thun, sie suchten den Schleier von dem Bild von Sais wegzuziehen und die

Göttin zur Richterin in dem Streit des Marktes zu machen. Erst sollte sie den Quietisten den wohlthuenden Traum des Halbschlummers verewigen, dann sollte sie den Ungeduldigen, die in den Ruf ausbrachen, „jetzt ist Zeit, zu lärmen," die Musik zu diesem Lärm machen. Die Kindischen rissen einige Lappen von dem Gewande der Göttin und erfuhren sogleich, daß die Menge zwar mit Lappen, aber nicht mit philosophischen Lappen zu lenken ist. Die Philosophie war blamirt, und das war alles. Aber die Göttin thront nach wie vor im heilig öffentlichen Geheimniß. Die Philosophie ist wieder esoterisch geworden, was sie in alle Ewigkeit nur sein kann, und von jeher nur gewesen ist. Wie man aus der Lehre des Aristoteles eine Popularphilosophie des Mittelalters gemacht hat, bis die Scholastiker und Mönche zum Gespött wurden, ohne daß von der Größe des Aristoteles ein Zoll geraubt worden, wie man aus der Lehre Kants eine Popularphilosophie gemacht hat, die in kurzem zum Gespött geworden, ohne daß Kant einen Zoll seiner Größe verloren, so hat Hegel von seiner Bedeutung für die zu den höchsten Erkenntnissen befähigten Wahrheitsjünger der folgenden Geschlechter keinen Zoll verloren, weil der Schlafrock der Althegelianer und das Plebejerkleid der Junghegelianer in Fetzen zerfallen sind.

7.

Nun aber ist es Zeit, daß wir uns zu dem Spätling wenden, der nicht etwa als ein überlebender Genosse der Generation der Althegelianer oder Junghegelianer unter uns wandelt, sondern der als Angehöriger eines jüngeren Geschlechtes unter uns aufgestanden ist, um die junghegelsche Anschauung noch einmal zu verkünden. Wir könnten fürchten, die Bescheidenheit des Mannes, der selbst ausspricht, daß er sein Lebenswerk noch vor sich sieht, zu verletzen, indem wir ihn zum Gegenstand einer besonderen Charakteristik machen. Aber wir thun es gerade, weil er ein Glied in einer ganzen Reihe verwandter Erscheinungen der Gegenwart ist. Als Junghegelianer allerdings tritt außer ihm Niemand auf. Aber es giebt eine Anzahl Männer, die gegen die herrschenden Theorien der Gegenwart in Bezug auf die Grundlagen der Wissenschaft, der Kunst und der Ethik lebhaft protestiren, ja denen die herrschende Richtung ein Greuel ist. Diese herrschende Richtung, wir brauchen sie ja nicht zu charakterisiren. Sie heißt: Alogismus, Atomismus, Zufallsdeterminismus: die Einbildung der Erfahrung zu huldigen, auf der einen Seite; auf der anderen Seite ein Aufbau der Welt mit Kinderhänden aus den einfachen Elementen, die man entdeckt zu haben glaubt. Der eigentliche Baumeister, stärker als die Kinderhände, ist

immer der Zufall. Der Zufall hat die Dichtungen zusammengeweht, wie alle anderen Werke der Menschheit. Indeß, man hält es noch der Mühe werth, dem Zufall nachzugehen. So sucht man sich denn zum Studium, zum Beispiel der Geschichte einen Zeitraum, der 25, höchstens 50 Jahre umfassen darf. Da kann man dann alles zusammenkehren, was der Zufall hingeworfen hat. Um die Sprache eines altgriechischen Schriftstellers zu studiren, zählt man sämmtliche Wörter durch und addirt wie oft die Partikel τε und wie oft die Conjunction καί vorkommt. Dagegen war der alte Philologe ein Mann von Geist, der da schrieb: libri quatuor de particula ἄν. Es sind zwei Begriffe oder lebendige Mächte, deren Ausrottung das bewußte oder unbewußte Ziel der herrschenden Richtung ist. Diese Mächte sind: das Genie und die Moral. Gegen diese Richtung also erhebt sich eine noch nicht zahlreiche, aber lebhafte Reaktion. Ich nenne nur die Schrift „Rembrand als Erzieher“, die trotz ihrer unglaublichen Verworrenheit einen so starken Eindruck hervorgebracht hat. Ich nenne, um bei den neuesten Erscheinungen zu bleiben, vor allen Hermann Grimms Homer-Schrift. Zu diesen Reaktionären des Idealismus gegen den Fanatismus des Banausentums gehört auch Paul Nerrlich.

Er hat seine Bildung mit theologischen Studien und zwar unter dem berühmten Theologen Richard Rothe begonnen. Hier hat er zuerst die Idee eingesogen, welche die herrschende für sein Streben geblieben ist, die Idee der geistigen Einheit des Menschenlebens und Wirkens. Eine Einheit, welche nicht nur, was eine hohe Wahrheit ist, sich durch alle negativen Mächte des Daseins immer wieder siegreich hindurchringt, sondern die, was ein zweifelhafter Gedanke ist, dahin kommen soll, sich in der unmittelbaren Erscheinung zu vollenden. Unser Prophet glaubt nicht nur an den Tag, er sieht ihn sogar in leiblicher Nähe, wo, um mit der Bibel zu reden, der Geist sein wird Alles in Allen. Diesen Gedanken, der ihm aus Rothes Mund zuerst entgegengetreten, hat er dann in den Schriften der Junghegelianer feuriger, glänzender, für seine Sinnesart anziehender gefunden, und so ist er ein Junghegelianer geworden, indem er ein gutes Stück der Irrthümer dieser voreiligen Jünger des Geistes theilt.

Dreierlei waren vor allen diese Irrthümer. Der erste Irrthum war der schon von Strauß veranlaßte, daß der Fortschritt gleichsam eine Natureigenschaft der menschlichen Gattung sei, die sich von selbst bethätigt, unwiderstehlich, wie Fortpflanzung und Ernährung. Der wirkliche Fortschritt wird aber nur durch freie Anstrengung bewirkt, welche nöthig ist, um nicht nur überhaupt vom Flecke zu kommen, son-

dern um die richtigen Ziele zu erkennen und zu erreichen. Die Menschheit gleicht nicht dem Bergsteiger, der in einem Hohlweg zwischen hohen Wänden aufwärts klimmt, indem er nur die Wahl hat zwischen vor- und rückwärts, sondern die Menschheit und ihre Glieder, die Völker, stehen immerfort an einem Punkt, bei dem nach allen Richtungen unendliche Pfade führen, und wenn sie tausend davon als Irrwege verschmäht haben, so sind sie immer noch Herkules am Scheideweg. Und weil die Menschheit nicht blos ein Individuum, sondern ein aus vielen lebendigen Theilen zusammengesetztes Ganze ist, so ist unter ihren Gliedern beständig Streit, der durch Klugheit, Geduld, Gewalt beständig überwunden werden muß.

Durch die Verkehrtheit, aus dem Fortschritt eine Natureigenschaft zu machen, verfielen die Junghegelianer in einen zweiten Irrthum, durch welchen sie sich noch weit gröblicher an dem Geist und selbst an der sonnenklaren Lehre ihres Meisters vergingen. Diese unreifen Frühreifen sprachen von nichts, als vom Antiquiren und von überwundenen Standpunkten. Es ist aber Hegels größte That, daß er die Geschichte zu dem geistdurchstrahlten Pantheon gemacht hat, in das freilich nur ihre Lichtpunkte aufgenommen werden, die Gipfel zu denen die immer wieder, nach Hegels Ausdruck, bei ihrer Unmittelbarkeit anfangende Menschheit sich hinauf gearbeitet hat. Die Geschichtswissenschaft ist freilich nicht blos das Verweilen in diesem Pantheon, sondern ebenso das Verweilen auf den mühsamen Pfaden, die zu den Gipfeln hinaufgeführt haben. Keine Vorstellung ist aber so stark von Hegel verworfen worden, als die, daß die Menschheit sich in jeder Generation höher potenzire und jedesmal ihre Vorgängerin mediatisire und deren schon zehnmal mediatisirte Vorgängerinnen in immer tieferes Dunkel begrabe. Nein, so meint es der Philosoph ganz und gar nicht. Er sagt allerdings von der begriffenen Geschichte: sie bilde die Erinnerung und Schädelstätte des absoluten Geistes, sofern nämlich aus den erinnerten Gestalten das Leben in der unmittelbaren Gegenwart entwichen. Aber ebenso wichtig ist, daß vor dem geistigen Auge die Gestalten der Vergangenheit in ewiger Jugend stehen und so zusammen das Geisterreich bilden, aus dessen Kelche dem Geist die Unendlichkeit schäumt, die Gewißheit seines Thrones, ohne den er das leblos Einsame wäre. So lautet der Schluß der Phänomenologie und in der Vorrede zu diesem Werk führt Hegel aus, wie die verschiedenen Gestalten einer einheitlichen organischen Entwicklung sich nicht nur nicht widerstreiten, sondern eine so nothwendig als die andere sind. Die Sache, sagt er weiter, ist nicht in ihrem Zweck erschöpft, sondern in ihrer Ausführung, das

Resultat ist nicht das wirkliche Ganze, sondern das Resultat zusammen mit seinem Werden; der Zweck für sich ist das unlebendige Allgemeine, das seiner Wirklichkeit noch entbehrt; das nackte Resultat ist der Leichnam, der die Tendenz hinter sich gelassen.

Entschiedener, deutlicher kann man wol nicht sprechen, und nicht einmal, sondern zehnmal ist dieser Gedanke von Hegel ausgeführt worden. Aber die unglücklichen Junghegelianer kannten nicht die Arbeit des Werdens, sondern nur entseelte Resultate und daraus entsprang ihr dritter, schier unglaublicher Irrtum. Sie bildeten sich ein, der Fortschritt werde nicht durch die unendliche Mühe der Praxis gemacht, sondern durch frech hingeworfene theoretische Spitzen. Sie wollten den Fortschritt nicht erkämpfen, sondern entdecken und durch dreist mühelose Einfälle darthun, die sie wie Raketen aufsteigen ließen. Die Zuschauermenge sollte diesen Raketen nachlaufen, und so dachten sich diese großen Kinder, die an einem läppischen Feuerwerke Gefallen fanden, die Geschichte, die sie machen wollten, wobei sie sich aber ihre Arbeit als die denkbar bequemste vorstellten.

Mit solcher Frivolität und Unreife ist allerdings der reine und ehrliche Enthusiasmus des nachgebornen Jüngers nicht behaftet. Aber von den Wurzeln jener Irrtümer hat er sich nicht völlig frei gemacht.

Er ist vor allem lauterer Idealist geblieben, er vertheidigt die Junghegelianer nur auf ihrem idealistischen Standpunkt und in ihren idealistischen Schriften. Er geht nicht mit, weder bei Feuerbachs unzurechnungsfähiger Berauschung im Sensualismus, noch bei Strauß' flügellahmem Steckenbleiben im Materialismus. Er bleibt bei dem idealistischen Strauß, Ruge, Feuerbach stehen und kümmert sich nicht um die Hanswurste, die aus der Straßenjugend heraus um das immer toller dahinrennende Gefährt der Junghegelianer herumsprangen. Er verkehrt auch nicht blos mit den Hegelianern, die das System benutzen wollten, um die Welt auf den Kopf zu stellen, er lernt auch viel von den soliden Geistern eines Christian Baur und Theodor Vischer. Aber bei allen diesen löblichen Eigenschaften hat er doch etwas zuviel des verwirrenden Trankes geschlürft, der jene zu Thoren machte.

Bevor wir uns damit beschäftigen müssen, sei erst noch eine sehr löbliche Eigenschaft erwähnt. Paul Nerrlich ist ein wahrer Gelehrter. Wäre er das nicht, so hätten die Heutigen, die Modernen, den auferstandenen Junghegelianer längst unter ihrem Hohngelächter begraben. Denn ein Hegelianer ist ihnen vor allem ein Mensch, der über die Dinge spricht, ohne sie zu kennen. Mit diesem Vorwurf kann man bei Nerrlich nicht ankommen. Seine Gelehrsamkeit ist so solide, daß man

nur jeden warnen kann, mit ihr anzubinden. Die Gelehrsamkeit besteht ja nicht darin, alles Mögliche und einiges Andere zu wissen, sondern sie besteht in der sichern Arbeitsmethode, in der Fähigkeit jedes Object, das bearbeitet werden muß, so zu durchforschen, daß dem Bearbeiter kein irgendwie brauchbares, geschweige denn ein nothwendiges Element entgeht. Diese Methode beruht ebenso auf Kunst als Instinkt und diese Kunst und dieser Instinkt machen den Gelehrten. Nerrlich ist ein Gelehrter, und so hat seinem Werk über Jean Paul, wie schon seinen früheren Arbeiten, die allgemeine Anerkennung in Bezug auf gründliche Beherrschung des Stoffes nicht gefehlt.

In einer Einleitung zu seinem Jean Paul legt er seinen allgemeinen wissenschaftlichen Standpunkt dar. Zuerst beschäftigt er sich mit der geschichtlichen Methode, unter welche ja auch die biographische fällt. Es handelt sich um die große Frage, ob die Geschichte eine bloße Feststellung von allerlei Fakten ist, oder Erkenntniß der Entstehung und Erschaffung des größten geistigen Werkes. Nerrlich entscheidet sich natürlich für das zweite Urteil und erkennt in Hegel mit Recht den Schöpfer dieses Urteils. Leider hält er sich aber nicht frei von der oberflächlichen Anschauung des geschichtlichen Fortschritts, wie sie den Junghegelianern eigen gewesen ist. Daher polemisirt er gegen Ranke und einzelne Sätze dieses großen Geschichtschreibers: Sätze, die Hegel nicht nur unterschrieben hätte, sondern die geradezu aus dem eigensten Geist des Philosophen geschöpft sind. Nerrlich huldigt der unglücklichen Potenzirungs- und Mediatisirungsvorstellung. Daher ist er sehr verwundert, daß die Moral des Alterthums nie übertroffen werden könne, daß kein größerer Philosoph als Aristoteles, kein größerer Dichter als Sophokles aufgestanden. Ja merkt der ehrliche Enthusiast denn nicht, daß nur eine schale Träumerei sich einbilden kann, die Philosophen, die Helden, die Dichter würden immer größer werden, die früheren Leistungen immer tiefer in Schatten sinken? Nein, darin besteht der Fortschritt der Menschheit, daß sie das Große, das gewesen, nicht sterben läßt, sondern ewig aufbewahrt. Der Horizont der Menschheit wird reicher, weil qualitativ neue Gestalten an ihm auftreten, aber nicht immer höhere Potenzen der schon erschienenen. Dieser reichere Horizont erscheint zunächst nur dem Auge der hellen und starken Geister, die die Lehrer der Generationen werden, in deutlicher Gestalt; aber auch die Massen, die jene Gestalten nicht erkennen, wandeln in seinem helleren Licht.

Daß die Moral des Alterthums nicht übertroffen werden kann, hat Hegel dem Sinne nach ebenso ausgesprochen, wie Ranke. Unter Moral versteht Ranke ja hier nicht das Selbstgericht des Gemüts durch das

Gewissen — dieses Selbstgericht ist erst durch den Protestantismus in die Welt gekommen — sondern er versteht darunter die unerschütterliche Gewalt des Innern gegen das Aeußere. Themistokles mit seinem Ausspruch, der am wahrsten ist, wenn er erfunden ist: Wären wir nicht verloren gewesen, so wären wir verloren gewesen, ist das Beispiel solcher Moral. Dem Urtheil Rankes über Aristoteles stellt Nerrlich das cogito ergo sum entgegen und meint, damit den höheren Standpunkt des Cartesius zu beweisen. Nein, ehrlicher Enthusiast, der höchste Satz des theoretischen Erkennens, der ewige Grund des Idealismus liegt im Aristotelischen: das Ganze ist früher als die Theile, und im Olymp, wenn die Philosophen dahin versetzt werden, muß Cartesius vor Aristoteles niederknien und sagen: „Meister, aus deinem Lichtmeer habe ich einen Strahl aufzufangen gesucht; ist es mir gelungen?"

Aehnliches läßt sich über den Vergleich zwischen Shakspeare und Sophokles bemerken. Shakespeare ist reicher, ungebundener in den Charakteren und Gemüthsbewegungen, aber er übertrifft den Vorgänger nicht an Geisteshoheit, Formenadel und erschütternder Ahnung des ewig Geheimnisvollen.

Von Ranke wendet sich Nerrlich zu — Scherer. Das ist eine Geschmacklosigkeit. Er hätte sich begnügen sollen, ein Denkmal vorzuschlagen, dessen Sockelwände die 4 unsterblichen Aussprüche zieren, die er aus Scherers Poetik anführt:

1. „Wieviel ist den Menschen ihr Vergnügen werth! Wieviel thun sie, um sich Vergnügen zu verschaffen!"
2. „Es ist wahrscheinlich, daß das poetische Schaffen eine starke innere Erregung voraussetzt."
3. „Die Menschen sind überhaupt anders, wenn sie jung, als wenn sie alt sind."
4. „Wie oft kann man dasselbe Gedicht hören? Jedenfalls mehrmals."

Die Figur müßte ein sibyllinisches Buch mit dem Ausspruch in der Hand halten: „Nichts ist schlimmer, als die Angst vor dem Trivialen."

Von der geschichtlichen Methode wendet die Einleitung sich zur Stellung Jean Pauls in der Gegenwart. Dabei erhalten unsere classischen Dichter, ganz nach junghegelscher Art, jeder seinen Ort in einer aufsteigenden Reihe. Der Ort wird danach bestimmt, wieweit jeder Dichter in der Freiheit gekommen ist. Die Freiheit aber ist die Freiheit vom Christenthum, welches als die einseitige Negation des Diesseits, des Fleisches, das heißt der geistigen Wirklichkeit definirt wird.

Diese Definition entnimmt der Verfasser einer die Dinge sehr von außen nehmenden, aber stellenweise sehr geistreichen Plauderei Heines in dem Aufsatz „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", der 1834 in der sehr gemischten Sammlung erschien, die der Dichter den Salon taufte. Daß nach unseres Verfassers Sinn das Christenthum nicht bloß verworfen, sondern zugleich aufbewahrt werden soll, ist ein Gedanke, der sich bei einem Idealisten von selbst versteht, und den überdies auch Heine in dem erwähnten leichtfertigen Aufsatz mit einer aufrichtigen Ueberzeugung ausspricht, die fast rührend ist.

Jean Paul nun ist nach unserm Verfasser bei weitem nicht zur vollen Freiheit gelangt, aber er ist der größte unter den Classikern, weil er Humorist ist. Zwar verwahrt sich Nerrlich gegen den Schluß vom Humoristen auf den überlegenen Dichter, aber er zieht ihn doch. Die ganze Freiheit aber kommt erst nach Jean Paul durch Feuerbach. So werden Philosophen und Dichter durcheinander geworfen, noch dazu so fragwürdige Philosophen, wie Feuerbach, ohne Rücksicht auf den lebensvollen Gehalt ihrer Leistungen, lediglich nach den prinzipiellen Spitzen, die sie irgend einmal hingeworfen. Als ob auf solche Spitzen irgend etwas ankäme! Aber so waren die Junghegelianer. Der gute Ruge ließ den ganzen Goethe nur passiren wegen des Verses:

Ach ihr Götter! große Götter
In dem weiten Himmel droben!
Gäbet ihr uns auf der Erde
Festen Sinn und guten Muth;
O wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben.

Unser enthusiastischer Freund möchte die Welt des geistlosen Banausenthums, der rohen Zerstückelung aller Formen mit dem Fuß wegstoßen; er möchte eine Welt: des Gottes und des Geistes voll; damit ist er Aristokrat. Sein Bekenntniß wird wohl nicht allzuweit von dem, was Heine in jener Schrift aufstellt, abweichen: Wir wollen keine Sanscülotten sein, keine frugalen Bürger, keine wohlfeilen Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, u. s. w.

Es ist der echte deutsche Gelehrte. Für sich ist er die rührende Bescheidenheit und Entsagung, für seine ideale Welt fordert er alle Herrlichkeiten, die die Phantasie nur erdenken kann. Indem wir von diesem so ehrlichen und reichen Gemüth vorläufig Abschied nehmen,

rufen wir ihm zu: Geduld! Die Proteste gegen das aufgeblähte Banausenthum sind unvermeidlich, sind naturnothwendig. Aber sie sind vorläufig vergeblich. Die Philosophie hat vorläufig das Objekt gewechselt. Die Philosophie Hegels war die Theorie des creator spiritus. Den kann die heutige Philosophie nicht sehen, weil seine angestrengte Arbeit so viel Staub aufwirft. Die moderne Philosophie sammelt ein Gefäß voll Staub und zieht sich damit in ein stilles Gemach zurück. Es ist auch gut, den Staub zu analysiren. Wer könnte die Theorie der napoleonischen Feldherrnkunst schreiben, während der Feldherr die Schlacht kommandirt? Wer bei der Schlacht analysiren will, der muß sich an den Staub halten. Wenn die heutigen Schlachten geschlagen sind, dann wird die Philosophie wieder ein anderes Objekt haben.

Constantin Rößler.

Herzog Albrecht von Preußen.

Akademische Festrede*) zur vierten Säkularfeier seiner Geburt.

Von

Professor Dr. **Hans Prutz** in Königsberg i. Pr.

Vierhundert Jahre sind am 17. Mai verflossen, seit zu Ansbach Markgraf Albrecht von Brandenburg geboren wurde, als letzter Meister des Deutschen Ordens und erster Herzog in Preußen durch eine eigenthümliche Fügung viel verschlungener Umstände dazu berufen zuerst von allen deutschen Fürsten aus der, ihren Anfängen getreu, noch jugendkräftig und zuversichtlich einherschreitenden Reformation die sonst noch scheu gemiedenen politischen Konsequenzen zu ziehen, damit den Weg zu zeigen, auf dem allein Deutschland von dem unheilvollen Zwitter des geistlichen Fürstenthums befreit werden konnte, das ihm schon so verhängnißvoll geworden war und noch zweimal — im dreißigjährigen Kriege und zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts — verhängnißvoll werden sollte, und so der Begründer des Staates zu werden, der dem Staate der deutschen Zukunft nicht blos Namen, Wappen und Farben geben, sondern auch zuerst europäische Bedeutung verleihen und damit den Weg zu künftiger Größe öffnen sollte.

Dieses Tages zu gedenken ist vor allem die Hochschule berufen, die seinen Namen trägt und — die eigenste und bedeutendste Schöpfung seines Geistes — nun selbst bereits im vierten Jahrhundert getreulich an der Lösung der hohen Aufgabe arbeitet, die er ihr gestellt hat, vorgeschoben in die äußerste nordöstliche Grenzmark eine Pflegstätte zu sein evangelischen Glaubens, deutscher Gesittung und preußischer Treue. Wohl aber möchte sie wünschen, daß ihres Festredners Stimme hin-

---

*) Dieser Aufsatz giebt die Rede wieder, welche am 15. Mai d. J. aus Anlaß der vierten Säkularfeier der Geburt Herzog Albrechts in Gegenwart Sr. Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen und Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin bei dem Festakte in der Aula der Albertus-Universität in einer durch die Kürze der Zeit gebotenen gedrängteren Gestalt gehalten wurde.

aus über diesen Raum, weit hinaus über den Kreis ihrer akademischen Bürger ertöne, um das Volk nicht blos Altpreußens, sondern das ganze preußische Volk, ja das ganze deutsche Volk zu verständnißvoller Theilnahme zu gewinnen an der Säkularfeier eines deutschen Fürsten und seiner deutschen That.

Denn eine solche giebt dem heutigen Tag seine Weihe — eine That, in großer Zeit hervorgewachsen aus den kräftigsten Antrieben hoffnungsfreudiger nationaler Erhebung, nach Zeiten der Verdunkelung und des Irrthums in ihren Wirkungen erkannt als der verheißungsvolle Ausgangspunkt einer Entwickelung, die des deutschen Volkes Sehnen dereinst glorreich zu erfüllen bestimmt war.

Ein glänzendes Fürstenleben ist es freilich nicht, das uns der heutige Tag vor die Augen stellt. Mühselig und beladen war Herzog Albrechts Dasein, und so epochemachend seine That wurde, so wenig ist er selbst eigentlich ihrer froh geworden. Nicht blos in den überaus schwierigen Verhältnissen lag das, in die er gestellt war, mit denen er sein Leben lang rang und deren er doch nie völlig Herr wurde, — großen Antheil hatten daran seine persönliche Eigenart und die Schwerlebigkeit seines ganzen Wesens. Unwürdig wäre es dieses Tages, unwürdig der Wissenschaft, die heute für die Albertina das Wort führen darf, wollte sie die *geschichtliche Bedeutung* Herzog Albrechts mindern durch den Versuch ihm eine *geschichtliche Größe* anzudichten, die er *nicht* besaß.

Denn sicher gehörte er nicht zu den schöpferischen Geistern, die, ihrer Zeit vorauseilend, die großen Probleme der Zukunft ergreifen und festhalten, nicht zu den bahnbrechenden Naturen, die durch die sieghafte Gewalt einer gebietenden Persönlichkeit ein widerstrebendes Geschlecht mit sich vorwärts reißen, nicht zu den fest in sich geschlossenen Charakteren, die durch den harmonischen Einklang *ihres Könnens* mit dem *Wollen der Zeit* bereits den Mitlebenden als die auserwählten Werkzeuge der Geschichte erscheinen; auch fehlte ihm jenes Heldenthum des großen Entschlusses, der auf die Gefahr des Martyriums hin für das als recht Erkannte sein Dasein einzusetzen bereit ist. Mehr angelegt zu ausharrendem Dulden als zu thatenfrohem Handeln, zu vorsichtigem Abwarten als zu gewagter Entscheidung, der eigenen Kraft mißtrauend und daher leicht abhängig von anderen — so ist er, das Kind einer unklar gährenden, widerspruchsvollen Uebergangszeit, in seinem Leben und Wesen deren getreues Abbild.

Schwer lastete auf Albrecht das Elend deutschen Kleinfürstenthums zu Ausgang des Mittelalters. Der Sproß eines angesehenen, ehr-

geizig aufstrebenden Geschlechts, der Enkel des glänzenden Albrecht Achill, durch die Mutter den Trägern der polnischen, ungarischen und böhmischen Kronen nahe verwandt, mußte er doch, der dritte in der Reihe von zehn Söhnen und sieben Töchtern, eine standesgemäße Unterkunft erst zu gewinnen suchen. Am leichtesten schien das damals in der geistlichen Laufbahn: so befahl man den Knaben dem Kölner Erzbischof Hermann von Hessen, der ihm eine Pfründe verlieh, an der Erfüllung höher gehender Hoffnungen aber durch einen frühen Tod gehindert wurde. Auch eine ähnliche Anknüpfung in Würzburg schlug fehl. So versuchte der junge Hohenzoller das Glück im Einklang mit seinen angeborenen kriegerischen Neigungen: mit dem Vater, Markgraf Friedrich, zusammen focht er 1508 und 1509 für Kaiser Maximilian vor Padua und Roveredo. Ruhmlos und krank kehrte er heim. Auch am Hofe seines mütterlichen Oheims, des Königs Wladislaw von Böhmen und Ungarn, warb er vergeblich um eine Stellung.

Weder als Geistlicher noch als Soldat hatte er das gesuchte Glück gefunden; besser gelang es ihm vielleicht mit der Verbindung beider Thätigkeiten: so bestimmte ihn der Vater, Markgraf Friedrich, zum Eintritt in den Deutschen Orden, der nach des Herzogs Georg von Sachsen treffendem Worte längst ein Spital für die jüngeren Söhne deutscher Fürsten und Edelleute geworden war. Mehr als eine leibliche Versorgung war freilich auch dort zunächst nicht zu hoffen. Da wurde der Ordensmeister, Herzog Friedrich von Sachsen, der Hülfe gegen Polen zu werben nach Deutschland geeilt war, von schwerer Krankheit befallen. Es galt der bedrängten Genossenschaft ein neues Haupt zu küren, das ihr wenigstens durch einflußreiche Verbindungen einige Erleichterung gewährte. Da lenkte Hiob von Dobeneck, der Bischof von Pomesanien, die Blicke der um den sterbenden Meister versammelten Gebietiger auf den jungen Hohenzollern, der eben um den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze warb: dem Urenkel Wladislaw Jagellos, dem Sohn einer Jagellonin, dem Neffen seines Königs würde, so meinte man, Polen aus verwandtschaftlicher Rücksicht nachsehen, was seinem nationalen Interesse und seinem politischen Vortheil entgegen war, und was der Orden zu erzwingen doch niemals vermocht hätte. Nicht seine Fähigkeiten, überhaupt nicht sachliche Erwägungen, sondern nur die Rücksicht auf seine polnische Verwandtschaft empfahl den noch unbewährten Jüngling zum Nachfolger Friedrichs von Sachsen.

Arge Enttäuschung wartete beider Theile, die nicht durch ein inneres, geistiges oder sittliches Band, sondern nur durch Rücksichten des äußern Vortheils zusammengeführt waren. Die Meisterwahl von

1510 erwies bereits die Unhaltbarkeit des Ordens, vollzog eigentlich schon seine Säcularisation.

In harter Bedrängniß befand sich damals das Ordensland Preußen. Einst herrlich erblühend, als „das neue Deutschland" gepriesen, war es nach einem verwüstenden Kriege durch wirthschaftliche Noth, erschöpfenden Steuerdruck und ständischen Hader tief darniedergebeugt und erfüllt von gährender Unzufriedenheit; der als Landesherr waltende Orden, der Träger ehemals der höchsten sittlichen und der reifsten politischen Ideen des Mittelalters, ohne Begeisterung und ohne Pflichtgefühl, unkriegerisch und voll Selbstsucht, als polnischer Lehnsmann selbst seines Deutschthums nicht sicher. Unabwendbar schien für das zerbröckelnde Reich der Verlust des Koloniallandes, das Deutschlands Adel mit seinem Blute, Deutschlands Bürger mit ihrer Arbeit, Deutschlands Bauern mit ihrem Schweiße zum gemeinsamen Besitz des Vaterlandes gewonnen hatten.

Das Ordensland der leidigen polnischen Lehnshoheit zu entziehen war die Verpflichtung, die Albrecht übernommen hatte. Ihre Erfüllung erwies sich als unmöglich. Wohin er sich wandte, überall versagte man sich ihm: statt thatkräftiger Hülfe fand er bei den verwandten und befreundeten Fürsten leere Vertröstungen, bei dem Kaiser erst nicht uneigennütziges ermuthigendes Zureden, dann zweideutiges Hinhalten, schließlich schnöden Verrath, bei der römischen Kurie schadenfrohe Zweideutigkeit, bei Polen steigenden nationalen Eifer zu endlicher Gewinnung der längst begehrten Beute, — im Lande selbst bei den verweltlichten Ordensbrüdern Theilnahmlosigkeit und Eigennutz, bei den Unterthanen Mißtrauen und rebellischen Trotz, drohende Abfallsgelüste — die traurigen Früchte langjähriger Mißregierung in einem Staatswesen, das der beginnenden neuen Zeit gegenüber jeder Berechtigung entbehrt: auch ein größerer Geist und eine frischere Kraft wären solchen Schwierigkeiten erlegen.

Neun Jahre lang (1511—19) hat Albrecht durch diplomatische Künste die Entscheidung hingehalten; als er endlich zu den Waffen griff, war des Ordens Erliegen unabwendbar. Da gewährte der Thorner Stillstand (1521) eine letzte Frist: danach mußte, so schien es, des Ordens und Preußens Verhängniß sich erfüllen. Tief entmuthigt, ohne Unterthanen, ohne Freunde, ohne Geld, selbst mit unfürstlicher Noth ringend, so zieht er in das Reich, indem er das murrende Land der Obhut des klugen, weitblickenden und thatkräftigen Georg von Polentz befiehlt, des Soldaten und Juristen, den er im Feldlager vor Padua kennen gelernt, der ihm zu Liebe den weißen Mantel genommen und seit 1519 als Bischof von Samland und bald (1521) Administrator

auch des pomesanischen Bisthums der Träger des geistlich-weltlichen Regiments und einer neuen Zukunft des Landes wurde.

Einst hatte man von dem verfallenden Reich aus nicht ohne Neid nach dem „neuen Deutschland" an der Weichsel geblickt: in der Person seines Meisters bittend von Hof zu Hof ziehend, heischte dieses jetzt Hülfe und Rettung von dem Mutterlande.

Und das geschah zur glücklichen Stunde. Jetzt war Deutschland ein anderes geworden: von des Wittenberger Mönches gewaltigem Nachruf geweckt hatte das deutsche Volk die Neugestaltung seines gesammten Daseins muthig in die eigene Hand genommen und schien trotz mancher Enttäuschung auf dem Wege sie im Fluge zu glücklichem Ende zu führen. Um so größern Eindruck mußte das auf Albrecht machen, je weniger er bisher in kirchlichen und politischen Dingen einen in der Tiefe der Ueberzeugung wurzelnden Standpunkt gewonnen hatte.

Theologische Streitfragen, die nachmals für seinen grübelnden Sinn nur allzu viel Anziehungskraft gewannen, lagen ihm damals noch fern. Daß er für die Kirche, in der er geboren war und der er als Rittermönch angehörte, irgend welchen Eifer gehegt, ist nirgends erkennbar. Sah er dieselbe doch eben, in offenbarem Einverständniß mit Polen, dessen feindlichen Absichten durch ungeduldiges Drängen auf eine Reform des Ordens möglichsten Vorschub leisten.

Mit leeren Händen heimgekehrt fand Albrecht in Preußen alles in vollster Auflösung. So zog er im März 1522 wiederum westwärts: vielleicht daß er auf dem Nürnberger Reichstage glücklicher war, oder daß der von der nationalen Bewegung mächtig ergriffene christliche Adel deutscher Nation dem Orden seine Schwerter lieh: die Katastrophe Sickingens, der ihm schon einmal seinen Sohn Hans mit schwerem Feldgeschütz zu Hülfe geschickt hatte, machte auch diese Hoffnung zu nichte.

Von einer ganz anderen Seite aber leuchtet eben damals ein Rettungsschimmer auf. In Nürnberg, zu St. Lorenz, hört Albrecht den jungen Andreas Osiander — seinen geistigen Vater nannte er ihn später — das Evangelium verkündigen und wurde mächtig davon ergriffen. Wie einer der Ihrigen verkehrt er bald mit den Freunden der neuen Lehre; sie scheint ihm besser begründet als die katholische, der man nach seiner Meinung durch die Verbrennung anstößiger Schriften doch nicht mehr aufhelfen kann. Damals erst erhielt dieses unstät schwankende Fürstenleben einen befriedigenden Inhalt und gründete sich fest auf einen unerschütterlichen Felsen. Damals ist auch der Gedanke an eine Reformation des Ordens in ihm aufgestiegen: wenn auch nicht über ihr letztes Ziel, über ihre Richtung war er sich bald klar. Kein

anderer als Luther hat sie an die Hand gegeben. Vom 28. März 1523 datirt seine Mahnung „An die Ritter Deutsches Ordens, daß sie falsche Keuschheit meiden und zu der rechten ehelichen Keuschheit greifen sollen", in der die Grundzüge kirchlicher, politischer und sozialer Reformation für Preußen entworfen wurden. Sie erwies den Widersinn der Regel, empfahl die Säcularisation, durch die mit der Zeit „eine recht ordentliche Herrschaft" entstehen könnte; sie sei hier leichter als sonstwo, weil die Ritter des neuen Staats geborene Amtleute seien und so selbst versorgt würden, hier also „nicht die elende Noth vorhanden sei, die manchen Bettelmönch im Kloster halte, nämlich des Bauches Sorge". Bereits im Juni 1523 schickt Albrecht seinen Rath, den Magister Johann Oeden, im tiefsten Geheimniß nach Wittenberg, um Luther die Ordensregel mitzutheilen und Vorschläge zur Reformation des Ordens und des Klerus im Ordensland zu erbitten*).

Welche Antwort ihm wurde, wissen wir nicht. Aber bereits im September erschien Albrecht selbst in Wittenberg: sich von der thörichten, widerspruchsvollen Regel loszusagen, ein Weib zu nehmen und Preußen als Fürstenthum oder Herzogthum zu einem weltlichen Staat zu machen, lautete Luthers Rath. Melanchthon stimmte bei. Albrecht schwieg, aber lächelte**): ob zustimmend, ob in stummer Resignation so kühne Gedanken als unausführbar bezeichnend, bleibt zweifelhaft. Doch möchte man fast das Letztere vermuthen. Denn die Lage in Preußen schien damals völlig verzweifelt, und schon hatte der Hochmeister den jede Geldhülfe weigernden Ständen durch Georg von Polentz erklären lassen, „Verhungerns halber" zu ihnen zurückzukehren habe er keine Lust, da er als geborener Fürst zu Brandenburg sich von seinem Väterlicheu unterhalten und die anderen in Preußen „in der Brühe sitzen lassen" könne***) — harte, lieblose Worte, welche zeigen, wie hier noch jede Gemeinschaft zwischen Fürst und Volk fehlte. Eine solche galt es erst zu schaffen, und geschaffen wurde sie durch die Reformation: denn sie machte das Evangelium, in dem Albrecht selbst in trostloser Zeit das kostbarste Gut gewonnen hatte, zum kostbarsten Gut auch des preußischen Volkes. Albrecht selbst tritt bei dem Vollzug der großen Umwandelung freilich auffallend zurück. Nicht bloß persönliche Rücksichten und politische Erwägungen waren dabei maßgebend, es kommt darin auch der besondere Charakter und die in ihm wurzelnde weltgeschichtliche Bedeutung der

*) Die Instruktion für ihn vom 14. Juni 1523, neuerdings mitgetheilt von Tschackert in der Zeitschrift für Kirchengeschichte XI, 2, S. 279.

**) Luther an Briesmann, d. 4. Juli 1524 bei de Wette, II, S. 526.

***) Akten der preußischen Ständetage herausg. von E. Töppen V, S. 811—12.

preußischen Reformation zum Ausdruck. Denn sie wurde für das gesammte deutsche Volk nicht minder eine rettende That, wie die, welche nahezu drei Jahrhunderte später von derselben äußersten Grenzmark aus Preußen und Deutschland aus tiefster Erniedrigung muthig zur Freiheit emporriß. Und auch im sechszehnten Jahrhundert fügte es die sorgenvolle Noth der Zeit, daß Fürst und Volk anfangs gesonderte Wege gingen und scheinbar entgegengesetzte Richtungen verfolgten, um in dem großen Augenblick der Entscheidung sich zu unlösbarer Gemeinschaft zusammenzufinden.

Geboren aus dem kühnen, seiner selbst gewissen Geiste, der, aus der Tiefe des deutschen Volksthums seine Kraft schöpfend, Luther bis zu dem verhängnißvollen Jahr 1525 erfüllte und zum Vorkämpfer nicht bloß der kirchlichen, sondern auch der politischen und socialen Erneuerung Deutschlands machte, wuchs die preußische Reformation aus dem Volke selbst hervor, begann und vollendete sich als Volkssache, während die Bewegung im Reich, seit Luther in Folge der Greuel des Bauernkriegs vor den Konsequenzen seiner evangelischen Principien zurückschreckte, in ihrem natürlichen Laufe aufgehalten, eingeengt und abgelenkt und damit in ihrer Kraft gebrochen wurde. In Preußen allein ist die Reformation ihrem Ursprung treu geblieben und so vollendet worden, wie sie begonnen, wie sie in der ersten großen Zeit hoffnungsfreudigsten Aufschwungs als Sache der ganzen deutschen Nation durchgeführt zu werden berufen schien. Noch hatte nur in einzelnen Städten das Bürgerthum die neue Lehre muthig ergriffen; noch war kein deutscher Fürst rückhaltlos zu ihr übergetreten; noch war nirgends reformirt, nirgends der Aufbau der neuen Kirche begonnen: selbst in der Wittenberger Stiftskirche war die Messe abgeschafft gegen den Widerspruch Friedrichs des Weisen, der persönlich alle Zeit an dem Reliquien- und Heiligenkult festhielt und in Luther nicht den Reformator, sondern den berühmten Professor schätzte, der seiner Universität zur Zierde gereichte und zur Erhaltung ihrer Blüthe nicht entbehrt werden konnte. In Preußen zuerst ist wirklich reformirt worden: also auch in jenem größten Wendepunkte seiner Geschicke ist Preußen Deutschland vorangegangen, und noch im Frühjahr 1525 berichtet Luther selbst voll frohen Dankes von dem Wunder, wie das Evangelium, in Ober- und Niederdeutschland, wo es zuerst verkündet, abgelehnt oder angefeindet, einem mit schwellenden Segeln dahinfliegenden Schiffe vergleichbar, nach dem fernen, bisher von dem Dunkel der alten Kirche bedeckten Preußen geeilt sei*).

*) In der Widmung des Commentars zum Deuteronomium an Polentz: de Wette II, S. 649.

Und als dann später auch in den anderen deutschen Landen die Reformation eingeführt wurde, da geschah das nicht mehr in dem großen, freien, volksthümlichen Sinn des aufsteigenden Lutherthums: aus einer Sache des Volks war sie eine Sache der Fürsten, aus einer nationalen Sache eine Sache der Politik geworden. In Preußen dagegen trat sie, unter treuer Bewahrung ihres ursprünglichen Wesens, ins Leben genau auf dem Wege, den, aus seiner unvergleichlichen Kenntniß der deutschen Volksseele, an der er damals noch nicht zu seinem eigenen Schaden zu zweifeln begonnen hatte, Luther selbst ihr vorschrieb, nicht ohne fein diplomatische Benutzung der allgemeinen Lage und der besonderen Verhältnisse des Ordenslandes.

Seit dem Sommer des Jahres 1523 wirkte in Preußen der ehemalige Franziskanermönch Johannes Briesmann. Seine Unterweisung gewann den theologisch ungelehrten Landesregenten Georg von Polentz dem Evangelium, zu dem er sich bereits Weihnachten 1523 von der Kanzel seines Domes zu Königsberg muthig bekannte. Im Januar 1524 erließ er, als „Bischof allein durch Gottes Gnade", ein Mandat, das die Taufe nur in deutscher Sprache anordnete und den Geistlichen Luthers Schriften zu studiren empfahl. Bald erschienen, von Luther als „Evangelisten", wie er sagte, nach Preußen gesandt, Amandus, Poliander, Speratus: durch sie der neuen Lehre zugeführt sollten Adel und Volk von dem Hochmeister fordern, daß er sich vermähle und die ungeheuerliche Mißbildung des geistlich-weltlichen Zwitterstaates in eine rechtmäßige Herrschaft verwandele. Allmählich, so rieth Luther, müsse man sie dahin bringen, zu dieser Erkenntniß anleiten, mit diesem Verlangen erfüllen und schließlich bestimmen den Meister zur Erfüllung ihrer Forderung scheinbar zu zwingen; auch Polentz thue gut sich vorläufig zurückzuhalten und erst der scheinbar ohne sein Zuthun vollendeten Thatsache zu fügen*).

Danach wurde denn auch verfahren und so die evangelische Lehre fast widerstandslos im Orden, beim Adel, unter dem Volk ausgebreitet. Schon im Juli 1524 kam auf einem Ständetage der Wunsch nach Vermählung des Hochmeisters zur Aussprache**), und am Schluß des Jahres war die Reformation vollendet unter glücklicher Abwehr der durch Revolution und Schwarmgeisterei drohenden Gefahren. Nicht als ein Akt gebietenden fürstlichen Willens, dem das Volk sich zu fügen hat — als ein Prozeß befreiender geistiger und sittlicher Wandelung des Volkes selbst trat die Reformation in Preußen ins Leben; sie bewirkte zugleich

*) Luther an Briesmann a. a. O. S. 527.
**) Akten der preußischen Ständetage V, S. 819.

eine Neugestaltung der politischen und der socialen Verhältnisse und wurde daher hier auch in höherem Maße als in den deutschen Landen, wo sie nachmals durch das erstarkende Fürstenthum Eingang fand, die alle weitere Entwickelung bedingende und bestimmende Grundlage für die Zukunft von Land und Volk.

Höchst widerspruchsvoll war nun aber die Lage Preußens. Es war reformirt, sein Fortbestand als Ordensstaat unmöglich; Albrecht aber hatte durch den Anschluß an die neue Lehre die ursprüngliche Grundlage seiner landesherrlichen Rechte verwirkt. Auch war sein Verhalten der preußischen Bewegung gegenüber weder klar noch einwandsfrei. Sein Einverständniß mit Polentz ist zweifellos: dennoch hat er ihn römischen Beschwerden und Drohungen gegenüber wiederholt verleugnet. Scheinbar entschlossen den von Luther gewiesenen Weg bis zu Ende zu gehen, kann er doch den Muth zu einer offenen Erklärung nicht finden und sucht immer von Neuem auf Grund der bisherigen Ordnung eine Verständigung mit Polen. Ja, als sie sich als unerreichbar erwies, war er drauf und dran das Meisteramt niederzulegen, Land und Leute dem Memeler Komthur Erich von Braunschweig zu befehlen und sich in den lohnenderen Dienst der französischen Krone zu begeben. Eine solche Wendung freilich konnte Polen selbst nicht wünschen: es wäre dadurch ins Unrecht versetzt, für die ihm selbst drohenden üblen Folgen wäre seine eigene Hartnäckigkeit verantwortlich geworden. Schon gährte es auch im „königlichen" Preußen; Danzig und Thorn, der Reformation zugefallen, rüsteten zum Aufruhr. Im Orden selbst wogte eine kriegslustige Stimmung auf, die den günstigen Augenblick zu benutzen drängte. Da endlich kam König Sigmund dem Neffen entgegen: im tiefsten Geheimniß ließ er ihn, wie Albrecht nachmals selbst berichtet hat*), zu Nürnberg durch den Stargardter Hauptmann Achatius von Zehmen auffordern, das Hochmeisteramt an niemand als ihn selbst abzugeben, er werde ihn dafür „mit Land und Leuten, auch mit einem Dienstgeld freundlich versorgen und versehen".

So öffnete sich ein überraschender Ausweg. Das Bemühen den Orden der polnischen Lehenshoheit zu entziehen hatte Albrecht dem Evangelium zugeführt; das Evangelium in Preußen zu erhalten suchte er jetzt den Schutz Polens auf. Denn vom Reiche, wo eben mit den Schrecknissen des Bauernkrieges das Verhängniß der Reformation hereinbrach, war für das reformirte Preußen hinfort nur Anfeindung und Verfolgung zu erwarten. Vor der drohenden Reaktion der spanisch-habsburgischen

---

*) S. Beiträge zur Kunde Preußens IV, S. 80ff.

Weltmacht suchten Albrecht und sein Land Schutz bei dem duldsameren Polen.

Schnell kam man nun zum Schluß. Am 10. April 1525 wurde Albrecht zu Krakau als erblicher Herzog von Preußen belehnt. Wohl sträubten sich die Stände, namentlich die durch das Elend der letzten Jahre tief verbitterten Städte noch kurze Zeit gegen die Anerkennung der neuen Ordnung; aber schon Ende Mai war sie auch von ihnen vollzogen.

Dreiundvierzig Jahre hat Albrecht seines fürstlichen Amtes gewaltet. Daß sie nach außen erfolgreicher und innerlich glücklicher gewesen seien als die vierzehn Jahre seines Hochmeisterthums, kann man nicht sagen. Mannigfache Gefährdung von außen, die Sorge vor den möglichen Folgen der auf ihm lastenden Reichsacht, harte finanzielle Bedrängniß, unerquicklicher Hader mit den aufsätzigen Ständen, erbitterte kirchliche Streitigkeiten ließen Albrecht sammt seinem Volke des neuen Daseins nicht froh werden und brachten sein redliches Bemühen für Preußens Wohl um den rechten Segen und die rechte Frucht. Zudem machte der Mangel an selbständigem Urtheil, an Muth zur Uebernahme der Verantwortung für eine Entscheidung Albrecht abhängig von seiner Umgebung, und seine liebenswürdige Menschenfreundlichkeit, seine gelehrten Liebhabereien und namentlich seine Neigung zu spitzfindigen theologischen Distinktionen überlieferten ihn zeitweilig ehrgeizigen Strebern, religiösen Eiferern, ja dunklen Abenteurern. Dazu kam schweres häusliches Leid: seine dänische Gemahlin und bis auf eine Tochter alle Kinder, die sie ihm geschenkt, sah er dahinsterben, den Vater unheilbarem Wahnsinn verfallen und nach dem furchtbaren Gesetz der Vererbung die Spuren davon in dem Sohne wieder aufleben, den ihm seine zweite, braunschweigische Gemahlin geboren und der ihm dereinst nachfolgen sollte.

Schwer hat der sorgenbeladene Fürst am Leben getragen. Um so mehr wurde ihm da sein evangelischer Glaube der im Sturm von Noth und Trübsal bewährte Anker, um so erquickender die Erholung und Erhebung, die ihm die Pflege mannigfacher geistiger Interessen gewährte. Dieser evangelischen Ueberzeugungstreue und diesem wissenschaftlichen Sinn entsprang der große Gedanke zur Gründung der Albertus-Universität, entsprang die wohldurchdachte, planmäßige Vorbereitung ersprießlichen Wirkens für sie durch die sorgsam aufbauende Pflege des Volksunterrichts und des höheren Schulwesens. Dadurch erschloß er Preußen dem befruchtenden Strome deutschen Geistes, versicherte es, zum Theil ganz persönlich, durch einen umfänglichen Brief-

wechsel mit den Männern der Wissenschaft*), dauernder Gemeinschaft mit Deutschlands fortschreitender Geisteskultur und setzte es so in den Stand, trotz seiner insularen Abgeschlossenheit inmitten der mächtig andrängenden Gefahren der Katholisirung und der Polonisirung evangelisch und deutsch zu bleiben.

So unklar und unfertig, so unerfreulich in mancher Hinsicht des neuen Staates Zustände damals auch noch sein mochten, — eine Fülle verheißungsvoller Anfänge zu folgenreichster Entwickelung knüpft sich an Herzog Albrecht. So erschien er denn auch den Zeitgenossen als der Träger für die bessere Zukunft des Landes, und ihnen sprach Georg von Polentz aus der Seele, wenn er seine Mahnung zur Vorsicht vor angeblichen polnischen Nachstellungen mit den Worten begründete: „So etwas E. F. G. geschähe, würden wahrlich nicht elendere und betrübtere Leute in der ganzen Christenheit sein als wir armen Preußen dieses Fürstenthums", denn „wir würden schwerlich bei dem Evangelium bleiben können, sondern mit Gewalt und Tyrannei davon gedrungen und abgehalten werden**).

Als Polentz diese Worte schrieb, zwanzig Jahre nach der Säcularisation, war die Reformation längst durchaus monarchisch geworden, und der Glaube des Landes wurde bestimmt durch den Glauben des Landesherrn. Trotz ihrer abweichenden Entstehung wurde nun auch die preußische Reformation des Segens theilhaftig, der von dem mächtig erstarkenden monarchischen Prinzip ausging, in voller Entfaltung freilich erst, seit des Großen Kurfürsten vielgewandte kühne Politik die polnische Hoheit beseitigt und die durch sie bisher gedeckten Stände dem Gemeinwohl des werdenden Großstaats dienstbar gemacht hatte. Diese straffe monarchische Ordnung war es, die in den Stürmen der folgenden Zeiten das Herzogthum vor dem traurigen Geschick bewahrt hat, dem das sonst in ähnlicher Lage befindliche Westpreußen verfiel, indem es, zur polnischen Provinz herabgedrückt, in seinem Glauben bedroht und in seiner deutschen Nationalität geschädigt, slavischer Barbarei verfiel, aus der es nach zwei Jahrhunderten elendester Knechtschaft erst Friedrichs des Großen rettende That befreite.

Den großen Männern wird man Herzog Albrecht nicht zuzählen; Großes aber hat er ermöglicht. Kommen doch in Zeiten gewaltiger weltgeschichtlicher Konflikte nicht selten gerade solche Naturen zu segens-

---

*) Joh. Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Königsberg 1841.

**) Tschackert, Georg von Polentz in den Kirchengeschichtlichen Studien Hermann Reuter gewidmet. S. 160.

reichstem Wirken: ausgleichend, mildernd, vermittelnd, bringen sie, wenn auch zunächst unter theilweisen Verzicht auf das Princip, das zur Zeit allein Erreichbare in Sicherheit und legen so noch inmitten stürmischer Kämpfe den festen Grund für eine allmählich fortschreitende Entwicklung. Von den Mitlebenden ernten sie freilich selten viel Dank. Um so voller erkennen spätere Geschlechter ihr bei aller Unscheinbarkeit unvergängliches Verdienst. So ist es auch Herzog Albrecht gegangen. Und herrlich erfüllt worden ist das Wort, das Friedrich von Heideck den mit der Huldigung zögernden Landedelleuten und Königsbergern zurief, die neue Ordnung sollte ihnen nicht zum Schaden, ihren Kindeskindern aber zum Segen gereichen!*)

Mehr denn je erfüllt uns in dieser Erkenntniß gerade heute das Gefühl ehrfürchtigen Dankes. In einer Entwickelung sondergleichen wurde der Herzogshut zur Königskrone. Der Königskrone, in Demuth vom Tische des Herrn genommen, gesellte sich, der Preis glorreichsten Kampfes, die deutsche Kaiserkrone. Von beiden, die ihres erhabenen Rector magnificentissimus Haupt schmückten, fiel ein beglückender Abglanz auf die dankbare Albertina. Heute begrüßt sie in ehrfurchtsvoller Huldigung ihres Kaisers und Königs, ihrer Kaiserin und Königin Majestäten bei der Säkularfeier Ihres Ahnen, ihres Stifters, die so für sie selbst ein unvergeßlicher Ehrentag wird. In pietätvollem Aufblick zu dem Bilde des ersten preußischen Herzogs, in dankbarer Erinnerung an alles das, was seitdem diesem Lande und Volk durch das Haus der Hohenzollern geworden ist, und in hoffnungsfreudigem Vertrauen auf die Zukunft erneut sie da an den Stufen des Thrones das Gelübde unwandelbarer Treue und erfleht mit dem jubelnden Volke Altpreußens, mit dem preußischen, mit dem deutschen Volke des Himmels reichsten Segen für Eure Kaiserlichen und Königlichen Majestäten: Gott schütze, Gott segne in Ihnen und durch Sie das preußische, das deutsche Vaterland!

*) Akten der preußischen Ständetage a. a. O. S. 777.

Politische Correspondenz.

Die allgemeine Lage Deutschlands und Europas.

Berlin, Ende Juli 1890.

Die Franzosen haben ein neues Modewort in Umlauf gesetzt. Alles ist fin de siècle. Alles trägt den Modergeruch eines sterbenden Jahrhunderts an sich, aber zugleich ist dieser Modergeruch vermischt mit gewissen frischen Düften einer unbekannten Zukunft, wie sie der Wanderer wahrnehmen mag, der nach einem Tagemarsch in Staub und Sonnenbrand zugleich den Geruch der letzten Moderpflanzen und zugleich den Duft der Blumengefilde und rieselnden Quellen empfängt, in die er bald eintreten wird. Es ist eine echt französische Erfindung, nur ist sie zu rasch gemacht worden. Wir sind noch nicht fin de siècle, wir haben noch zehn Jahre in diesem Jahrhundert zu wandeln und zu wirken, und diese zehn Jahre müssen, wenn es irgend eine Berechnung der menschlichen Zukunft giebt, große Prüfungen und große Neubildungen bringen.

Da giebt es freilich Leute, die sich für klug halten, weil sie schrecklich kurzsichtig sind, und die in ihrer Selbstzufriedenheit nicht oft genug das Wort des Fürsten Bismarck wiederholen können: Deutschland sei ein saturirtes Land. Ach ja, saturirt sind wir, wir möchten niemandem etwas nehmen. Aber es ist doch schlimm, wenn man sich eben satt gegessen hat und nun sehen muß, wie Haus und Keller von fremden Händen geleert werden, so daß für die nächste Mahlzeit kaum noch Krümlein vorhanden sein werden. Da könnte man bei vollem Magen peinliche Vorgefühle künftigen Hungers bekommen.

In der That, es gab eine Zeit, es ist kaum zwei Jahre her, da rühmten wir uns der Eroberungen, welche unsere Industrie auf fremden Märkten machte, wir waren nicht wenig stolz, daß unsere Ausfuhr an Werth bei weitem unsere Einfuhr übertraf? Und jetzt? — Wie hat das Blatt sich gewendet? Im Jahr 1889 übertraf der Werth der Einfuhr den Werth der Ausfuhr um 800 Millionen Mark. Im Jahr 1888 führte Frankreich nach England aus 38 Millionen Pfund Sterling, im Jahr 1889 45 Millionen Pfund, dagegen führte Deutschland im Jahr 1888 nach England aus für 26,7 Millionen Pfund, im Jahr 1889 für 27 Millionen Pfund. Das ist also gegen die Zunahme der franzö-

fischen Einfuhr nach England eine winzige Zunahme. Der große Ueberschuß der fremden Einfuhr nach Deutschland kommt auf Rechnung Englands, Oesterreichs und leider auch Rußlands.

Das Gewicht der überschießenden Einfuhr wird allerdings von freihändlerischer Seite mit Vorliebe als ein eingebildetes hinzustellen versucht. Man beruft sich mit Recht darauf, daß der Güterverkehr nicht bloß in einem Austausch von Waare und Geld besteht, sondern daß noch sehr viele Dienstleistungen und Ausgleichsgeschäfte zu dem Tausch von Geld gegen Waare hinzutreten. Wenn wir also in dem einen oder dem andern Falle von einem fremden Land mehr Waare beziehen, als dieses von uns, und folglich anscheinend mehr Werthe dahin schicken, als wir von dort wiederbekommen, so kann es doch sehr wohl sein, daß wir uns das betreffende Land auf andere Weise tributpflichtig gemacht haben. Vielleicht haben wir in seinen Geschäften unser Kapital angelegt, vielleicht verdienen wir den Transport seiner Zusendungen, vielleicht treiben wir mit seinen Zusendungen Zwischenhandel, vielleicht verarbeiten wir seine Rohstoffe u. s. w. u. s. w.

Diese Tröstung ist im Allgemeinen recht gut, nur giebt es leider zu viele Symptome, daß sie gerade auf den uns angehenden Fall nicht zutrifft. Was wir uns kommen lassen, sind in der Hauptsache Colonialprodukte und Landwirthschaftsprodukte, die uns zur Nahrung und zum Genusse, aber keineswegs zum Stoff industrieller Erzeugnisse dienen. Wir können unsere Genüsse und unsere Ernährung nur mit den Erzeugnissen unseres Gewerbfleißes bezahlen, und bei dem Absatz dieser Erzeugnisse haben wir überall einer mannigfaltigen und starken Konkurrenz zu begegnen. Wenn wir einmal diese Konkurrenz geschlagen haben, so schlägt sie uns bald wieder, das ist der Lauf der Dinge. Wenn so ein Unglück begegnet ist, dann folgt stets das widerliche Schauspiel des gegenseitigen Verklagens mit den einfältigsten Beschuldigungen. Da wird das Unglück gesucht in den Lohnsteigerungen der Arbeiter, aber auch in den Cartellen der Unternehmer gegen das Sinken der Preise durch inländische Konkurrenz, ferner in den Getreidezöllen und anderweitigen Zöllen auf Nahrungsgegenstände, weil diese Zölle verhindern, den Arbeitslohn auf dasjenige Minimum herunterzudrücken, welches vielleicht in anderen Zeiten einmal erreichbar war. Wir aber sagen: fluchwürdig ist die Industrie, deren Siege auf das Herunterdrücken des Arbeitslohnes zum Minimum nach dem sogenannten ehernen Lohngesetz gebaut sind.

Die verständigste Erklärung des plötzlichen Niederganges in der deutschen Industrie leitet ihn aus den großen Aufträgen her, welche der Staat aus Anlaß des bewaffneten Friedens und seiner sich steigernden Rüstungslast der Eisenindustrie geben mußte. Um jenen Aufträgen zu genügen, versäumte diese Industrie die Unterhaltung ihrer erfolgreich mit dem Ausland angeknüpften Beziehungen. Nun, da die Staatsaufträge erledigt sind, kann sie diese Beziehungen nicht wiederfinden, und das Schicksal der Eisenindustrie im Verdrängtwerden von fremden Märkten zieht andere Industriezweige mit ins Mißgeschick, auf

Grund einer gewissen Solidarität, die die Handelszweige eines Landes namentlich durch die Gleichheit der Vermittlung verbindet.

Der Schluß, den wir aus dieser Betrachtung ziehen, ist der folgende: Dasjenige Land, das seinen Wohlstand nur behaupten und entwickeln kann durch eine beständige Konkurrenz mit zahlreichen und kräftigen Nebenbuhlern ist jeden Tag allen möglichen Wechselfällen ausgesetzt und die Basis seines Wohlstandes ist eine klägliche. Wenn aber die Lage vollends so ist, daß dieses Land nicht bloß um den Absatz auf Märkten zu kämpfen hat, deren Konsumtionsbedürfniß wenigstens dauernd und steigend ist, sondern wenn das unglückliche Land für seinen Absatz auch noch auf Länder angewiesen ist, die den Ehrgeiz und die Kraft haben, in allen Stücken ihre eigenen Versorger, wenn auch durch künstliche Beschleunigungsmittel zu werden, so ist das gefährdete Land großen Verlusten preisgegeben. In diesem Fall ist jetzt Deutschland mit Amerika.

Unsere Leser haben wahrscheinlich bereits von den beiden Mac Kinley-Bills gehört. Mac Kinley ist ein Mitglied des Congresses und, wie man glaubt, ein Werkzeug des Staatssekretärs des Auswärtigen, des berühmten oder berüchtigten Blaine. Die eine dieser Bills ist eine Tarif-Bill und belegt die meisten Einfuhrartikel, die aus Europa nach den Vereinigten Staaten gelangen, mit so unmäßigen Zollsätzen, daß ihre Auflegung einer völligen Prohibition gleichkommen würde. Die Bill ist zwar vom Repräsentantenhause angenommen worden, aber man hält die Annahme durch den Senat für unmöglich. Blaine selbst soll bemüht sein, entweder zu vereiteln, daß die Bill auch nur an den Senat kommt, oder jedenfalls, daß sie dort angenommen wird. Der Präsident, General Harrison, fürchtet durch Bestätigung der Bill seine Popularität aufs Spiel zu setzen und würde jedenfalls sein Veto einlegen. Darauf möchte Blaine es nicht ankommen lassen und versperrt daher jetzt seinem eigenen Kinde, wie man annimmt, den Weg.

Es giebt aber noch eine zweite Mac Kinley-Bill, eine sogenannte Verwaltungs-Bill (administrative bill), und diese Bill, am 10. Juni genehmigt, tritt bereits am 1. August in Kraft. Diese zweite Bill beschäftigt sich mit der Zollerhebung. Bei der Einführung auswärtiger Waaren sind nämlich die Einführer gehalten, den Werth anzugeben, von welchem dann ein bestimmter Prozentsatz als Zoll erhoben wird. Um nicht die Zollverwaltung der Willkür der Einführer zu überliefern, bestand schon bisher die Vorschrift, daß die im Ausland zur Ausfuhr nach Amerika gelangende Waare in der Faktur, das heißt im Waarenverzeichniß mit Werthangabe, dem amerikanischen Konsul vorgelegt werden mußte, in dessen Amtsbezirk die betreffenden Waaren gekauft oder hergestellt worden. Der Konsul mußte darauf achten, daß die Faktur übereinstimmte mit dem Marktwerth zur Zeit der Ausfuhr.

Die amerikanische Zollverwaltung glaubt sich aber mit der Sicherheit, welche die Konsularaufsicht verschafft, nicht mehr begnügen zu können. Sie behauptet, oft betrogen worden zu sein. Nun wurde allerdings die Täuschung der Zollverwaltung dadurch erleichtert, daß die Einführer befugt waren, nachträglich die

Werthangabe ihrer Sendungen zu erhöhen. So kam vor, daß die Einführer ihre Werthangaben im Widerspruch mit der Faktur, die sie bei sich führten, erhöhten, wenn sie fürchteten, die Zollverwaltung werde genaue Nachforschung halten. Diesen Mißbräuchen will nun die Mac Kinley-Bill begegnen, aber sie begegnet ihnen so, wie der Sklave, der seinen Herrn mit einem Feldstein erschlug, um die Fliege auf dessen Nase zu tödten. Die amerikanischen Zollbehörden sollen nämlich das Recht erhalten, den Werth jeder Sendung von Neuem zu schätzen, und falls ihre Schätzung die Angabe der Faktur um zehn Prozent übersteigt, so soll neben dem richtig gestellten Zoll eine Strafe von 2 Prozent des abgeschätzten Gesammtwerthes für jedes Ueberprozent erhoben werden. Beträgt die Mehrschätzung mehr als 40 Prozent, so ist die Zollverwaltung berechtigt, die ganze Sendung in Beschlag zu nehmen. Darauf kann der Einführer zwar ein kontradiktorisches Verfahren verlangen, um seine Unschuld darzuthun, daß er nicht in betrügerischer Absicht gehandelt. Aber dieses Verfahren findet statt vor der nämlichen Behörde, welche die Beschlagnahme verfügt hat. Es ist klar, daß damit der Einfuhrhandel ganz und gar der Willkür der amerikanischen Zollbehörden überliefert ist, einem Personal, das in Bezug auf Korruption etwa dem russischen Beamtenthum gleichsteht. Diese Administrativ-Bill ist allerdings nicht der rasche Todesstoß, wie ihn die Tarifbill geführt hätte, aber der langsame Todesstoß der europäischen Einfuhr, und soll auch nichts anderes sein.

Von dieser Maßregel sind alle westeuropäischen Staaten und vorzugsweise auch Frankreich betroffen. Der französische Minister des Auswärtigen, Herr Ribot, hat daher bei verschiedenen Regierungen angefragt, ob Geneigtheit zu einem gemeinsamen Vorgehen vorhanden wäre. Man hat überall mit Achselzucken geantwortet, daß die gemeinsame Abwehr die Amerikaner nur noch wilder machen würde. Das ist nicht unrichtig, bekundet aber gleichwohl den kläglichen Zustand Europas. Denn der wahre Ablehnungsgrund ist, daß ein europäisches Handeln nicht zustande zu bringen ist. Sonst könnte Europa — wir sprechen immer nur von Westeuropa — den Amerikanern schon zeigen, was es vermag. Europa ist ohnmächtig, so lange es die tiefe Wunde nicht heilen kann, die seine Kraft je länger, desto mehr, erschöpft: die französisch-deutsche Feindschaft. Die traurige Wirkung dieser Wunde ist erstens die Unmöglichkeit, der amerikanischen Unverschämtheit zu wehren, von der wir noch ein anderes Beispiel ins Auge fassen müssen; zweitens die Unmöglichkeit, der Unverschämtheit Englands zu wehren, das eine zu drei Vierteln außereuropäische Macht ist. Das größte Unglück ist aber, die Unverschämtheit Rußlands ertragen zu müssen, die nicht nur die weitest gehende ist, sondern zugleich die gefährliche Bedrohung aller Kultur und Gesittung.

Fangen wir mit der noch zu erwähnenden amerikanischen Unverschämtheit an.

Rußland hat das im nördlichsten Amerika gelegene Territorium von Alaska im Jahre 1867 den Vereinigten Staaten abgetreten. Das war eine Zärt-

lichkeit, die erstlich nichts kostete und die zweitens einen Anlaß unangenehmer Streitigkeiten aus dem Wege räumte, denn die Yankees verlangten dasselbe Recht, das die Canadier auf Grund alter Gewohnheit unangefochten übten: an der Küste von Alaska bis hinauf in die Beringsstraße die Fischerei üben zu dürfen. Kaum hatten die Yankees Alaska in der Hand, als sie anfingen, den canadischen Fischern Schwierigkeiten zu machen. Aber erst nach und nach haben sie sich zu dem Gipfel der Unverschämtheit erhoben, auf dem sie heute angelangt sind, die Beringsstraße und das Beringsmeer für ein mare clausum zu erklären, das nur mit Erlaubniß der Yankees befahren werden dürfe. Die canadische Bevölkerung ist gegen die Yankees sehr ergrimmt, noch mehr aber gegen die eigene englische Regierung, die von den Canadiern angeklagt wird, ihre Rechte nicht kräftig genug zu vertheidigen. Die Yankees sind nun dazu fortgegangen, den canadischen Fischern zu drohen, ihre Boote in Beschlag zu nehmen. Da hat denn Lord Salisbury wohl oder übel erklären müssen, daß er den canadischen Fischern englische Kreuzer zu Hilfe senden werde. Einstweilen bleiben die canadischen Fischer zu Hause, weil es ihnen unbehaglich ist, der umstrittene und wehrlose Dritte zwischen auf einander feuernden Kriegsschiffen zu sein. Aber sie fahren fort, der englischen Regierung in den Ohren zu liegen, daß sie ihnen ihr Recht schaffen möge. Wie der Fall sich entwickelt, ist noch nicht vorauszusehen. England leidet hier eine gerechte Strafe für seine Politik, die europäischen Staaten zu verfeinden, anstatt sie moralisch zu führen, was es sehr wohl könnte, wenn es nicht in seinen eigenen Ansprüchen zu unverschämt wäre.

Diese Unverschämtheit hat sich Deutschland gegenüber bei der Theilung Afrikas hinlänglich gezeigt. Sie zeigt den Franzosen gegenüber bei der Art, wie England von Egypten Besitz ergreift, bei der Art, wie es seine Neufundländer in der Verweigerung der den Franzosen unzweifelhaft zustehenden Rechte unterstützt. Für die politischen Köpfe — ach, warum sind sie so selten? — in Deutschland, wie in Frankreich wird man nächstens einen Doppelchor komponiren müssen: Unsere Aussöhnung ist das hic Rhodus, hic salta! das die leidende Menschheit uns zuruft.

Der Reichsanzeiger vom 29. Juli hat die versprochene Denkschrift über die Beweggründe des deutsch-englischen Abkommens gebracht. Die Denkschrift ist vortrefflich abgefaßt. Man wird fast auf den erfreulichen Gedanken geführt, daß der Reichskanzler von Caprivi daran denkt, die Sitte der großen Staatsmänner der preußischen Regenerationsepoche wieder anzunehmen. Diese Staatsmänner begleiteten nämlich in den Jahren von 1808—1814 die wichtigen Akte der Gesetzgebung mit Erläuterungen, welche versuchten, das Volk auf den großartigen Standpunkt des Gesetzgebers zu erheben.

Der jetzige Reichskanzler hatte nun freilich bei dieser ersten Gelegenheit insofern eine schwierige Aufgabe, als es galt, die Nothwendigkeit eines an sich nachtheiligen Abkommens darzuthun, während die Gründe, auf denen die eigentliche Nothwendigkeit beruht, nicht wohl auszusprechen waren. Die Nothwen-

digkeit, uns England jetzt nicht zum Feinde zu machen, beruht auf der Gefahr des russisch-französischen Angriffs. Davon konnte nicht die Rede sein. Also mußten die schönen Augen der Engländer gerühmt werden, für die wir wahrlich nichts thun sollten, und auch wieder die unglückliche Stammverwandschaft, die uns möglicher Weise wieder von Seiten Englands die Höflichkeit einträgt, wir seien sein armer Vetter, vor dem man die Taschen zuhalten müsse.

Das Urtheil, das wir im vorigen Heft über das deutsch-englische Abkommen gefällt, ist im Ganzen durch die Denkschrift nicht geändert worden, der wir dennoch die höchste Anerkennung zollen. Denn sie zeigt, daß die Reichsregierung in der schwierigen Lage mit ebenso großer Festigkeit als Umsicht zu Werke gegangen ist. Schwierig war die Lage nicht blos durch die russisch-französische Feindschaft, sondern auch durch die Colonialfeindschaft des deutschen Manchesterthums. Die großen Ideen der deutschen Colonialfreunde waren ja nur zu verwirklichen, wenn das deutsche Reich auf alle die großen Gebiete, welche der kühne und tapfere Dr. Peters mit seinen Blutbrüderschaften und anderem Hokuspokus — wir betonen aber, daß dieser Hokuspokus reichlich so viel Werth und Giltigkeit hat, wie der von Russen, Yankees, Engländern u. s. w. — erworben hatte, sofort seine mächtige Hand legte. Dies jedoch war unmöglich wegen der auswärtigen Feinde und wegen der inneren Colonialfeinde. So hat denn die Reichsregierung durch ihre mit Nachdruck und Geschicklichkeit geführten Unterhandlungen für Deutschland in Afrika gerettet, was zu retten war. Es giebt in der Staatengeschichte Beispiele genug, daß ein objektiv nachtheiliges Abkommen dem Unterhändler, der die Nachtheile in den Kauf nahm, dennoch zum subjektiven Verdienst angerechnet werden muß. Wir brauchen nur an Thiers, den Unterhändler der Präliminarien von Versailles zu denken. Ein Fall dieser Gattung, wenn auch bei weitem kein so schlimmer, liegt hier vor.

Wichtig ist die Mittheilung der Denkschrift, daß bereits am 19. August 1889 Graf Hatzfeld, der deutsche Botschafter in London, im Auftrag der damaligen Reichsregierung auf Uganda in einem Schreiben an Lord Salisbury Verzicht geleistet hatte. Es geschah dies aus Anlaß der von Dr. Peters geleiteten Entsatzexpedition für Emin Pascha. Die damalige Reichsregierung war sehr mißgestimmt gegen Peters, der ihr schon das Hinterland von Sansibar aufgehalst und nun immer noch mehr aufhalsen wollte. Ob die Objekte, nach denen Peters auszog, werthvoll oder nicht werthvoll seien, danach fragte man nicht. Man wollte vor allem keinen Anlaß zu neuen Händeln.

Wir haben in der vorigen Korrespondenz die Gefährdung des deutschen Handels durch die Ueberlassung des Protektorates von Sansibar an England dargelegt. Die Denkschrift hat uns auch von der Unwahrscheinlichkeit dieser Gefährdung nicht überzeugt. Desto überzeugender ist aber ihre Ausführung, daß allerdings das deutsche Reich nicht in der Lage ist, die Insel Sansibar gegen eine Seemacht ersten Ranges zu behaupten.

Endlich hat die Denkschrift uns auch davon überzeugt, daß der strategische

Werth von Helgoland doch größer ist, als wir angenommen. Namentlich auch in Bezug auf die strategische Verwerthung des im Bau begriffenen Nordostsee-Kanals. Wenn die deutsche Flotte sich in Wilhelmshafen einmal durch die Kriegsschiffe des Kieler Hafens verstärken will, so darf sie nicht eine feindliche Flotte bei Helgoland sich gegenüber haben.

Zum Schluß müssen wir der Denkschrift noch das aufrichtige Lob spenden, daß sie durch die guten Waffen ihrer Gründe sich niemals verleiten läßt, höhnisch oder wegwerfend von denjenigen zu sprechen, deren Anschauung sie widerlegt. Sie erkennt vielmehr auch bei ihren Gegnern, namentlich aber bei denjenigen Männern, „deren Energie wir unsern Antheil an Afrika verdanken", die gute Absicht und den redlichen Willen an. Das ist sehr wohlthuend.

* * *

Der größte Fluch der Verfeindung, in der wir mit Frankreich leben, sind die hochgradigen Beleidigungen, die wir von Rußland hinnehmen müssen. Nicht genug an der scheußlichen Verfolgung des Deutschthums in den Ostseeprovinzen, erstreckt sich die Verfolgung auf das ganze Reich. Es ist fürwahr ein schlimmes Vermächtniß des Fürsten Bismarck, das er uns durch die, bei der Anwesenheit Alexanders III. zu Berlin im Oktober 1889 getroffene Abmachung hinterlassen, daß der deutsche Kaiser diesen Sommer wieder nach Rußland gehen muß. Das deutsche Gefühl muß sich empören, angesichts der Mißhandlung des deutschen Elements in Rußland den deutschen Kaiser dort einen Höflichkeitsbesuch abstatten zu sehen. Was aber würde das deutsche Gefühl sagen, wenn es die Beleidigungen vernehmen könnte, welche die russischen Zeitungen — nicht etwa Winkelblätter, sondern die Lieblingsblätter des kaiserlichen Hauses: Nowoje Vremja, Graschdanin u. s. w. — angesichts des bevorstehenden Besuches auf die Person des deutschen Kaisers häufen! Diese Beleidigungen bekommt in Deutschland niemand zu lesen, weil ihre Wiedergabe in deutschen Zeitungen den betreffenden Redaktionen die Anklage auf Majestätsbeleidigung zuziehen würde.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die inneren Zustände des heiligen Rußland. Auf den 1. August russischen Stils wird dort das neue Statut für die Semstwos in Kraft treten. Ueber das Institut der neuen Kreispolizei, durch Hauptleute mit Paschagewalt, haben wir öfters und zuletzt im Juniheft berichtet. Auch die Semstworeform haben wir schon einigemal besprochen, als sie noch im Werke war. Es handelt sich um gewählte Vertretungen der Kreise und Gouvernements, denen Alexander II. im Jahre 1864 beträchtliche Rechte der Selbstverwaltung verliehen hatte. Diese Semstwos sollen Anfangs mit Unvorsichtigkeit, was übrigens sogar in Deutschland vorgekommen ist, große Summen für die Landeswohlfahrt verwendet haben. Dann fing die Regierung an, ihre Rechte zu beschneiden, und nun sind sie ganz aufgehoben, die Rechte nämlich, denn den Körperschaften gönnt man noch ein Schattendasein. Sie gleichen nunmehr, wie ein Russe sich ausdrückt, den Statuen, denen man Arme

und Beine abgeschlagen. Alle Wahlen der Semstwos unterliegen der Bestätigung der Gouverneure oder des Ministeriums des Innern. Alle Beschlüsse kann der Gouverneur verhindern oder vor das Ministerium des Innern bringen u. s. w. u. s. w. Wie die Dinge in Rußland sind, sehen auch die Liberalen ohne Schmerz den Untergang dieser, einst mit den größten Hoffnungen begrüßten, aber längst verkümmerten Institution. Der faule Westen aber wird sagen, daß das heilige Rußland sich wiederum einen guten Schritt der unausbleiblichen Revolution genähert hat.

w.

Wirthschaftliches. Amerikanische Silberbill.

Der Gegenstand, den ich mir als Thema meiner diesmaligen Betrachtung gewählt habe, berührt sich mit der vorstehenden politischen Correspondenz unsres Herrn Mitarbeiters, und es ist um so nothwendiger ihn noch einmal zu behandeln, da meine Ansicht in einem grundlegenden Punkt eine durchaus abweichende ist.

Ich lese aus den Resultaten der Handelsbilanz für 1889 keineswegs einen Niedergang, sondern eine erfreuliche Fortentwicklung der deutschen Industrie heraus, von der, mit Ausnahme eines Punktes, nur zu bedauern ist, daß sie im laufenden Jahr nicht anzuhalten scheint. Die Unter-Bilanz von 800 Millionen Mark setzt sich zusammen aus einer schon im vorigen Jahr vorhandenen Differenz, einer Abnahme der Ausfuhr von 40 Millionen, einer Zunahme der Einfuhr um 724 Millionen Mark. Die Abnahme der Ausfuhr fällt hauptsächlich auf landwirthschaftliche Producte. Das hat entweder vorübergehende Gründe, wie die schlechte Ernte und die Viehsperren, oder sogar erfreuliche. Deutschland brachte seit langer Zeit sein bestes Mastvieh nach England; ein Zeichen, daß England reich genug war zu bezahlen, wozu die Mittel in Deutschland nicht ausreichten. Jetzt hat die Viehausfuhr um nicht weniger als 62 Millionen Mark in einem Jahr abgenommen. Das ist nicht weniger producirt, sondern im Lande verzehrt worden. In der Ausfuhr der fertigen Fabrikate ist überhaupt kein Rückgang, sondern sogar ein Fortschritt von 17,4 Millionen zu berechnen. Ganz ebenso ist es bei der Einfuhr. Die Zunahme fällt vorwiegend auf landwirthschaftliche Erzeugnisse, Rohstoffe und Halbfabrikate, so daß für die Ganzfabrikate nur eine Abnahme von 144 Millionen übrig bleibt. Zieht man nun aber in Betracht, daß im Jahr 1888 Hamburg und Bremen in das Zollgebiet übergetreten sind, so wird dadurch sicherlich die Differenz bei der Einfuhr vollständig ausgeglichen und das günstige Resultat für die Ausfuhr von Fabrikaten noch erheblich verbessert. Daß das Resultat nicht ein noch günstigeres war, daß z. B. Frankreich in der Versorgung Englands viel größere Fortschritte machte, braucht noch keineswegs aus einer generell ungünstigen Ursache zu entspringen. Im Gegentheil, es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Deutschland nur deshalb nicht mehr Fabrikate exportirte

und so viele importirte, weil sein eigener Wohlstand so sehr zugenommen hat, weil es selbst so sehr viel consumtionsfähiger geworden ist. In diesem Zustand ist ja England seit vielen Jahrzehnten: es hat stets eine schlechte Handelsbilanz nur deshalb, weil es selber so reich ist und so enormen Bedarf an fremden Producten hat. In Deutschland haben sich im Laufe der Zeit so viele Milliarden russischer, österreichischer, italienischer, serbischer, amerikanischer Werthpapiere angesammelt, daß unmöglich alle die Zinsen in baarem Gelde jährlich einfließen können, sondern ganz vorwiegend in Form von Producten, die naturgemäß unsere Handelsbilanz verschlechtern. Richtig ist nun freilich, daß ein Theil der Steigerung des inneren Consums und der daraus entspringenden allgemeinen Belebung der Industrie auf Rechnung der großen militärischen Staatsaufträge zu setzen ist. Darüber ist die Pflege der auswärtigen Handelsbeziehungen etwas zurückgetreten und der Vorsprung, den Andre mittlerweile gewonnen, ist nicht etwa durch bloßes Unterbieten im Preis wieder einzuholen. Aber was nicht sofort geschieht, kann allmälig geschehen; Deutschland steht groß genug im Welthandel da, um dergleichen kleine Schwankungen ertragen zu können. Es ist dieselbe Aufgabe, die uns in Ostafrika gestellt wird. Wir haben Zanzibar den Engländern überlassen, der gesammte Handel Ostafrika's concentrirte sich bisher an diesem Platz, und es ist nicht leicht, ihn auf einen festländischen Hafen, obgleich die natürlichen Verhältnisse diesem günstiger sind, hinüberzuleiten, weil einmal bestehende Absatz- und Handelsverhältnisse eine große Conservativität haben. Trotzdem hoffen wir, daß deutsche Zähigkeit und deutscher Handelsgeist diese Schwierigkeiten, die doch keine Unmöglichkeiten sind, hier wie da überwinden werden.

* * *

Die großen Gefahren, mit denen die Mac Kinley Bill's die gesammte europäische Industrie, nicht blos die deutsche bedrohen, sind von unserm Herrn Mitarbeiter mit beredter Anschaulichkeit geschildert worden. Merkwürdig genug geben aber die Amerikaner in demselben Augenblick, wo sie unsrer Industrie einen Theil ihrer Nahrung zu entziehen drohen, ein zweites Gesetz, welches der Industrie als starker Antrieb zur Weiterentwicklung dienen wird. Es ist das neue Währungsgesetz, welches die Silberprägung auf mehr als das doppelte vermehrt und durch Einführung eines neuen Papiergeldes die Circulation dieser großen Silbermassen erleichtert. Der Nachtheil nämlich, daß Silber in größeren Massen unbequem zu transportieren ist, soll dadurch ausgeglichen werden, daß ein Theil des Silbers je nach dem Begehr des Publikums nicht in Verkehr gesetzt, sondern Certificate ausgegeben werden, die, als voll gedeckt, unzweifelhaft immer mit dem vollen Metallwert circuliren werden und keinerlei Krisen-Gefahren ausgesetzt sind. Es findet also eine starke Vermehrung der Umlaufsmittel statt und daß eine solche Vermehrung anstachelnd auf Handel, Wandel und Industrie wirkt, darin sind Monometallisten und Bimetallisten einig.

Höchst interessant wird es nun sein, zu beobachten, wie dieser zunächst noch beschränkte Versuch der Rückkehr zur Doppelwährung verlaufen wird. Suchen wir den Punkt zu bezeichnen, auf den es dabei ankommt. Das alte Ideal der Goldwährungsmänner, eine einzige gleichmäßige Goldwährung für die ganze Welt zu haben, hat sich als verkehrt und verderblich herausgestellt. Es wird nur noch soviel Gold gefunden, daß jährlich nicht mehr als 100 bis 150 Millionen Mark zur Prägung für die ganze Welt übrig bleiben. Das ist so wenig, daß nothwendig Gold immer theurer, Waaren immer billiger werden müssen; ein Zustand, in dem Handel und Industrie ersticken. Obgleich ja die allgemeine Goldwährung noch nicht entfernt eingeführt ist, so ist doch der unerhörte Preisniedergang und die chronische Industriekrise in den 70er und 80er Jahren zum Theil gewiß schon von dem bloßen Versuch dieser Neuerung abzuleiten. Es kam freilich dazu, daß in derselben Zeit drei große Gebiete, Frankreich, Italien und Amerika von der Papier- zur Metallwährung übergingen und für 3700 Millionen Mark Papiergeld einzogen. (Vgl. Preuß. Jahrb. Bd. 57 S. 309 und Bd. 63 S. 263 einen Aufsatz von Professor Scharling.) Auch die bimetallistische Lehre hat sich nun aber nicht vollständig bewährt. Denn durch die künstlichen Hülfsmittel des Kredits (Giro, Checks) und durch starke Schutzzölle ist es gelungen, den Bedürfnissen des Wirthschaftslebens dennoch endlich wieder gerecht zu werden. So lange und so hart die Krisis war, einen so großen Umfang wie die Bimetallisten prophezeiten, hat sie doch nicht erreicht. Wir sind aber auch nicht sicher, ob sie, wenn des Ferneren fast gar kein Metallgeld in der Welt geprägt wird, nicht von Neuem eintritt.

Die bimetallistische Lehre ist nun, daß bei dem geringen jährlichen Zustrom an edlen Metallen zu dem ungeheuren, seit Jahrtausenden aufgespeicherten Vorrath das natürliche Verhältniß von Gold und Silber keinen so sehr großen Schwankungen ausgesetzt sei*). Wenn sich die großen, oder die meisten der großen Culturstaaten einigten, beide Metalle dauernd zu einem festen Werthverhältniß zu nehmen und auszuprägen, so würde das Gewicht eines solchen Beschlusses und einer solchen That so groß sein, auch die letzte Schwankung zu beseitigen. Die Goldwährungspartei dagegen lehrt, daß der Zustrom bald von Silber bald von Gold so groß und so wechselnd sei, daß keine staatliche Gewalt im Stande sei, ein festes Werthverhältniß aufrecht zu erhalten.

Das amerikanische Gesetz sucht durch eine praktische Probe diesen theoretischen Zwiespalt zu entscheiden. Wenn sich herausstellt, daß trotz der Jahre lang zwar nicht ganz suspendirten, aber doch stark eingeschränkten Silberausprägung, jetzt bei immer noch beschränkter Neuprägung das Silber sofort in die durch das Gesetz gewählte Werth-Relation (1 : 18) einspringt und sich darin erhält,

---

*) Natürlich nur wenn in dem Gebrauch zu Münzzwecken keine Veränderung eintritt; daß Silber resp. Gold im Werthe fallen müssen, wenn plötzlich keine Silber- resp. Goldmünzen in der Welt mehr geprägt werden, ist selbstverständlich.

so ist der Beweis erbracht, daß der bimetallistische Vorschlag durchführbar ist, daß jene fabelhaften Massen von Silber, die bei freier Ausprägung plötzlich in die Münzen einströmen würden, gar nicht existiren.

Nimmt also der Verkehr die Silbercertificate an und gleitet der Silberpreis nicht wieder herab, dann haben die Amerikaner durch ihr Experiment der Menschheit eine große Wohlthat erwiesen. Denn das unterliegt eigentlich auch bei den Monometallisten kaum noch einem Zweifel, daß der Bimetallismus, wenn er möglich ist, einen großen wirthschaftlichen Vortheil bieten wird.

D.

Deutsche Geschichte im Mittelalter.

Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden von Karl Wilhelm Nitzsch. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Dr. G. Matthäi. Drei Bände. Duncker und Humblot 1883-85.

Mancher Romfahrer, den erst nach langen Jahren das Wunderwasser von Fontana Trevi zurückgeführt in die Hauptstadt des neuen Italiens, hat erstaunt das veränderte Antlitz des Forums wahrgenommen, von dem die stolze Diagonale jener berühmten Ulmenallee verschwunden ist, um einer Aufwühlung des Erdbodens an diesem Friedhof antiker Erinnerungen Raum zu geben, deren Resultate jetzt, den naiven Beschauer mit unwillkürlichem Grauen erfüllend, gleich erbarmungslos aufgedeckten Totenbeinen zu Tage liegen. Man mag sich gern überzeugen lassen, zumal wenn man einen Archäologen zum Begleiter hat, daß diese Verunstaltungen im Interesse des topographischen Wissenstriebes nothwendig gewesen; niemand aber wird zugeben, daß wenn erst der Grundriß gehörig abgenommen und vermessen sei, es länger erforderlich bleibe, diesen wüsten Zustand zu erhalten.

Diesem Gefühl nicht unähnlich mag das eines Freundes deutscher Geschichte sein, der mit Antheil der Bewegung unserer Forschung gefolgt ist von dem Augenblick an, da „die heilige Vaterlandsliebe" diese Studien erweckte und beseelte, der es gelassen ertrug, wenn das Messer der Kritik allmählich die schönen Perlen unserer Schullesebücher, den Speerwurf König Ottos in den Ottensund, die Weiber von Weinsberg und gar den Barbarossa im Kyffhäuser von dem Gewand wahrheitsgetreuer deutscher Geschichte abtrennte —, der aber schließlich ungeduldig wird, wenn ihm von diesem schmuckentkleideten Gewand gar nur Fetzen in den Händen bleiben, und der Künstler nicht kommen will, der all' die beglaubigten, ächten, aus dem Schutt zusammengelesenen Trümmer mit sicherem Blick prüfend und ergänzend zu einem lebendigen Ganzen zusammenfüge.

Manchem scheint es nicht erfreulich, wenn (mit Goethe zu reden) „der ehrwürdige deutsche Fleiß, der mehr auf Sammlung und Ent-

wicklung von Einzelheiten als auf Resultate losgeht", das Feld zu ausschließlich behauptet, wenn Möglichkeit und Verpflichtung einer historischen Gesammtauffassung und Darstellung immer weiter aus dem Gesichtskreis dieser Studien zurücktritt, und eine Sammlung deutscher Antiquitäten das letzte Wort all dieser verheißungsvoll begonnenen Arbeit zu werden scheint.

Die geschichtliche Erforschung des deutschen Mittelalters ist bei uns mit einer Planmäßigkeit organisirt und disciplinirt worden, gegen die selbst die großen Leistungen benediktinischer Gelehrsamkeit in den Schatten treten. Mit dem überschauenden Blick und der Energie eines Großbetriebs haben zwei Centralstellen, die Verwaltung der Monumenta Germaniae und die Münchener historische Kommission ihre Aufgaben formulirt und durchzuführen gewußt und eine Methode der Forschung zur Herrschaft gebracht, deren Sicherheit zugleich und Fruchtbarkeit noch nicht übertroffen worden ist. Je unbestrittener indeß und siegesgewisser Aufschwung und Erfolg auf diesem Wege sich durchgesetzt hat, um so weniger darf man die Thatsache leugnen, daß wir noch weiter vom Ziel sind, als man erwartete, und daß die Nothwendigkeit sich ergeben hat, andere Bahnen zu öffnen.

Es hat zu allen Zeiten eine gewisse Ausschließlichkeit, einen Despotismus der Methode gegeben, der in dem Glauben gipfelt, es könne außerhalb des Kreises dieser Methode keine Sicherheit der Erkenntniß gewonnen werden. Unter dem großen Eindruck der mathematischen Disciplinen gab Spinoza seiner Ethik eine Form von Lehrsätzen und Beweisen, die jede These des philosophischen Gebäudes mit dem zuversichtlichen Refrain eines quod erat demonstrandum abschloß. Die gewaltige naturwissenschaftliche Kritik unseres Jahrhunderts hat eine Protokollirung des Thatsachenbestandes der Naturerscheinungen ermöglicht von einer Genauigkeit und Feinheit der Beobachtung, daß das hier verwirklichte Ideal von Exaktheit Einfluß gewann auch auf Gebiete, denen die Anwendung des Experiments versagt ist. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß ein solches Ideal der Exaktheit der historischen Forschung vorgeschwebt hat, indem sie dem Verfahren sich zuwand, die Masse der historischen Ueberlieferung einer bis dahin ungekannten Schärfe des Zeugenverhörs und der Confrontation zu unterwerfen, um durch immer wiederholte Siebung das Zuverlässige vom Getrübten und Falschen zu sondern. Es war zu erwarten, daß die aus einem solchen kritischen Fegfeuer hervorgegangene Ueberlieferung ein verstärktes Ansehen gewann, und daß sich etwas wie eine Orthodoxie der überlieferten historischen Thatsachen ausbildete, welche den Versuch unternahm, mit möglichster Ausscheidung der sub-

jektiven Elemente der Forschung durch Sammlung, Registrirung und Ordnung des Materials eine „objektive" Darstellung des geschichtlichen Verlaufs zu gewinnen. Diese Versuche, welche von außerordentlichem kritischem Talent und unermüdlicher Ausdauer Zeugniß geben, haben ihre Hauptschwäche in der durchgängigen Abhängigkeit von dem rohstofflichen Charakter der Ueberlieferung. Je nachdem diese in breiten Lagern zu Tag tritt oder in schwachen Adern, schwankt die darauf gegründete Darstellung zwischen gedehnter Ausführlichkeit und äußerster Dürftigkeit und erzeugt ein Bild von durchaus falscher Perspektive, in den Einzelheiten wahrheitsgemäß, im ganzen unwahrscheinlich und ohne Leben. An Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit sehen wir, daß eine Darstellung nach allen Seiten quellengemäß und — Detailverbesserungen vorausgesetzt — exakt sein, dabei aber zugleich einseitig, verschoben und falsch wirken kann. Die ältere englische Bühne, ja noch die Historien Shakespeare's mit ihrer langen Folge von Kampf- und Schlachtscenen waren für ein Publikum bestimmt, welches an Raufen und Blutvergießen, am Klirren der Schilde und Schwerter ein herzliches unerschöpfliches Vergnügen hatte; eine deutsche Geschichte im Mittelalter, so kampffroh sie beglaubigt sein mag, darf uns nicht lediglich als eine Kette von Fehden, Kriegen und Verhandlungen erscheinen, die ewig sich neu erzeugend wie die Wellen des Meeres kein Woher und Wohin, keine Entwicklung erkennen lassen.

Indem wir an Nitzschs deutsche Geschichte herantreten, das Vermächtniß dieses ausgezeichneten Denkers und Gelehrten, der vor zehn Jahren als Professor der Berliner Universität aus dem Leben geschieden ist, glaubten wir um so mehr den Zustand der Forschung auf diesem Gebiet andeuten zu müssen, als hier eine der Voraussetzungen seiner eigenen Arbeit zu suchen ist. Die deutliche Voraussicht eines unbefriedigenden Ergebnisses großer Anstrengungen ließ ihn doch die Nothwendigkeit und den Erfolg der kritisch-historischen Schule nicht verkennen. So sehr er in ihren anatomirenden und atomisirenden Antrieben den Grund des Mangels an schöpferischem Verständniß erkannte: eines schien ihm das größte und, wie er hoffte, unzerstörbare Verdienst dieser Schule zu sein, daß sie den Boden bereitet habe für eine unparteiische und unbefangene Würdigung des Mittelalters. Indem er die rein wissenschaftlichen, von allem Hader der Confessionen sich befreienden Bestrebungen dieser Schule dankbar pries und als das „Festland, das von der Flut der Parteiansicht immer von neuem bespült und überfluthet wird", anerkannte, hat dieser durch und durch protestantische Mensch uns eine Geschichtsdarstellung hinterlassen, welcher das warme Lob der

politischen Mitarbeiterschaft und der Kulturthätigkeit der deutschen Kirche im Mittelalter als eine selbstverständliche Pflicht erscheint. So weit auf dem Boden der kritischen Schule stehend theilte er doch nicht ihr Genügen an dem Buchstaben der Ueberlieferung; das Bedürfniß, geschichtliche Dinge lebendig zu begreifen, fand er hier nicht befriedigt, auf die Fragen, die sich ihm als die wichtigsten aufdrängten, keine unmittelbare Antwort. Vor all diesen Fragen stand aber als die dringendste die orientirende Vorfrage, von welcher Seite es am ersten möglich sei, Licht in die schwerverständliche Masse unserer früheren Geschichte zu bringen.

Hierbei fand sich Nitzsch der präjudicirenden Thatsache gegenüber, daß die Organisation der Studien immermehr in eine uniformirende Behandlung einlenkte. Die historische Kommission bei der Akademie der Wissenschaften in München veranlaßte auf Ranke's Vorschlag die Herausgabe der „Jahrbücher der deutschen Geschichte", einer langen Reihe von Bänden, deren Ausarbeitung die Kräfte des jungen Nachwuchses in Beschlag nahm. „Ein Werk, welches sich zum Ziel setzte, das vollständige (!) Material für die deutsche Geschichte zusammenzustellen, kritisch zu sichten und in annalistischer Form zu verarbeiten"*), abgetheilt nach den Regierungen der deutschen Könige und die Thaten und Schicksale dieser obersten Gewalt als ihren eigentlichen Mittelpunkt betrachtend. Mit dieser Unternehmung nahmen unsere mittelalterlichen Studien unter Ranke's Einfluß eine entscheidende Wendung.

Ranke hatte die großen Monarchieen des neueren Europa erforscht und ihre Geschichte geschrieben. Die eigenthümlichsten Anlagen dieses großen Geistes, sein weit umschauender Blick, sein aristokratischer Charakter, sein Standpunkt über den Parteien, ja — in der Unberührtheit von moralischem Mitgefühl — über dem gewöhnlichen Maße des Menschlichen vereinigen sich und sind begründet in einer geborenen Monarchennatur, der eben die Monarchieen der Weltgeschichte das entsprechendste und dankbarste Studienfeld bieten. Diese Wahlverwandtschaft ist der eigentliche Schlüssel seiner Wirksamkeit, seines Stils, seiner Methode. Ein so monarchischer Kopf konnte unser Mittelalter nicht anders als unter dem bezeichneten Gesichtswinkel sehen. Er hat die Forschungen

---

*) (Sybel u. Giesebrecht), Die historische Kommission. Eine Denkschrift. München 1883. S. 72. Für die Geschichte dieser Studien darf herausgehoben werden, daß die Erweiterung des Artikels 3 des Statuts der Kommission, welche zur Aufgabe der Herausgabe von Geschichtsquellen auch die Veranlassung wissenschaftlicher Arbeiten hinzufügte, auf die Gegnerschaft Droysens stieß, welcher der Meinung war, daß solche Arbeiten durchaus der subjektiven Initiative einzelner Forscher zu überlassen seien. Ebenda S. 22.

auf diesem Gebiet gegen ihren inneren natürlichen Antrieb in die Bahnen einer monarchischen Betrachtungsweise gezwungen. Ob man diese Bahnen geeignet glaubt, zum Ziel des Verständnisses unserer deutschen Geschichte im Mittelalter zu führen, beruht darauf, welche Ansicht von Stellung und Bedeutung unseres mittelalterlichen Königthums man zu Grund legt.

Für Nitzsch stand die Ueberzeugung fest, daß Deutschland im 12. und 13. Jahrhundert das am meisten decentralisirte Land Europas gewesen sei. Gegenüber einer monarchischen Regierung, wie sie die normannischen Könige am Ende des 11. Jahrhunderts in England begründet haben, einem mittelalterlichen Polizeistaat, wo das Königthum „bis in die kleinsten Gemeinden hinein über alle Interessen der Nation verfügte", erschien ihm unser deutsches Königthum „vollkommen festgewachsen in der Verfassung; es sah sich überall umdrängt von großen, starken, selbstständigen Gewalten, die alle aus der wilden Wurzel unseres nationalen Lebens herausgewachsen waren." Vielleicht wäre diese Anschauung allein schon genügend gewesen, ein Studium vom Standpunkt der Centralgewalt aus als wenig räthlich und Erfolg versprechend erscheinen zu lassen; aber es kam hinzu, daß Nitzsch immer klarer wurde, wie sehr der Zugang zur deutschen Geschichte von dieser Seite verbaut und unkenntlich gemacht sei durch den Zug der Verhältnisse, die jene Centralgewalt in eine weltgeschichtliche Stellung gedrängt haben. Indem das deutsche Königthum verknüpft war mit dem Kaiserthum, dessen universale Beziehungen, vor allem dessen Verhältniß zu Kirche und Papstthum zu allen Zeiten als Hauptinhalt und Interesse mittelalterlicher Geschichte angesehen worden ist, bildete sich in der Rückwirkung des langandauernden Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum auf Deutschland eine Parole aus, welche an wichtigen Stellen die unbefangene Auffassung deutscher Dinge getrübt und verfälscht und die einfache Anschauung dessen gehemmt hat, was die „konkreteste Seite des Kaiserthums" war, eben des deutschen Königthums. Nitzsch hielt es für nothwendig, vom Antlitz der deutschen Geschichte die Uebermalung von Parteiphrasen und doktrinären Abstraktionen zu entfernen, die schon der Pinsel der gleichzeitigen Geschichtschreibung verschuldet hat, und er hielt es für möglich, wenn es gelinge, fern ab von dem großen Streit einen Standpunkt ruhiger Betrachtung zu gewinnen.

Wenn man dasjenige Grundproblem bezeichnen wollte, worin für Nitzsch der unerschöpfliche Reiz geschichtlicher Betrachtung enthalten war, so erscheint es als der Kampf des freien Willens, verkörpert in gewaltigen menschlichen Charakteren, gegen die zähen und widerstrebenden geschichtlich gewordenen Zustände und Mächte, die wie Naturgewalten

die Anstrengungen der Vernunft zu versöhnen scheinen; ein einfacher und ewiger Gegensatz, derart wie der äschyleische Prometheus die Elemente anruft als Bundesgenossen, den heiligen Aether und die Mutter Erde, Meer und Himmel gegen die waltende Herrschermacht des Zeus. Der Glaube an die ursprüngliche Gewalt des freien Willens war in Nitzsch unberührt von der fürchterlichen Lehre, die den Menschen als das willenlose Produkt natürlicher Bedingungen erklären will, als das Facit eines „milieu", wie das neuere französische Dogma es bezeichnet. Um so mehr aber hielt er die Historie für verpflichtet, so weit dies irgend möglich sei, die nackt materiellen Grundlagen menschlichen Daseins und Zusammenseins für jede historische Epoche bloßzulegen und die Einflüsse der wirthschaftlichen Naturformen soweit durch Gesellschaft, Standesbildung, Staat hinaufzuverfolgen, bis sie auf den Gegendruck jener individualen und so zu sagen idealen Faktoren stießen. Von diesem Gesichtspunkt angeschaut und befragt sollte die Ueberlieferung deutscher Geschichte im Mittelalter Rede stehen, und Niemand wird behaupten, daß die eine Klasse dieser Fragen leichter zu beantworten sei als die andere.

Von den großen Gestalten unserer mittelalterlichen Geschichte hat wohl von jeher ein allgemein gehaltener sicherer Eindruck bestanden, derart wie Ludwig Uhland in seiner berühmten Rede in der Paulskirche mit den Worten äußerte: unsere alten Könige waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten, mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen. Aber jeder Versuch, diese großen Figuren in ihrer individuellen Verschiedenheit zu bestimmen und in ihrem inneren wie äußerem Leben vor der Phantasie wieder lebendig zu machen, hat mit einer doppelten Schwierigkeit zu kämpfen. Die eine ist gegeben mit der Thatsache, daß die mittelalterliche lateinische Schriftstellerei sowohl in historischer Darstellung wie in Briefen und Akten durchschnittlich ein geringes Vermögen besitzt, natürlich zu empfinden und zu schreiben und sonach zum Porträtiren am wenigsten Geschick an den Tag legt. Die andere Schwierigkeit aber erhebt sich, da wir nun genöthigt sind, aus einem größeren Zusammenhang und einer Folge erkennbarer Handlungen auf die Absichten der Betheiligten zurückzuschließen und aus der Konsequenz solcher Absichten das zu Grund liegende Charakterbild zu schöpfen. Hierbei sind wir gewöhnt, die Gleichheit und Unveränderlichkeit der menschlichen Natur bei der geschichtlichen Betrachtung gleichviel welcher Zeit als ein Axiom anzunehmen und finden leicht eine historische Figur dann glaubhaft gezeichnet, wenn sie der Erfahrung der uns angelebten Psychologie ver-

ständlich erscheint. Dies führt zu einer Täuschung; denn es giebt, wenn man die außerordentlich verschiedene Dynamik der Seelenkräfte in den großen Zeitabschnitten der Geschichte in Betracht zieht, keine allgemein anwendbare Psychologie, und so ist nichts natürlicher als daß so viele Charaktere des Mittelalters, ein Heinrich IV. und Otto von Nordheim, ein Bernhard von Clairvaux, Kaiser Ludwig der Bayer für uns etwas Dunkles und Räthselhaftes haben, welches noch viel tiefer begründet ist als in einer mangelhaften Verfassung der geschichtlichen Ueberlieferung. Wir müssen uns bewußt bleiben, daß hier eine Schranke unserer Erkenntniß besteht, die vielleicht hinauszurücken, aber nicht ganz zu überwinden sein wird. Wenn sich Antheil und Verdienst davon, die preußische Politik in eine deutsche verwandelt zu haben, mit erkennbarer Bestimmtheit zwischen König Wilhelm und Bismarck vertheilen läßt, wenn der Seelenzustand Friedrichs des Großen, da er in den Krisen des schlesischen Krieges zum Mann reifte, mit erschütternder Deutlichkeit aus seinen Briefen zu uns spricht, so wird sich weder das gegenseitige Verhältniß Friedrich Barbarossas und seines Kanzlers Rainald von Dassel noch die Seelengeschichte Kaiser Heinrichs IV. in den furchtbaren Wechselfällen seines Regiments jemals mit zweifelloser und überzeugender Sicherheit ermitteln lassen.

So ist nun die Sachlage, daß wir Gestalten, deren innerste Lebenstriebe wir nicht vollkommen zu erfassen vermögen, in Frieden und im Streit leben sehen mit ungeheuren Mächten und daß wir einer daraus sich ergebenden Folge von Glück und Elend, von halben Erfolgen und halben Niederlagen, von Sieg und Untergang beiwohnen. Wenn der Eindruck der bisherigen Darstellungen der eines Kampfes mit unsichtbaren Geistern war, in dem sich Kraft und Mühe verschwendeten, so hat Nitzsch versucht, diese Geister zu bannen und zum Erscheinen zu zwingen. Hierbei durfte die rekonstruirende Arbeit der Phantasie, welche sich vor dem Reichthum *individuellen* Lebens bescheiden muß, eher auf Erfolge rechnen, da sie zu Sphären eines mehr bedingten und *gebundenen* Lebens herabsteigt, welche dem organischen Wachsthum des Naturreichs näher stehen.

Nitzsch wandte sich ab von der Debatte über die politische Geschichte des Mittelalters zu der Betrachtung der geographischen und wirthschaftlichen Grundlage unserer Zustände. Er sah das damalige Deutschland als ein mit Feld, Wiesen und Wald, Sümpfen und Wildniß bedecktes Binnenland kaum gestreift von den Handelswegen der Welt durch Jahrhunderte auf der Stufe einfacher bäuerlicher Verhältnisse verharren. Er untersuchte die Fragen der Bewirthschaftung des Bodens, Umfang

und Form gewerblicher Thätigkeit und die rechtlichen Zustände, innerhalb deren jene Arbeit ihr Gedeihen fand; er erwog die ständische Gliederung der Bevölkerung, ihre Hebungen und Senkungen, die Ursachen der Kolonisation, die Einflüsse von Krieg und Frieden, eines spät eindringenden Handels und Verkehrs; er erblickte von seiner Seite her Umbildungen wirthschaftlichen und socialen Charakters, die uns bislang von der anderen Seite als politische und kirchliche Gestaltungen bekannt und doch so fremdartig geblieben waren; er gewann sich schließlich eine Anschauung deutscher Verfassung im Mittelalter, in Bildung und Blüthe, Niedergang und Wiederherstellung sich auslebend bis zum gänzlichen Zerfall; einen Rahmen, innerhalb dessen die Ereignisse unserer Geschichte Leben athmeten, Perspektive erhielten, historische Bestimmtheit, Localfarbe, Erdgeruch. Von der Betrachtung der innerdeutschen Dinge nahm er dann den nüchternen Maßstab zur Beurtheilung der italienischen Politik unserer alten Kaiser, um unangefochten von politischen Hintergedanken und Deklamationen jene großen Thatsachen einfach verstehen zu lernen. So kommt es, daß durch die Abschnitte des Buches, welche einleitend und zusammenfassend, vor- und rückschauend für die einzelnen Perioden den Querschnitt unseres nationalen Lebens offen legen, eine Vergegenwärtigung auch der zuständlichen Seite erreicht wird, durch welche die alten vertrauten Geschichten des deutschen Volkes mit dem Reiz einer überraschenden Neuheit verjüngt vor uns auferstehen.

In den originalen Darlegungen dieses Werkes haben sich die Resultate langer Studien und einer ungeheueren Denkarbeit niedergeschlagen. Beim Lesen glaubt man noch zu spüren, wie tiefe Gleise und Furchen die immer wiederholten, prüfenden Gänge forschender und grübelnder Gedanken im Hirn des Autors gezogen haben. Ein leidenschaftliches Bemühen, die vergangenen, den Zeitgenossen selbst unklar gebliebenen Zustände zur vollen Körperlichkeit zu beschwören, tritt uns ergreifend entgegen. Die Methode der Betrachtung und Untersuchung hat eine Beweglichkeit, die alle Angriffs- und Zugangspunkte erspäht und benutzt, um von allen Seiten auf die Dinge loszugehen. Wo die Combination unmittelbarer Zeugnisse nicht ausreicht, werden Analogieen herbeigezogen und Contraste, um sozusagen durch Reflexlicht auch das zu erhellen, was die Urkunden im Dunkel gelassen haben.

Nach allem aber wird sich die Frage erheben, ob diese tiefdurchdachte Zusammenfassung, das Ganze und Einzelne dieser Anschauung das gesuchte richtige Bild unserer mittelalterlichen Geschichte liefere. Die Forschung, welche diese Frage zu prüfen hat, mag manche Theile

ungenügend fundirt finden; sie mag diese und jene Züge des Bildes bemängeln und korrigiren; aber in einem wird sie sich auf den Boden Nitzsch's stellen, sie wird seinen Glauben theilen müssen, daß eine tiefere Erkenntniß in diesen Dingen möglich sei; sie muß dem Skepticismus entgegentreten, der das regelmäßige Resultat eines Zeitalters der Kritik zu sein pflegt.

Alle geschichtliche Ueberlieferung besteht aus Bruchstücken. Daß es der anschauenden Phantasie und des schöpferischen Muthes bedürfe, um Geschichte zu erforschen und zu schreiben, hat noch Niemand bestritten. Thatsächlich aber hat es die vorwiegend kritische Beschäftigung unserer Wissenschaft dahin gebracht, daß man die Bethätigung des künstlerischen Sinnes als überflüssig mit Abneigung betrachtet. Es bekundet eine Erschlaffung des lebendigen Anschauungsbedürfnisses, wenn man einen Torso als etwas Selbstverständliches hinzunehmen sich gewöhnt hat. Wenn in dem künstlerischen 16. Jahrhundert in Italien eine antike Statue ans Licht kam, so ergänzte man die fehlenden Theile, um sich des Lebendigen in ihr voll zu erfreuen. Daß dabei durch Stümperhände häufig Edeles mißbildet wurde, beweist nichts gegen die Gesundheit einer Richtung auf das Lebendige und Ganze. Ein Künstler wird sich solcher Aufgabe gewachsen finden. So hat Thorwaldsen die äginetischen Bildwerke hergestellt: lange Zeit ließ er sie unberührt in seiner römischen Werkstatt stehen, bis er sich in sie hineingesehen und die Eigenart ihres Lebens enträthselt hatte.

Man findet in Niebuhrs römischer Geschichte eine Stelle, worin der Historiker mit unvergleichlichem Selbstgefühl sich auf die gleiche Divinationskraft beruft. „Der Forscher, sagt Niebuhr, vor dessen jahrelanger, immer erneuter unverwandter Beschauung die Geschichte verkannter, entstellter, verschwundener Begebenheiten aus Nebel und Nacht Wesen und Bildung gewonnen hat — wie die kaum sichtbare Luftgestalt der Nymphe im slavischen Märchen durch das sehnsüchtige Hinschauen der Liebe zum irdischen Mädchen verkörpert wird —, vor dessen unermüdeter und gewissenhafter Prüfung die Geschichte immer vollkommneren Zusammenhang und jene unmittelbare Offenbarung der Wirklichkeit, die vom Dasein ausgeht, gewann: der darf fordern, daß ein Anderer, der nur vorübereilend seine Blicke dorthin wirft, wo er lebt und verweilt, nicht über die Richtigkeit seiner Wahrnehmungen absprechen, weil er sie nicht erblickt. Der gelehrte Naturkundige, der die Stadt nicht verließ, wird die Fährte des Wilds nicht erkennen, die den Waidmann leitet."

Es würde Nitzsch fern gelegen haben — wenn Leben und Kraft

ihm gereicht hätten, die Resultate seiner Forschungen und Gedanken zusammenzufassen — seiner deutschen Geschichte ein so stolzes Motto zu wählen. Nun das Werk nach seinem Tod zusammengefügt ist, dürfen die Ueberlebenden bekennen, daß hier der reiche Ertrag einer durch die Arbeit eines Lebens erworbenen Vertrautheit mit dem Stoff und der Lohn für die Hingabe einer ganzen und vollen Persönlichkeit vorliegt. Ein Werk dieser Art kann nur eine befruchtende und befreiende Wirkung auf Wissenschaft und Betrachtung üben.

Mannheim. Carl Neumann.

Die Reform der Freiheitsstrafe.

Eine Entgegnung auf Adolf Wach's gleichnamige Schrift.

Von

Professor Dr. **Franz von Liszt** in Halle a./S.

Es ist ein erfreulicher Beweis für die wachsende Bedeutung der auf Umgestaltung unserer Strafgesetzgebung gerichteten, insbesondere von der „Internationalen kriminalistischen Vereinigung" vertretenen Bewegung, daß der gefeierte Leipziger Rechtslehrer sich veranlaßt sah, den Kampfplatz der Kriminalisten zu betreten und gegenüber den „radikalen Reformern", wie er sie nennt, die Fahne gemäßigten Fortschrittes aufzupflanzen. In vornehmer Ruhe, in streng sachlicher Ausführung, mit dem ganzen Gewicht einer in sich gefestigten, wissenschaftlich begründeten Ueberzeugung tritt Wach einem Theile der von mir und anderen gemachten Vorschläge entgegen. Seine Schrift, eine Streitschrift im besten Sinne des Wortes, begründet für die Angegriffenen mithin die Pflicht ernster Erwägung und eingehender Erwiderung. Ich erfülle diese Pflicht mit um so größerer und freudigerer Bereitwilligkeit, als die Erfahrungen, die ich auf der letzten Versammlung des Nordwestdeutschen Gefängnißvereins zu Hamburg am 31. Mai d. J. (Berichterstatter Professor v. Kirchenheim, Vorsitzender Landgerichtsdirektor Föhring) gemacht habe, es mir doppelt werthvoll erscheinen lassen, einem Manne als Gegner gegenübertreten zu dürfen, welcher mit scharfer sachlicher Beweisführung jene Achtung fremder Anschauungen verbindet, welche aus dem Bewußtsein eigener wissenschaftlicher Bedeutung entspringt.

I.

Unser Freiheitsstrafensystem.

Um die Meinungsverschiedenheit zwischen Wach und mir in das richtige Licht zu setzen, ist es nothwendig, festzustellen, wie weit wir

gemeinsamer Ansicht sind, und von welchem Punkte ab sich unsre Wege trennen.

Zu diesem Zwecke hebe ich aus Wach's Schrift einige Stellen wörtlich heraus. Ich darf wohl die Aufmerksamkeit der Leser ganz besonders auf sie hinlenken. Wach sagt:

„Das deutsche Freiheitsstrafensystem und der Strafvollzug leiden an schweren Mängeln (S. 6). Das Freiheitsstrafensystem und mit ihm der ganze Aufbau der Delikte nach ihrer Schwere sind eine große offizielle Lüge. Diese Wissenschaft ist längst Gemeingut aller Kenner unsrer Strafrechtspflege ... Als schweren Uebelstand empfinden wir den Zustand der kleinen Gefängnisse, Gerichtsgefängnisse oder wie sie sonst heißen mögen, in welchen es an genügender Aufsicht, Sonderung der Gefangenen, ja vielfach an Arbeit fehlt (S. 9) ... Das sind die Stätten der kurzzeitigen Freiheitsstrafen. Dort empfangen die Neulinge des Verbrechens in Verderben stiftender Gemeinschaft unter der Leitung ergrauter Sünder die eigentliche Verbrechersignatur. Das vielgehörte Schlagwort von den Elementarschulen des Verbrechens trifft die Wahrheit."

Und weiter:

„Die kurzzeitige Freiheitsstrafe beherrscht unsere Strafrechtspflege. Jeder Praktiker weiß das und die Statistik beweist es. Die kurzzeitige Freiheitsstrafe aber ist in ihrer jetzigen Gestalt, in der Form der „„einfachen Freiheitsentziehung"", vollzogen in Gemeinschaftshaft, ohne genügende Aufsicht und Arbeit, werthlos, ja schädlich; sie schreckt nicht ab, sie bessert nicht, sie verdirbt. Für den Verwahrlosten, vom Verbrechergift bereits Ergriffenen bleibt sie ohne jeden nachhaltigen Eindruck und wird ihm daher leicht zur Versuchung. Den Unbescholtenen dagegen kann sie — zumal bei der gerügten Ausgleichung der verschiedenen Freiheitsstrafarten in der Wirklichkeit und in der Vorstellung des Volkes — übermäßig hart treffen, indem sie ihm das Brandmal des Sträflings aufdrückt, dadurch sein Ehrgefühl untergräbt, ihn den üblen Einflüssen der Verbrechergesellschaft aussetzt, ihn in seiner Berufsstellung empfindlich schädigt und so auf die Bahn des Verbrechens drängt" (S. 17) ... „Wir haben uns zu sehr gewöhnt, die Freiheitsstrafe als die eigentliche, womöglich überall verwendbare Strafe anzusehen, und durch den verschwenderischen Gebrauch

der kurzzeitigen Freiheitsstrafe nicht geringeren Schaden gestiftet" (S. 18).

Soweit Wach. Ich unterschreibe jeden dieser Sätze. Wer meine „kriminalpolitischen Aufgaben" kennt, weiß, daß ich, wie so viele vor mir, dasselbe wie Wach und mit ungefähr denselben Worten gesagt habe. Auch so weit es sich um die Beibringung der Beweise für die aufgestellten Behauptungen handelt, bewegt sich Wach durchaus auf demselben Boden wie ich.

Uebereinstimmend also stellen Wach und ich die folgenden Sätze auf:

1. Das Freiheitsstrafensystem unserer Reichsgesetzgebung ist „eine große offizielle Lüge". Der Unterschied zwischen den verschiedenen Arten der Freiheitsstrafen, insbesondere zwischen Zuchthaus und Gefängniß, besteht nur auf dem Papier.

2. Die kurzzeitige Freiheitsstrafe in ihrer jetzigen Gestalt ist werthlos, ja schädlich. Sie schreckt nicht ab, sie bessert nicht, sie verdirbt.

3. Ueberhaupt wird die Wirkung der Freiheitsstrafe von unserer heutigen Gesetzgebung weit überschätzt.

Aber damit ist das Gebiet der übereinstimmenden Anschauung noch nicht umgrenzt. Auch die Vorschläge zur Beseitigung dieser Mißstände sind Wach und mir theilweise noch gemeinsam. Die scharfe Sonderung des Zuchthauses vom Gefängnisse (Wach S. 12), habe ich mehr als einmal gefordert und insbesondere auf der vorjährigen Versammlung des Nordwestdeutschen Gefängnißvereins gemeinsam mit Aschrott gegen die bis dahin im Verein vorherrschende, namentlich von Krohne lebhaft vertheidigte Ansicht mit entscheidendem Erfolge vertreten. Die Beseitigung der einfachen Freiheitsentziehung ohne Arbeitszwang, wie sie unsre „Haft" regelmäßig, unser „Gefängniß" meistentheils auch heute noch enthält, (Wach S. 14) gehört mit zu meinen dringendsten Forderungen. Wach hat es auch nicht unterlassen, seine Uebereinstimmung mit mir, wenigstens soweit es sich um die Unterscheidung von Zuchthaus und Gefängniß handelt, ausdrücklich zu betonen.

Die Meinungsverschiedenheit beginnt erst in dem Augenblicke, in welchem die Folgerungen aus dem zweiten der oben (S. 226) hervorgehobenen Sätze gezogen werden sollen. Die kurzzeitige Freiheitsstrafe in ihrer jetzigen Gestalt ist nicht nur werthlos, sondern geradezu schädlich: wie kann dieser heillose Zustand besiegt werden? Um diese Frage dreht sich der Widersteit der Meinungen. Ihre Lösung ist die drin-

gendste unter den großen Aufgaben, welche auf dem Felde der Kriminalpolitik uns und unsern nächsten Nachkommen gestellt ist. Der Kampf gegen die unsere heutige Strafrechtspflege beherrschende kurzzeitige Freiheitsstrafe wird erfolglos bleiben, so lange wir uns darüber nicht klar geworden sind, was wir an ihre Stelle zu setzen haben. Von jedem Fachmanne, der das Gewicht seiner Meinung in die Wagschale der Erörterung zu werfen sich entschlossen hat, dürfen wir mithin mit Fug und Recht verlangen, daß er uns seine Vorschläge zur Lösung der Aufgabe nicht vorenthalte.

Wach hat auf die Nothwendigkeit einer Umgestaltung unsrer kurzzeitigen Freiheitsstrafe mit aller nur wünschenswerthen Entschiedenheit hingewiesen. Aber auf die daran nothwendig sich knüpfende Frage, in welcher Weise die unerläßliche Umgestaltung sich vollziehen soll, giebt er uns keine befriedigende Antwort; statt ausgearbeitete eigene Vorschläge zu bringen, hat er seine ganze Kraft darauf verwendet, die Vorschläge Andrer kritisch zu zerpflücken. Darin liegt die Schwäche der Schrift.

II.
Die kurzzeitige Freiheitsstrafe.

Die Beseitigung der Uebelstände, welche die kurzzeitige Freiheitsstrafe heute mit sich bringt, kann entweder von einer Umgestaltung des Strafvollzuges oder aber von einer Heraufsetzung des Mindestmaßes der Freiheitsstrafe erhofft werden. Auch ist eine Verbindung beider Gesichtspunkte in verschiedenster Weise sehr gut denkbar. Jede Einschränkung des Anwendungsgebietes der kurzzeitigen Freiheitsstrafe aber wird eine Lücke im Strafensystem erzeugen, für deren Ausfüllung auf andre Weise Sorge getragen werden muß.

Mein Vorschlag ging nun dahin, auf Freiheitsstrafe von unter sechs Wochen überhaupt zu verzichten, insoweit also die kurzzeitige Freiheitsstrafe (d. h. die Freiheitsstrafe bis zu sechs Wochen) ganz zu beseitigen. Andere haben den gleichen Vorschlag gemacht, aber zum Theil andre Grenzwerthe (etwa zehn oder vierzehn Tage) vorgeschlagen. Diese Vorschläge gehen sämmtlich von der Voraussetzung aus, daß der Mißerfolg der kurzzeitigen Freiheitsstrafe nicht in der heute üblichen, daher zufälligen Art des Strafvollzuges sondern in der nothwendigen und bleibenden Eigenart des Strafmittels seinen letzten Grund hat. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird erwiesen durch die unbestreitbare Thatsache, daß trotz der Verschiedenheit des Strafvollzuges die Unzweckmäßigkeit, ja Schädlichkeit

der kurzzeitigen Freiheitsstrafe in allen Ländern ausnahmslos in der gleichen Weise zu Tage getreten ist; daß insbesondere auch in Belgien, trotz mustergültiger Gestaltung des Gefängnißwesens, trotz folgerichtigster, vor keinen Kosten zurückscheuender Durchführung der Einzelhaft, die kurzzeitige Freiheitsstrafe sich nicht besser bewährt hat als anderswo, daß vielmehr gerade hier der gründliche Bruch mit dem bisherigen System zuerst als unabweisliche Nothwendigkeit erkannt worden ist. Der Kampf gegen die kurzzeitige Freiheitsstrafe hat in dem vielgepriesenen Musterlande der Zellengefängnisse seine ersten entscheidenden Siege zu verzeichnen.

Dieser Thatsache gegenüber, welche Wach selbst nicht in Abrede stellt, darf und muß ich an der Forderung festhalten, daß, wer die Möglichkeit behauptet, die Mängel der kurzzeitigen Freiheitsstrafe durch eine Umgestaltung des Strafvollzuges zu beseitigen, den Beweis für diese, den Erfahrungen aller Länder widersprechende Behauptung zu erbringen verpflichtet ist. Hingeworfene Bemerkungen, allgemeine Versicherungen, nicht näher begründete Hinweise genügen nicht; eingehend erläuterte, reiflich geprüfte, nach allen Seiten hin ausgearbeitete Vorschläge dürfen wir billig verlangen. Die Beweislast trifft die Gegner.

Diesen Nachweis aber hat Wach nicht erbracht; er hat ihn auch nicht einmal angetreten.

Wach sagt S. 18:

> „In der That folgt doch aus den berührten Uebelständen zunächst nur, daß wir uns zu bemühen haben, einerseits der kurzzeitigen Freiheitsstrafe die zweckentsprechende Gestalt zu geben und andererseits sie dort, wo sie nicht am Platze ist, durch andere Strafmittel beziehentlich Veränderung unserer Strafdrohungen zu ersetzen. Man mag der Geldstrafe und dem Verweis ein weiteres Feld anweisen. Es mag sich empfehlen, in vielen Uebertretungsfällen die Haftstrafe ganz zu beseitigen, wenn es gelingt, im Fall der Uneinbringlichkeit der Geldstrafe den Arbeitszwang ohne Einsperrung durchzuführen."

Wie man sieht, steht Wach auf einem vermittelnden Standpunkt. Er will die kurzzeitige Freiheitsstrafe nicht ganz beseitigen; aber er will sie auch nicht im bisherigen Umfange beibehalten, sondern theilweise wenigstens durch andere Strafmittel ersetzen. Auf diesen Theil der Wach'schen Vorschläge komme ich demnächst zurück. Hier handelt es sich um die Frage: wie denkt sich Wach die „zweckentsprechende"

Gestaltung der kurzzeitigen Freiheitsstrafe auf dem ihr verbleibenden Gebiete?

Ich lasse auch hier wieder Wach selbst sprechen:

„Die Kurzzeitigkeit der Freiheitsstrafe ist an und für sich betrachtet kein Mangel, sondern ein Vorzug. Das sollte man sich klar machen. Allerdings kann die auf Tage oder Wochen bemessene Freiheitsstrafe nicht „erziehen", nicht bessern und nur schwierig mit einem eindrucksvollen Arbeitszwang verbunden werden. Dennoch wird sie genügen, wenn sie ein ausreichendes Strafübel darstellt. Denn das zu sein, ist das Wesen der Strafe ..... Je kurzzeitiger die Freiheitsstrafe ist, desto leichter wird es sein, sie in völliger Isolirung zu vollziehen*), zugleich mit der Gefahr der Kontagion die Gefahren für die Berufsstellung des Sträflings und seine Ehre zu vermeiden, eine Form zu finden, die auch ohne nachdrücklichen Arbeitszwang kräftig genug ist ...... Das beweisen die militärischen Arreststrafen ...... Der strenge, auf vierundzwanzig Stunden oder wenige Tage beschränkte Dunkelarrest mit harter Lagerstatt, Wasser und Brot wird ..... den kräftigen Denkzettel appliziren, vor dessen Wiederholung man sich ernstlich scheut. Bei frechen, rohen Burschen, Dieben, Körperverletzern, Hausfriedensbrechern, solchen, welche der Obrigkeit Widerstand leisten, und ähnlichen Verbrechern kann nach Art der Person und Lage der Sache diese Strafe höchst angebracht sein. Die Mannigfaltigkeit der Arreststrafen gestattet ferner die Anpassung dort, wo bereits das Seelenleiden der Verurtheilung und Freiheitsentziehung in milderer Form Strafe genug ist. Unser bisheriges Strafensystem krankt am Schematismus, an dem ungenügenden Einfluß des urtheilenden Gerichts auf die Intensität der Strafe. Dem kann nur dadurch abgeholfen werden, daß nicht die Wahl nur zwischen ..... verschiedenen Freiheitsstrafen, sondern zwischen verschiedenen Vollzugsarten derselben eröffnet wird."

Es ist kaum möglich, nach diesen kurzen Andeutungen sich eine klare Vorstellung von dem durch Wach empfohlenen Strafensystem zu machen. Verstehe ich recht, so würden die „Arreststrafen" an die Stelle der bisherigen einfachen Haft zu treten haben. Für die Gestaltung

*) Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Gerade in den kleinen Amtsgerichts-Gefängnissen läßt sich die strenge Einzelhaft kaum durchführen. Darüber herrscht unter den Kennern des Gefängnißwesens keine Meinungsverschiedenheit.

der Arreststrafen hätten wir das Vorbild in unserem Militär-Strafgesetz zu suchen. Wir würden damit die Möglichkeit gewinnen, auch der kurzzeitigen Freiheitsstrafe den ihr jetzt fehlenden Nachdruck zu geben.

Ich stehe diesem Gedanken durchaus nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber. Ich bin in dem Augenblicke bereit, mich den Freunden des militärischen Arrestes anzuschließen, in welchem mir die Möglichkeit seiner Aufnahme in unser bürgerliches Strafensystem nachgewiesen wird. Diesen Nachweis habe ich aber bisher nirgends gefunden. Auch Wach geht über die Schwierigkeiten der Frage mit spielender Leichtigkeit hinweg.

Da ich nicht nur, nicht einmal in erster Linie für Juristen schreibe, kann ich nur einzelne dieser zum Theil technischen Schwierigkeiten aufrollen.

Nach dem Militär-St.-G.-B. beginnt die Gefängnißstrafe, an den Arrest sich anschließend, mit einem Mindestmaße von sechs Wochen und einem Tage. Nach dem bürgerlichen St.-G.-B. beträgt das Mindestmaß der Gefängnißstrafe ebenso wie das der Haft einen Tag. Will Wach das bisherige Mindestmaß der Gefängnißstrafe beibehalten oder, dem Militär-St.-G.-B. entsprechend, dasselbe erhöhen? Im erstern Falle würde durch Anwendung von Dunkelarrest, Wasser und Brot, hartem Lager die Strafe des Arrestes ganz ungleich schwerer werden, als Gefängnißstrafe von gleicher Dauer ohne diese Schärfungen. Das Werthverhältniß der Strafarten zu einander wäre mithin auf den Kopf gestellt. Oder will Wach vielleicht die Schärfungen auch bei Gefängnißstrafe bis zu sechs Wochen eintreten lassen? Dann ist wieder der Unterschied zwischen Haft und Gefängniß zerstört und an seine Stelle der Unterschied zwischen kurzzeitiger Freiheitsstrafe mit Schärfung und kurzzeitiger Freiheitsstrafe ohne Schärfung gesetzt. Im zweiten Falle aber würde entweder bei allen Vergehen neben Gefängniß von sechs Wochen und einem Tage angefangen auch noch Haft bis zu sechs Wochen angedroht oder überhaupt auf Freiheitsstrafe von sechs Wochen und darunter verzichtet werden müssen. In beiden Fällen aber würde eine in ihrer Tragweite gar nicht übersehbare, durchaus „radikale“ Umwälzung unsres Strafensystems unvermeidlich sein.

Das Militär-St.-G.-B. verwendet die verschiedenen Arten des Arrestes nur für bestimmte militärische Rangstufen; der Stubenarrest findet gegen Offiziere statt, der gelinde Arrest gegen Unteroffiziere und Gemeine, der mittlere Arrest gegen Unteroffiziere ohne Portepee und gegen Gemeine, der strenge Arrest nur gegen Ge-

meine. Diese Unterscheidung entspricht auch durchaus den Anforderungen der militärischen Unterordnung. Sie widerspricht aber, in ihrer Uebertragung auf bürgerliche Verhältnisse, auf das allerentschiedenste unserer heutigen Rechtsanschauung, welche auf dem Gebiete des Strafrechts alle Standes- und Rangvorzüge unbedingt verwirft. Will Wach nicht die Unterscheidung von personae honestiores und humiliores wieder aufleben lassen und den Lieutenant in der Reserve anders behandeln als denjenigen der es über den Obergefreiten aus irgend einem Grunde nicht hinausgebracht hat, den Rath vierter Klasse anders als die Nähmamsell, so bleibt ihm nur Eines übrig: den im Militär-St.-G.-B. auf bestimmte Personen beschränkten strengen Arrest ohne Ansehen der Person und des Ranges zur Anwendung zu bringen, ihm also eine Ausdehnung zu geben, welche weit über die durch eigenartige Verhältnisse und Bedürfnisse begründete Härte des Militär-St.-G.-B. hinausgeht. Ob ihm die Mehrheit des Reichstages auf diesem Wege zu folgen bereit wäre, mag bezweifelt werden.

Nach dem Militär-St.-G.-B. ist der strenge Arrest nur dann zulässig, wenn entweder das Gesetz ihn ausdrücklich androht, was nur bei einer verschwindend kleinen Anzahl von Vergehungen geschehen ist, oder aber, wenn der Verurtheilte wegen militärischer Verbrechen oder Vergehen bereits mit einer Freiheitsstrafe bestraft worden ist. Eine sehr wesentliche Einschränkung! Wach dagegen will alles in das Ermessen des Richters stellen, diesem die Wahl der Vollzugsart völlig offen lassen. Ich brauche wohl nicht erst auszuführen, daß damit der Grundgedanke der militär-strafrechtlichen Bestimmungen gänzlich preisgegeben, ja geradezu in sein Gegentheil verkehrt ist.

Liegt all' dem gegenüber nicht die Vermuthung nahe, daß Wach's Vorschlag mehr den Eingebungen eines augenblicklichen Gefühls als der reiflichen Ueberlegung aller einschlagenden Fragen seine Entstehung verdankt? Ist die Forderung nicht gerechtfertigt, daß, wer den militärischen Arrest uns als Vorbild empfiehlt, uns auch im Einzelnen auseinandersetze, wie er sich die Einfügung desselben in unser bürgerliches Strafensystem denkt? So lange das nicht geschieht — und bei Wach ist nicht einmal der Versuch dazu gemacht — ebenso lange fehlt die unerläßliche Grundlage für jede ernste wissenschaftliche Auseinandersetzung.

Ich kann nur wiederholen, was ich oben bereits gesagt: den Nachweis, daß durch Umgestaltung des Strafvollzuges die Mängel der kurzzeitigen Freiheitsstrafe beseitigt werden können,

hat auch Wach nicht geführt. Die folgerichtige Anwendung der Einzelhaft würde, wie die belgischen Erfahrungen lehren, diese Mängel niemals völlig beseitigen; und der militärische mittlere und strenge Arrest kann, wenn überhaupt, im besten Falle nur einer ganz beschränkten Anzahl von Verbrechern gegenüber und nur unter besonderen, bisher noch von keiner Seite erörterten Voraussetzungen zur Anwendung kommen. Und daraus ergiebt sich mit unerbittlicher Nothwendigkeit die unmittelbare Folgerung: die kurzzeitige Freiheitsstrafe ist, wenigstens soweit sie nicht ausnahmsweise als verschärfte Haft im Sinne des militärischen mittleren oder strengen Arrestes aufrecht erhalten werden kann, unbedingt über Bord zu werfen. Wer das Gegentheil behauptet, hat gegenüber den vorliegenden unbestrittenen und unbestreitbaren, auch von Wach selbst ausdrücklich zugegebenen Thatsachen den Nachweis zu erbringen, den Wach nicht erbracht hat: daß die Mängel der kurzzeitigen Freiheitsstrafe nicht nothwendige Mängel der Strafart, sondern zufällige Mängel des Strafvollzuges sind.

III.
Die sogenannte bedingte Verurtheilung.

Gerade die immer weitere Kreise durchdringende Ueberzeugung von den Mängeln der Freiheitsstrafe überhaupt, von den durch keine Aenderung des Strafvollzuges zu beseitigenden Mängeln der kurzzeitigen Freiheitsstrafe insbesondere war es, welche ungefähr gleichzeitig in verschiedenen Ländern zu dem Bestreben führte, das Anwendungsgebiet der kurzzeitigen Freiheitsstrafe einzuschränken. Abgesehen von der Hinaufsetzung des Mindestmaßes der Freiheitsstrafe kann das geschehen durch erweiterte Anwendung bereits vorhandener oder durch Einführung neuer Strafmittel oder endlich durch Aenderung der Strafdrohungen.

Wach geht auf alle hierher gehörigen Vorschläge, welche von Aschrott, von Jagemann, mir und Anderen gemacht und eingehend begründet worden sind, nicht näher ein. Er begnügt sich damit, seinerseits ausgedehntere Verwerthung der Geldstrafe, des Verweises sowie des Arbeitszwanges ohne Einsperrung zu empfehlen. In welcher Weise die praktische Verwirklichung dieser Vorschläge gedacht ist, erfahren wir nicht. Ich kann mich daher mit der Bemerkung begnügen, daß ich selbst für stärkere Heranziehung der (allerdings gänzlich umzugestaltenden) Geldstrafe sowie der „Forst- und Gemeindearbeit" eingetreten bin, daß sich also in dieser Richtung Wach's Vorschläge von den meinigen nur durch den Mangel näherer Begründung

und Ausführung unterscheiden. Auf den Verweis aber komme ich noch zurück.

Das Schwergewicht der Wach'schen Schrift liegt auch nicht in der Aufstellung eigener Vorschläge zur Beseitigung der von ihm so scharf wie von Andern erkannten Uebelstände, sondern in der Bekämpfung der von mir und andern empfohlenen sogenannten bedingten Verurtheilung.

Ich kann es daher nicht vermeiden, gerade in dieser Frage den gegnerischen Ausführungen auf Schritt und Tritt zu folgen.

Nun hat sich allerdings in den wenigen Wochen, welche seit dem Erscheinen der Wach'schen Schrift verflossen sind, die Sachlage nicht unwesentlich verschoben. Der Bericht über die erste deutsche Landesversammlung der Internationalen kriminalistischen Vereinigung, auf welcher die bedingte Verurtheilung einen so glänzenden Sieg erfochten, ist inzwischen ausgegeben worden und hat wohl auch die Gegner von der Gewissenhaftigkeit überzeugt, mit welcher in Halle die Vortheile und Nachtheile der vorgeschlagenen neuen Einrichtung gegen einander abgewogen worden sind. Andrerseits hat der nordwestdeutsche Gefängnißverein in einer schwach besuchten Versammlung am 31. Mai auf Antrag v. Kirchenheim's gegen die „bedingte Verurtheilung" sich ausgesprochen. Appelius in Kassel hat ungefähr gleichzeitig mit Wach, eine sehr beachtenswerthe Schrift über denselben Gegenstand veröffentlicht, de Sitter in Arnheim, Amtsrichter Simonson und Reichsgerichtsrath Löbell sind für die vorgeschlagene Maßregel eingetreten, und vor mir liegen die Aushängebogen einer inhalts- und umfangreichen Marburger Preisarbeit (von Dr. E. Rosenfeld), welche das ganze reiche Material der Frage in bisher nicht erreichter Vollständigkeit zusammenträgt und kritisch verwerthet. Im preußischen Justizministerialblatt hat das Ergebniß der von den höchsten Spitzen der preußischen Rechtspflege eingeforderten und eingereichten Gutachten auszugsweise Darstellung gefunden, deren zahlreiche Mängel zweifellos lebhaftesten Widerspruch erregen wird*). Und der Draht wird uns in den allernächsten Tagen Kunde von den Beschlüssen bringen, welche der in Petersburg tagende Internationale Gefängnißkongreß über die Aussetzung der Strafvollstreckung zu fassen im Begriffe steht**).

Dennoch glaube ich mich auf die Erörterung derjenigen Einwen-

*) Meine Erwiderung auf diese Darstellung findet sich in Band X Heft 6 der Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft.

**) Der Kongreß hat die Entscheidung ausgesetzt und damit die Hoffnungen der Gegner zu Schanden gemacht.

bungen beschränken zu können, welche Wach gegen die Aussetzung der Strafvollstreckung erhoben hat. Sie fassen alles zusammen, was von fachkundiger Seite gegen den Vorschlag gesagt werden kann. Gelingt es mir, Wach's Bedenken zu entkräften, so ist die wissenschaftliche Erörterung der Frage so gut wie erledigt.

1. Wach beginnt seine Ausführungen (S. 21) mit dem Satze: „Nicht die Schwäche sondern das Uebermaß der Härte der kurzzeitigen Freiheitsstrafe bildet das Motiv des andern oben berührten Reformvorschlages, der sogenannten bedingten Verurtheilung.“ Gegen diesen Satz muß ich im Namen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung wie in meinem eigenen entschiedenste Verwahrung einlegen. Ein Blick in unsere Satzungen, in unsere Schriften, in unsere Verhandlungen genügt um zu zeigen, daß wir vom Staate die zielbewußte Bekämpfung des Verbrecherthums verlangen, daß wir die kurzzeitige Freiheitsstrafe verwerfen, weil sie, die weder abschreckt noch bessert, wohl aber verdirbt, zur Erreichung dieser wichtigen Staatsaufgabe gänzlich ungeeignet ist, und daß wir endlich die Aussetzung der Strafvollstreckung nur darum empfehlen, weil sie (neben andern) eines der Mittel ist, welche uns in den Stand setzen, das Anwendungsgebiet der kurzzeitigen Freiheitsstrafe einzuschränken. Ich darf wohl aus meiner mehrerwähnten Abhandlung (Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft IX. 777) folgenden Satz hierhersetzen:

„Aber ein andres will und muß ich betonen. Es handelt sich nicht um eine Milderung unseres Strafensystems. Der gegenwärtige Augenblick wäre herzlich schlecht gewählt dazu. Die beklagenswerthe Milde unserer Strafgesetzgebung wird nur durch die noch beklagenswerthere Milde unserer Strafgerichte übertroffen. Wir wollen die kurzzeitige Freiheitsstrafe nicht beseitigen, weil sie zu hart, sondern weil sie nutzlos und schädlich ist.“ Das scheint mir deutlich genug. Und Wach giebt ja S. 29 selbst zu: „Man weist auf die Schädlichkeit und Härte der kurzzeitigen Freiheitsstrafe hin.“ Also doch wohl nicht nur auf die Härte! Diese scheinbar unbedeutende Verschiebung des gegnerischen Standpunktes aber ist in ihrer ganzen Gefährlichkeit recht deutlich erkennbar, wenn man an die jeder Milderung des Strafensystems gänzlich (und mit Recht) abgeneigte Stimmung weitester Bevölkerungskreise sich erinnert. Die Internationale kriminalistische Vereinigung und ihre Mitglieder brauchen es sich in der That am wenigsten vorwerfen zu lassen, daß sie die Entschiedenheit und Kraft der Staatsgewalt dem Verbrecherthum gegenüber zu schmälern bezweckten.

2. Der Grundgedanke der Aussetzung der Strafvollstreckung (der sogenannten bedingten Verurtheilung) ist folgender: in berücksichtigungswerthen Fällen, erstmals Verurtheilten gegenüber, deren künftige gute Haltung mit Grund zu erwarten steht, kann das Gericht die Strafvollstreckung einstweilen aussetzen. Durch gute Führung innerhalb einer bestimmten Bewährungsfrist verdient sich der Verurtheilte den völligen Erlaß der Strafe; bei schlechter Führung dagegen wird die erkannte Strafe vollstreckt. Man will damit ein doppeltes erreichen: einerseits will man es vermeiden, daß durch Vollstreckung einer Freiheitsstrafe von wenigen Tagen oder Wochen der noch nicht völlig verdorbene Verurtheilte von Rechtswegen und auf Staatskosten zum berufsmäßigen Verbrecher ausgebildet werde; andrerseits will man, indem man dem Verurtheilten nochmals sein eigenes Schicksal in die eigene Hand legt, ihm einen kräftigen und anhaltenden Ansporn geben zu rechtlicher Lebensführung.

Das ist der einheitliche Grundgedanke in all' den verschiedenartigen Ausgestaltungen dieser von uns empfohlenen Maßregel.

Es ist demnach eine gründliche Verkennung der Sachlage, wenn v. Kirchenheim und Andere uns vorwerfen, daß wir aus den Mängeln der kurzzeitigen Freiheitsstrafe ohneweiteres die Nothwendigkeit der sogenannten bedingten Verurtheilung folgern und uns auf diese Weise eines handgreiflichen logischen Fehlers schuldig machen. Unser Gedankengang (man gestatte mir den vielfachen Entstellungen gegenüber das nochmals zu wiederholen) ist vielmehr ein logisch durchaus geschlossener. Wir sagen: 1) Die Mängel der kurzzeitigen Freiheitsstrafe sind Mängel nicht der Vollzugsart, sondern des Strafmittels selbst. 2) Daher ist die kurzzeitige Freiheitsstrafe thunlichst zu beseitigen. 3) Die so entstehende Lücke ist zunächst durch andere Strafmittel auszufüllen. Als solche empfehlen wir die erweiterte Anwendung der umzugestaltenden Geldstrafe, den Arbeitszwang ohne Einsperrung, die Friedensbürgschaft u. s. w. 4) Daneben empfehlen wir besonders die Aussetzung der Strafvollstreckung wegen der ihr eigenthümlichen, von der Begehung neuer Verbrechen abhaltenden Kraft.

Daß Wach's Beweisführung eine andere, schärfere und gründlichere, sein werde als die v. Kirchenheim's, war zu erwarten. Er sagt denn auch S. 29: „Wir fragen also billig nach den empfehlenden positiven Vorzügen des vorgeschlagenen Mittels. Diese sollen in seiner gleichmäßig schonenden, bändigenden und erziehenden Kraft liegen." Und nun kommt Wach's Haupteinwand, den ich ganz besonders zu beachten bitte. Nach Wach besitzt die nordamerikanische Gestaltung des sogenannten Pro-

bationssystems allerdings die von uns behaupteten positiven Vorzüge, nicht aber die bedingte Verurtheilung des belgischen Rechts in der Gestalt, in welcher wir sie vorschlagen. Nach dem amerikanischen Recht wird in geeigneten Fällen der Angeschuldigte ohne Verurtheilung unter die strenge Aufsicht eines besonderen Beamten, des Probation Officer, gestellt. Nach dem belgischen System dagegen werde der Verurtheilte einfach sich selbst überlassen. Das Probationssystem „ist das von allem Formalismus freie Mittel einer unter polizeilicher Aufsicht sich vollziehenden Zwangserziehung“ (S. 25). „In der kontinentalen Schablone der sogenannten bedingten Verurtheilung hat man geflissentlich alle disziplinaren Elemente getilgt“ (S. 30f.), und den Prüfling während der Probezeit ganz sich selbst überlassen (S. 28). Ja noch mehr: Wach hätte nichts dagegen (S. 37), wenn man bei jugendlichen Verbrechern den Strafaufschub nach amerikanischem Vorbilde versuchsweise einführen wollte.

3. Dieser Haupteinwand Wach's läßt sich leicht widerlegen.

Zunächst sei bemerkt, daß Wach in der Auffassung des englischen Gesetzes vom 8. August 1887 (nicht 1888, wie Wach S. 21 angiebt), dem sogenannten Probation of first offenders Act, denselben Irrthum begeht, dessen ich mich Zeitschrift IX 763 schuldig gemacht habe. Wie ich es gethan, nimmt Wach an (S. 27), daß auch nach englischem Recht Aussetzung der Aburtheilung, nicht bloß der Strafvollstreckung eintrete, daß also hier noch nicht der nach seiner Meinung verhängnißvolle Fehler der belgischen Gesetzgebung begangen worden sei. Nun hat aber schon Aschrott auf meinen Irrthum hingewiesen. In der That läßt auch der Wortlaut des Gesetzes darüber keinen Zweifel, daß Verurtheilung stattfindet: „In any case, in which a person is convicted of larceny etc.“ Damit aber ist, während die Berichtigung meine Schlußfolgerungen nicht berührt, in Wach's Beweisführung eine gefährliche Lücke gerissen. In dem stammverwandten England selbst hat man die Nothwendigkeit empfunden, das von Wach empfohlene nordamerikanische System aufzugeben, obwohl man das Vorbild genau kannte. Und es ist nicht auffallend, daß überall, wo man die Aussetzung der Strafvollstreckung erörterte, in Belgien wie in England, in Frankreich wie in Oesterreich, in Ungarn, Schweden, Holland, auf den Versammlungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung in Brüssel und in Halle, in all' den Schriften, Gutachten, Zeitungsaufsätzen, daß überall sage ich über die Vorzüge der „kontinentalen Schablone“ oder wie wir wohl richtiger sagen müssen: „europäischen Schablone“ vor der amerikanischen Einrichtung nur Eine Stimme war,

daß Niemand auch nur daran dachte, von der Nothwendigkeit eines Richterspruches abzusehen?

Aber noch mehr. Das nordamerikanische „Probations-System“ hat den Weg nach England über Australien genommen. Es ist in Victoria und Neuseeland, wie in andern englischen Kolonien länger als in England in Anwendung. Nach den in meinen Händen befindlichen, Wach unbekannt gebliebenen statistischen Ausweisen hat es glänzende Erfolge aufzuweisen. Aber das ist Nebensache. Wichtiger ist es, daß auch das Gesetz von Neuseeland (vom 9. August 1886), obwohl es sich im übrigen strenge an das amerikanische Vorbild anlehnt, die Verurtheilung des Angeschuldigten verlangt. Art. 8 sagt: When any person is convicted of an offence ...., the court, before which he is so convicted may, instead of sentencing him at once to any punishment, direct that u. s. w. Der Angeschuldigte muß also schuldig gesprochen sein, ehe überhaupt auch nur davon die Rede sein kann, ihn unter Probation zu stellen.

Es ist also wohl klar, daß Wach von der „kontinentalen Schablone“ nicht wohl gesprochen haben würde, wenn er die geschichtliche Entwickelung des Probationssystems vollständig gekannt und richtig aufgefaßt hätte. Das Schlagwort verliert seine Kraft, sobald ihm die unbestreitbaren Thatsachen der Gesetzgebung gegenüber treten. In Wach's Beweisführung gegen die „bedingte Verurtheilung“ ist der Hauptbeweisgrund ein Irrthum auf dem Gebiete der Rechtsvergleichung.

Aber trotz des schweren Irrthums in der Begründung könnte Wach im Ergebnisse Recht haben. Wäre es nicht besser, wenn wie in Massachussets der Richter, ohne zu verurtheilen, den Angeschuldigten unter Polizeiaufsicht stellte, also nicht die Vollstreckung der erkannten Strafe, sondern die Verurtheilung selbst aussetzte?

Ich habe dem gegenüber seinerzeit (Zeitschrift IX 763) gesagt: „Unserer deutschen Rechtsanschauung wenigstens würde es gewiß widersprechen, eine Freiheit und Ehre immerhin tief genug schädigende Maßregel gegen den Angeschuldigten eintreten zu lassen, ohne daß die Begehung einer strafbaren Handlung urtheilsmäßig feststeht.“

Wach (S. 30) bezeichnet diese Aeußerung als „doktrinär“; „denn einmal ist von Schädigung der Ehre beim Strafaufschub des belgischen Rechts überhaupt nicht, nach amerikanischem System doch nur sehr cum grano salis die Rede, und dann versteht es sich ganz von selbst, daß der leugnende Angeschuldigte die Vergünstigung von sich weisen und die Aburtheilung fordern kann“.

Ich halte an meiner Ansicht mit aller Bestimmtheit fest. Von

dem belgischen Recht spreche ich dabei (wie wohl klar sein dürfte) überhaupt nicht, sondern von dem amerikanischen; daß die nach diesem vorgeschriebene strenge Ueberwachung durch den Probation Officer nur „cum grano salis“ als Schädigung der Freiheit bezeichnet werden könne, wird wohl Niemand unterschreiben, der sich alle die Verpflichtungen vor Augen hält, welche dem „Losgelassenen“ damit auferlegt werden; und daß der leugnende Angeschuldigte „selbstverständlich“ Aburtheilung fordern könne, ist eine durchaus willkürliche, völlig in der Luft stehende Behauptung.

Nein: für unsere deutsche Rechtsanschauung wäre es einfach unerträglich, wenn ein Angeschuldigter ohne Urtheil unter Polizeiaufsicht gestellt werden sollte.

Und um Polizeiaufsicht, um eingreifende Ueberwachung jeder Bewegung des Losgelassenen handelt es sich in dem von Wach empfohlenen System. Nach all' den traurigen Erfahrungen, die wir mit der Polizeiaufsicht gemacht haben, gegenüber dem einstimmigen Urtheil aller Fachmänner über die Nutzlosigkeit und Schädlichkeit dieser viel erörterten Einrichtung wird einer Ausdehnung ihrer Anwendung auf bisher unbescholtene Personen das Wort gesprochen. Die Streichung des Probation officer mit all dem quäkerhaften Krimskrams des nordamerikanischen Systems (der Verpflichtung zur völligen Enthaltsamkeit von Alkohol, „teatotal pledges“ u. s. w.) soll nach Wach freilich wieder darauf beruhen, daß „die kontinentale Schablone“ geflissentlich alle disziplinaren Elemente getilgt habe. Aber wieder hätte eine genauere Kenntniß des englischen Rechts den verehrten Verfasser davor bewahrt, diesen den Thatsachen der Gesetzgebung widerstreitenden Vorwurf auszusprechen. Nicht erst in Belgien, sondern schon in England hat man, trotz aller Bemühungen Mr. Howard Vincent's von dem Probation officer selbst in abgeschwächtester Gestalt nichts wissen wollen.

Wach's Versuch, unsere Vorschläge durch den Hinweis auf das angeblich weitaus zweckmäßigere nordamerikanische Recht zu widerlegen, ist demnach völlig gescheitert. Bei gründlicherer Prüfung der Entwickelungsgeschichte der fraglichen Einrichtung wäre er wohl gar nicht unternommen worden. Schon bei der Uebertragung nach Australien und England hat man die Fehler des amerikanischen Systems, zum Theil wenigstens, genau erkannt und vermieden. Und an dem belgischen Gesetz wiederum haben alle diejenigen gelernt, welche sich seit 1888 mit der Frage beschäftigen. Man vergleiche einmal ohne Voreingenommenheit die Gesetzvorschläge von Bérenger, Wirth, Bareuther, Aschrott, v. Hippel, Simonson, Wisselgren, Fayer, von mir

und Andern unter einander und mit dem belgischen Gesetz: man wird von der „Schablone" nicht viel und dafür der Abweichungen genug finden. Auf das von Wach empfohlene amerikanische Vorbild aber zurückzugreifen, wird Niemandem von uns in den Sinn kommen.

4. Die Bedenken, welche Wach gegen die Aussetzung der Strafvollstreckung an sich, also ohne Rücksicht auf das Werthverhältniß zwischen der „belgischen bedingten Verurtheilung" und dem nordamerikanischen Probationssystem", geltend macht sind ebenfalls leicht zu beseitigen.

„Der Unklarheit und Unreife des schöpferischen Gedankens, sagt Wach (S. 32), entspricht die Verschwommenheit der Anwendungskriterien des Experimentes. Welche sind die rücksichtswürdigen Fälle?"

Wach räumt ein (Note 33), daß Lammasch „in seinem besonnenen Gutachten" „verdienstvolle Anregungen" gegeben habe. Andere haben ähnliches versucht. Der Vorwurf der „Verschwommenheit" trifft also doch nur theilweise zu. Und es wäre zweifellos nicht nur erfreulich sondern auch förderlich gewesen, wenn Wach, statt sich auf die Verneinung zu beschränken, die von Lammasch gegebenen Anregungen weiter verfolgt hätte.

Ich für meine Person habe freilich wenig Zutrauen in alle Versuche, die „rücksichtswürdigen Fälle" gesetzlich zu umgrenzen. Mir käme gerade das „schablonenhaft" und „formalistisch" vor. Und wenn ich mich auch gern eines Besseren belehren lasse, so glaube ich doch vorläufig, daß die Entscheidung am besten in das richterliche Ermessen gestellt und damit am sichersten jeder allzuweiten Anwendung vorgebeugt werde. Wach freilich sagt (S. 35), daß ich damit eines „handgreiflichen Widerspruches" mich schuldig mache, da ich ja doch dem Richter „jedwede Fähigkeit zu befriedigender Strafzumessung" abspreche. Wach übersieht dabei, daß es sich um zwei gänzlich verschiedene Dinge handelt. Ob beim einfachen Diebstahl ein Tag oder fünf Jahre Gefängniß oder eine andere der dazwischenliegenden 5 mal 365 Strafgrößen der „vergeltenden Gerechtigkeit" entspricht, das kann nach meiner Ansicht allerdings weder der Richter noch sonst irgend ein Mensch ausrechnen. Ob aber ein Angeschuldigter Schonung verdient, weil die Hoffnung auf sein künftiges gutes Verhalten begründet erscheint, oder nicht, das ist eine einfache Entscheidung mit ja oder nein, kein Rechenexempel mit lauter Unbekannten; diese Entscheidung kann man getrost dem Richter wie jedem Menschen durchschnittlicher Befähigung überlassen. Nicht „der allwissende Richter in seinem allweisen Ermessen", wie Wach spottend ausruft, sondern der Richter als Mann von gesundem Menschenverstand, soll und kann die Entscheidung treffen.

Ungleichheiten in der Anwendung der Maßregel werden anfangs freilich nicht ausbleiben. Aber sie werden mit Leichtigkeit auf ein ungefährliches Mindestmaß herabgedrückt werden können, wenn die Justizverwaltung dafür Sorge trägt, daß regelmäßige statistische Erhebungen gemacht und den Gerichten von Amtswegen mitgetheilt werden.

Und der Rechtssinn der Bevölkerung? Wach fürchtet, daß die Achtung vor der Heiligkeit des Gesetzes erschüttert werde, wenn der Schuldiggesprochene straffrei ausgehe. Der Einwand wäre vernichtend, wenn er begründet wäre.

Die Verurtheilung mit Strafaufschub ist Verurtheilung zu Strafe, nicht Erlaß der Strafe. Sie ist nach meiner Ansicht so wenig Begnadigung als es Begnadigung ist, wenn der Richter die erkannte Strafe als durch die Untersuchungshaft verbüßt erachtet, oder wenn er bei sofort erwiderten Beleidigungen oder Körperverletzungen beide Theile oder einen derselben für straffrei erklärt. Und ist das „Seelenleiden der Verurtheilung", von welchem Wach selbst spricht, nicht an sich ein Uebel, eine Strafe? „Unendlich viel wichtiger ist es, daß gestraft wird, als in welcher Form gestraft wird" (Wach S. 37). Warum soll gerade durch Einsperren gestraft werden? Fordert die vergeltende Gerechtigkeit, daß wir den erstmals Verurtheilten in „den Elementarschulen des Verbrechens", wie Wach unsere kleinen Gerichtsgefängnisse nennt, zum Berufsverbrecher erziehen?

Ich bitte zu beachten, daß Wach selbst, wie wir gesehen haben, die ausgedehntere Anwendung des Verweises empfiehlt. Alle diejenigen Bedenken nun, welche gegen die Verurtheilung mit Strafaufschub erhoben werden können, treffen den Verweis mit verstärkter Kraft. Denn der Schuldspruch des Richters ist die kräftigste, feierlichste Mißbilligung der That. Er wirkt, in öffentlicher Sitzung ausgesprochen, unendlich viel eindringlicher als der Verweis, der erst nach Rechtskraft des Urtheils, also vielleicht erst nach Monaten, hinter verschlossenen Thüren ertheilt werden kann. Und mit der Ertheilung des Verweises ist alles zu Ende, während das Urtheil mit Strafaufschub weiter wirkt, als ein Zügel für die Leidenschaften, als ein Ansporn für die sittliche Schwäche, bis zum Ablauf der Bewährungsfrist. Wenn daher, was ich bestreite, das Urtheil mit Strafaufschub die Achtung vor dem Gesetze erschüttert, so muß die ausgedehntere Anwendung des Verweises sie vernichten; wenn jenes dem Ermessen des Richters unlösliche Aufgaben stellt, so ist das hier nicht minder der Fall; wenn dort der durch die That Geschädigte bitter die Versagung der Genugthuung vermißt, so wird er sich hier erst recht nicht zufrieden geben. Und somit fallen

alle Einwendungen Wach's gegen die „bedingte Verurtheilung" mit verdoppelter Wucht auf seine eigenen Vorschläge zurück. Die lediglich verneinende Richtung der Schrift kann deutlicher nicht nachgewiesen werden.

Und noch eine letzte Bemerkung. Wach verwirft den Grundgedanken unseres Vorschlages ja nicht völlig. S. 37 sagt er: „Man mag bei jugendlichen Deliquenten, wie man es in Boston unternommen, den Anfang machen. Aber auch bei ihnen nur, wenn man das amerikanische Vorbild wohlorganisirter Schutzvorkehrungen befolgt: das öffentliche Strafverfahren meidet, vor der Verurtheilung die Probe versucht, sie verbindet mit einer Unterwerfung unter eine polizeiliche, durch gute Kräfte der Gesellschaft unterstützte, Zwangserziehung." Ich will auf den Widerspruch nicht hinweisen, der darin liegt, daß Wach den Jugendlichen gegenüber eine Maßregel empfiehlt, die er im Allgemeinen für eine Verletzung des Grundgedankens der vergeltenden Gerechtigkeit erklärt; ich will nicht betonen, daß die hochwichtige Frage nach einer zweckentsprechenden Behandlung der Jugendlichen einer viel ausgedehnteren Untersuchung und einer viel einschneidenderen Lösung bedarf, als sie bei Wach gefunden. Aber das muß hervorgehoben werden, daß die Polizeiaufsicht, deren Unzweckmäßigkeit und Schädlichkeit von allen berufenen Stimmen anerkannt ist, den jugendlichen Verbrechern gegenüber das sicherste Mittel wäre, ihnen jeden ehrlichen Erwerb unmöglich zu machen und sie rettungslos dem Verbrechen in die Arme zu treiben. Auch dieser Vorschlag Wach's erweist sich mithin als ein Schlag ins Wasser.

IV.
Die unbestimmte Verurtheilung.

Ich habe die Langmuth meiner Leser schon so sehr für mich in Anspruch genommen, daß ich in der Widerlegung der weiteren Ausführungen Wach's mir die äußerste Beschränkung auferlegen muß. Nur in Kürze sei demnach der Streitpunkt festgestellt, dessen eingehende Erledigung ich anderer Gelegenheit vorbehalten muß.

Ich gehe davon aus, daß die durch unsere heutige Strafgesetzgebung dem Richter gestellte Aufgabe der Strafzumessung eine unlösliche ist. Es ist, um bei dem schon gebrauchten Beispiel stehen zu bleiben, ein Ding der Unmöglichkeit, beim einfachen Diebstahl $5 \times 365 = 1825$ verschiedene Abstufungen in der Schwere der That zu unterscheiden. Ich habe daher vorgeschlagen, daß der Richter nur Höchst- und Mindestmaß der Strafe bestimmen, also z. B. auf Gefängniß von

2 bis 5 Jahren, erkennen soll; durch eine besondere Behörde soll dann später auf Grund der während des Strafvollzuges gemachten Erfahrungen der Austritt des Verurtheilten aus der Strafanstalt und damit die wirkliche Dauer der Strafe (die also in unserm Falle nicht weniger als zwei und nicht mehr als fünf Jahre betragen könnte) bestimmt werden.

Wach erklärt sich auch gegen diesen Vorschlag.

Zunächst verwahre ich mich dagegen, daß Wach meinen Vorschlag unter der Bezeichnung „unbestimmte Verurtheilung" abhandelt und mit den Einrichtungen zu Elmira im Staate New-York in Verbindung bringt. Daß mein Vorschlag mit letzteren nichts gemein hat, hebt Wach S. 51 ja selbst hervor. Und daß er sich anlehnt an altpreußische, nur unter dem Einflusse des französischen Rechts verdrängte, Ueberlieferungen, werde ich an anderer Stelle nachweisen. Ich habe auch nicht Verurtheilung zu unbestimmter, sondern zu relativ bestimmter, d. h. nach oben und unten begrenzter, Strafe vorgeschlagen. Das ist ein wesentlicher Unterschied. Kein Kriminalist wird sagen, unser Strafgesetzbuch bedrohe z. B. den Diebstahl mit einer „unbestimmten" Strafe. Wach's Bezeichnung verdunkelt also zu meinen Ungunsten den wesentlichen Inhalt meines Vorschlages.

Wach giebt nun auch hier (S. 41) die Richtigkeit meines Ausgangspunktes zu:

> „Es ist wahr, die richterliche Strafzumessung ist zum guten Theil Willkür, Laune, Zufall. Das ist öffentliches Geheimniß, jedem schmerzliche Erfahrungsthatsache, der in der Strafpraxis thätig geworden ist . . . . . Ob der Angeklagte zu sechs oder fünf oder vier Wochen oder zwei Monaten Gefängniß verurtheilt wird, das hängt mehr von der zufälligen Zusammensetzung des Kollegiums, den subjektiven Anschauungen und Anregungen des Richters, seinem Geblüt und seiner Verdauung als von der Schwere des Verbrechens ab."

Insoweit also wieder vollste Uebereinstimmung der Anschauungen. Aber wieder meint Wach, daß ich in meinem Vorschlage das Kind mit dem Bade verschütte.

Und wieder steht an der Spitze seiner Beweisführung ein rechtsgeschichtlicher Irrthum. „Wir sind bislang, sagt Wach S. 44, in den paar tausend Jahren, in welchen die Kulturwelt mit einem Strafrecht operirt, welches auf der richterlichen Strafzumessung ruht, so leidlich ausgekommen." Nun ist aber unsere richterliche Strafzumessung

auf dem Boden der vergeltenden Gerechtigkeit, dieses eigenartige Rechnen mit Strafgrößen, welche der Verschuldung des Verbrechers angepaßt werden sollen, nicht nur nicht mehrere tausend Jahre, sondern knappe hundert Jahre alt! Dem römischen Recht war sie so fremd wie dem deutschen Mittelalter; die peinliche Gerichtsordnung Karls V. hat sie so wenig gekannt wie die gemein-deutsche Rechtsprechung. Erst dem Wendepunkte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts verdankt das System der relativen Strafrahmen seine Entstehung.

Wenn die Anhänger dieses Systems auf die Erfahrungen von mehreren Jahrtausenden sich berufen, so thun sie der Geschichte Gewalt an.

Und ist uns denn wenigstens heute dieses System in Fleisch und Blut übergegangen? steht denn heute wenigstens die Grundlage dieser merkwürdigen Einrichtung fest, welche die Strafzumessung, um mit Wach zu sprechen, von dem Geblüt und der Verdauung des Richters abhängig macht?

Es fällt mir nicht ein, mich hier in theoretische Auseinandersetzungen einzulassen. Auch Wach hat versucht, sie zu vermeiden. Aber ein bezeichnendes Beispiel möchte ich anführen. Ich entnehme es der Schrift von Appelius über die bedingte Verurtheilung (S. 13).

Durch Erlaß des preußischen Justizministers vom 17. April 1887 wurde auf die Gefahren einer zu milden Bestrafung hingewiesen und den Staatsanwaltschaften aufgegeben, darauf hinzuwirken, daß gegen Jugendliche höhere Strafen erkannt werden, da diese allein zur Besserung der jugendlichen Verbrecher führen könnten. In dem von dem Verfasser mitgetheilten Falle hat nun das Gericht es abgelehnt, lediglich des Besserungszweckes wegen eine höhere Strafe zu erkennen, als zur Sühne für das Geschehene erforderlich erschienen sei.

Es ist hier ganz gleichgültig, ob der Minister oder ob das erkennende Gericht im Rechte gewesen ist. Aber wichtig ist die Feststellung der tiefgehenden Meinungsverschiedenheit über die Grundlage der Strafzumessung. Nach der Ansicht des Ministers sollen Erwägungen der Kriminalpolitik ausschlaggebende Bedeutung haben; das Gericht hält daran fest, daß die Strafe keine andere Aufgabe habe als die Sühnung der That; nach dem Erlaß soll die Persönlichkeit des Thäters maßgebend sein, nach dem Urtheil lediglich die Schwere der That.

Wie sich andere Gerichte jenem Erlasse gegenüber verhalten haben, [illegible] ich nicht. Sicher aber ist es, daß von dem Standpunkte der Ver-

geltungstheorie aus, zu welcher auch Wach sich bekennt, der preußische Justizminister die Staatsanwaltschaften aufgefordert hat, den Gerichten eine Verletzung der Gerechtigkeit zuzumuthen und daß ein preußisches Gericht in seinem Urtheil diese Zumuthung als solche, wenn auch in schonendster Form, gekennzeichnet hat.

Das ist die Grundlage unserer richterlichen Strafzumessung! „Willkür, Laune, Zufall“ ist diese selbst; ein Problem, eine Frage, ein Räthsel ist die Grundlage, auf der sie ruht.

Und dennoch meint Wach, mit halben Maßregeln hier Wandel schaffen zu können. „Es sind Normalstrafrahmen zu suchen, welche nach oben und nach unten sich erweitern unter gleichzeitiger exemplifizirender, dem Richter die nöthigen Fingerzeige bietender Angabe von mildernden und schärfenden Gründen“ (S. 43).

Das ist alles. Nicht einmal an einem Beispiele wird uns gezeigt, wie das zu machen sei. Wie soll der Normalstrafrahmen beim Diebstahl bestimmt werden? Welche Erschwerungs- und Milderungsumstände sollen exemplifizirend dem Richter angeführt werden? Das geltende österreichische Recht hat Wach's Gedanken vorweggenommen; mit welchem Erfolg, das weiß Jeder, der die österreichische Rechtsprechung kennt. Wer da Wandel schaffen will, muß fester zugreifen. Wach's Vorschlag wird das Uebel nicht beseitigen, sondern gerade durch die formalistische Beschränkung des Richters verschärfen.

Und nun das Ergebniß dieser Auseinandersetzung.

Wach verlangt wie ich, Umgestaltung unseres Strafensystems, in Beziehung auf Strafarten und Strafdrohungen. Er verwirft die von mir und Andern zur Durchführung des Gedankens gemachten Vorschläge. Was er selbst vorbringt, sind zweifellos geistvolle Gedanken, aber nichts weniger als ausgearbeitete, einwandfreie, gesetzgeberisch-verwerthbare Gegenvorschläge. Was wird die Wirkung seiner Schrift sein?

Die Antwort auf diese Frage hat am 31. Mai d. J. der nordwestdeutsche Gefängnißverein, am 13. Juni d. J. das preußische Justizministerialblatt gegeben. In auffallender Uebereinstimmung erklären Gefängnißdirektoren, Richter und Staatsanwälte, unter Berufung auf Wach und v. Kirchenheim: unser Strafensystem sei vorzüglich, die kleinen Gerichtsgefängnisse ließen nichts zu wünschen übrig, die kurzzeitige Freiheitsstrafe brauchte gar nicht umgestaltet zu werden; nichts wäre nöthig als Geld, recht viel Geld, zum Bau neuer Zellengefängnisse aller Größen.

Ob in den maßgebenden Kreisen zu Berlin eine ähnliche Stimmung herrscht, weiß ich nicht. Mancherlei Anzeichen lassen darauf schließen, daß man heute mehr als je allen Neuerungen abhold ist. Ein Strafvollzuggesetz auf Grund des geltenden Strafensystems mit Durchführung der Zellenhaft scheint das Einzige zu sein, was in Aussicht genommen wird. Das heißt: wir werden, wie Belgien es gethan hat, Millionen hinauswerfen, um, wie Belgien, zu spät zu erfahren, daß ohne gründliche Umgestaltung des Strafensystems der vortrefflichste Strafvollzug nichts helfen kann.

Für die Anhänger des herrschenden Strafensystems aber giebt es keinen gewichtigeren Beweisgrund für die Ablehnung aller Umgestaltungsvorschläge als den Hinweis auf die Uneinigkeit der Gegner. Mehr als sie den „radikalen Reformern" geschadet, hat Wach's Schrift den Freunden des Stillstandes genützt. Ein Flankenangriff auf die, gleichen Zielen, wenn auch auf anderen Wegen zustrebenden Genossen, hat sie diese im Vormarsch gegen den gemeinsamen Gegner empfindlich aufgehalten. Der ungelegene Kampf mußte aufgenommen und durchgeführt werden. Aber er darf uns nicht mehr als ein Zwischenfall sein. Ich möchte die Hoffnung nicht aufgeben, daß trotz aller Meinungsverschiedenheit über die Mittel zum Zwecke die gemeinsame Grundanschauung Wach und die Internationale kriminalistische Vereinigung zu gemeinsamem Vorgehen verbinden möge. Dem gemeinsam unternommenen Angriff werden die Gegner nicht lange zu widerstehen vermögen.

Warum zaudert Hamlet?

Von

Staatsanwalt Dr. Damme.

I.

Der sterbende Hamlet ruft seinem treuen Freunde die Worte zu:

„Horatio, ich bin hin,
Du lebst: erkläre mich und meine Sache,
Den Unbefriedigten.“

Das deutsche Wort „Sache“ giebt den Sinn des englischen Textes nicht so ausgesprochen wieder, wie der Dichter ihn gemeint hat. Shakespeare sagt:

„— report me and my cause aright to the unsatisfied.“

Das Wort cause bezeichnet aber nicht schlechthin eine Sache, sondern vorzugsweise eine Rechts- oder Prozeßsache. Hamlet will seine Sache als eine Sache des Rechts aufgefaßt wissen und nimmt für sich dabei die Rolle, sagen wir einer Partei oder des Richters? in Anspruch. Was Hamlet, der es selbst nicht mehr zu thun vermag, von Horatio als letzten Liebesdienst verlangt, ist also, daß dieser seine — Hamlets — Stellung zur Sache richtig darlege. Er fügt noch begründend hinzu:

„Welch' ein verletzter Name Freund,
Bleibt alles so verhüllt, wird nach mir leben!“

Hamlet befürchtet, die Nachwelt werde ihn nicht recht verstehen, wenn sein Verhalten nicht von dem Einzigen in alles Eingeweihten erläutert würde; es liegt ihm daran, sein Andenken unverletzt zu hinterlassen.

Leider wissen wir nicht, in welcher Weise Horatio sich des ihm von seinem königlichen Freunde vermachten Auftrages entledigt hat. Das aber wissen wir genau, wie sehr begründet Hamlets Befürchtung war, man könne ihn und seine Sache mißverstehen und sein Andenken werde nicht rein bleiben.

Kaum je ist ein Held so schwer verkannt worden, wie jener Dänenprinz. Für „rein, edel und moralisch" hat man zwar seit Goethe den Prinzen wohl ziemlich allgemein gehalten. Darüber aber war man sich andererseits wohl auch einig, daß Hamlet ein Mann ohne Thatkraft und Energie gewesen sei. Gegen diese Anschauung hat Karl Werder in seinem von 1859 bis 1872 an der Universität zu Berlin gehaltenen, 1875 veröffentlichten Vorlesungen über Shakespeares Hamlet, entschieden Verwahrung eingelegt. Was Werder in seinem trefflichen Buche namentlich ausführt, ist, daß Hamlet mit nichten als der unthätige Schwächling anzusehen sei, für den man ihn regelmäßig genommen, daß er vielmehr fortgesetzt sich in voller Beschäftigung mit seiner Aufgabe: der Ueberführung des Königs Claudius, als des an dem Tode seines Vaters Schuldigen, befunden und daß es die auf die Ueberführung des Königs gerichteten Maßnahmen, nicht aber Hamlets Charakter es ist, was den Angelpunkt des ganzen Dramas bildet.

Werder theilt mit, daß er sich anfänglich für den Ersten gehalten, der diese Rettung Hamlets gefunden. Später sei ihm dann bekannt geworden, daß schon vor ihm der Literarhistoriker Klein im Jahre 1846 in einem im „Berliner Modenspiegel" erschienenen Aufsatze denselben Standpunkt, wie er, vertreten habe und er meint, daß man in Zukunft Kleins Studie werde kennen müssen, da diese in Kleins Werk, der Geschichte des Dramas, Aufnahme finden werde. Leider ist aber Klein über diesem großartig angelegten Werk dahingestorben, bevor es bis zum Hamlet gediehen war. Die allerdings in den vorliegenden Bänden vorhandenen gelegentlichen Bemerkungen über Shakespeares Hamlet sind nicht genügend, um Kleins Anschauung ganz würdigen zu können. So bleibt Werders Buch jedenfalls die umfassendste Arbeit, welche eine Rettung Hamlets in gedachter Hinsicht erstrebt.

Im Folgenden ist die selbständig erworbene Grundauffassung Werders, abweichend im Einzelnen und theilweise mit anderen Mitteln vertreten. In dieser Auffassung hat die als klassisch zu bezeichnende Schrift Baumgarts: „Die Hamlet-Tragödie und ihre Kritik" (Königsberg, Hartungsche Buchdruckerei 1877) nicht beirren, der neuerliche Versuch eines Berliner Gelehrten, Hamlets Thun und Lassen aus einem üblen Charakterfehler herzuleiten, aber nur bestärken können. Dieser letztgedachte Versuch ist hier noch etwas näher zu prüfen.

Professor Paulsen zu Berlin hat nämlich 1889 im 8. Hefte der „Deutschen Rundschau" unter der Ueberschrift „Hamlet die Tragödie des Pessimismus", einen Aufsatz veröffentlicht, der abgesehen davon, daß er mehrfache offenbare hier nicht interessirende Mißverständnisse des

Dichters aufweist, wegen seiner Tendenz zum Widerspruch herausfordert.

Paulsens Ausführungen gipfeln in den folgenden Behauptungen: „Hamlet hat Freude daran, das Böse zu sehen und zu sagen. Nach dem Wort des Apostels (1. Corinther 13, 6) freuet sich die Liebe nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit; diese Liebe ist nicht in Hamlet; er freuet sich der Wahrheit, zugleich aber auch der Ungerechtigkeit, er sucht sie auf, um sie aufzuzeigen."

Und ferner: „Versuchen wir nun die Lehre (sic!), die das Stück enthält, kurz zu formuliren: „Sie läßt sich mit den Worten des 13. Kapitels des 1. Corintherbriefes aussprechen, dem schon oben eine Stelle entnommen wurde:

„Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete, wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts nütze." Die Gabe des Hellsehens und Wahrsagens ohne Liebe und ohne Glaube ist nicht ein Segen, sondern ein Fluch; sie zerstört das Leben dessen, der sie besitzt und derer, auf die sein Einfluß sich erstreckt."

Schade, daß was im Corintherbriefe gesagt wird, auf Hamlet nicht paßt. Hamlet hat nicht nur nicht eine Freude an der Ungerechtigkeit und daran, das Böse zu sehen und zu sagen, sondern sein einziges Streben ist im Gegentheil darauf gerichtet, die Gerechtigkeit zu schauen und wiederzustellen. Er beklagt sich über die Schwere dieser Aufgabe:

„Die Zeit ist aus den Fugen; Weh mir zu denken,
Daß ich geboren ward, sie einzurenken!"

Würde er aber Freude an der ungefügen Zeit haben, so würde er nicht „Wehe" über sich schreien, sondern Gott dafür danken, daß ihm jene Aufgabe zugefallen. Der Schluß des Dramas straft die Behauptung, es handle sich um eine Tragödie des „Pessimismus", geradezu Lügen. Das Walten der Gerechtigkeit kommt in dem Gericht über den verbrecherischen König zum unzweideutigsten Ausdruck und wird durch keinen Anderen als durch Hamlet vollstreckt. Diesem Prinzen will man Mangel an Liebe vorwerfen! Ist es nicht die warme Liebe des Kindes zu seinem theuern Vater, welche die Triebfeder seines Daseins stellt? Ist es nicht die Liebe zu seiner Mutter, daß er sie, die er des schamlosesten Umgangs mit einem Buhler für verdächtig hält, dennoch schont und daß er sterbend noch im Tone tiefsten Mitgefühls ruft: „Arme Königin, fahr wohl?" Vergießt er nicht, nach der Schilderung der Königin, Thränen um den Fall des Polonius?

„Er schafft den Leichnam des Erschlagenen weg,
Wobei sein Wahnsinn, wie ein Körnchen Gold
In einem Erz von schlechteren Metallen,
Sich rein beweist: er weint um das Geschehene."

Muß er sich nicht zusammennehmen, um nicht weich zu werden als seines Vaters Geist ihm bei der fürchterlichen Unterredung mit seiner Mutter erscheint?

„Sieh nicht auf mich,
Damit nicht Deine klägliche Geberde
Mein strenges Thun erweicht; sonst fehlt ihm dann
Die echte Art; vielleicht statt Blutes Thränen."

Wird ein Mann, der nicht Ophelien wirklich geliebt hätte, in ihr Grab springen und die hochtönenden Klagen ihres Bruders für Prahlerei gegenüber seinem eigenem tieferen Schmerze erklären? Verbindet nicht die herzlichste aller Freundschaften den Prinzen mit Horatio? Kann man dies Alles wissen und dem Prinzen, der die Liebe in allen Formen menschlicher Verhältnisse von sich giebt, noch Mangel an Liebe vorwerfen? —

Vielleicht steht Paulsen auf dem Standpunkt, daß Hamlet als idealer Christ auch für den König Liebe hegen soll, der ihm den Vater gemordet, die Mutter entehrt, und ihm nach dem Leben getrachtet. Nun wohl, dann möchte der Christ Hamlet den Helden für eine Erbauungsschrift abgeben können, aber der Mensch Hamlet wäre nicht der Held einer Tragödie geworden.

Völlig übereinstimmend in dem Urtheil über die Unzulänglichkeit des Paulsenschen Versuchs einer Erklärung des Hamletcharakters, nur in weit schärferer Form, hat sich inzwischen Hermann Türck geäußert in seiner Promotionsschrift: „Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie" (Leipzig-Reudnitz bei Max Hoffmann 1890).

Paulsen, so bemerkt Türck (S. 78), vertrete die Auffassung, nach welcher Hamlets Pessimismus gemeiner und perverser Natur ist, in's Extrem getrieben. „Ein Verständniß von Hamlets Charakter kann aber nur der gewinnen, der den durchaus edlen und idealen Charakter des Pessimismus des Dänenprinzen erkennt" (S. 83).

Türcks Schrift verdient volle Beachtung. Ganz entgegen der feuilletonistischen Manier Paulsens, ist Türck bemüht das Problem der Tragödie durch eine systematische Analyse des Hamletcharakters zu lösen. Zum Ausgangspunkt dient ihm die Annahme, daß jeder Mensch, vorausgesetzt daß er so lange lebt, in der Auffassung vom Dasein, drei Entwickelungsstufen durchmacht: Die Zeit des Optimismus, jugend-

licher Naivität, die Zeit der Erfahrungen und des dadurch hervorgerufenen Pessimismus und endlich die Zeit des Gleichmuths, der Aussöhnung des Willens mit der Welt, des Idealen mit dem Realen. Dann heißt es: „Dieser Prozeß der sich tausendfältig immer wieder in edleren Naturen wiederholt und um so schärfer hervortritt, je bedeutender der betreffende Mensch ist, dieser Prozeß des Ueberganges aus dem Optimismus und Enthusiasmus der Jugend durch den krassesten Pessimismus hindurch zur reifen Männlichkeit, ist das eigentliche Thema der Hamlet-Tragödie" (S. 25).

Eine Kritik des Standpunktes Türcks ist hier nicht beabsichtigt; wer Werders Auffassung, welche Türck selbst als „einen wunderlichen Versuch bezeichnet, die Sache völlig auf den Kopf zu stellen", theilt, würde jenem nicht gerecht werden. Eine Bemerkung soll aber nicht unterdrückt werden. — Bei aller Bereitwilligkeit, sich mit einem neuen noch so überraschenden Gedanken zu befreunden wird man sich doch kaum von der Wahrheit der Behauptung Türcks überzeugen lassen, daß es Hamlet bei der Aufführung des Stücks im Stücke lediglich darauf angekommen sei, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß die That wirklich geschehen, daß wirklich ein Bruder den anderen gemordet um vergänglicher Güter willen, daß wirklich ein blutiger Schurke den Thron Dänemarks einnimmt, daß wirklich ein Kain der Gatte seiner Mutter ist, daß mit einem Wort wirklich das Schrecklichste in dieser Welt geschehen kann, während äußerlich alles aufs Beste geordnet erscheint. Es ist dasselbe Bedürfniß, das uns treibt, die Leiche eines innig geliebten Wesens, welches in der Ferne gestorben, mit eigenen Augen zu sehen" (S. 28).

Hiernach wäre also die Aufführung des Stückes keine Förderung des Ganges der **dramatischen** Haupthandlung, sondern ein Ruhepunkt für Hamlet, sich in seiner düstern Weltanschauung gründlichst festzubohren. Daß die Absicht des Dichters die gerade entgegengesetzte gewesen, ist im folgenden auszuführen versucht.

II.

Der König Hamlet der Aeltere von Dänemark ist plötzlich gestorben; nach dem allgemein im Lande umgehenden Gerücht in Folge eines Schlangenbisses, den er während der Siesta im Garten erhalten (I, 5). Der König hinterließ, abgesehen von einem Bruder Namens Claudius, seine Wittwe und das einzige aus seiner Ehe mit dieser entsprungene Kind, den Prinzen Hamlet.

Die Krone vererbte sich nicht auf den Letzteren, sondern nach englischer Vorstellung auf die Wittwe.

„Die hohe Wittwe
Und Erbin dieses kriegerischen Staats“ (I, 2).

Der Verstorbene war, wie einer seiner Unterthanen (Horatio) sagt, ein wackerer König (a goodly king) (I, 2) gewesen. Hamlet, der Sohn, bezeichnet ihn als einen trefflichen Monarchen und hält ihm die herrlichste Leichenrede mit den wenigen Worten:

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer seines Gleichen sehen“ (I, 2).

Hamlet, der bei dem Tode seines Vaters zu Wittenberg studirte, eilt bei der Todesnachricht an den königlichen Hof und bleibt einstweilen dort. Man muß versuchen, sich von der Person dieses Prinzen, wie sie zu jener Zeit noch war, eine richtige Vorstellung zu machen. Das ist nicht leicht, weil der Dichter den Zuschauer den Prinzen erst kennen lernen läßt, nachdem seine Mutter dem Bruder seines Vaters bald nach des Letzteren Hinscheiden die Hand zur zweiten Ehe gereicht hat. Diese Thatsache, der Ausgangspunkt des Dramas, erschüttert aber das Wesen des Prinzen derartig, daß man kein zuverlässiges Bild von der Erscheinung des Letztern erhält, wenn man ihn nur aus seinen Worten und Handlungen beurtheilen wollte, die er unter dem nachhaltenden Eindruck jenes Ereignisses äußert.

Der Dichter hat ein blendendes Zeugniß über die frühere Gesammterscheinung des Prinzen in den Mund seiner Geliebten Ophelia gelegt (III, 1):

„Dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend,
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Betrachter.“

Man könnte gegen diese Schilderung der Ophelia Mißtrauen hegen, eben weil sie der Geliebten entstammen. Allein einmal ist dem entgegenzuhalten, daß Ophelia jene Worte nicht etwa in der Ekstase einer befangenen Liebhaberin, sondern zu einer Zeit spricht, wo Hamlet ihr soeben seine Liebe aufgekündigt und sie selbst, in Folge der vermeintlich bei Hamlet eingetretenen Geisteszerrüttung, ihre Liebe für hoffnungslos halten muß. In diesem Zustand niederschmetternder Klarheit darf nicht vermuthet werden, daß Ophelia Worte schwärmender Uebertreibung lispelt. Zum andern aber wird das Zutreffende jener Schilderung nicht nur durch das sogleich zu besprechende Verhalten Hamlets in verschie-

denen Lagen, sondern auch durch das Urtheil eines jedenfalls unbefangenen Zeitgenossen, nämlich des Fortinbras, bestätigt, indem dieser ihm nachrühmt:

— — — — er hätte
„Wär' er hinaufgelangt, unfehlbar sich
Höchst königlich bewährt“ (V, 2).

Der sterbende Laertes nennt seinen Gegner noch den „edlen“ Hamlet und Horatio, Hamlets Freund, hält diesem die rührende Leichenrede:

„Da bricht ein edles Herz. — Gute Nacht mein Fürst!
Und Engelschaaren singen Dich zur Ruh'.“

So ist, abgesehen vom König, wer selbstständiges Urtheil hat im Stück über den Adel von Hamlets Seele einig. Bietet nun auch der Gang des Dramas nicht Gelegenheit genug, daß Hamlet alle Eigenschaften entfaltet, deren Inbegriff man als Seelenadel zu bezeichnen pflegt, so läßt doch nichts, was Hamlet thut, die Vermuthung aufkommen, daß er die Fülle jener Eigenschaften nicht besitze.

Prüft man im Einzelnen das Mosaik, welches die Worte der Ophelia dem Ruhme Hamlets legen, so ergiebt sich Folgendes.

„Des Hofmanns Auge.“ In der That ist Hamlets Auge, sein köperliches wie sein geistiges, durchschauend, er hat eine feine Witterung für Alles, er erkennt klar Wesen und Schein. Die Schranzen des Hofes, diese ganze Welt der Schminke ist ihm zum Ekel. Das zeigt er gut in seinen Gesprächen mit dem dünnbeinigen Kammerjunker Osrick, dem unzertrennlichen Kammerherrnpaar Rosenkranz und Güldenstern und der alten Kammerratte Polonius.

„Des Gelehrten Zunge.“ Hamlet kommt von Wittenberg, der hohen Schule ernster und kritischer Bestrebungen. Er ist nicht dem regelmäßigen Beispiel fürstlichen Herkommens gefolgt, sein Leben ausschließlich der Jagd, dem Turnier, dem Kriege zu widmen, wie dies sein Gegenspiel Fortinbras offensichtlich thut. Seine Neigung geht auf die Betrachtung, die Reflexion. Ohne Ueberlegung der Folgen, dem Impulse des Augenblicks nachzugeben und darauf los zu handeln ist nicht gerade seine Art. Doch ruht in ihm die Leidenschaft, die gelegentlich hell auflodert, nämlich wenn er „Antrieb“ dazu hat. Er erklärt:

„Denn ob ich schon nicht jach und heftig bin,
So liegt doch was Gefährliches in mir“ (V, 2).

„I lack advancement“, wie er in richtiger Erkenntniß seines Wesens zu Rosenkranz, der ihn freilich mißversteht, bemerkt. Hat Hamlet „Antrieb“, so ist er ein ganzer Mann. Als er das Bramarbasiren des Laertes im Grabe der Ophelia hört, springt er jenem mit den

markigen Worten: „Ich bin Hamlet, der Däne" nach. Für das Duell mit Laertes die beiderseitigen Fechterkünste zu messen, ist er gleich zu haben. Im Kampf mit den Piraten auf der Fahrt nach England zeichnet er sich aus. Aber es ist charakteristisch für ihn, daß er in dem diesen Kampf schildernden Briefe an Horatio seine Tapferkeit als eine nothgedrungene (a compelled valour (IV, 6)), bezeichnet. Seine Versicherungen: „sein Leben acht er keine Nadel werth" (I, 4) oder „er ließe nichts lieber als sein Leben" (II, 2) erscheinen daher mehr als leere Aeußerungen eines kraftlosen Weltschmerzes. So findet Ophelia's Wort „Des Kriegers Arm" Bestätigung.

Hiernach erscheint Prinz Hamlet als von Natur edel und klug, überlegt und thatfähig. Nicht zu unterlassen ist gleichzeitig der Hinweis darauf, daß Hamlet nach der Erklärung der Ophelia: „Dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend", den Eindruck blühender Gesundheit machte und wir haben keinen Anlaß anzunehmen, daß dieser Eindruck ein der Wahrheit nicht entsprechender gewesen. Nach altem Wort ruht in einem gesunden Körper aber auch ein gesunder Geist. Es erleichtert das Verständniß des Stücks, davon auszugehen, daß der Dichter seinem Hamlet einen gesunden Geist mit auf die Bühne gegeben hat.

Die Neigung Hamlets zur Reflexion sollte bald in Folge eines bemerkenswerthen Ereignisses ein reiches Feld zur Bethätigung finden. Es war die Heirath seiner Mutter mit dem Bruder seines Vaters nur wenige Wochen nach dem Tode des Letzteren. So schnell folgt die Eheschließung mit dem zweiten Manne dem Begräbniß des ersten daß Hamlet seinem Universitätsfreund Horatio, der ihm erklärte, zur Leichenfeier des alten Königs nach Helsingör gekommen zu sein, im vollen Gefühl der Bitterkeit sagen konnte:

„Ich bitte, spotte meiner nicht, mein Freund,
Du kommst gewiß zu meiner Mutter Hochzeit" (I, 2).

Diese schnelle Eheschließung forderte nothwendig eine Erklärung. Der Tod des alten Königs war jäh erfolgt und in ein gewisses Dunkel gehüllt. Die Erfahrung lehrt indessen, daß oft das Jähe und Dunkle das Natürliche ist. In Verbindung mit dieser hastigen Heirath indessen gewann die Thatsache des plötzlichen und nur mangelhaft aufgeklärten Todes des Königs ein ganz anderes Ansehen. Ein fürchterlicher Verdacht gegen die Wittwe und ihren zweiten Gatten mußte rege werden.

Der neue König fühlte das Auffallende des gethanen Schrittes nur zu wohl. Seine erste Ansprache an die Großen seines Reiches ist von diesem Gefühl durchzittert:

„Wiewohl von Hamlets Tod, des werthen Bruders,
Noch das Gedächtniß frisch, und ob es unserm Herzen
Zu trauern ziemte, und dem ganzen Reich,
In Eine Stirn des Grames sich zu falten:
So weit hat Urtheil die Natur bekämpft,
Daß wir mit weisem Kummer sein gedenken,
Zugleich mit der Erinnerung an uns selbst.
Wir haben also unsre weiland Schwester,
Jetzt unsere Königin, die hohe Wittwe
Und Erbin dieses kriegerischen Staats,
Mit unterdrückter Freude, so zu sagen,
Mit Einem heitern, Einem nassen Auge,
Mit Leichenjubel und mit Hochzeitklage,
In gleichen Schalen wägend Leid und Lust,
Zur Eh' genommen; haben auch hierin,
Nicht Eurer bessern Weisheit widerstrebt,
Die frei uns beigestimmt. — Für Alles Dank!
Nun wißt Ihr, hat der junge Fortinbras
Aus Minderschätzung unsres Werths und denkend
Durch unsres theuren sel'gen Bruders Tod
Sei unser Staat verrenkt und aus den Fugen
Gestützt auf diesen Traum von seinem Vortheil
Mit Botschaft uns zu plagen nicht ermangelt
Um Wiedergabe jener Länderei'n,
Rechtskräftig eingebüßt von seinem Vater
An unsern Bruder.“ —

Als Grund der unnatürlich schnellen Heirath giebt der König „Klugheit“ (discretion) an. Staatsweisheit ist gemeint, um dem bis dahin nur von einem Weibe regierten Staat in einem männlichen Haupte, die im Hinblick auf den drohenden Einfall der Norweger nöthige Stütze zu geben. Diese Begründung mag Manchen befriedigt haben, nicht Alle. Der Prätension der Uneigennützigkeit stand einmal die Thatsache gegenüber, daß der König als solcher nicht bloß das Reich gegen Norwegen schützen, sondern auch in Dänemark herrschen konnte.

Wer die menschliche Natur im Allgemeinen und den König — wie Hamlet — im Besondern kannte, dem lag es nahe zu vermuthen, daß die Herrschsucht die Uneigennützigkeit dem Lande nur als Deckmantel der Wahrheit vorgehalten habe. War ferner auch der Wunsch, das Reich gegen Norwegen zu schützen, bei einem Mitgliede des Königshauses ein natürlicher, so blieb der schnelle Bund der Königin mit ihrem Schwager doch immer um so unnatürlicher, je trefflicher der alte König — und wir wissen von Horatio und Hamlet, daß dem so war — gewesen. Der Verdacht eines buhlerischen Einverständnisses der Wittwe schon zu Lebzeiten ihres ersten Mannes mit ihrem künftigen zweiten

und der fernere Verdacht der Beschleunigung des Heimgangs des ersten Mannes durch den zweiten, sie blieben beide bestehen. Die Ungewißheit über die Wahrheit mußte die Gemüther fortgesetzt aufregen.

Wer aber konnte mehr erregt werden durch die Umstände als der Sohn des verstorbenen vielgeliebten Königs, zugleich Sohn der Wittwe desselben, Neffe, Stiefsohn und Unterthan des zweiten Gatten seiner Mutter? Und dieser Sohn, Neffe, Stiefsohn, Unterthan war Hamlet, dessen Hang zum Nachdenken wir kennen. Nach Anlage und Umständen mußte er sich die Aufgabe stellen, zu ergründen, ob der sich aufdrängende Verdacht, der zweite König habe dem ersten das Leben genommen, der Wahrheit entspreche. Klug und überlegt, wie Hamlet war, muß er sich aber auch der Schwierigkeit seiner Aufgabe, den König zu überführen, wohl bewußt gewesen sein, zumal ihn die Umstände hießen, mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Denn Hamlets Untersuchung richtete sich gegen keinen geringeren als den Inhaber der höchsten Staatsgewalt selbst, gegen den Monarchen, den Schützer des Rechts. Auf den gewöhnlichen Wegen war diesem nicht beizukommen. Einen so furchtbaren Verdacht wie den vorliegenden gegen den König verlauten zu lassen, war unbedingt gefährlich. Denn ein Fürst, der unverschuldet in solchen Verdacht geräth, hat Grund genug, sich an dem, der ihn hegt, blutig zu rächen; ein Fürst aber, der wirklich einen anderen umgebracht hat, um dessen Macht an sich zu reißen, wird sich nicht scheuen, dem ersten Opfer, ein kleineres zweites nachzuschicken, wenn es Noth thun sollte. Also, wollte Hamlet zum Ziele gelangen, so durfte er nur in der Stille und mit äußerstem Vorbedacht seiner Untersuchung nachgehen.

Wie lebhaft Hamlets Geist sich nun seit der zweiten Heirath seiner Mutter mit diesem Gedanken beschäftigt, erhellt aus seiner Mittheilung an Horatio (I, 2):

„Mein Vater — mich dünkt, ich sehe meinen Vater."
Horatio: „Wo mein Prinz?"
Hamlet: „In meines Geistes Aug', Horatio!"

Hamlet war danach schon visionär geworden, bevor er noch dem Geiste seines Vaters begegnet war. Vergegenwärtigt man sich so die hohe geistige Spannung, in der Hamlet instinktiv den richtigen Sachverhalt ahnte, so wollen seine ersten an den König auf dessen Frage:

„Wie, hängen stets noch Wolken über Euch?"

gerichteten Worte:

„Das nicht, ich habe zu viel Sonne!" (I, 2)

so viel sagen wie: „mir ist das Licht schon aufgegangen“. Wie dann der Geist ihm die fürchterliche Wahrheit verkündet:

„Die Schlang', die deines Vaters Leben stach
Trägt seine Krone jetzt!“

da bricht Hamlet gleich in die Worte aus:

„O mein prophetisches Gemüth! Mein Oheim!“ (I, 5.)

Hamlet war also von Anfang her davon durchdrungen, daß sein Verdacht nicht irre. Und dennoch zaudert er die ihm vom Geiste seines Vaters anempfohlene, aber sich auch ohnehin von selbst verstehende Rache an dem königlichen Mörder zu vollstrecken! — Warum? — Daß Hamlet wohl der Mann war, einem ruchlosen Könige den Garaus zu machen, das beweist das Ende des Dramas. Mangel an Thatkraft kann es also nicht sein, was ihn zurückhält. Wir wissen aber auch, daß Hamlet edel und klug war. Vielleicht, daß diese Seiten seines Wesens, sein Verhalten erklären.

Worauf konnte es Hamlet ankommen? Den von ihm für verbrecherisch erachteten Fürsten schon um deßwillen weil er — Hamlet — seinen Verdacht für zutreffend hielt, zu erwürgen? Fürwahr welch ein „verletzter Name“ würde da von Hamlet geblieben sein! Hamlets Streben durfte daher nicht bloß darauf gerichtet sein, sich selbst in seiner Ueberzeugung von der Schuld des Königs zu befestigen, sondern auch, und hierauf ist das Schwergewicht zu legen, vor ganz Dänemark des Königs Schuld klarzustellen, um ihm alsdann den Prozeß machen zu können. Hierzu aber bedurfte Hamlet ganz anderer Beweise als seiner eigenen instinktiven Ahnung. Wer Gericht halten will mit einer solchen Anklage, der muß die Mittel haben, diese zu begründen. Bis dahin lag aber gegen den König nichts als die Thatsache der schleunigen Heirath vor. Wer hieraus allein die Ueberzeugung ableiten wollte, der König habe seinen Vorgänger ermordet, der würde nur eine für ihn selbst gefährliche Behauptung aufstellen.

„Behauptung ist noch kein Beweis
Mit augenscheinlichern und stärkern Gründen
Als solche Schatten, so armselige
Vermuthungen von ungefährem Schein
Müßt ihr ihn überführen.“

(Doge zum Senator in Othello I, 3.)

Man bedenke, daß Shakespeare seinen Hamlet für englische Zuschauer schrieb. Die englische Lehre vom evidenten Beweise ist tief in Hamlets Gemüth geprägt. Weitere Beweise gegen seinen Oheim für das Verbrechen zu sammeln, das ist Hamlets Aufgabe und Streben. Hamlet

ist in dieser Hinsicht fortwährend thätig und zielbewußt. Wenn er es nicht zu sein scheint, so kann er es nicht sein. Man verfolge nur seine Anstrengungen im Einzelnen. Zunächst hoffte Hamlet auf eine zufällige Offenbarung. Die zweite Scene des ersten Aktes schließt mit den Worten Hamlets:

„foul deeds will rise
Though all the earth o'erwhelm them to men's eyes.“
(„Schnöde Thaten
Birgt auch die Erde sie, sie müssen sich verrathen.“)

Zumal der Mord kommt oftmals unerwartet durch anscheinend göttliche Hülfe an das Licht des Tages:

„Denn Mord, hat er schon keine Zunge, spricht
Mit wundervollen Stimmen!“ (II, 2.)

Wem fiele dabei nicht die wundersame Entdeckung der Mörder des Ibykus ein!

Jene zur Enthüllung der That dienliche übernatürliche Hülfe, auf welche Hamlet baut, läßt auch in der That nicht lange auf sich warten. Ihm, dem bereits visionären Hamlet, theilen seine Freunde mit, daß seines Vaters Geist umgehe. Sofort packt Hamlet die Gelegenheit: er wird die kommende Nacht warten und den Geist stellen. Dabei vergißt er nicht, seinen Freunden tiefstes Stillschweigen aufzuerlegen:

„Gebt allem Sinn doch keine Zunge“ (I, 2).

Der Geist erscheint und keucht ihm die Worte in's Ohr:

„Ich bin Deines Vaters Geist!
Wenn Du je Deinen theuern Vater liebtest,
Räch seinen schnöden unerhörten Mord.“
„Da ich im Garten schlief
Wie immer meine Sitte Nachmittags,
Beschlich dein Oheim meine sichre Stunde
Mit Saft verfluchten Bilsenkrauts im Fläschchen,
Und träufelt in den Eingang meines Ohrs
Das schwärende Gesäft, wovon die Wirkung,
So mit des Menschen Blut in Feindschaft steht,
Daß es durch die natürlichen Kanäle
Des Körpers hurtig, wie Quecksilber, läuft
Und wie ein saures Laab, in Milch getropft,
Mit plötzlicher Gewalt gerinnen macht
Das leichte, reine Blut. So that es meinem,
Und Aussatz schuppte sich mir augenblicklich,
Wie einem Lazarus, mit ekler Rinde
Ganz um den glatten Leib.
So ward ich schlafend und durch Bruderhand
Um Leben, Krone, Weib mit eins beraubt,

In meiner Sünden Blüthe hingerafft,
Ohne Nachtmahl, ohne Beichte, ohne Oelung;
Die Rechnung nicht geschlossen, ins Gericht
Mit aller Schuld auf meinem Haupt gesandt."
„Hast Du Natur in Dir, so leid es nicht;
Laß Dänmarks königliches Bett kein Lager
Für Blutschand' und verruchte Wollust sein. —
Doch wie Du immer diese That betreibst,
Befleck' Dein Herz nicht; Dein Gemüth ersinne
Nichts gegen Deine Mutter; überlaß sie
Dem Himmel und den Dornen, die im Busen
Ihr stechend wohnen" (I, 5).

Unmittelbar nach dem Verschwinden des Geistes steht Hamlet derart unter dem Eindruck des Ungeheuerlichen, daß er im Hinblick auf das Rachegebot des Geistes schwört:

„Und Dein Gebot soll leben ganz allein
Im Buche meines Hirns, unvermischt
Mit minder würd'gen Dingen" (I, 5).

Er nimmt das Gespenst für ein ehrliches „a honest ghost". Horatio und Marcellus, die Zeugen des mitternächtlichen Vorgangs läßt er feierlichst Verschwiegenheit schwören. Diese Vorsicht rechtfertigt sich durch die oben erwähnte Gefährlichkeit der Untersuchung gegen den jetzigen König. Die Rücksicht auf die Selbsterhaltung gebietet unbedingtes Stillschweigen der Mitwisser des unheimlichen Spukes. Hamlet selbst beschließt die Maske des Wahnsinns anzunehmen, damit seine, etwa für seinen Zweck erforderlichen Handlungen nicht leicht durchschaut werden möchten.

„Wie fremd und seltsam ich mich nehmen mag,
Da mir's vielleicht in Zukunft dienlich scheint
Ein wunderliches Wesen anzulegen" (I, 5).

Nur wenn es ihm „dienlich" scheint, will Hamlet sich toll stellen. Deßhalb kann er auch den Güldenstern versichern (II, 2): „Ich bin nur toll bei Nordnordwest" — will sagen, wenn es mein Zweck erheischt — „wenn der Wind südlich ist, kann ich einen Kirchthurm von einem Laternenpfahl unterscheiden." Die Beobachtung des alten Polonius „Ist es schon Tollheit, hat es doch Methode" (II, 2) ist demnach sehr zutreffend.

Hamlets Reden, wenn er sich beobachtet wähnt, erscheinen seiner Absicht gemäß oft mystisch und unverständlich, aber nur für den, der vergißt, daß den Prinzen der eine Gedanke der Entdeckung der Ursache des Todes seines Vaters fortgesetzt beherrscht. Der Hinweis hierauf enthält den Schlüssel zu dem Verständniß aller Aeußerungen Hamlets. Wer diesen

Schlüssel nicht kennt, kann sich durch Hamlets Reden irreführen lassen, wie auch seine Umgebung am dänischen Hofe sich irreführen ließ, bis auf Einen, der ihn durchschaute: es war sein Feind, der König.

Als der Geist verschwunden ist, fühlt Hamlet das Bedürfniß zu beten; das religiöse Gewissen in ihm erinnert ihn daran, daß Geister Blendwerk der Hölle sein können und nicht sehr zuverlässig. So wird er irre an der Klassicität des Zeugnisses des Geistes

— — — „Der Geist
Den ich gesehen, kann ein Teufel sein,
Der Teufel hat Gewalt, sich zu verkleiden
In lockende Gestalt; ja und vielleicht
Bei meiner Schwachheit und Melancholie
(Da er sehr mächtig ist bei solchen Geistern)
Täuscht er mich zum Verderben: ich will Grund,
Der sichrer ist“ (III, 2).

Man mache sich klar, in welcher Lage Hamlet sich zu jener Zeit befand. Seine Untersuchung war durch die Offenbarung des Geistes um keinen Schritt gefördert. Denn der Geist hatte nur zu ihm gesprochen. Würde Hamlet nun das Schwert über dem Könige gezückt haben und hätte er hinterher zu seiner Rechtfertigung sich auf das Zeugniß des Geistes berufen wollen, so würde man ihn nicht mehr als den edlen, klugen Hamlet, sondern als den gefährlichen, närrischen Prinzen angesehen haben. Zur Förderung seines Zweckes mußte Hamlet daher nach einem neuen, sicheren Beweismittel suchen. Keins würde sicherer sein, als das Geständniß des Königs. Confessio regina probationum. Aber wie dies erlangen? In seiner Verlegenheit kommen ihm die Schauspieler, die Rosenkranz und Güldenstern ihm angemeldet, gerade recht.

„Ich hab' gehört, daß schuldige Geschöpfe
Bei einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst
Der Bühne so getroffen worden sind
Im innersten Gemüth, daß sie sogleich
Zu ihren Missethaten sich bekannt.“
— — — — „Sie sollen was
Wie die Ermordung meines Vaters spielen
Vor meinem Oheim; ich will seine Blicke
Beachten, will ihn bis in's Leben prüfen:
Stutzt er, so weiß ich meinen Weg.“
— — — — „Das Schauspiel sei die Schlinge
In die den König sein Gewissen zwinge“ (II, 2).

Hamlet, die Trüglichkeit seines eigenen, in der Erregung seiner Lage, von Einbildungen Schwachheit und Melancholie beherrschten Urtheils kennend, ist gewissenhaft genug, sich nicht allein auf sich selbst

zu verlassen. Er will sich von seinem Freund Horatio kontrollirt wissen und weiht diesen in seinen Plan ein:

„Es giebt zu Nacht ein Schauspiel vor dem König,
Ein Auftritt kommt darin dem Umstand nach,
Den ich von meines Vaters Tod Dir sagte.
Ich bitt Dich, wenn Du das im Gange siehst
So achte mit der ganzen Kraft der Seele
Auf meinen Oheim: wenn die verborgne Schuld
Bei Einer Rede nicht zum Vorschein kommt,
So ist's ein höllischer Geist, den wir gesehn,
Und meine Einbildungen sind so schwarz,
Wie Schmiedezeug Vulkans. Beacht' ihn recht,
Ich will an sein Gesicht mein Auge klammern
Und wir vereinen unser Urtheil dann
Zur Prüfung seines Aussehns!"

Das Stück, „die Ermordung Gonzagas", wird aufgeführt. Des Königs Gewissen schlägt bei dem Vorgang der mörderischen Handlung sichtbar, das heißt: sichtbar für Hamlet und Horatio. Dem Könige wird übel, er zieht sich in Galle zurück. Hamlet ruft triumphirend Horatio zu: „O lieber Horatio, ich wette tausend Pfund auf des Geistes Wort" (III, 2).

Was hat aber Hamlet nun durch das Gelingen seiner List, durch den Fang des königlichen Mördergewissens in der „Mausefalle", wie er das Stück „metaphorisch" bezeichnet, durch das Ablocken eines symbolischen Geständnisses gewonnen? Er muß es fühlen und immer wieder empfinden: nichts für seinen Zweck, den König vor dem Lande zu überführen. Er und Horatio, sie mögen nun keinen Zweifel mehr an der Schuld des Königs haben, die Welt würde für eine Beweisführung mit solchen Mitteln taub bleiben.

Denn selbst wenn es unter das Zeugniß des ganzen Hofes gestellt würde, daß dem Könige bei der Aufführung der Ermordung des Herzogs Gonzaga übel geworden, wer wollte darum unzweifelhaft darauf schließen, daß der König seinen Bruder auf ähnliche Weise wie Lucianus seinen Ohm ermordet habe? Lag nicht ebenso nahe die Auffassung, daß der König lediglich, über die unzarte Aufführung eines Stücks mit solchem, seiner Vergangenheit wie alle wußten, zum Theil ähnlichen Inhalt empört, in Galle geraten war, ohne daß darin zugleich das Geständniß gefunden zu werden brauchte, er habe es in allen Theilen ebenso gemacht, wie die entsprechende Person im Stück? Aber weiter! Der von Hamlet seiner Meinung nach erzielte Erfolg, hat für ihn selbst eine furchtbare Gefahr heraufbeschworen, die ihn verderben wird: der königliche Mörder hat Hamlets Ziele durchschaut. Er, der schon seit dem hinter

der Tapete belauschten Gespräche Hamlets mit Ophelia, wo Hamlet die düsteren Worte sprach: „Ich sage, wir wollen nichts mehr von Heirathen wissen; wer schon verheirathet ist, Alle außer Einem, soll das Leben behalten, die Uebrigen sollen bleiben, wie sie sind“ — von diesem Augenblicke an hinter Hamlets anscheinenden Wahnwitz einen geheimen Plan desselben witterte, nun, nach der Aufführung des Stückes hat der König auch Gewißheit, gegen wen der Plan sich richtet und wer der Eine ist, dem Hamlet nicht das Leben lassen will. Was wird, was kann der König nun wohl thun? Hamlets Vorgehen wird zu seinem eigenen Verderben. Der Mord an seinem Vater bleibt dunkel wie zuvor, aber der Mörder hat seinen Verfolger erkannt und ganz Schurke, wie er einmal ist, wird er diesen zu beseitigen trachten. Von nun an waltet das Verhängniß über Hamlet. Seine Mittel den König zu überführen sind anscheinend vor der Hand erschöpft; auf der Höhe seines Triumphes hat er dem Könige die Klarheit gegeben, welche er nur für sich gewinnen wollte. Diese Möglichkeit hatte Hamlet übersehen, als er das Stück aufführen ließ: hier beginnt sein tragisches Verschulden, welches regelmäßig in einem Mangel der Ueberlegung des Helden steckt. Einmal im eigenen Netz gefangen, wird er sich bald mehr verstricken und der König, dessen Selbsterhaltungstrieb über sein Gewissen den Sieg erlangen wird, wird diesen und jeden folgenden Fehler Hamlets mit eiserner Folgerichtigkeit und kalter Berechnung gegen seinen Feind benutzen.

Der König beschließt unter dem Beifall seiner Umgebung, Hamlet, den wahnwitzigen Schwärmer, nach England zu entfernen. Vor der Abreise wird der dienstfertige Polonius das Gespräch Hamlets mit seiner Mutter hinter der Tapete belauschen. Zwischen dieses Gespräch und den Entschluß des Königs, Hamlet zu verbannen, fällt aber jene merkwürdige Scene, wo dieser den König in betender Stellung überrascht (III, 3).

„Jetzt könnt' ich's thun; er ist im Beten,
Jetzt will ich's thun —

Allein über diesen Entschluß fegt sofort der Schatten des Bedenkens:

— „und so geht er gen Himmel
Und bin ich so gerächt? Das hieß: ein Bube
Ermordete meinen Vater, und dafür
Sandt' ich, sein einz'ger Sohn, denselben Buben
Gen Himmel.
Ei, das wär Sold und Löhnung, Rache nicht,
Er überfiel in Wüstheit meinen Vater,
Voll Speis', in seiner Sünden Maienblüthe.

Wie seine Rechnung steht, weiß nur der Himmel;
Allein nach unsrer Denkart und Vermuthung
Ergeht's ihm schlimm: und ich bin dann gerächt,
Wenn den in seiner Heiligung ich fasse,
Bereitet und geschickt zum Uebergang?
Nein!
Hinein du Schwert: Sei schrecklicher gezückt!
Wenn er berauscht ist, schlafend, in der Wuth,
In seines Betts blutschänderischen Freuden,
Beim Doppeln, Fluchen oder anderm Thun,
Das keine Spur des Heiles an sich hat:
Dann stoß ihn nieder, daß gen Himmel er
Die Fersen bäumen mag, und seine Seele
So schwarz und so verdammt sei wie die Hölle,
Wohin sie fährt."

Hamlet giebt sich den Anschein als ob Grausamkeit allein ihn abhalte, in diesem günstigen Augenblicke zuzustoßen. Der Inhalt dieses Monologes ist doch nur ein Theil der Gedanken, welche Hamlet allerzeit und so auch in jenem Augenblicke beherrschen. Hamlet durfte, um vor der Welt gerechtfertigt zu sein, bei dem ungeführten Schuldbeweise auch jetzt noch nicht den König tödten. Sein Zweck würde durch die jetzt vollzogene Rache nicht erreicht sein. Und daß Hamlet auch in diesem Angenblicke daran denkt, wie die Welt urtheilt, daß deutet der Dichter durch die Worte an: „that would be scanned" „das hieß!"

Wäre Hamlet nur immer so überlegt geblieben! Hätte ihn niemals die Objektivität verlassen, nach der er so strebt! Denn wie anders als durch dies Streben wären Hamlets Worte an Horatio zu erklären!

„Du warst
Als littst du nichts, indem du alles littst
Ein Mann, der Stöß und Gaben vom Geschick
Mit gleichem Dank genommen: und gesegnet,
Weß Blut und Urtheil sich so gut vermischt,
Daß es zur Pfeife nicht Fortunen dient,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.
Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrunde, ja in des Herzens Herzen
Wie ich dich hege." (III 2.)

Hamlet fürchtet die auch in seiner Natur trotz aller Reflexion schlummernde Leidenschaft. Er hat sich, schon bevor er zum nächtlichen Gespräch mit seiner Mutter schreitet, der Worte des Geistes eingedenk (I 5), selbst vermahnt:

„O Herz vergiß nicht die Natur! Nie dränge
Sich Neros Seele in diesen festen Busen!
Grausam, nicht unnatürlich laß mich sein,
Nur reden will ich Dolche, keine brauchen!“ (III 2.)

Als das Gespräch nun Statt hat und Hamlet fürchterliche Dolche redet, die Königin aber auch den körperlichen Mord befürchtend um Hilfe schreit und der hinter der Tapete lauschende Polonius den Hilferuf wiederholt, da macht die Leidenschaft den Prinzen doch zum Sklaven und die nicht fernliegende Vermuthung, es sei der König, der ihm vielleicht gar einen Hinterhalt gelegt, treibt ihn zu jenem blinden Stoß hinter die Tapete, dem Polonius zum Opfer fällt. „I took thee for thy better“ ruft Hamlet aus, als er nun den Leichnam hervorzerrt. —

Das war das zweite Mal, daß Hamlet unvorsichtig gehandelt hatte zu seinem eigenen Nachtheil. Nun weiß ganz Dänemark, daß die Melancholie des Prinzen ihre Gefahren in sich trägt, man ist seines Lebens nicht mehr sicher vor ihm, er sticht wild darauf los. Der arme alte Polonius! Und wie wird der König nicht diesen Fall ausbeuten: Muß ihm nicht alle Welt beifallen, wenn er einen so tollen Prinzen mindestens entfernt? Wird die bloße Verbannung des Prinzen, statt daß mit ihm nach strengem Recht verfahren wird, nicht nun gar als ein Zeichen väterlicher Liebe erscheinen? Mit wieviel scheinbarem Grund kann nun der König nicht zu Hamlet sagen (IV 4):

„Hamlet, für deine eigene Sicherheit,
Die uns so werth ist, wie uns innig kränkt,
Was du begangen hast, muß diese That
In feuriger Eile dich von hinnen senden.“

Und Hamlet, der kluge Hamlet, ist diesen heuchlerischen Worten gegenüber ohnmächtig. Er muß sie hinnehmen, womöglich noch danken! Ja es ist zum Verzweifeln; Hamlet hat sich selbst in Schuld gesetzt; er muß einsehen, daß diese That, die er in Leidenschaft begangen, alles bisher für ihn und seine Ziele Gewonnene ihm wieder genommen hat.

Er klagt beim Leichnam des Polonius:

„Der Himmel hat gewollt
Um mich durch den und den durch mich zu strafen,
Daß ich ihm Geißel muß und Diener sein!“

Nun fühlt es Hamlet: mit Hast und Eile ist dem Schurkenkönige nicht beizukommen, er spielt ihm nur willkommene Waffen in die Hand. Den Kopf oben und die Ruhe im Blut behalten!

Da keine weitere Gelegenheit, den Mörder zu überführen sich darbietet, so bleibt Hamlet zunächst nichts als Warten und abermals Warten und dabei Schweigen, will er seinen Plan zu Ende bringen! Kann man

es ihm, der diesen Fluch des Schweigens schon von Anbeginn des Dramas als einen herzbrechenden Zwang empfunden hat —

„Doch brich, mein Herz, denn schweigen muß mein Mund“ (II 2)

kann man es ihm, einem in dieser fluchwürdigen Lage sich fühlenden Jünglinge verargen, wenn er sein volles Herz vor sich selbst ergießt, sich einen Feigling schilt, sich Mangel an Galle vorwirft, zwischen den Gedanken an Selbstmord und unerfüllter Rachbegier verzweifelnd, im Vorgefühl der Erfolglosigkeit aller seiner Bemühungen, den Schurken zu entlarven, hin und her schwankt? Ist es ihm nicht nachzufühlen, wenn er einerseits die Welt mit sicherem Instinkt für durchseucht von Lastern und Verbrechen hält und andererseits an sich halten, dies zu sagen, sich gar wahnsinnig stellen muß, um sich nicht zu verrathen; ist es ihm nicht nachzufühlen, daß er in Augenblicken der Depression diese ganze Welt verdammt, für schal und ekel erklärt? Darf man sich aber durch die Rede eines also Verzweifelnden so täuschen lassen, daß wenn er bei sich Mangel an Kraft, eine bestimmte That zu vollführen vermißt, wirklich nur dieser Mangel und nicht mehr oder etwas anderes vorliegt, was ihn daran hindert? Ist Hamlet ein so zuverlässiger Beobachter seiner selbst in diesem Zustand? Er, der von sich weiß, daß er zur Reflexion neigt, sollte er nicht in diesem bestimmten Falle seinem, ihm bekannten Hange etwas auf die Rechnung schreiben, was nicht darauf gehört? Vielleicht unbewußt in seinem dunklen Drange den richtigen Weg wandeln, obwohl er ihn für einen falschen hält? In Wahrheit finden auf diese Weise alle die vorwurfsvollen Monologe, die Hamlet spricht, ihre Erklärung: es sind die Wuth- und Schmerzensschreie des hoffnungslos in einer bestimmten Richtung Strebenden.

Eine andere Bedeutung hat auch das letzte dieser Selbstgespräche nicht, welches Hamlet im vierten Akte, vierte Scene auf der dänischen Ebene nach der Begegnung mit dem gegen Polen ziehenden norwegischen Heerführer führt und welches mit den Worten schließt:

„O von Stund' an trachtet
Nach Blut Gedanken oder seid verachtet.“ (IV 4.)

Mit dieser Devise tritt Hamlet die Seereise nach England mit Rosenkranz und Güldenstern an. Ihn erfüllt tiefes Mißtrauen gegen den Inhalt des geheimen königlichen Auftrags, den die Beiden dem Herrscher von England überbringen sollen. Die Unruhe plagt ihn, in der Nacht bemächtigt er sich heimlich des Schriftstücks:

„Hier, Horatio,
Fand ich ein königliches Bubenstück:
Ein streng Geheiß, gespickt mit vielen Gründen,

Betreffend Dänmarks Heil und Englands auch,
Und heida, solch ein Spuk, wenn ich entkäme,
Daß gleich auf Sicht, ohn' alle Zögerung,
Auch nicht so lang, um nur das Beil zu schärfen,
Das Haupt mir abgeschlagen werden sollte." (V 2.)

In diesem Nothstand begeht Hamlet die Fälschung an der königlichen Urkunde, nach der nun Rosenkranz und Güldenstern statt seiner dem englischen Beile zum Opfer fallen müssen, und kehrt, der königlichen Hinterlist gewiß, zurück ans dänische Gestade.

Hamlets Lage ist jetzt eine andere als bevor er fortgegangen. Zwar seine Ermittlungen in Betreff des an seinem Vater verübten Mordes sind nicht vorgerückt; aber er hat jetzt ein Beweisstück von unschätzbarem Werthe für einen neuen verbrecherischen Plan des Königs in Händen, die Urkunde des Letzteren betreffend Hamlets Ermordung. Jetzt tritt Hamlet sichrer auf; man höre nur seinen Ausbruch gegenüber Horatio:

„Was dünkt Dich, liegt's mir jetzo nah genug?
Der meinen Vater umbracht', meine Mutter
Zur Hure machte; zwischen die Erwählung
Und meine Hoffnungen sich eingedrängt,
Die Angel warf nach meinem eignen Leben
Mit solcher Hinterlist; ist's nicht gewissenhaft genug
Mit diesem Arm ihm lohnen?
Und wär's nicht zu verdammen, diesem Krebs
An unserm Leibe ferneres Uebel zu gestatten?" (V 2.)

Hamlet hat jetzt einen sicheren Grund, Rache an dem König zu üben:

„Die Angel warf nach meinem eigenen Leben
Mit solcher Hinterlist." —

Die anderen Anklagen bleiben nach wie vor unbewiesen und für Hamlet auch unerweislich. Allerdings nur für Hamlet. Das Publikum, welches das Drama liest oder hört hat längst die Gewißheit, um die sich Hamlet so verzweifelt bemüht. Denn vor ihm — dem Publikum — hat der König ein völliges Geständniß seiner Schuld abgelegt, sein Innerstes enthüllt.

Als Polonius seiner Tochter, in Gegenwart des Königs Verstellung anräth:

„— — — — mit der Andacht Mienen
Und frommem Wesen überzuckern wir
Den Teufel selbst. —" (III 1.)

da entfährt dem König der Seufzer:

„O allzu wahr! wie trifft
Dies Wort mit scharfer Geißel mein Gewissen. —

Der Metze Wange, schön durch falsche Kunst,
Sticht nicht so häßlich ab von ihrem Mittel,
Als meine That von dem geschminkten Wort.
O schwere Last!"

Dann folgt das Bekenntniß im Gebet. (III 3.)

„O meine That ist faul, sie stinkt zum Himmel,
Sie trägt den ersten ältesten der Flüche,
Mord eines Bruders! — — — —
Mein Verbrechen ist geschehen! — — —
Mir bleibt noch alles, was mich zum Mord getrieben,
Meine Krone, mein eigner Ehrgeiz, meine Königin!
— — — O Jammerstand! O Busen schwarz wie Tod!
O Seele, die sich frei zu werden ringend
Noch mehr verstrickt." — — —

Welchen Werth hätte die Belauschung dieses Geständnisses für Hamlet gehabt, den es der Dichter nicht hören läßt! Was folgt aber daraus, daß der Dichter den König das Geständniß für das Publikum ablegen läßt? Soviel gewiß, daß Shakespeare es doch für nöthig gehalten hat, dem Publikum, welches ohne jene Geständnisse des Königs auch nicht mehr von dessen Mordthat wissen würde als Hamlet, ein zuverlässiges Beweismittel dafür zuzuführen, daß Hamlets Verdacht nicht irrt, die Angaben des Geistes kein Teufelswerk sind.

Ist es ein Wunder, daß Hamlet, der dazu verdammt ist, jene dem Publikum von dem Dichter gewährte Gewißheit nicht zu erlangen, einer Art Fatalismus verfällt?

„Laß uns einsehn,
Daß Unbesonnenheit uns manchmal dient,
Wenn tiefe Pläne scheitern; und das lehr' uns,
Daß eine Gottheit unsere Zwecke formt,
Gleichviel wie wir sie auch entwerfen." (V 2.)

Zu dieser abgeklärten Anschauung ist Hamlet gelangt, nachdem es seiner List gelungen, an den Brief des Königs an England zu gelangen. Als er dann das Duell mit Laertes angenommen, unterredet er sich im Vorgefühl einer Katastrophe mit Horatio: „Aber du kannst dir nicht vorstellen, wie übel es mir ums Herz ist. Doch es thut nichts."

Horatio: „Mein bester Herr — — —"

Hamlet: „Es ist nur Thorheit aber es ist eine Art von schlimmer Ahnung, die vielleicht ein Weib ängstigen würde?"

Horatio: „Wenn Eurem Gemüth irgend etwas widersteht, so gehorcht ihm." —

Hamlet: „Ich trotze allen Vorbedeutungen: es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt,

so geschieht es nicht in Zukunft, geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt, geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist Alles. Da kein Mensch weiß, was er verläßt, was kommt darauf an, frühzeitig zu verlassen?" (V 2.)

Man sieht, Hamlet durch seine vergeblichen Bemühungen, das Dunkel seiner Sache aufzuhellen, erfahren geworden, die Hülflosigkeit seiner Lage erkennend, den Gedanken seiner Rache aber zäh festhaltend, denkt resignirt. Sein Plan, wie er ihn entworfen, rückt nicht von der Stelle, er beginnt auf die Gottheit, die Vorsehung allein sich zu verlassen. Dem Menschen steht nichts anderes an, als in „Bereitschaft sein". Hamlet mag wohl einen neuen Hinterhalt des Königs ahnen, der ihn auf eine Weise nicht hat verderben können. Seine Ahnung trügt ihn nicht. Doppelt lauert das Verderben auf ihn. Gift auf dem unabgestumpften Rappier, Gift im Trinkbecher. Wie sicher glaubt der königliche Schurke Hamlet zu vernichten und sich für immer sicher zu stellen; aber er hat die Rechnung ohne die Vorsehung gemacht, die über dem Fall eines Sperlings waltet.

Der Zweikampf beginnt. Hamlet wird von Laertes mit der vergifteten Klinge verwundet. Dann tauschen die Gegner in Ausübung eines vormals üblichen Fechterkunststücks unvorhergesehen die Klingen und Laertes wird mit seinem eigenen Degen von Hamlet verwundet. Derweil hat die Königin ahnungslos aus dem für Hamlet bestimmten Giftbecher getrunken und sinkt um. Der König, wiewohl er sein Weib fallen sieht, bleibt auch jetzt noch ganz Schurke und sucht die erschreckte Umgebung durch die Worte zu beruhigen: „Sie fällt in Ohnmacht, weil sie bluten sieht." Aber die Königin schreit die Anklage wider ihren Gatten laut hinaus:

„Nein, nein, der Trank, der Trank! o lieber Hamlet!
Der Trank, der Trank! Ich bin vergiftet!"

Hamlet ruft:

„Verrath, wo steckt er?"

Laertes:

„Hier Hamlet: Hamlet Du bist umgebracht,
Kein Mittel in der Welt errettet Dich
In Dir ist keine halbe Stunde Leben.
Des Frevels Werkzeug ist in Deiner Hand,
Unabgestumpft, vergiftet, meine Arglist
Hat sich auf mich gewendet: sieh! hier lieg ich,
Nie wieder aufzustehn — vergiftet Deine Mutter —
Ich kann nicht mehr — des Königs Schuld, des Königs!"

Hamlet:

„Die Spitze auch vergiftet?
So thu denn, Gift, Dein Werk!“
(Er ersticht den König.)

König:

„Noch helft mir Freunde! Ich bin nur verwundet!“

Nun aber hat Hamlet „Antrieb“ zur That. Es ist klar: Laertes und der Königin Zeugniß reden wider den König, daß dieser es auf zweierlei Weise auf Hamlets Tod abgesehen, den Laertes zum Morde Hamlets angestiftet, der Königin Tod wenigstens mittelbar verschuldet hat. Diese vielfache Schuld wenigstens ist klar und groß genug um das schleunige Gericht über den König zu rechtfertigen. Jetzt hat Hamlet auch seine ganze Thatkraft; mit fürchterlicher Energie zwingt er den verwundeten König den für ihn bestimmten Giftbecher zu leeren. Während der König seine schwarze Seele aushaucht, ruft sterbend Laertes in die Scene:

„Ihm geschieht sein Recht!“

Diese Worte sind wie im Namen Aller gesprochen, die das Drama hören und sehen. „He is justly served!“ Die häufige Erfahrung, daß den Schurken doch einmal sein wohlverdientes Loos ereilt, wenn auch nicht als Vergeltung für seinen schlimmsten Streich, wird an dem Beispiel des Königs vorgeführt. Die Ueberführung des Königs als an dem Tode seines Vorgängers Schuldigen ist Hamlet freilich nicht gelungen, weil ihm der Beweis hierfür fehlt, aber an das Ziel seines Strebens, den König in der Maienblüthe seiner Sünden hinzustrecken, ist Hamlet doch gelangt:

„und das lehr uns,
Daß eine Gottheit unsre Zwecke formt,
Wie wir sie auch entwerfen.“

Hamlet endet freilich in dem unbefriedigenden Gefühle, daß die Welt noch gar nicht ahnt, welche schwerere Schuld er dem König vorzuwerfen Grund zu haben glaubte, weßhalb er den König haßte — nicht eben bloß, weil dieser sich zwischen seine Erwählung und Hoffnungen gedrängt, weßhalb er die Ophelia verlassen, weßhalb er den Polonius erstochen, weßhalb sein Wahnwitz nicht von echter Art, weßhalb er Rosenkranz und Güldenstern dem Henker überliefert. Dies Alles fordert Erklärung und Rechtfertigung. Sterbend bittet er daher seinen Freund Horatio, nicht wie dieser nach Römerart bei diesem Todtenfest gewollt, sich auch das Leben zu nehmen, sondern sein Ge-

schick zu melden. Der auf Hamlet lastende Fluch, nicht selbst von seinem Geschick reden zu können, der ihn von Anfang her bedrückt, preßt dem Sterbenden auch die letzten Worte ab: „Der Rest ist Schweigen.“ —

Die Antwort, welche wir auf die sich dem Zuschauer aufdrängende Frage: „warum zaudert Hamlet?“ haben, ergiebt sich nun von selbst. Hamlet, zum Reflektiren geneigt, findet sich einer zur Reflexion stimmenden Thatsache gegenüber. Er hält den König des Mordes an dem eigenen Bruder für verdächtig. Hamlets edle Natur gebietet ihm auf der einen Seite, zur Sühne für jenes Verbrechen an dem Schurken die gerechte Rache, welche ihm dem Sohne und Thronerben zufällt, zu vollstrecken, auf der anderen Seite die Vollstreckung der geplanten Rache, welche nach Lage des Falles selbstredend nur wieder in der Tödtung des Mörders bestehen kann, als die Execution eines gerechten, von jedem, der sonst zum Richter berufen wäre, getheilten Urtheils, erscheinen zu lassen. Erst und nur das Zusammentreffen dieser beiden Bestrebungen bieten Raum und Anlaß zu einer dramatischen Entwickelung, in deren Mittelpunkt der Versuch Hamlets, den König des Verbrechens zu überführen, steht. Hamlet ist solange nicht an sein Ziel gelangt, als dieser Versuch nicht gelingt. Sein Zaudern, die geplante Rache zu vollziehen, entspringt daher keinem anderen Motive als dem edelsten Gerechtigkeitsgefühls, weisester Mäßigung. So sehr es Hamlet auch daran liegen mußte, den an seinem Vater muthmaßlich verübten Meuchelmord zu sühnen, so sehr lag ihm, dem legitimen Erben der dänischen Krone daran, daß er nicht seinen Namen mit einem neuen, leichtfertig auf einen unbewiesenen Verdacht hin verübten Königsmord beflecke. Ganz Dänemark mußte, wenn er ein würdiger Nachfolger auf dem Throne seiner Väter sein wollte, seine Rache billigen. Dies konnte aber nur geschehen, wenn es ihm gelang, ganz Dänemark von der Schuld seines Oheims zu überzeugen.

Dies erfolglose Streben füllt sein Leben wie das Stück. Hamlets Charakter tritt demgegenüber in den Hintergrund. Was Hamlet zur tragischen Person macht, ist nicht sein Charakter, sondern das Scheitern aller von ihm ausgehenden Versuche, den König vor dem Lande des Brudermordes zu überführen, verbunden mit dem Erfolge, daß Hamlet selbst nur ein neues Opfer des königlichen Missethäters wird. Das Versöhnende der Tragödie liegt aber darin, daß die himmlische Vorsehung statt des irdischen Hamlet die Rolle des Verfolgers an dem Könige übernimmt und, wenn auch bei anderer Gelegenheit als Hamlet gedacht, den Bösewicht der verdienten Strafe überliefert.

Die Hochschulferien und die Semestereintheilung.

Von

Professor **Hölder** in Erlangen.

Unter den vielen gegen die Einrichtungen und Bräuche unserer Universitäten in weiten Kreisen bestehenden Beschwerden spielt keine geringe Rolle die große Ausdehnung der Universitätsferien. Daß dieselbe in der That einer gewissen Einschränkung bedarf, wird kein Unbefangener verkennen. Zwar darf an diese Ferien weder der Maßstab gewöhnlicher Schulferien noch derjenige der durchschnittlich einem höheren Beamten im Wege des Urlaubes vergönnten Erholungszeit angelegt werden. Der Student ist kein Schüler mehr, dessen Hauptaufgabe darin bestände, das ihm Gelehrte in sich aufzunehmen. Die ihm obliegende Arbeit ist eine selbständigere, die auch während der Ferien in ganz anderer Art und Ausdehnung weiter gehen kann und soll als diejenige des Schülers. Ebenso und noch dringender bedarf aber der Universitätslehrer der Ferien nicht nur zur Erholung, sondern auch zur Arbeit; insbesondere hat er nur in diesen die für ihn unentbehrliche Möglichkeit, während längerer Zeit sich einem bestimmten Probleme zu widmen, ohne dazwischen ganz andere seine Gedanken von jenem ablenkende Dinge im Kopfe haben zu müssen. Doch dürfen wir dieses Bedürfniß des Lehrers nicht zu einseitig betonen, da doch in erster Linie auch die Hochschulen um ihrer Schüler willen existiren, deren Interesse im Falle seiner Collision mit demjenigen der Lehrer doch schließlich den Ausschlag geben muß. Für die große Mehrzahl unserer Studenten sind aber unbestreitbar die zur Zeit thatsächlich bestehenden Ferien zu lang. Indem die Semestralvorlesungen nicht früher als gegen das Ende des October oder April zu beginnen und im Anfange des August oder März zu endigen pflegen, wozu eine Unterbrechung während mindestens zwei Wochen über Weihnachten und Neujahr sowie gewöhnlich während der ganzen Pfingstwoche kommt, so ergibt sich, daß der akademische Unter-

schick zu melden. Der auf Hamlet lastende Fluch, nicht selbst von seinem Geschick reden zu können, der ihn von Anfang her bedrückt, preßt dem Sterbenden auch die letzten Worte ab: „Der Rest ist Schweigen.“ —

Die Antwort, welche wir auf die sich dem Zuschauer aufdrängende Frage: „warum zaudert Hamlet?“ haben, ergiebt sich nun von selbst. Hamlet, zum Reflektiren geneigt, findet sich einer zur Reflexion stimmenden Thatsache gegenüber. Er hält den König des Mordes an dem eigenen Bruder für verdächtig. Hamlets edle Natur gebietet ihm auf der einen Seite, zur Sühne für jenes Verbrechen an dem Schurken die gerechte Rache, welche ihm dem Sohne und Thronerben zufällt, zu vollstrecken, auf der anderen Seite die Vollstreckung der geplanten Rache, welche nach Lage des Falles selbstredend nur wieder in der Tödtung des Mörders bestehen kann, als die Execution eines gerechten, von jedem, der sonst zum Richter berufen wäre, getheilten Urtheils, erscheinen zu lassen. Erst und nur das Zusammentreffen dieser beiden Bestrebungen bieten Raum und Anlaß zu einer dramatischen Entwickelung, in deren Mittelpunkt der Versuch Hamlets, den König des Verbrechens zu überführen, steht. Hamlet ist solange nicht an sein Ziel gelangt, als dieser Versuch nicht gelingt. Sein Zaudern, die geplante Rache zu vollziehen, entspringt daher keinem anderen Motive als dem edelsten Gerechtigkeitsgefühls, weisester Mäßigung. So sehr es Hamlet auch daran liegen mußte, den an seinem Vater muthmaßlich verübten Meuchelmord zu sühnen, so sehr lag ihm, dem legitimen Erben der dänischen Krone daran, daß er nicht seinen Namen mit einem neuen, leichtfertig auf einen unbewiesenen Verdacht hin verübten Königsmord beflecke. Ganz Dänemark mußte, wenn er ein würdiger Nachfolger auf dem Throne seiner Väter sein wollte, seine Rache billigen. Dies konnte aber nur geschehen, wenn es ihm gelang, ganz Dänemark von der Schuld seines Oheims zu überzeugen.

Dies erfolglose Streben füllt sein Leben wie das Stück. Hamlets Charakter tritt demgegenüber in den Hintergrund. Was Hamlet zur tragischen Person macht, ist nicht sein Charakter, sondern das Scheitern aller von ihm ausgehenden Versuche, den König vor dem Lande des Brudermordes zu überführen, verbunden mit dem Erfolge, daß Hamlet selbst nur ein neues Opfer des königlichen Missethäters wird. Das Versöhnende der Tragödie liegt aber darin, daß die himmlische Vorsehung statt des irdischen Hamlet die Rolle des Verfolgers an dem Könige übernimmt und, wenn auch bei anderer Gelegenheit als Hamlet gedacht, den Bösewicht der verdienten Strafe überliefert.

Die Hochschulferien und die Semestereintheilung.

Von

Professor **Hölder** in Erlangen.

Unter den vielen gegen die Einrichtungen und Bräuche unserer Universitäten in weiten Kreisen bestehenden Beschwerden spielt keine geringe Rolle die große Ausdehnung der Universitätsferien. Daß dieselbe in der That einer gewissen Einschränkung bedarf, wird kein Unbefangener verkennen. Zwar darf an diese Ferien weder der Maßstab gewöhnlicher Schulferien noch derjenige der durchschnittlich einem höheren Beamten im Wege des Urlaubes vergönnten Erholungszeit angelegt werden. Der Student ist kein Schüler mehr, dessen Hauptaufgabe darin bestände, das ihm Gelehrte in sich aufzunehmen. Die ihm obliegende Arbeit ist eine selbständigere, die auch während der Ferien in ganz anderer Art und Ausdehnung weiter gehen kann und soll als diejenige des Schülers. Ebenso und noch dringender bedarf aber der Universitätslehrer der Ferien nicht nur zur Erholung, sondern auch zur Arbeit; insbesondere hat er nur in diesen die für ihn unentbehrliche Möglichkeit, während längerer Zeit sich einem bestimmten Probleme zu widmen, ohne dazwischen ganz andere seine Gedanken von jenem ablenkende Dinge im Kopfe haben zu müssen. Doch dürfen wir dieses Bedürfniß des Lehrers nicht zu einseitig betonen, da doch in erster Linie auch die Hochschulen um ihrer Schüler willen existiren, deren Interesse im Falle seiner Collision mit demjenigen der Lehrer doch schließlich den Ausschlag geben muß. Für die große Mehrzahl unserer Studenten sind aber unbestreitbar die zur Zeit thatsächlich bestehenden Ferien zu lang. Indem die Semestralvorlesungen nicht früher als gegen das Ende des October oder April zu beginnen und im Anfange des August oder März zu endigen pflegen, wozu eine Unterbrechung während mindestens zwei Wochen über Weihnachten und Neujahr sowie gewöhnlich während der ganzen Pfingstwoche kommt, so ergibt sich, daß der akademische Unter-

richt von den 52 Wochen des Jahres höchstens 30 ausfüllt. Fragen wir aber nach der für den Studenten bestehenden Möglichkeit, die unterrichtsfreien Wochen, soweit sie nicht zur Erholung nothwendig sind, ersprießlich zu verwenden, so läßt sich diese Möglichkeit nur unter besonders günstigen bei den Wenigsten zutreffenden Bedingungen bejahen. Die Fähigkeit zu längerer durchaus selbständiger Arbeit fehlt mindestens in den ersten Semestern ihres Studiums den Meisten, da dieselbe schon eine gewisse Vertrautheit mit dem Arbeitsgebiete voraussetzt. Außerdem fehlt es aber gemeinhin auch an den dazu erforderlichen äußeren Bedingungen, da solche die Heimath, in welcher der Student seine Ferien vorwiegend verbringt, nur selten bietet. Sehen wir ab von den störenden Einflüssen, welche der Kreis der Verwandten und Bekannten vielfach übt, so ist gar oft sowohl die geistige Atmosphäre als der äußere Zuschnitt des Elternhauses dem Studium entschieden ungünstig, und wie Mancher entbehrt nicht schon in ihm des eigenen Zimmers, in welchem er ohne Störung arbeiten könnte. Vor allem aber, wie viel ungünstiger ist im Verhältnisse zum Universitätsorte der Student gestellt in Beziehung auf die Erlangung der zu seinem Studium erforderlichen Bücher oder sonstigen Hilfsmittel. Diesem Einwande gegen die lange Dauer der Ferien läßt sich nicht mit dem Hinweise darauf begegnen, daß dieselben ja theilweise in der Universitätsstadt verbracht werden können, deren Bibliotheken und sonstige Anstalten auch in den Ferien zugänglich sind oder zugänglich gemacht werden können. Es kann nicht leicht einem Vater, namentlich einem unbemittelten, zugemuthet werden, seinen Sohn, anstatt ihn zu Hause zu haben, am Universitätsorte zu lassen zu einer Zeit, zu welcher der Aufenthalt an demselben amtlich für überflüssig erklärt ist. Zur Zeit kommen unseres Wissens in den Ferien längere Aufenthalte am Universitätsorte zum Zwecke des Studiums nur vor durch die Feriencurse der Mediciner; bei ihnen handelt es sich aber um einen Unterricht, welcher der durch ihn ausgefüllten Zeit den Charakter einer Ferienzeit nimmt.

Dürfen wir so es als ausgemacht betrachten, daß das Interesse des akademischen Studiums eine gewisse Kürzung der Ferien fordert, so erheben sich sofort wesentliche Schwierigkeiten gegenüber der Frage nach der besten Art dieser Kürzung. Als besonders unzulänglich erweist sich erfahrungsgemäß das Sommersemester, so daß seine Verlängerung besonders wünschenswerth erscheint. Auch derjenige Universitätslehrer aber, welcher noch so sehr eine größere Dauer der Unterrichtszeit wünscht, pflegt in der Hitze des Sommers diesen Wunsch gründlich zu verschwitzen. Wird es aber in ihr zur Mühsal Vorlesungen zu halten,

so zerschmilzt durch sie noch in weit höherem Maße die Lust Vorlesungen zu hören. Die für den Lehrer bestehende Nothwendigkeit der Initiative und Activität weckt seine Energie, und setzt ihn in den Stand, für die Dauer seines Vortrages die erschlaffende Einwirkung der Hitze zu überwinden. Ganz anders erliegt dieser vermöge seiner nicht producirenden, sondern recipirenden Function der Hörer. Verläßt ihn auch nur für kurze Zeit die volle Aufmerksamkeit oder nickt er gar ein wenig ein, so verliert er den Faden des Vortrages und geht leicht durch kurze Unachtsamkeit der ganzen Frucht einer Stunde verlustig. Es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß einem Vortrage durch ³/₄ Stunden ununterbrochen mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen keine kleine Aufgabe ist, und es ist daher dringend zu wünschen, daß während eines Tages nicht mehr als etwa drei eigentliche Vorlesungen gehört werden müssen. Nicht darum wünschen wir daher die Ferien verkürzt zu sehen, damit die akademischen Vorlesungen ihr bisheriges Maß übersteigen können: vielmehr kann dadurch das Maß der an einem Tage oder in einer Woche zu haltenden Vorlesungen um so mehr herabgesetzt werden, da auch das Gesammtquantum derselben vielfach eher der Ermäßigung als der Erweiterung bedarf, und zwar vor allem im Interesse der Studenten, welchen schon während des Semesters nicht zu wenig Zeit zur Verdauung der ihnen zugeführten geistigen Nahrungs- und Reizmittel geboten werden darf.

Kehren wir zur Frage der Verlängerung des Sommersemesters zurück, so verlangen wir vielmehr eine Verkürzung, indem wir fordern, daß es nicht zu tief in die heißeste Zeit des Jahres hineinreiche. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die großen Universitätsferien keinenfalls kleiner sein dürfen als die vom 15. Juli bis 15. September reichenden Gerichtsferien. Sie dürfen daher auch womöglich nicht später als diese beginnen. Auch davon kann aber keine Rede sein, dem Sommersemester dadurch, daß wir es um so früher anfangen lassen, auf die Beine zu helfen. Ein dem gegenwärtigen wesentlich vorangehender Anfang ist nicht nur in solchen Jahren wenig thunlich, in welchen Ostern spät fällt; vielmehr ist es auch ein berechtigtes Verlangen, nach überstandenem Winter wenigstens den Anfang der Blüthezeit noch in den Ferien zu erleben.

Bedarf es aber überhaupt eines S o m m e r s e m e s t e r s? Wir denken bei dieser Frage nicht an die bekannte Prädicirung desselben als einer kurzen, aber doch unangenehmen Unterbrechung der Ferien. Vielmehr geht unsere Frage dahin, ob nicht anstatt der hergebrachten Semestereintheilung besser das Studienjahr als eine Einheit behandelt würde,

welche durch die Weihnachts- und Osterferien in drei Theile von gleicher Länge zerfiele. Jedenfalls wäre es kein Unglück, wenn in Folge davon die Universität nur einmal im Jahre bezogen und gewechselt werden könnte. Es kommt vor, daß preußische Juristen ihre sechs akademischen Semester an 6 verschiedenen Universitäten verbringen, was sicher ihren Studien nicht zu gute kommt. Auch das wäre kein Nachtheil, daß dadurch die Universitätslehrer in der Regel nur einmal im Jahre Gelegenheit hätten nach einer anderen Hochschule überzusiedeln. Allerdings würde die Einrichtung eines einheitlichen Studienjahres eine Einigung der deutschen Regierungen über den Anfang desselben und damit auch über Anfang und Ende des Schuljahres fordern. Dieselbe sollte aber auch nicht zu schwierig sein. Sowohl das Studienjahr als das Schuljahr im Herbste beginnen zu lassen liegt schon deshalb nahe, weil für den Anfang jeder Art von Unterricht der Winter geeigneter ist als der Sommer. Welchen Eltern sollte es nicht leid thun, wenn das Kind gerade im Sommer zum ersten Male in die Schulstube gebannt und zu stundenlangem Stillsitzen verurtheilt wird. Dem Jünglinge aber ist es dringend zu wünschen, daß mit seinem Uebergange zur Universität sofort der volle Ernst des Studiums ihn erfasse, was in der stilleren und zur Seßhaftigkeit einladenden Winterszeit weit leichter geschieht als in dem zu ungebundenem und ziellosem Umherschweifen verlockenden Sommer. Noch einleuchtender ist der Vorzug des winterlichen Anfangs für technische Hochschulen, an welchen in viel höherem Maße als an Universitäten im Sommer Excursionen zur Veranschaulichung und praktischen Bewährung des Gelernten veranstaltet werden, während der vorhergehende Winter der theoretischen Grundlegung gewidmet ist. Allerdings kann der Eigenschaft des Winters als der zum lernen geeignetsten Jahreszeit auch ein Grund dafür entnommen werden, das Schul- und Studienjahr mit seinem Ablaufe endigen zu lassen. Man kann sagen, daß die Prüfungen, welche vielfach den Uebergang von einem Schuljahre zum anderen vermitteln, vor allem aber diejenigen, welche die Schuljahre abschließen und den Uebertritt zur Hochschule vorbereiten, wie auch die am Schlusse der Universitätsjahre dem Eintritte in den praktischen Beruf vorangehenden Prüfungen besser auf das Ende des Winters als auf dasjenige des Sommers fallen, weil zur Vorbereitung auf dieselben der Winter die günstigere Jahreszeit sei. Diesem Grunde dürfte aber kein großes Gewicht zukommen. Die richtige Vorbereitung auf jene Prüfungen bildet die ganze Schul- und Studienzeit, und die beste Einrichtung derselben ist diejenige, welche eine Fülle in den letzten Monaten zum Examensgebrauche zusammengerafften und nachher rasch

wieder entschwindenden Gedächtnißstoffes weder genügen läßt noch fordert. Wer aber das drückende Gefühl hat, dasjenige, was er im Laufe seiner Studienzeit allmählich und gründlich hätte lernen sollen, angesichts des bevorstehenden Examens mit möglichster Gewalt und Schnelligkeit nachholen zu müssen, der kann diese Aufgabe im Sommer eben so gut oder schlecht lösen als im Winter; theils übt der Blick auf das nahende Examen einen Zwang auf ihn aus, welcher ihn gegen den Unterschied der Jahreszeiten unempfindlich macht, theils macht es keinen erheblichen Unterschied, ob der Schweiß, den seine fieberhafte Examensthätigkeit ihm auspreßt, durch die Gunst oder Ungunst der Temperatur noch einen Zuwachs erfährt.

Zu den ausgeführten Gründen kommt hinzu, daß unbestreitbar die geeignetste Zeit für die längsten Ferien in den Sommer und Herbst fällt und daß diese die naturgemäße Grenze zweier Schul- und Studienjahre bilden.

Für die Einrichtung der Vorlesungen würde die Einführung eines einheitlichen Studienjahres nicht ohne Folgen sein, welche aber theils unbedenklich theils sogar vortheilhaft wären. Sie wäre eine Vereinfachung, welche nicht etwa nur der Geschäftsthätigkeit der Universitätsbehörden, sondern auch der Lehrthätigkeit zu gute käme. So gibt es namentlich Juristenfacultäten, an welchen in jedem Semester vor nur wenigen Zuhörern Institutionen und Pandekten vorgetragen werden, weil dem doppelten Bedürfnisse der im Herbste und der an Ostern das Rechtsstudium Beginnenden genügt werden soll. Sind anstatt verschiedener Semester nur noch verschiedene Jahrgänge der Studenten zu unterscheiden, so fällt nicht nur jene Duplicität weg, sondern es läßt sich überhaupt leichter die heutigen Tages vielfach zum Schaden des Studiums zu vermissende Einhaltung eines in bestimmter Reihenfolge der einzelnen Fächer sich bewegenden Studienganges durchsetzen. Bezüglich der Einrichtung der bisher semesterweise gehaltenen Vorlesungen besteht eine mehrfache Möglichkeit. Diejenigen Vorlesungen, welche einen ganzen Wissenschaftszweig umspannen, erstrecken sich schon jetzt vielfach durch zwei Semester; ihre Umwandlung in Jahresvorlesungen wäre nur eine formelle, welche zugleich den Vortheil böte, daß es nicht nothwendig wäre, für ihre verschiedenen Theile von vornherein eine bestimmte Abgrenzung festzusetzen. Kleinere Vorlesungen würden dagegen am besten so gehalten, daß sie von den drei Theilen, in welche das Studienjahr zerfiele, nur einen ausfüllten. Es wäre ohnedies nur vortheilhaft, wenn z. B. an die Stelle von zwei während des ganzen Winterhalbjahres ein oder zweimal wöchentlich gehaltenen Specialvor-

lesungen zwei einander succedirende, theils vor, theils nach Neujahr zwei oder viermal wöchentlich gehaltene träten; denn es dient nur zur Abstumpfung des Interesses, wenn die Erörterung eines Themas von geringem Umfange über zu lange Zeit sich hinzieht. Es stände aber auch nichts im Wege, gewisse Vorlesungen über die zwei ersten durch die kürzesten Ferien getrennten Drittel des Studienjahres und andere über das letzte Drittel desselben sich erstrecken zu lassen. Im Zusammenhange damit könnte auch die hergebrachte Bezeichnung des Winter- und Sommersemesters beibehalten werden. Während aber bisher die schon jetzt erhebliche Ungleichheit beider Semester ignorirt und bei gleicher Zahl von Wochenstunden für die Vorlesungen des Sommersemesters der gleiche Betrag erhoben wird wie für diejenigen des um nahezu ein Drittel längeren Wintersemesters, so wären in Zukunft alle Consequenzen der Thatsache zu ziehen, daß nun das sogenannte Wintersemester zwei Drittel und das sog. Sommersemester ein Drittel des Studienjahres ausmachen würde. Vor allem aber wäre an der Einheit des Studienjahres in der Richtung streng festzuhalten, daß die auf einen Theil desselben, insbesondere auf ein sog. Sommersemester beschränkte Beziehung einer bestimmten Universität ausgeschlossen bliebe. Wenn bisher Universitätsorte wie Freiburg und Heidelberg theilweise ausschließlich wegen ihrer sommerlichen Reize aufgesucht werden, so wäre es demgegenüber sehr zweckmäßig, daß nach der vorgeschlagenen Einrichtung gerade der erste Aufenthalt am Universitätsorte in die schlechtere Jahreszeit fallen müßte; die in dieser viel leichter Wurzel fassende Gewöhnung des Arbeitens kann, wenn sie einmal sich gebildet hat, mit weit weniger Mühe sich auch im Sommer einigermaßen behaupten als in diesem jene Gewöhnung sich insbesondere an solchen Orten bilden kann, an welchen eine schöne Natur beständig ins Freie lockt.

Im Bisherigen glauben wir den Vorschlag eines einheitlichen durch die Ferien in drei Theile von möglichst gleicher Länge zerfallenden Studienjahres hinlänglich begründet zu haben. Beizufügen wären nur noch Vorschläge über die Länge und Lage der Ferien und die dadurch gegebene Abgrenzung der Trimester, wie wir die drei Abschnitte des Studienjahres wegen ihrer die Dauer von 3 Monaten keinenfalls überschreitenden Länge nennen können. Wir haben uns als Freunde der Abkürzung der jetzt thatsächlich bestehenden Ferien bekannt; daß aber diese Abkürzung nicht zu weit gehen kann, ist unsere Ueberzeugung sowohl aus inneren als aus äußeren Gründen. Eine neue gesetzliche Ferienordnung muß streng gehandhabt werden in der Weise, daß es keinem Lehrer gestattet ist, von den gesetzlichen Terminen ohne besondere

Ermächtigung abzuweichen; soll aber diese Handhabung möglich sein, so darf die Ferienordnung selbst nicht eine zu strenge sein. Wenn z. B. die gesetzlichen Osterferien des preußischen Universitätslehrers nur drei Wochen betragen, so ist dies entschieden zu wenig und trifft die Enge solcher Bestimmungen eine wesentliche Schuld daran, daß sie nur auf dem Papiere ihr Dasein fristen. Was einfache Beibehaltung verdient, das sind die thatsächlich üblichen vierzehntägigen Weihnachtsferien. Was dagegen trotz seines großen auch für den Schreiber dieser Zeilen bestehenden Reizes einfach aufhören muß, das ist die Aussetzung der Vorlesungen während der Pfingstwoche, welche nur im Falle eines bis in den August hinein dauernden Sommersemesters einer gewissen Berechtigung nicht entbehrt. Für die Osterferien dürfte eine Dauer von ungefähr $4^1/_2$, für die großen Ferien eine solche von 11 Wochen die angemessene sein, wonach die Gesammtdauer der Ferien zwar länger als diejenige der bisherigen gesetzlichen Ferien, aber immer noch um ungefähr 6 Wochen kürzer wäre als die bisherige thatsächliche Ferienbauer. Die Zeit der Vorlesungen wäre danach ungefähr 1) vom 1. October bis 21. December, 2) vom 4. Januar bis 22. März, 3) vom 25. April bis 14. Juli. Eine leise Verschiebung würde diese Ordnung nur in solchen Jahren erfahren müssen, in welchen Ostern sehr früh fällt. Ihr Hauptvorzug vor der gegenwärtigen wäre die bessere Lage der großen Ferien, welche durch ein geringeres Mittel nicht zu erkaufen ist als durch die gänzliche Aufhebung der Zerfällung des Studienjahres in zwei angeblich gleiche, aber thatsächlich schon jetzt sehr ungleiche Semester.

Die Ascension der akademisch gebildeten Lehrer.

I.

„Mag die Schule und mögen es besonders die Lehrer niemals vergessen, was sie dem neunzehnten Jahrhundert verdanken. Mag jene denken an die Hebung ihres Einflusses, an die reicheren Einnahmen, an die Schaffung so vieler palastähnlicher Gebäude; mögen diese eingedenk bleiben der eingetretenen Hebung ihrer bürgerlichen Stellung, der Verbesserung ihrer Einnahmen, der Sorge für ihre Wittwen und Waisen!“

So schreibt Prof. Dr. Buchenau, Direktor der städtischen Realschule am Doventhor in Bremen, in seiner lesenswerthen Programmabhandlung von 1886.

Dagegen faßt der Herausgeber der „Blätter für Höh. Schulwesen“, Gymnasial-Direktor Dr. Steinmeyer-Aschersleben, seine Ausführungen in Nr. 1 des Jahrgangs 1889 folgendermaßen zusammen: „Thatsache ist: 1. Die Stellung der Lehrer an höheren Schulen bleibt hinter berechtigten Wünschen zurück. 2. Infolge davon ist unser Beruf in Gefahr nur von solchen gewählt zu werden, die ihren Lebensverhältnissen wie ihrer geistigen Beanlagung nach sich nicht zu Höherem berufen fühlen. 3. Darunter muß die Schule und mittelbar unser gesammtes Staatsleben leiden.“

Welche von beiden Persönlichkeiten, die beide auf Grund ihrer Erfahrungen zur Urtheilsäußerung vor vielen berechtigt sind, hat Recht? Wir meinen beide.

Wer den von Prof. Buchenau gerühmten Fortschritt läugnen wollte, würde in der That schon im allgemeinen durch die „palastähnlichen Gebäude“, die vielfach die Hauptzierde des Ortes bilden, widerlegt werden. Und was insbesondere die Stellung der Gymnasiallehrer angeht, so braucht man nur daran zu erinnern, daß bis zur Prüfungsordnung von 1810 in Preußen die allgemeine theologische Prüfung zugleich Lehramtsprüfung war und damit das Lehramt wesentlich nichts anderes als

Durchgangsstellung zum Pfarramt, um klar zu machen, wie viel selbstständiger und einflußreicher der Lehrerberuf in unserem Jahrhundert geworden ist. Derselbe Umstand, daß nämlich das Amt des akademisch gebildeten Lehrers erst im 19. Jahrhundert zu einem selbständigen geworden ist, macht aber auch begreiflich, wie dem Stande noch vielfach der Charakter des Unfertigen anhaften muß, oder mit anderen Worten: daß der Auffassung des Dir. Steinmeyer die Unterlage keineswegs fehlt.

Hieraus erklärt sich auch, daß es innerhalb des Berufes an derjenigen Gleichmäßigkeit der Lage fehlt, welche die Grundlage eines Standes zu bilden und namentlich zum Charakter einer Beamtenklasse zu gehören pflegt. Insbesondere weist das Schlußglied der Ausführungen des Professor Buchenau darauf hin, daß diese auf einem anderen Boden erwachsen sind als die des Director Steinmeyer. Ist auch in Preußen für die Wittwen und Waisen staatlicher Lehrer gesorgt — allerdings in derselben ungleichmäßigen und unsicheren Weise wie für die Gehälter — so steht die entsprechende allgemeine Regelung der Fürsorge für die Hinterbliebenen der städtischen Lehrer bekanntlich noch aus. Ferner: An der von Professor Buchenau geleiteten Anstalt wird ein akademisch gebildeter Lehrer fest angestellt mit 2700 Mk., an der Hauptschule (Gymnasium und Realgymnasium) in Bremen mit 3000 Mk.; die Lehrer erhalten von 5 zu 5 Jahren regelmäßige Dienstalterszulagen, sodaß sie nach 20 Dienstjahren den Maximalsatz erreichen, an der Hauptschule die akademisch gebildeten Lehrer mit 5500 Mk., die seminaristisch gebildeten mit 4000 Mk. (NB. alle Sätze einschließlich des sogenannten Wohnungsgeldes). Direktor Steinmeyer dagegen erzählt in der Aprilnummer seiner „Blätter" von einem Oberlehrer eines Königlichen Gymnasiums, der bei 25jähriger Dienstzeit 3600 Mk., von einem anderen, der vor Jahren zu einem Direktorat empfohlen sei, ebenfalls Oberlehrer an einem Königl. Gymnasium, der nach 34jähriger Dienstzeit 3900 Mk. beziehe (in beiden letzteren Fällen würde das Wohnungsgeld hinzuzurechnen sein), und jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß den beiden angegebenen Fällen in großer Zahl solche hinzugefügt werden können, welche noch sehr viel deutlicher beweisen, daß das Einkommen sehr vieler preußischer Gymnasiallehrer vom Beginn ihrer Dienstzeit bis zu ihrem Tode um einen ganz erheblichen Prozentsatz geringer ist als das ihrer bremischen Kollegen.

Es ist nicht allein die absolute Höhe des Durchschnittsgehalts, sondern es ist mehr noch die Regellosigkeit der Verhältnisse, welche dieses unbefriedigende Resultat zeitigt. Nur dieser zweite Punkt, die Regellosigkeit, soll uns in dem Nachfolgenden beschäftigen.

Von der Unsicherheit und Ungleichmäßigkeit ihres Fortkommens werden ganz besonders die preußischen Gymnasiallehrer betroffen. Man kann sich aus Mushacke's „Jahrbuch der höheren Schulen" unterrichten, daß in Hamburg, Lübeck, Frankfurt a. M., Herzogthum Anhalt, Herzogthum Braunschweig, Bremen, Mecklenburg-Schwerin, Bayern in bestimmten Zwischenräumen Dienstalterszulagen bewilligt werden, entweder wie in Bremen gleichmäßig für alle akademisch gebildeten Lehrer, oder auch von verschiedener Höhe, wie z. B. in Anhalt mit Berücksichtigung sowohl der Klasse, in welche der betreffende Lehrer seinem Zeugnisse nach gehört, als auch litterarischer Leistungen und durch die Amtsführung bewiesener pädagogischer Tüchtigkeit.

In den übrigen deutschen Staaten pflegt die Gesammtheit der Lehrerschaft eine oder auch mehrere Reihen zu bilden mit nach dem Dienstalter aufsteigenden Gehaltssätzen. So in Elsaß-Lothringen, Baden, an den 15 königl. Anstalten Sachsens, im Großherzogthum Hessen.

Eine ganz besondere Stellung nehmen die preußischen Gymnasiallehrer ein, wenn wir von verschwindenden Ausnahmen, wie Frankfurt a. M. und der städtischen Realschule in Wiesbaden absehen. „Wir sind die einzigen Beamten", sagt Direktor Steinmeyer in dem zu Anfang erwähnten Artikel, „die, ein Spielball des Zufalls und der Willkür, auch bei treuester Pflichterfüllung niemals wissen können, was die Zukunft bringen wird."

In der That: Wird jemand z. B. Offizier oder Richter oder Post-, Forst-, Baubeamter — immer fällt ihm mit seinem ersten Eintritt in den Dienst nicht bloß zu, was seine erste und augenblickliche Stellung gewähren mag, sondern zugleich die Bürgschaft späterer geregelter Beförderung im Gehalt bis zu einer enger oder weiter gesteckten Grenzlinie, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht einer disziplinarischen Maßregelung verfällt. Es ist unwesentlich, ob dieses Recht ein formelles ist oder nicht; nur darauf kommt es an, daß es durch die Ordnung der Ascension thatsächlich gewährleistet ist. Dieses mit dem Steigen des Dienstalters verbundene, geregelte Aufsteigen im Gehalt entspricht der Aufgabe des Staates, auf Lebenszeit den zu versorgen, welcher, indem er sich dem staatlichen Dienst widmet, darauf verzichtet, seine Kräfte für den persönlichen Erwerb frei zu verwenden; es trägt Rechnung zunächst den sich mehrenden Bedürfnissen insbesondere desjenigen, welcher eine Familie gründet; dabei entspricht es offenbar den Grundsätzen der Billigkeit auch deshalb, weil bisher geleistete Dienste Dankbarkeit fordern und die Arbeit des erfahrenen Beamten an sich werthvoller zu sein pflegt als die des Anfängers.

Während nun, wie gesagt, diese Grundsätze auf die übrigen Beamtenklassen durch Einführung eines geregelten Aufsteigens im Gehalt Anwendung finden, giebt es kein Gesetz und keine Ordnung, welche dem preußischen Gymnasiallehrer auf irgend einer Stufe seines Dienstalters zusichern, jemals auch nur 1 Mark mehr zu erhalten, als seine augenblickliche Stellung einbringt. Sein Gehalt ist mit der Dienststelle verknüpft; bei der Besetzung der letzteren muß aber selbstverständlich das Interesse des Dienstes selbst vorwalten, es müssen also gemäß den besonderen Anforderungen der betreffenden Stelle und bei der Verschiedenartigkeit der Unterrichtsfächer die verschiedensten sachlichen — es können ja auch persönliche — Rücksichten zur Geltung kommen, hinter welchen die gleichmäßige Berücksichtigung des Dienstalters der Lehrer nothwendig und nachweislich sehr in den Hintergrund tritt. Es ist offenbar ein ungeheurer Unterschied, ob jemand — wie bei den übrigen Beamten der Fall ist — ohne irgend den Platz und die Arbeit zu wechseln innerhalb seiner Kategorie im Gehalt aufrückt, wenn er sich nichts hat zu schulden kommen lassen, oder ob — was für die Lehrer zutrifft — ein regelmäßiges Aufrücken nach dem Dienstalter nur durch eine fortwährende Verschiebung in der Besetzung sämmtlicher Dienststellen zu erreichen sein würde. Daß letzteres im Interesse des Unterrichts wie mit Rücksicht auf die Versetzungskosten unthunlich ist, liegt auf der Hand. Es bedarf also, wenn ein Gymnasiallehrer im Gehalt aufgebessert werden soll, oft genug der Ueberwindung nicht geringer, im Dienste selbst begründeter Schwierigkeiten. So erhält einerseits jede Aufbesserung für den Gymnasiallehrer in Wahrheit den Charakter eines besonderen Gnadenaktes, andererseits ergiebt sich als Resultat des Systems eine so große thatsächliche Verschiedenheit der Gehaltssätze der Lehrer, daß von der Anwendung des Begriffes „standesgemäße Lebensführung“ auf die Gymnasiallehrer gar nicht die Rede sein kann. Die 1887 durch den westfälischen Provinzialverein akademisch gebildeter Lehrer zusammengestellte und dem Druck übergebene Dienstaltersliste für Westfalen erzählt von ordentlichen Lehrern, die erst 1 und zugleich von wissenschaftlichen Hilfslehrern, welche bis 13 Jahre im Dienst waren. Daraus ist wenigstens so viel mit Sicherheit zu schließen, daß die Frist vom Eintritt in den Dienst bis zur festen Anstellung bei uns Lehrern mehr schwankt als bei irgend einer anderen Beamtenklasse. Aber man möge einmal die nicht fest Angestellten unberücksichtigt lassen. Nach derselben Liste bezogen 1887:

31 Oberlehrer mit $8\frac{1}{2}$ bis 30 Dienstjahren 3900 bis 4170 Mk. Gehalt
42 ord. Lehrer „ 2 „ 24 „ 1800 „ 2050 „ „

Also die jüngsten Oberlehrer bezogen das doppelte Gehalt nach einem Drittel der Dienstzeit der ältesten ordentlichen Lehrer. Und es waren doch sämmtlich akademisch gebildete Lehrer in einfach unterrichtender (nicht leitender) Stellung; vielleicht hatten zwei von denen, welche die größten Gegensätze der Besoldung aufweisen, an derselben Anstalt und theilweise in denselben Klassen zu unterrichten.

Hier mag nun der Einwand gemacht werden, daß der Verschiedenheit des Gehalts der ungleiche Werth des Zeugnisses über die abgelegte Staatsprüfung, sowie überhaupt ungleiche Tüchtigkeit zu Grunde liegen werde.

Dagegen muß zunächst doch gefragt werden, ob nicht unter allen Umständen ein Gehalt von 2000 Mk. für einen akademisch gebildeten Lehrer mit 24 Dienstjahren zu gering ist. Die Frage scheint sich von selbst zu beantworten durch den Hinweis darauf, daß nach der neuen Regelung des Diensteinkommens der Prediger letztere 20 Jahre nach ihrer Ordination im Minimum 3300 Mk., 25 Jahre nach derselben 3600 Mk. erhalten müssen.

„Aber wenn das Zeugniß schlecht ist", sagt man wieder. Nun, da sind die akademisch gebildeten Lehrer in einer ganz unglücklichen Lage. Weil es Zeugnisse dreier Grade gab, sollen die, welche ein Zeugniß 3. Grades erhielten, gewissermaßen als durchgefallen gelten und so gut wie gar keine Ansprüche machen dürfen. Aber wie viele Theologen werden mit dem dritten Zeugnißgrad abgefunden; wie viele Juristen, Mediziner würden den 3. Grad erhalten haben, wenn bei ihnen dieselbe Einrichtung bestände! Wenn denn die Lehrerzeugnisse 3. Grades ganz und gar nicht mitgerechnet werden sollen — hätte man dann die betr. Lehrer überhaupt anstellen dürfen? Es heißt doch stets, für die Jugend sei gerade das Beste gut genug; es paßt offenbar schlecht zu diesem Grundsatz, die Jugend Lehrern anzuvertrauen, deren Dienste nicht entfernt desselben Lohnes werth erachtet werden wie die der günstiger gestellten Subalternbeamten.

Sodann ist zu bemerken, daß allerdings die jüngsten unter den obigen 31 Oberlehrern ohne Zweifel sehr gute Zeugnisse aufzuweisen haben, daß aber keineswegs feststeht, ob nicht unter den ältesten von den 42 ordentl. Lehrern auch solche mit den besten Zeugnissen sich befinden. Denn auch Lehrer mit vorzüglichen Zeugnissen und bedeutender Lehrgeschicklichkeit werden nur zu häufig, insbesondere an städtischen Anstalten, durch die anscheinend durchaus begründete Hoffnung auf baldige Vakanzen in den oberen Stellen den besten Theil ihres Lebens hindurch in den unteren Stellen festgehalten.

Man darf es als unzweifelhaft hinstellen, daß auch die besten Zeugnisse über die abgelegte Staatsprüfung und auch tüchtige pädagogische Leistungen den akad. gebildeten Lehrer gegen das Mißverhältniß zwischen Dienstalter und Gehalt nicht schützen.

Die Nachtheile eines solchen Zustandes liegen auf der Hand. Sie machen sich in dreifacher Richtung geltend. Zunächst und am fühlbarsten werden betroffen diejenigen Lehrer, welche in ihrer Karrière eben „Unglück" gehabt haben. Indessen ist zugleich die Mehrheit der Lehrerschaft — wie mehrfache Aeußerungen der Gesammtvertretung ihrer Provinzialvereine beweisen, insbesondere auch die 1885 dem Abg.-Hause eingereichte Denkschrift — der Ansicht, daß die Regellosigkeit der Verhältnisse auch dem einheitlichen Standesgefühl und dadurch dem Stande der akad. gebildeten Lehrer als solchem schade.

Diese Schädigung des Standes endlich wirkt auch schädigend auf die Leistungen zurück. Regelung des bisher waltenden Zufalls heischt also bloß das Interesse der Lehrer sondern auch der Schule, also der Gesammtheit.

II.

„Die gesetzliche Regelung der Ascensionsfrage betrachte ich als die conditio sine qua non, ohne welche allgemeine Zufriedenheit unter diesen [den städtischen] Lehrern ebenso wenig wie unter den Lehrern Königl. Patronats zu erreichen ist", sagte der Abgeordnete Dr. Peters in der Sitzung des Abgeordnetenhauses v. 17. Febr. 1886. Hieran anknüpfend äußerte Dr. Kropatscheck (12. März): „Nun hat vor einigen Wochen der Kollege Dr. Peters geäußert, daß die wichtigste und bedeutsamste Forderung die sei, daß vor allen Dingen die Ascensionsfrage geregelt würde. Ich glaube, daß er diese Frage etwas überschätzt; jedenfalls ist eine Regelung der schwierigen Ascensionen nicht denkbar, ehe nicht eine neue Prüfungsordnung in Kraft getreten ist. Denn unter den heutigen Verhältnissen etwa jedem Lehrer die absolute Berechtigung zu geben, daß er successive bis in die höchsten Gehaltsstufen hineinrückt, ohne irgend welche Rücksicht auf sein Zeugniß und seine Qualität als Lehrer zu nehmen, das würde ich im allerhöchsten Grade bedauern. Derselbe Schulmann, dessen ich vorher Erwähnung that, nennt eine solche Berechtigung des Lehrers geradezu einen Todesstoß für das ganze Schulwesen. Ich bin auch keinen Augenblick nach meinen Erfahrungen darüber zweifelhaft, daß es gar nicht wünschenswerth ist, einem Lehrer, der das Examen bestanden, sein Probejahr absolvirt hat und nun in das Schulfach eingetreten ist,

von vornherein die Sicherheit zu gewähren; er werde einmal ganz bestimmt das Maximalgehalt erreichen.“

„Weisen Sie mich dabei nicht auf die Richter. M. H., die Lebensaufgabe eines Richters ist von derjenigen eines Lehrers so total verschieden, daß diese nicht verglichen werden können. Ich kann mir sehr wohl denken, daß ein Richter mit einem nur mäßig bestandenen Examen in die Praxis tritt und als Amtsrichter bis in das späteste Lebensalter hinein seine Geschäfte, die mehr oder weniger täglich sich ähneln, gut und zur Zufriedenheit absolvirt, ohne daß er gerade die Qualifikation besitzt, auch mal an den oberen Gerichten eine Anstellung zu finden. Die Stellung des Lehrers ist eine viel andere; er muß so viel mehr seine eigene Persönlichkeit, sein ganz eigenes Wissen in seine Amtsthätigkeit hineinlegen. Wir laufen Gefahr, die Erziehung unserer Kinder in eine falsche Bahn gelenkt oder gar vernachlässigt zu sehen, als daß ich dem Lehrer gewissermaßen als beatus possidens ein Ruhekissen geben möchte und sagen: jetzt hast du eine feste Stellung erreicht, ob du rege weiter arbeitest, ob du dich tüchtig fortbildest, ist gleichgültig; du bist einmal für dein ganzes Leben gedeckt“. . . .

Man dürfte sich eigentlich wundern, daß keiner der zahlreichen Richter des Hauses Veranlassung nahm, gegen diesen Vergleich des Lehrerstandes mit dem Richterstande zu protestiren. Ihre Sache zu vertreten ist nicht unser Beruf, da wir uns nicht rühmen können, ihre „Lebensaufgabe“ so weit zu verstehen; doch hat sich Schreiber dieses bei den Worten des Herrn Abg. daran erinnert, wie er einst dem Sprechtage eines Freundes, welcher Amtsrichter in einem Haidedorfe war, als Gast beiwohnte und keine geringe Meinung bekam von der Menschen- und Sachkenntniß und Nächstenliebe, welcher ein rechter Richter erster Instanz neben seinem juristischen Wissen zu bedürfen schien; auch er schien uns „seine eigene Persönlichkeit, sein ganz eigenes Wissen“ — es macht wohl für die Werthschätzung keinen Unterschied, ob dieses Wissen im Amt nach der Natur des letzteren einen mehr praktischen Charakter annimmt oder ein mehr theoretisches bleibt — „in seine Amtsthätigkeit hineinlegen“ zu müssen, will er anders in der Bevölkerung das Maß von Vertrauen gewinnen, ohne welches der Beruf wenig befriedigen und unter Umständen herzlich wenig Nutzen stiften mag. Wie dem nun sein mag — jedenfalls wünschen die Lehrer keineswegs über andere Beamte gleicher Vorbildung geschätzt, sie wünschen ihnen nur gleich geachtet und dann auch entsprechend behandelt zu werden.

Sodann wäre es eine arge Selbsttäuschung, zu glauben, durch die jetzige, man möchte sagen schrankenlose Unsicherheit des Fortkommens

des städtischen wie staatlichen Lehrers werde gewährleistet, daß derselbe „seine eigene Persönlichkeit, sein ganz eigenes Wissen in seine Amtsthätigkeit hineinlegt". Wer seine eigene Persönlichkeit in seinem Beruf zur Geltung bringen soll, muß doch wohl Gelegenheit haben sie zur Entfaltung zu bringen nnd zu bethätigen. Nun weiß jeder, daß dem Lehrerberufe vorzugsweise Naturen sich zuwenden, welche gern mit Büchern verkehrend und warm empfindend, zufrieden sind wenn sie ruhig ihre Wege gehen können, fernab von dem Gewühl des Marktes, auf dem zu konkurrieren sie so wenig Lust wie Befähigung zeigen. Verschieden von dem Officier, welcher auf Angriff und Abwehr bedacht sein soll, wie von dem Kaufmann, den der Gedanke beherrschen muß, in der Konkurrenz um den persönlichen Erwerb sich zu behaupten, möchte der rechte Lehrer einem Gärtner zu vergleichen sein, welcher, auf die Unruhe eines glanzvollen Daseins gern verzichtend, aber gegen Bedrängniß durch den Ertrag seiner Arbeit sicher gestellt, sich vor allem abhängig fühlt von einer höheren Macht und gewissermaßen in ihrem Dienst mit unermüdlicher Liebe, Sorgfalt und Geduld, in heiterem, gläubigem Vertrauen auf den Erfolg, seine Pfleglinge wartet. Nur daß ja die Blumen in ungleich höherem, sichtbarerem Maße von der Einwirkung des Gärtners abhängig sind wie die Schüler von der des Lehrers. Je weniger also die Summe des Erfolges eines Lehrers klar festzustellen ist, je mehr man der Natur der Sache nach darauf angewiesen ist, das Beste von der Liebe des Lehrers zu seinen Schülern zu erwarten, um so mehr sollte man sich bestreben, alles von ihm fern zu halten, was die Heiterkeit und den Seelenfrieden, auf deren Grundlage er allein seine eigenste Persönlichkeit in das Amt hineinlegen kann, ihm gefährdet und raubt. Letzteres geschieht aber, wo „Zufall und Willkür" über das Fortkommen des Lehrers entscheiden, wo auch „die treueste Pflichterfüllung" ihn selbst und seine Famile gegen offenbare Noth nicht sicher stellen, geschweige denn einen seiner Bildungsstufe und den Zeitverhältnissen angemessenen Antheil an den geistigen und materiellen Gütern unserer Kultur ihm zusichern. „Da giebt es ja allerdings ideal angelegte und kräftige Naturen, die auf alles, was dem äußern Leben Glanz und Behaglichkeit verleiht, theils freiwillig, theils im Kampfe ermattet Verzicht geleistet haben, aber immer neue Kraft und Freudigkeit und wahres unverlierbares Glück schöpfen aus der Beschäftigung mit der Wissenschaft und dem verjüngenden stets neu belebenden Verkehr mit der Jugend, aber solche Männer bleiben doch immer selten; groß ist die Zahl derer, die durch die Noth des Lebens verbittert mit Neid und Haß auf alle diejenigen sehen, denen ein

sorgenfreies Los beschieden ist, oder die nach manchem verfehlten Hoffen und erfolglosen Ringen sich still in ihr unabänderliches Schicksal gefügt haben und ihr tägliches Pensum als wissenschaftliche Tagelöhner abarbeiten." (Gymn.-Dir. Steinmeyer in den „Bl. f. h. Sch.-W." 1889 S. 3.)

Wir wissen, wie im Abg.-Hause Aeußerungen wie die eben angeführte scharf getadelt sind, bestreiten aber auf das entschiedenste die Berechtigung zu diesem Tadel. Wir glauben nicht, daß die Lehrerschaft im Durchschnitt in Bezug auf Pflichttreue gegen andere Beamtenklassen zurücksteht, „aber ein Anderes ist die Arbeit aus bloßem Pflichtgefühl und diejenige, welche zugleich aus wahrer Berufsfreudigkeit gethan wird", sagt der Abg. Dr. Andrae in einem Artikel des „Deutschen Wochenbl." (6. Juni 1888) mit Bezug auf die Richter. Wohl ist die Berufsfreudigkeit die Triebkraft, welche die schönsten und werthvollsten Blüthen der Arbeit erzeugt; wer sie aber von jedem verlangt ohne alle Rücksicht auf seine Lebensverhältnisse, der fordere auch von dem Weizen, daß er auf dürrem Sande und in der Kälte dieselbe Frucht liefere wie bei günstiger Witterung auf fettem Ackerboden; die Natur spricht solcher Forderung Hohn.

In demselben Sinne wie Dr. Kropatscheck äußert sich Wiese in den „Amtserfahrungen", trotzdem er (II p. 38) ausdrücklich bemerkt: „oft erschien es mir hart und erfolglos, von einem Lehrer eine eifrigere Thätigkeit zu verlangen, ehe man ihn vor Nahrungssorgen geschützt hatte. Nicht wenigen erstarb unter dem täglichen Druck derselben die Berufsfreudigkeit."

Wir werden uns daher bemühen glaubhaft zu machen, daß die Lehrer nichts wünschen, als was den übrigen Beamten gewährt wird und im Interesse des Amtes selbst zu gewähren nothwendig erscheint, den Lehrern aber in Folge der Geschichte ihres Standes bislang nicht bewilligt ist; sowie daß besondere Garantien gefunden werden können, welche gerade in Verbindung mit einer Regelung der Ascension die Tüchtigkeit der Lehrerschaft ungleich mehr verbürgen als die jetzigen Einrichtungen.

Was zunächst das Zeugniß angeht, so hat man vielleicht — wie wir früher auszuführen gesucht haben — Ursache über die Inhaber eines Zeugnisses 3. Grades nicht ganz so rigoros zu denken, wie es thatsächlich vielfach geschieht. Gleichwohl war die Lehrerschaft — man vgl. z. B. die vorhin erwähnte Denkschrift — ganz derselben Ansicht mit dem Abg. Kropatscheck, daß „eine Regelung der schwierigen Ascension gar nicht denkbar" war, „ehe nicht eine neue Prüfungsordnung in Kraft getreten" wäre. Nun ist aber seitdem (1887) in der That ein neues Prüfungs-

reglement erlassen. Allerdings läßt es noch 2 Grade bestehen. Aber ausdrücklich wird in den Erläuterungen bemerkt, daß die Inhaber eines „Lehrerzeugnisses" neben den Lehrern mit „Oberlehrerzeugniß" als ein nicht wohl zu entbehrendes Element der Lehrerschaft anzusehen seien. So ist der Boden bereitet einen Grundsatz durchzuführen, welcher gleichmäßig dem Interesse von Schule und Lehrerschaft zu entsprechen scheint, daß nämlich

wie den übrigen Beamten, so auch sämmtlichen akademisch gebildeten Lehrern in öffentlichem Schuldienst **ein mit ihrem jedesmaligen Dienstalter in Einklang stehendes Minimalgehalt zugesichert** werde.

Das Muster, das nun der Neuregelung der Gehalts-Ascension zu Grunde zu legen wäre, ist die jüngst durchgeführte Ordnung der Predigergehälter. Es ist das System der Dienstalterszulagen.

Sehen wir ab von der Thatsache, daß die öffentlichen Stimmen innerhalb der Lehrerschaft ganz überwiegend für das System der regelmäßigen Alterszulagen sich ausgesprochen haben, weil so die sicherste ökonomische Grundlage geboten sei, so wiegt jedenfalls schwer der Umstand, daß so und anscheinend **nur** so die Uebereinstimmung der Lage von staatlichen und städtischen Lehrern in der wesentlichsten Beziehung, den Gehaltsverhältnissen, hervorgerufen werden kann. Während aber das System der Dienstalterszulagen für die Volksschulen zahlreicher Städte durchgeführt ist und mehr und mehr durchgeführt wird, ist von Bemühungen um Einführung dieses Systems auch für die preußischen akad. gebildeten Lehrer im städtischen Dienst wenig zu vernehmen, trotzdem die Unsicherheit und Ungleichmäßigkeit der Lage bei den städtischen Lehrern offenbar noch ungleich größer ist als bei den staatlichen.

Der entscheidende Punkt ist nun aber, daß erst durch diese Neuerung die preußische Lehrerschaft vollständig in die übrige Beamtenschaft würde eingereiht werden, und so durch sie der wesentlichste Schritt zur eigentlichen Konstituirung des Standes gethan werden würde. Auf keine Weise kann das kollegialische Zusammenwirken und damit die unterrichtliche und erziehliche Wirksamkeit der einzelnen Schulen mehr gefördert werden. Endlich: die Lehrer haben vielfach ein warmes Herz auch für die Aufgaben in Staat und Gesellschaft, aber durch ihre persönlichen und Standesverhältnisse ist jetzt nicht selten die Kraft gelähmt und der Blick getrübt. Bei einer Fixirung ihrer Verhältnisse würde sich deutlicher als jetzt zeigen, daß sie wie auf die Jugend so auch auf die Erwachsenen Einfluß in günstigem Sinne zu üben an und für sich wohl befähigt sind. Hier liegen werthvolle Schätze verborgen, die zu

heben um so nützlicher scheint, je mehr die Anforderungen an die politische Weisheit unseres Volkes von Jahr zu Jahr wachsen.

Direktor Steinmeyer weist in dem eingangs erwähnten Aufsatze darauf hin, daß „in keinem Stande die Söhne dem Beruf der Väter so oft untreu werden wie in dem unsrigen". Darf man sich darüber wundern, daß ein Vater, der die Verhältnisse übersieht, bei unseren im allgemeinen gegen früher doch ungemein gehobenen Erwerbsverhältnissen Bedenken trägt, seinen Sohn den langen Weg durch Schule und Universität durchmachen zu lassen, um ihn dann der größten persönlichen Abhängigkeit zu überantworten und der Gefahr auszusetzen, 24 Jahre nach Beendigung jenes Weges für seine Arbeit mit 2000 Mk. gelohnt zu werden? Und doch verzichtet der Sohn, welcher einen andern als den Beruf des Vaters erwählt, der Regel nach auf eine Förderung, welche für seine Berufsübung und sein äußeres Geschick von sehr wesentlicher Bedeutung sein kann.

So wenig wir äußere Verhältnisse des Lehrstandes herbeiwünschen, durch welche Unberufene würden angelockt werden, so sehr ist zu beklagen, daß durch die jetzigen Mängel dieser Verhältnisse, welche in ihrer Wirkung auf die Lehrerschaft weder den Schülern selbst noch den Eltern derselben verborgen bleiben, solche Persönlichkeiten aus den sog. besseren Ständen davon zurückgehalten werden Lehrer zu werden, welche ihrer Naturanlage nach für den Beruf wohl sich eignen würden. Hier namentlich mögen diejenigen den Hebel ansetzen, welche wie der Abg. Windthorst von der Lehrerschaft größere praktische Tüchtigkeit verlangen. Nicht mit Unrecht weist Dir. Steinmeyer in dem mehrfach erwähnten Artikel darauf hin, daß bei der Schwierigkeit der Aufgabe, „mit Jünglingen aus den besten Familien von 17—20 Jahren in rechter Weise zu verkehren, ihren Verstand, ihr Gemüth und ihren Willen, kurz ihre ganze Seele harmonisch zu bilden", dem Staate unmöglich damit gedient sein könnte, wenn ausschließlich oder doch ganz überwiegend Jünglinge von niedriger Herkunft, ohne Mittel, mit mangelhafter oder doch nur mittelmäßiger Begabung, dem höheren Lehrfach sich widmeten.

Uebrigens scheint auch der Abg. Kropatscheck prinzipiell die Nothwendigkeit des mit dem Dienstalter sicher steigenden Minimalgehalts anzuerkennen, wenn er sagt, er gebe gern zu, daß eine in gewissen Grenzen sich bewegende Ascension einzelner Klassen der Lehrer wünschenswerth sei.

III.

Diese Aeußerung führt uns zugleich auf die Frage, wie weit die „Qualität als Lehrer" durch Verleihung eines höheren als das jedes-

malige Minimalgehalt an die besseren Lehrer Berücksichtigung finden soll.

Daß die Dirigenten eine höhere Gehaltsstufe einnehmen sollen, ist nach dem Normal-Etat vom 20. April 1872 für die Direktoren der Gymnasien und Realgymnasien anerkannt, während die Ungunst der Lage der Lehrer an den sog. unvollständigen Anstalten auch darin zum Ausdruck kommt, daß ihre „Rektoren" das Maximalgehalt der Oberlehrer nicht übersteigen.

Es fragt sich, ob aus den Lehrern in einfach unterrichtender, nicht leitender Stellung nach den Gehaltsbezügen verschiedene Klassen zu bilden sind.

Wir sehen ab von dem jetzt bestehenden Unterschiede zwischen Lehrern an unvollständigen und vollständigen Anstalten, welcher u. E. allein geschichtlich sich begreifen läßt und daraus sich erklärt, daß kleineren Städten wie überhaupt, so auch für ihr Schulwesen geringere Mittel zur Verfügung zu stehen pflegen. Diese Thatsache kam allgemein zum Ausdruck, als man den sog. Normaletat nur den vollständigen Anstalten, d. h. wohl genauer und eigentlich den größeren, leistungsfähigeren Orten, auferlegen zu dürfen erachtete.

Anders steht es mit dem Unterschiede zwischen ordentlichen und Oberlehrern. Er gründet sich zunächst auf die Qualität der Zeugnisse über die Staatsprüfung, indessen ist bekanntlich ein Oberlehrer-Zeugniß insofern ein zweifelhafter Besitz, als seinem Inhaber keineswegs zugesichert ist, daß er jemals Oberlehrer wird; andrerseits waren früher wenigstens die Fälle wohl nicht eben selten, in denen bei praktischer Bewährung ein Lehrer, welcher nach seinem Zeugniß die Oberlehrerqualifikation nicht hatte, doch zum Oberlehrer befördert wurde. Wenn nun auch ein großer Theil solcher Fälle beider Art von der allgemeinen Unfertigkeit der Verhältnisse herrühren mag, so dürfte doch zugleich aus ihnen die faktische Schwierigkeit der Sonderung beider Klassen von Lehrern erhellen.

Es muß zunächst daran erinnert werden, daß auch in dieser Beziehung die akademisch gebildeten Lehrer eine besondere Stellung einnehmen. Bei den Volksschullehrern, die doch auch zu sehr großem Theile in Kollegien unterrichten, giebt es selbstverständlich Seminarzeugnisse von verschiedener Güte, nicht aber sondern sich nach denselben die Lehrer in bestimmte Klassen. Ebensowenig kennt man u. W. eine Klasseneintheilung auf Grund der Zeugnisse außer bei den Gymnasiallehrern bei irgend einem anderen Berufe mit gleichwerthiger akademischer Vorbildung.

Man möchte auch noch fragen: Warum gerade eine Zweitheilung? Die Vorbildung sämmtlicher akademisch gebildeter Lehrer ist gleichartig; sie arbeiten alle an der Aufgabe, das eine Ziel der Schule zu erreichen; letztere zerfällt, wenn sie eine sogenannte Vollanstalt ist, in 6 Klassen mit 9 Jahrgängen, nicht aber in 2 Theile.

Wir glauben, daß die Schwierigkeit der Sonderung der beiden Klassen der ordentlichen und der Oberlehrer von Jahr zu Jahr wachsen wird. Die Zeitungen gaben vor mehreren Jahren eine Rede von Miquel wieder, in welcher — soweit unsere Erinnerung reicht — ausgesprochen war, bis vor hundert Jahren hätten die höheren Schulen überwiegend theologischen Charakter gehabt, seitdem sei man bemüht, vor allem Philologen zu bilden, es wäre aber jetzt für uns an der Zeit, praktische Männer zu werden. Uns scheint die Auffassung von dem Unterschiede zwischen Oberlehrern und ord. Lehrern, wie sie im allgemeinen noch die herrschende sein mag, ein Ueberrest aus dem philologischen Zeitalter zu sein. Zeugnisse, welche eine vorzügliche Lernbefähigung eines Lehrers nachweisen, genügten vielfach, demselben nach sehr kurzer Dienstzeit den Unterricht in den obersten Klassen und dazu eine Oberlehrerstelle zu verschaffen. Je mehr aber auch die Lehrer zu „praktischen Männern" werden, d. h. je mehr neben dem rein philologischen (wissenschaftlichen) Interesse das pädagogische zu seinem Rechte kommt, desto mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß Lernbefähigung noch nicht ohne weiteres Lehrbefähigung ist, daß die letztere auf keiner Stufe des Unterrichts ohne den größten Schaden entbehrt wird, am wenigsten aber in den unteren und mittleren Klassen, in denen sie gerade deshalb am besten erworben wird. So wird man mehr und mehr dahin kommen, von allen Lehrern, auch von denen mit besonderer wissenschaftlicher Befähigung, eine längere Schulung durch den Unterricht in den unteren und mittleren Klassen zu verlangen. Je mehr so die Lehrbefähigung in der Werthschätzung steigen wird, desto weniger wird man sich veranlaßt sehen, Lehrer, welche in dem Unterricht in unteren und mittleren Klassen hervorragende Erfolge erzielen, solchen gegenüber zurückzusetzen, welche für den Unterricht in den oberen Klassen besonders sich eignen, welcher wohl in Bezug auf die Beherrschung des Stoffes größere Anforderungen stellt, keineswegs aber in Bezug auf die Darbietung desselben und vor allem nicht in Bezug auf das Gesammtverhältniß zwischen Schülern und Lehrern. Man wird also voraussichtlich mehr und mehr dahin kommen, von allen Lehrern eine möglichst tiefe und vielseitige wissenschaftliche Bildung und eine möglichst tüchtige praktische Vorbereitung zu ver-

langen, dann aber den älteren geschickten Lehrer der mittleren Klassen nicht geringer achten als seinen gelehrteren pädagogisch aber vielleicht weniger befähigten Kollegen mit dem Hauptunterricht in Prima.

So lange der jetzige Unterschied fortbesteht, wird häufig nicht geringe Selbstüberwindung gefordert von den älteren ordentlichen Lehrern, insbesondere von denen mit Oberlehrerzeugniß, die mit jungen Oberlehrern in völliger Hingabe an das Amt vielleicht in denselben Klassen zu unterrichten, jedenfalls dieselben Schüler zu fördern, denselben allgemeinen Einrichtungen zu dienen haben. Wie unendlich wichtig aber für das Gelingen der Aufgaben der Schulen in Hinsicht auf Unterricht und Erziehung es ist, daß innerhalb der zur Pflege der jugendlichen Menschen verbundenen Persönlichkeiten Harmonie, Wohlwollen und wo möglich Freundschaft herrscht, müßte jedem Familienvater ohne weiteres klar sein. Es versteht sich also, daß, wie das Verbindende zu suchen, so das Trennende nach Möglichkeit zu entfernen ist.

Diese Erwägungen lassen uns in Uebereinstimmung mit einem sehr großen Theile der Lehrerschaft bedauern, daß durch die neue Prüfungsordnung die beiden Klassen der „Lehrer" und „Oberlehrer" gewissermaßen neu bestätigt sind.

Aber auch so — durch Beseitigung des 3. Grades — ist unendlich viel gewonnen, wenn nur überhaupt der neuen Regelung des Prüfungswesens eine entsprechende Regelung der äußeren Verhältnisse der Gymnasiallehrer folgt. —

Wir wissen nicht, ob der Abg. Kropatscheck es zufrieden wäre, wenn die Lehrer in einfach unterrichtender Stellung in zwei Klassen zerfielen, innerhalb dieser Klassen aber für das Aufrücken im Gehalt das Dienstalter entschiede, oder ob er auch noch innerhalb jeder Klasse die „Qualität als Lehrer" würde berücksichtigt wissen wollen. Für juristische, Post-, Forst-, Baubeamte einer und derselben Kategorie ist allein das Dienstalter maßgebend. Und doch dürfen wir wohl, ohne diese Stände zu beleidigen, die Behauptung aussprechen, daß es innerhalb derselben neben hervorragend tüchtigen weniger leistungsfähige Beamte giebt. Warum werden sie trotzdem gleichmäßig gestellt? Doch wohl namentlich, weil neben der Berücksichtigung der individuellen Persönlichkeit durch Beförderung in hervorragende Stellungen doch auch wieder eine Gleichmäßigkeit der Behandlung stattfinden muß, ohne welche eine rechte Beamtengemeinschaft mit gemeinsamem Standesgefühl und „echtkollegialischem Zusammenwirken" nicht wohl möglich erscheint.

Sollte nicht auch zu der größeren Gleichmäßigkeit der äußeren

Stellung anderer Beamtenklassen die Schwierigkeit beitragen, die Leistungen der einzelnen Beamten gegeneinander genau nach Geldwerth abzuwägen? Nach unserer unmaßgeblichen Ansicht müßte eine solche Schwierigkeit in Bezug auf die Lehrer entschieden vorhanden sein. Es wollen in der Schule Verstand und Wille, Gemüth und Phantasie gepflegt sein. Wie diese Kräfte bei den Schülern in verschiedener Mischung sich finden, so auch bei den Lehrern.

Stellen wir einmal 2 Lehrertypen einander gegenüber, welche einem jeden mit der Schule nur einigermaßen Bekannten nicht fremd erscheinen werden.

A hat einen guten, wenn auch nicht hervorragenden Verstand und einen kräftigen Willen, während Gemüth und Phantasie wenig ausgebildet erscheinen. Er hat auf Schule und Universität sein Pensum fleißig absolvirt und thut auch als Lehrer seine Schuldigkeit, in Thun und Lassen allerdings wesentlich bestimmt durch das Verlangen „Karrière zu machen". Seine Disciplin läßt nichts zu wünschen übrig, und das Durchschnittsmaß der Schulung des Verstandes wie der Kenntnisse, welche er den Schülern beibringt, befriedigt; er besteht bei Prüfungen wohl und gilt allgemein für einen „tüchtigen" Lehrer, um so mehr, da er sein Licht leuchten zu lassen und bei Personen von Einfluß sich angenehm zu machen weiß.

Sein Kollege B hat vielleicht einen wesentlich besseren Verstand und insbesondere sind Gemüth und Phantasie bei ihm ungleich stärker entwickelt, aber es fehlt an dem energischen, zielbewußten Willen. Er lebt mehr in der „Welt der Ideen" und hat etwas an sich von dem „unpraktischen Gelehrten". In seinen Stunden geht es vielleicht nicht so geschäftsmäßig her wie bei A; zu Hause hören wohl die Väter mit lächelnder Miene an, welchen Scherz ihr liebes Söhnchen in der Stunde sich hat erlauben können; bei Prüfungen stellt sich heraus, daß Meyer und Müller manches nicht wissen, was doch „zum Pensum gehört" und was sie also „doch wissen müßten".

Woran es bei B fehlt, tritt klar genug zu Tage; was er nützen mag, bleibt dem gewöhnlichen Auge nicht selten verborgen. Denn ungleich weniger meßbar als der Fortschritt der Kenntnisse und Fertigkeiten sind die Einflüsse auf die Gesinnung des Schülers, die von einer lauteren und uneigennützigen, bescheidenen, von echter Liebe zur Wissenschaft erfüllten Persönlichkeit ausgehen. Ist auch der äußere Erfolg von B's Unterricht unzureichend namentlich bei den mittelmäßigen Schülern, so weiß er vielleicht gerade auf Gemüth und Phantasie der besseren befruchtend einzuwirken, während bei A beide Kräfte eher ge-

dämpft werden; vielleicht vermag gerade B durch sein lebendiges Interesse für den Stoff auch bei manchem Schüler das Interesse rege zu machen, während A zu mehr maschinenmäßiger Erledigung der Arbeiten erzieht; indem B den Schülern gemüthlich näher tritt und ihnen freieren Spielraum gestattet, wirkt er, sich selbst kaum bewußt, auf die Entwicklung der Individualitäten fördernd ein; A bildet vielleicht namentlich gute Handlungsgehilfen, stramme Egoisten, B weckt künstlerische Kräfte und den Idealismus, welcher „das Salz der Erde" sein soll. Vielleicht sind die durch B erzielten Früchte dem Golde vergleichbar, welches zugleich mit einer Masse werthlosen Gesteins an das Tageslicht gebracht wird; aber die Arbeit des Goldgräbers hat doch selbständigen Werth neben der Arbeit desjenigen, welcher aus dem Steinbruch mit sicherer Regelmäßigkeit Bausteine fördert.

Offenbar sind nun weder A noch B Lehrer wie sie sein sollen. Wir denken hoch genug von dem Berufe um zu verlangen, daß der Lehrer nach keiner Seite hin, weder in den geistigen Anlagen noch nach seiner Erziehung, vernachlässigt erscheine, daß er vielmehr den wohlthuenden Eindruck einer zugleich reich und geschlossen entwickelten Persönlichkeit mache. Die Erfahrung lehrt zur Genüge, wie verhängnißvoll für so manchen Schüler es werden kann, wenn es dem Erzieher selbst an rechter Zucht gebricht, wenn der Zaum, den er den Kindern anlegt, weil er selbst zu viel von der Art des Kindes an sich hat, zu schwach sich erweist. Ist hier nicht selten der Fehler durch die Erziehung bezw. durch die Lebensschicksale hervorgerufen, so fehlt es bei A offenbar an der Naturanlage. Nur wer mit Gemüth und Phantasie begabt ist, hat so viel von der Kindesnatur selbst an sich, um liebevoll zu dem Kinde herabsteigend und in das Wesen desselben sich versenkend seine Kräfte in der geeignetsten Weise nähren, seine Schwächen mit Geduld und einem gewissen Humor tragen zu können.

Wenn wir nun die Vermuthung aussprechen, daß gegenwärtig die Mängel von Lehrern wie A nicht selten übersehen werden mögen und derartige Persönlichkeiten vielfach höher im Werthe stehen als sie verdienen, daß andererseits die Unvollständigkeit der Leistungen von Lehrern wie B häufig sehr viel größer ist, als sie unter günstigeren äußeren Bedingung zu sein brauchte bezw. hätte zu werden brauchen, so stützen wir uns dabei allerdings weniger auf persönliche Beobachtung, welche für den allgemeinen Satz kaum ausreichend ist, als auf Schlüsse, welche eine Erwägung theils der allgemeinen Schulverhältnisse, theils der besonderen Verhältnisse des Lehrerberufs nahe legt.

Die von Jahr zu Jahr stärker werdende Klage, daß unsere Schul-

einrichtungen zu sehr auf das Studiren hinleiten, insbesondere in Orten mit nur einer höheren Lehranstalt, findet selbstverständlich auch Anwendung auf die Lehrer; wie mancher Jurist, Theologe u. s. w., so hätte auch mancher Lehrer seiner Begabung nach besser einen nicht gelehrten Beruf erwählt. Weil bei uns der Regel nach über die Zukunft eines Schülers durch Ueberweisung desselben an eine bestimmte höhere Lehranstalt in einem Alter entschieden wird, in welchem nach dem Stande der Entwicklung des Knaben eine solche Entscheidung in den meisten Fällen naturgemäß noch nicht möglich ist, finden sich gegenwärtig in dem Lehrerberufe Personen von vorzüglicher allseitiger Entwicklung mit solchen von recht mittelmäßiger Begabung, ferner mit einseitigen Verstandesmenschen wie A und Gemüthsmenschen wie B zusammen. Zu dieser Mischung heterogener Elemente trägt sehr wesentlich bei die Vernachlässigung, welche die Vorbildung des Lehrers für seinen Beruf fand und bis auf den heutigen Tag findet. Die jetzigen Lehrer haben zum großen Theil nicht sowohl Lehrer werden, als vielmehr „studiren“ wollen, da sie auf der Schule wohl eine Ahnung von der Wichtigkeit erhielten, welche der Wissenschaft, insbesondere auch der Philologie, beigemessen wurde, auch von der Lustigkeit des Studentenlebens früh genug hörten und einen Vorgeschmack empfanden; daß aber das Unterrichten selbst eine Kunst sei, die als solche ihren Werth habe, gelernt sein wolle und natürliche Begabung verlange, darauf wurden die jungen Leute weder durch das Durchschnittsmaß der Leistungen ihrer Lehrer in dieser Kunst, noch durch die für die Vorbildung der Lehrer vorgeschriebenen Einrichtungen genügend aufmerksam gemacht. Entsprechend dem Grundsatze Ritschls, der eine Zeitlang auf dem Gebiete der klassischen Philologie der Herrscher war, daß dem, welcher nur die Gelehrsamkeit habe, die Gabe zu lehren nicht fehlen werde, war auch die Anleitung, welche der junge Lehrer beim Eintritt in den Beruf erhielt, wie in der Lehrerschaft allgemein feststeht, im allgemeinen völlig ungenügend. Er wurde der Regel nach sozusagen in's Wasser geworfen, und hatte doch nicht schwimmen gelernt.

Wie verhält sich nun zu diesen beiden Mängeln der Schuleinrichtungen wie der Lehrerbildung die völlige Unsicherheit und Abhängigkeit, welcher die Lehrer im Amte ausgesetzt sind? Vermag sie durch ihre Einwirkung auf die Lehrer gut zu machen, was bis dahin gefehlt ist? Dann müßte man auch allein mit der Zuchtruthe den Dummkopf klug und den Wilden zum Künstler machen können.

Vielmehr mußte es folgendermaßen kommen: Da der Regel nach jedem von Anfang an ziemlich vollständig überlassen war zu sehen, was

er nun mit der auf Schule und Universität gesammelten Wissenschaft praktisch in der Schule anfange, mußte der Stand der Technik des Berufes durchschnittlich ein niedriger sein; dieser Stand mußte aber vielfach am ersten erreicht werden von den Verstandesmenschen, auch wohl von den Handwerksnaturen, die beide angelockt wurden durch die Aussichten, welche die unbeschränkte Konkurrenz bot; es mußten oft zurückbleiben die feiner organisirten und eben deshalb für das Ringen weniger befähigten Gemüthsmenschen. Gemüthsmenschen bedürfen bekanntlich weniger der Peitsche als der liebevollen, auf geistiger Ueberlegenheit ruhenden Anleitung. Hatten Lehrer von der Art des B das Glück von Anfang an solche Anleitung zu finden, durch sie das Verständniß für die Schönheit des Berufes erschlossen und zugleich die entsprechende Förderung in dem Fortkommen zu finden, so mußten sie sich vielfach zu den besten Lehrern entwickeln, welche wir besitzen. Aber die Verhältnisse waren keineswegs danach bemessen, diesen Verlauf als die Regel, sie mußten ihn eher als Zufall erscheinen lassen. So mußten gerade Naturen wie B vielfach Schiffbruch leiden, weil sie nicht auf dem Wege vom Studiren zum Lehren mit gütiger, aber sicherer Hand geführt wurden und durch die wilde Konkurrenz viel mehr angewidert als angespornt wurden. Manches älteren Lehrers Leistungen würden jetzt nicht so gering sein, wenn nicht die Mängel, welche er zu Anfang seiner Lehrerthätigkeit zeigen mochte und die abzustellen er doch keine Hilfe fand, so empfindlich an ihm heimgesucht wären, daß früher oder später sich seiner das Gefühl bemächtigen mußte, er werde doch nicht mehr auf einen grünen Zweig kommen. Wäre er nicht durch die Ungunst und Aussichtslosigkeit seiner äußeren Lage verhindert worden einen Hausstand zu gründen, oder aber — was vielleicht noch schlimmer — eine passende Ehe einzugehen, so würde ihm jetzt vielleicht nicht vorgeworfen werden, daß er seine Erholung zu oft im Wirthshause suche, oder daß es ihm an der Frische und Unbefangenheit der Empfindung fehle, ohne welche der beste Theil der Einwirkung auf die Jugend verloren geht.

Ob nun die lebhaften Kämpfe um Schulreform bald zu einer wesentlichen Umgestaltung des Schulwesens führen, bleibt ja noch abzuwarten; mit wärmstem Danke ist aber zu begrüßen, daß durch die neue „Ordnung der praktischen Ausbildung der Kandidaten für das Lehramt an höheren Schulen" die gründlichere praktische Vorbereitung der Lehrer so energisch in Angriff genommen ist. Indem aber beide neue Ordnungen, die für die Staatsprüfung wie die für die Ausbildung der Kandidaten, theils die Anforderungen an die Lehrerschaft beträchtlich er-

höhen, theils und vor allem eine größere Gleichmäßigkeit der Leistungen derselben sicher stellen, scheinen sie gewissermaßen als Gegenleistung die Aufbesserung wie die Herstellung einer größeren Gleichmäßigkeit der äußeren Lage des Standes zu bedingen. Erst wenn nicht nur die richtigen Persönlichkeiten richtig vorbereitet in den Beruf eintreten, sondern wenn sie auch im Berufe selbst der drückenden Sorge um ihr äußeres Fortkommen überhoben sind, erst dann werden sie ihre eigene Persönlichkeit voll zur Geltung bringen, erst dann wird die Lehrernatur zur vollen Entfaltung kommen können.

IV.

Herr Dr. Kropatscheck hat in der Rede vom 10. März 1886 ein Bedenken gegen die Regelung der Ascension — allerdings wendet er sich gegen die „absolute“ Ascension — aus der Stellung der Lehrerschaft zu den Provinzialschulräthen entnommen.

„Ich glaube nicht, sagt er, daß das im Interesse unserer Schulen liegt, und das um so weniger, wenn ich aus den Büchern und Broschüren, die uns seitens der Lehrervereine hier zugegangen sind, ersehe, daß vielfach das Hauptmotiv, welches zu diesem Wunsche eines allmählichen Emporsteigens im Gehalte treibt, auch noch das ist, daß man unabhängig werden will von dem Einfluß der Schulräthe, die Einmischung der Provinzialschulräthe sei eine zu weitgehende.“

„Ich muß gestehen, daß ich gerade umgekehrt der Ansicht gewesen bin: der Einfluß der Provinzialschulräthe ist nach meiner Ansicht viel zu gering, nicht etwa hinsichtlich der Ascensionsverhältnisse — die Fälle kommen gewiß, wenn überhaupt, so sehr selten vor, daß ein Provinzialschulrath einem Lehrer, der ein gutes Zeugniß hat und tüchtig in seinem Beruf ist, der sich Mühe giebt beim Unterricht, einem solchen Lehrer Hindernisse in Bezug auf seine Ascension in den Weg legen sollte; — aber unsere Provinzialschulräthe haben zu meinem Bedauern leider nicht genügend Zeit, sich um die ihnen unterstellten Schulen zu bekümmern. Wir haben viel zu wenig Schulräthe, um die ganze Zahl höherer Schulen so unter Aufsicht zu nehmen, wie es wünschenswerth ist. Unsere Provinzialschulräthe, überhäuft mit allen möglichen und unmöglichen Geschäften, finden kaum alle fünf Jahre ein paar Tage Zeit, um jede Schule ihres Bezirks zu revidiren und zu sehen, wie die Entwicklung unserer Jugend sich unter der Leitung des Direktors und der Lehrer gestaltet hat.“

„Das bedaure ich aufrichtig und wünsche, daß unsere Lehrer an den höheren Schulen in der That von solchen — ich kann nicht anders

sagen — thörichten Gedanken sich lossagten, daß sie nicht so oft die Nothwendigkeit ihrer Unabhängigkeit betonten." . . .

Da, wie öfter hervorgehoben, das Gehalt der preußischen Gymnasiallehrer mit der Dienststelle verknüpft ist, Vorschriften aber über das Verhältniß zwischen Dienstalter und Gehalt durchaus nicht vorhanden sind, ist faktisch die Abhängigkeit der staatlichen Lehrer von ihren Vorgesetzten so groß, daß ihnen in dieser Beziehung keine andere Beamtenklasse gleichgestellt werden kann.

Wo aber ist deshalb, fragen wir Herrn Dr. Kropatscheck, wo ist in der Lehrerschaft bestritten, daß wir „zu wenig Schulräthe" hätten, daß unsere Provinzialschulräthe „überhäuft seien mit allen möglichen und unmöglichen Geschäften", daß sie zu wenig Zeit haben „zu sehen, wie die Entwicklung unserer Jugend sich unter Leitung des Direktors und der Lehrer gestaltet hat?"

Im Gegentheil. Aber etwas ganz anderes ist eine unbeschränkte discretionäre Gewalt auch über die äußere Lebenshaltung eines Standes akademisch gebildeter Beamten. Die Lehrer sind zu sehr großem Theil in ihren Beruf gekommen, weil sie gern lernten. Sollte diese Neigung mit dem Eintritt in den Beruf aufhören? Es wäre das ganz so schlimm wie der Abg. Kropatscheck ausführt, aber wie er völlig die Lehrernatur verkennt, wenn er meint, dieses fortgesetzte Lernen würde mehr gefördert werden durch äußern Zwang und den Wettkampf um Gehaltszulagen als durch die Ruhe einer wenn auch bescheidenen, so doch gesicherten Existenz, so thut er den Lehrern auch großes Unrecht, wenn er allgemein behauptet, „daß man unabhängig werden will von dem Einfluß der Schulräthe". Wie sollten sie verkennen, daß Männer, welche, aus dem Lehrstande hervorgegangen, in ihrer Stellung vor allen anderen den Ueberblick in äußeren und inneren Dingen sich verschaffen können, welcher so werthvoll ist das Große vom Kleinen zu sondern — daß diese Männer als Berather ihrem Berufe im allgemeinen wie ihrer persönlichen Berufsübung im besonderen von größtem Nutzen sein können? Wie sollten sie also nicht wünschen, zu ihnen mit Dankbarkeit und Verehrung emporzusehen? Aber — die völlige Liebe treibet die Furcht aus; sollte nicht auch die Umkehrung ein Körnchen Wahrheit enthalten? Unsere Ueberzeugung ist jedenfalls, daß die persönliche Einwirkung der Schulräthe viel weitgehender und gesegneter sein würde, wenn das Gehalt des Lehrers von der Stelle getrennt und damit die in der Beamtenschaft ohne gleichen dastehende finanzielle Abhängigkeit des Lehrers von seinen Vorgesetzten gemildert würde.

Politische Correspondenz.

Der Kaiserbesuch in Rußland.

Berlin, Ende August 1890.

Das wichtigste Ereigniß dieses Monats ist die Anwesenheit des deutschen Kaisers bei einer vom Zaren in der Nähe von Narwa abgehaltenen Truppenschau gewesen, jenem Narwa, wo einst der seltsamste der modernen Helden vielleicht den verblüffendsten seiner Siege errang. Was heut sich auf diesem Schlachtfeld begeben, das war fürwahr ebenso seltsam als ein Sieg jenes unbegreiflichen Schwedenkönigs. Nur die Gattung des Seltsamen war eine ganz andere. Nicht das überraschende Heldenthum eines erst vom Knaben zum Jüngling erwachsenden Königs setzte diesmal die Welt in Erstaunen, sondern die völlige Zwecklosigkeit einer militärischen Komödie, die man einem vom Jüngling zum Mann gereiften Herrscher, der sich bereits als Mann bewährt hat, vorzuführen die Dreistigkeit hatte.

Es ist noch immer nicht ganz aufgeklärt, wer diesen Augustbesuch des deutschen Kaisers am russischen Hofe veranlaßt hat. Nachdem der deutsche Kaiser kurz nach dem Antritt seiner Regierung den Zaren zuerst von allen Herrschern auf seinem Lustschloß zu Peterhof begrüßt hatte, nachdem dieser von der größten Höflichkeit eingegebene Begrüßungsbesuch erst am Ende des Jahres 1889 fast mit unhöflicher Gezwungenheit erwidert worden, war ein so schnell folgender Besuch des deutschen Kaisers am russischen Hofe mindestens überflüssig. Auf einer bisher nicht widersprochenen Mittheilung beruht das Gerücht, Fürst Bismarck, damals noch Kanzler, habe bei der Anwesenheit des Zaren zu Berlin im Oktober vorigen Jahres seinen Kaiser veranlaßt, diesen Besuch dem Zaren anzubieten. Nach einer andern Version habe Fürst Bismarck den Zaren zur Einladung des deutschen Kaisers veranlaßt. Nach früheren Erwähnungen russischer Zeitungen verhält sich die Sache auf die erste Art.

Wie es nun auch zu diesem Besuch gekommen ist, er bleibt ein höchst unerfreuliches Ereigniß. Der russische Hof hat seinen Gast mit einer ununterbrochenen Reihenfolge zweckloser Paraden und Bravourstücke gefüttert. Ein ernsthaftes Manöver war es nicht, und um der Außenwelt, die jenen Paraden nicht beigewohnt, gar keinen Zweifel zu lassen, ordnet die russische Kriegsverwaltung unmittelbar hinter jenen Schaustellungen in einem südlicheren Theil der russischen Westgrenze höchst ernsthafte und höchst großartige Manöver an. Bei diesen Manövern in der Nähe von Kiew sollen die Oberbefehlshaber der beiden zur Offensive gegen den Westen bestimmten Armeen, nämlich der General

Gurko und der General Dragomiroff nach nicht vorausbestimmten Plänen gegen einander operiren. Dabei aber wird, so verkünden triumphirend russische Zeitungen, kein fremdes Auge zugelassen, höchstens das „unseres französischen Freundes".

Diese Ausschließung der fremden Augen, mit Ausnahme der besten Freunde, verdenken wir den Russen garnicht. Wollte Gott, wir Deutsche hätten diesen gesunden und würdevollen Grundsatz längst befolgt, anstatt unsere Manöverkünste alljährlich vor Massen fremder Offiziere aufzuführen und nach und nach allen fremden Armeen beizubringen. Aber daß die Russen unmittelbar nach der Anwesenheit des deutschen Kaisers an der deutschen und österreichischen Grenze ihre ernsthaften Manöver veranstalten, während sie den kaiserlichen Besuch mit leeren Schaustücken abspeisen, denselben Monarchen, der ihnen, wie sein Vorgänger, Jahr aus Jahr ein den Anblick der deutschen Manöver gegönnt, das ist doch ein starkes Stück.

Wir sind aber mit den befremdlichen Erscheinungen, die dieser wenig angebrachte Besuch zu Tage gefördert, noch nicht zu Ende. Kaum hat der deutsche Kaiser Rußland im Rücken, so beeilt sich die russische Regierung durch die Politische Correspondenz in Wien, das gemeinsame Sprachrohr der europäischen Regierungen, Folgendes erklären zu lassen: „Der Verkehr zwischen den beiden Souveränen, sowie zwischen der beiderseitigen Begleitung, sei nicht von jener gehobenen Stimmung und Regsamkeit getragen worden, welche das Erscheinen des deutschen Kaisers in Peterhof vor zwei Jahren begleiteten; die jetzige Begegnung habe einen ceremoniösen Anblick dargeboten, es lag auf ihr der Hauch des Kühl-Konventionellen. Man habe den Eindruck gewinnen müssen, daß selbst die fast ununterbrochene Aneinanderreihung glänzender militärischer Schauspiele von dem Bestreben veranlaßt war, den politischen Theil der Zusammenkunft in sichtbarer Weise in den Hintergrund zu drängen."

Das ist recht deutlich und recht nett. Von unserer Seite freilich hat der Kaiserbesuch von Anfang an keine andere Erwartungen gefunden. Aber daß die russische Regierung sich beeilen würde, den kühlen, ceremoniösen und politisch bedeutungslosen Charakter der Zusammenkunft der ganzen Welt schwarz auf weiß zu geben, hatten wir doch nicht erwartet. Sollte in gewissen russischen Kreisen eine andere Erwartung von dem geherrscht haben, was der Besuch bringen könne? Das wissen wir natürlich nicht, obwohl durch die wechselnde Haltung der russischen Presse vor dem Besuch die Vermuthung fast aufgedrängt wird.

Lassen wir alle Vermuthungen und suchen dagegen die Erscheinungen zu erschöpfen, welche der Besuch vor die Augen der Welt gebracht hat. Am 22. August erschien in einer Berliner Zeitung, in der „Post", ein viel bemerkter Artikel, welcher dem nichtigen Hin- und Hergerede über die Folgen der Kaiserzusammenkunft das Ei des Columbus entgegensetzte mit dem schlichten Wort: „Rußland kann den Ernst seiner Friedensliebe nur zeigen, wenn es auf eine beiderseitige Entwaffnung eingeht". Mit einer überraschenden Schnelligkeit antwortete die Nowoje Wremja, das Organ der auswärtigen Kanzlei in St. Petersburg, in einem Artikel, dem der Ursprung aus dieser Kanzlei un-

wardig

Umgebung

umgangen

hält,

Möglichk

der Armee

die ge

Regie

in

will.

der

dazu

wo

werden

enden

von de

durch

von ih

beständ

nahe

Uebersich

wollt

darauf

Preußen

das

Notizen und Besprechungen.

Historisches.

Bibliothek deutscher Geschichte. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gründung des preußischen Königthums von Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Erster Band: Vom westfälischen Frieden bis zum Tode des Großen Kurfürsten. Stuttgart 1890. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Die Bibliothek deutscher Geschichte, welche von dem Universitätsprofessor der Geschichte und Landesbibliothekar in Graz Dr. von Zwiedineck-Südenhorst herausgegeben wird, besteht aus vierzehn Werken, welche von elf verschiedenen Historikern herrühren. Fünf derselben Dr. [illegible], Gymnasialprofessor (Danzig), Dr. I. Jastrow, Privatdocent (Berlin), Dr. Th. Lindner, Universitätsprofessor (Halle), Dr. Ritter, Universitätsprofessor (Bonn), Dr. R. Koser, Universitätsprofessor (Berlin) gehören dem Königreiche Preußen an; Dr. M. Manitius ist in Dresden thätig; Dr. Egelhaaf ist Gymnasialprofessor in Stuttgart; Dr. Heigel lehrt die Geschichte als Universitätsprofessor in München. So daß im Ganzen acht der an diesem großartig angelegten Werke thätigen Autoren dem deutschen Reiche angehören. Die übrigen drei: Gymnasialprofessor Dr. Victor von Kraus (Wien), der Universitätsprofessor Dr. August Fournier (Prag) und der Herausgeber sind Docenten an österreichischen öffentlichen Lehranstalten.

Die Bibliothek deutscher Geschichte hat die Bestimmung, in einer Reihe zusammenhängender selbständiger Werke jedem Gebildeten die Kenntniß der Geschichte unseres Volks zu vermitteln und zwar von dem ersten Auftreten der Deutschen bis zur Aufrichtung ihres neuen Kaiserreiches. Die Verfasser der einzelnen Abtheilungen wollen nicht die Untersuchung der Thatsachen, sondern deren Ergebnisse mittheilen; sie sprechen nicht zu den Fachgelehrten und Kritikern, sondern zu unserer Nation, welche ein Recht hat, zu verlangen, daß sie von den Leistungen der gelehrten Welt in einer allgemein faßbaren und nicht ermüdenden Form unterrichtet wird. „Die entscheidende Wandlung, welche die Geschicke des deutschen Volks in unseren Tagen erfahren haben, die Vereinigung der Mehrheit seiner Stämme in dem durch die Kraft des preußischen Königthums geschaffenen neuen Kaiserreiche und der enge Anschluß der aus dem alten Reichs-

verkennbar aufgeprägt war. Der Artikel war durchaus würdig und selbst vornehm gehalten; man möchte ihn für die anständigste Kundgebung erklären, die in dieser Augustwoche von der russischen Regierung ausgegangen. Aber der Artikel erklärt rund heraus, daß Rußland nicht für möglich hält, den Anfang der Entwaffnung zu machen. Der Grund für diese Unmöglichkeit soll die Thatsache sein, daß Rußland zu den gewaltigen Anstalten der Armirung und Truppenanfüllung seiner Westgrenze genöthigt worden sei durch die gleichartigen, aber früheren Maßregeln der deutschen und der österreichischen Regierung. Da hätten wir ja den schönsten Kriegsfall, wo zwei Nachbaren sich in drohenden Rüstungen ergehen und keiner den Anfang gemacht haben will. Im gegenwärtigen Fall liegen jedoch die Daten des Vorgehens der feindlichen Nachbaren so deutlich, so unbestreitbar vor den Augen der ganzen Welt, daß der moralische Vortheil denjenigen, der nur Anstalten der Abwehr trifft und noch dazu solche, die den Angriffsanstalten bis jetzt garnicht die Spitze bieten können, wohl nicht mehr durch irgend eine Art der ferneren Entwicklung entrissen werden kann. Der Satz der Nowoje Wremja: „Der erste Schritt auf dem betrübenden Wege antinachbarlicher Konzentration wurde nicht von uns gethan, und von der Zeit an, wo es unsere Regierung für unumgänglich hielt, auf denselben durch eine Verstärkung der Vertheidigung unserer Grenze zu antworten, ist von ihr die Richtschnur streng beobachtet worden und wird noch beobachtet, sich beständig auf solche antwortende Maßregeln zu beschränken", verdient für eine nahe Zukunft aufbewahrt zu werden. Die Nowoje Wremja fährt aber zum Ueberfluß fort, daß, wenn auch Deutschland den Anfang der Abrüstung machen wollte, es dann immer erst die Aufgabe der deutschen Regierung sein würde, dafür zu sorgen, daß nicht bloß derjenige Theil der russischen Grenze, welcher an Preußen stößt, sich in einer Lage zeigte, die Rußland gestattete, seine Truppen in das Innere des Landes zurückzurufen.

Also Deutschland und Oesterreich sollen erst ihre Ostgrenze waffenlos machen, dann wird Rußland befinden, wie es seine ungebrochene Offensivstellung benutzt. Eine recht artige Zumuthung! Doch ist die Nowoje Wremja so artig zu bemerken, daß sie die Zumuthung nicht im Ernste macht, daß sie mit der Aeußerung derselben nur beweisen will, daß die Entwaffnung unmöglich ist. Also dauert der Zustand der Bewaffnung fort, nein er dauert nicht fort, sondern er wird bis zu dem Grade gesteigert, den man unmittelbar vor dem Losschlagen erreichen muß. Süßer Trost für die Friedenssehnsüchtigen! Wir aber wollen niemandem die Speise entziehen, die ihn tröstet, und so erwähnen wir denn wahrheitsgemäß ein Symptom, welches in augenfälligem Widerspruch zu stehen scheint mit dem immer mehr erkaltenden Verhältniß zwischen Berlin und St. Petersburg. Dieses Symptom ist die Verleihung des höchsten russischen Ordens, des St. Andreas Ordens, an den Reichskanzler Caprivi. Noch einmal, wir nehmen niemandem die süße Speise vom Munde; sonst könnten wir der Süßigkeit dieses Symptoms einen Tropfen hinzufügen, der seine Süße in unauslöschliche Bitterkeit verwandelte.

w.

Notizen und Besprechungen.

Historisches.

Bibliothek deutscher Geschichte. **Deutsche Geschichte** im Zeitraum der Gründung des preußischen Königthums von Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Erster Band vom westfälischen Frieden bis zum Tode des Großen Kurfürsten. Stuttgart 1890. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Die Bibliothek deutscher Geschichte, welche von dem Universitätsprofessor der Geschichte und Landesbibliothekar in Graz Dr. von Zwiedineck-Südenhorst herausgegeben wird, besteht aus vierzehn Werken, welche von eilf verschiedenen Historikern herrühren. Fünf derselben Dr. Gutsche, Gymnasialprofessor (Danzig), Dr. J. Jastrow, Privatdocent (Berlin), Dr. Th. Lindner, Universitätsprofessor (Halle), Dr. Ritter, Universitätsprofessor (Bonn), Dr. R. Koser, Universitätsprofessor (Berlin) gehören dem Königreiche Preußen an; Dr. M. Manitius ist in Dresden thätig; Dr. Egelhaaf ist Gymnasialprofessor in Stuttgart; Dr. Heigel lehrt die Geschichte als Universitätsprofessor in München, so daß im Ganzen acht der an diesem großartig angelegten Werke thätigen Autoren dem deutschen Reiche angehören. Die übrigen drei: Gymnasialprofessor Dr. Victor von Kraus (Wien), der Universitätsprofessor Dr. August Fournier (Prag) und der Herausgeber sind Docenten an österreichischen öffentlichen Lehranstalten.

Die Bibliothek deutscher Geschichte hat die Bestimmung, in einer Reihe zusammenhängender selbständiger Werke jedem Gebildeten die Kenntniß der Geschichte unseres Volks zu vermitteln und zwar von dem ersten Auftreten der Deutschen bis zur Aufrichtung ihres neuen Kaiserreiches. Die Verfasser der einzelnen Abtheilungen wollen nicht die Untersuchung der Thatsachen, sondern deren Ergebnisse mittheilen; sie sprechen nicht zu den Fachgelehrten und Kritikern, sondern zu unserer Nation, welche ein Recht hat, zu verlangen, daß sie von den Leistungen der gelehrten Welt in einer allgemein faßbaren und nicht ermüdenden Form unterrichtet wird. „Die entscheidende Wandlung, welche die Geschicke des deutschen Volks in unseren Tagen erfahren haben, die Vereinigung der Mehrheit seiner Stämme in dem durch die Kraft des preußischen Königthums geschaffenen neuen Kaiserreiche und der enge Anschluß der aus dem alten Reichs-

gefüge losgelösten, aber von deutschen Bürgern und einer deutschen Dynastie gegründeten und erhaltetenen österreichisch-ungarischen Monarchie an dieses neue Deutsche Reich geben der Beurtheilung der historisch gewordenen Verhältnisse eine Sicherheit und Bestimmtheit, die vordem niemals gedacht werden konnte."

Um möglichst bald ein Bild von der Darstellung der verschiedenen Mitarbeiter und der von ihnen behandelten Zeitabschnitte zu geben, erscheinen die einzelnen 130 Lieferungen der Bibliothek nicht in historischer Folge, sondern bunt durcheinander, indessen aber so, daß jene Reihenfolge dennoch schließlich wieder hergestellt wird.

Den obigen für die deutsche Bibliothek aufgestellten Grundgedanken entsprechend hat Dr. von Zwiedineck-Südenhorst versucht, eine Erzählung der Begebenheiten und eine Schilderung der Lebensverhältnisse des deutschen Volks in der Zeit von 1648 bis 1740 zu bieten, welche jedermann genügen soll, der sich eingehend mit den Schicksalen der Deutschen zu beschäftigen wünscht, ohne in die wissenschaftliche Einzelforschung einzugehen. Das Werk will dem Geschichtsfreunde, nicht dem Fachgelehrten dienen und enthält in der Hauptsache keine neue Ergebnisse aus noch unbekannten archivalischen Quellen. Häufiger als andere Geschichtsschreiber bezieht sich der Verf. auf die Erzeugnisse der deutschen Publicistik jenes Zeitraums, auf Zeitungen und Flugschriften, um durch Mittheilung von Auszügen aus denselben ein lebendiges Bild der geistigen Bewegung jener Zeit hervorzurufen.

Die vielleicht auffallende Ungleichmäßigkeit in der Behandlung der Feldzüge und Gefechte rührt eben daher, daß der Verf. durch ausführlichere Besprechung einzelner Leistungen den Stand der Kriegskunst in den Hauptabschnitten jener an kriegerischer Thätigkeit so reichen Zeit kennzeichnen zu können glaubte.

Dr. von Zwiedineck giebt sich in der Vorrede zu seinem Werke nicht der Erwartung hin, daß seine Arbeit allseitig Befriedigung hervorrufen wird; aber er glaubt hoffen zu dürfen, daß ein jeder der Leser, in welchem ein echtes deutsches Herz schlägt, die Theilnahme an den Leiden und dem Glücke unseres Volkes mit empfinden lernt, welche ihn selbst erfüllt, während er sich in die Wandlungen seines Geschicks vertieft; ja er hofft, mit diesem Buche zu der Verallgemeinerung der Ueberzeugung beitragen zu können, daß heute die Beurtheilung der deutschen Politik nicht mehr von landesüblichen Vorurtheilen und Standpunkten abhängt, sondern daß alle darin übereinstimmen, die deutsch fühlen und denken.

Die trotzdem ausgesprochene Befürchtung des Verfassers, daß die Bibliothek deutscher Geschichte keine allseitige Befriedigung hervorrufen werde, ist bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes des von Zwiedineck'schen Werks eingetroffen. „Wenn alle Bände so einseitig gehalten sind, sagen die „historisch-politischen Blätter" (105. Band XI. Heft 1890), wie der vorliegende, so muß jeder Freund der historischen Wahrheit dieser Bibliothek die Thüre verschließen. Dieselbe geht in der Verherrlichung Brandenburgs und Herabwürdigung des österreichischen

Kaiserhauses so weit, wie wir es sonst nur bei ganz enragirten preußischen Professoren zu lesen gewohnt waren."

Der Beweis für diese scharfe Verurtheilung dieses Werkes wird durch folgende Citate aus dem Werke Zwiedineck's versucht:

„In der Einleitung zu dem Werke des Dr. von Zwiedineck heißt es: „Die Geschichte muß die Thatsache feststellen, daß von dem Augenblicke an, als die neue Lehre in einem großen Theile des Volks feste Wurzeln geschlagen hatte, als gerade die kräftigeren zähern Stämme für immer mit dem Papstthum gebrochen und die Idee der evangelischen Freiheit mit germanischer Treue und Hingebung erfaßt hatten, die Aufrichtung eines starken Reichsregiments unter katholischer Führung unmöglich geworden war; das Erstehen des neuen Kaiserthums, des Kaiserthums der Hohenzollern wird ein Markstein von ähnlichem geschichtlichen Werth sein. Die Nation ahnte freilich damals noch nicht, „daß ihr endlich keine Rettung blieb, als in heroischem Aufschwunge, wenn auch mit begreiflicher Beklemmung, die letzte Baracke, die ihr von dem einst so stolzen Gebäude ihres Reiches geblieben war, selbst niederzureißen und zu zerschellen, damit sie Raum erhielt für ein neues und besser schützenderes Dach. Der erste Zimmermeister dieses Daches war der große Kurfürst. Das Werden und Wachsen des preußischen Staats ist von nun an der Ausgangspunkt für die Reichsgeschichte nach dem westfälischen Frieden. Und hier wird uns zugleich die Freude zu Theil, in dem Leben und Wirken eines einzigen großen Mannes alles für die Kenntniß seiner Zeit Wesentliche zusammenfassen zu können. Ein Fürst war den Deutschen erstanden, ein rechter Herr und Führer in Krieg und Frieden, wie sie lange, lange Zeit keinen ähnlichen unter sich gesehen. Selbst den erleuchtetsten seiner Zeitgenossen, wie einem Samuel Pufendorf, konnte sich seine Bedeutung nicht in voller Weite erschließen, je mehr das Werk, das er begonnen, seiner Vollendung naht, um so deutlicher erkennen wir seine Größe . . . was das große, gemeinsame Vaterland ihm schuldet, das konnte er (Pufendorf) nicht erfassen. Möge es unserer schlichten Erzählung gelingen, das Gefühl des Dankes zu erregen und festzuwurzeln, das in dem Herzen jeden guten Deutschen festgewurzelt sein muß." (S. 94.)

„Darin lag die Bedeutung dieses im Werden begriffenen Staates, daß er seine Macht über ganz Norddeutschland ausdehnen mußte; in die Kreisgrenzen ließen sich seine Interessen nicht einengen" (S. 120). „Friedrich Wilhelm konnte sich sagen, daß ihm seine Stände das Regieren nicht leicht gemacht hatten. Er hatte es aber gründlich erlernt, diese Kunst auszuüben. Und sie blieb fortan ein kostbares Erbe seines Hauses" (S. 144). „Am Abende seines Lebens war Friedrich Wilhelm trotz der vielfachen Wandlungen, die seine Politik in den ersten fünf Jahrzehnten durchgemacht hatte, doch bei jenem Hauptpunkte derselben angelangt, von dem sie ihren Ausgang genommen hatte, bei dem einmüthigen Zusammenwirken mit der Republik der vereinigten Niederlande für die Sicherung der evangelischen Freiheit. Sein Staat mußte eine Säule der protestantischen Welt bleiben. Darin lag

dessen nationale Bedeutung und die Wurzel seiner Kraft. Die Wehrkraft der evangelischen Deutschen hatte ihr Centrum in Brandenburg gefunden. Hohenzollern mußte für sie wachsam bleiben und jeder ernsten Gefahr sofort die Spitze bieten. Friedrich Wilhelm blieb dieser Pflicht getreu bis zum letzten Athemzug, indem er mithalf, die Katholisirung Englands und die Unterdrückung der holländischen Republik zu verhindern" (S. 585).

„Nicht ohne Wehmuth nehmen wir von dem großen Kurfürsten Abschied, dessen Werden und Wachsen das Erfreulichste war, das wir von den vierzig Jahren deutscher Geschichte berichten konnten. Und darum schließen wir diesen Band mit der freudigen und dankbaren Erinnerung an den Heimgegangenen. Für uns Deutsche ziemt es sich, dem Walten einer der größten Herrscherseelen, die unserem Volke erstanden sind, in weihevoller Bewunderung nachzusinnen" (S. 588).

Die „historisch-politischen Blätter" würden diese „Bewunderung", wenn sie auch nach ihrer Ansicht den objectiven Thatsachen nicht immer entspricht, als Maß für die Beurtheilung des großen Kurfürsten weniger anstößig gefunden haben, wenn der Verf. einen ähnlichen Maßstab der Begeisterung für sein eigenes Herrscherhaus angelegt hätte. „Die habsburgischen Herrscher — so fassen die historisch-politischen Blätter die Urtheile des Dr. von Zwiedineck zusammen — sind nicht national, sie wahren die Ehre des deutschen Volks nicht, sie vergessen sich als Volksangehörige zu fühlen, die Kaiserkrone ist ihnen nichts als ein Attribut ihrer Glorie! Fürwahr schwere Anklagen, wenn gegen ein deutsches Herrscherhaus, welches Deutschland in unzähligen Kämpfen gegen Türken, Schweden, Dänen und Franzosen vertheidigt und gerettet, schwere Anklagen gegen Herrscher, die vom lebhaftesten Pflichtgefühl durchdrungen und sich ihrer schweren Verantwortlichkeit für die Kaiserwürde wohl bewußt waren; schwere Anklagen, wenn sie von einem Franzosen oder Schweden erhoben würden. Aber viel schwerer und unverzeihlicher sind diese Anklagen, wenn sie von einem kaiserlichen Professor in die Welt geschleudert werden, der das Brod dieses Herrscherhauses ißt, der an einer stiftungs-gemäß katholischen Universität Geschichte vorträgt, der also vor Allem die doppelte Pflicht hat, sich von aller auf Entstellungen oder Unwahrheiten gestützten antikaiserlichen Propaganda fern zu halten."

Den Ton der „Historisch-Politischen Blätter" hat das Wiener „Vaterland" sofort in einer noch höheren Octave aufgenommen. Bei einem preußischen Historiker würde es die Auffassung Zwiedineck's begreiflich finden, bei einem K. K. österreichischen Universitätsprofessor findet es sie so unverantwortlich und so unverzeihlich, daß ihm die Removirung ex officio und die Entziehung der venia legendi als die Pflicht der Selbsterhaltung der Regierung erscheint.

Wir wollen uns über diese Denunciation nicht weiter erregen. Das Quartier, aus dem sie kommt, hat ja das historische Recht, so lange nur mit Absetzung und nicht mit Verbrennung der Ketzer gedroht wird, sich noch besonderer Milde zu rühmen. Auch von der heutigen österreichischen Regierung denken wir

noch zu gut, als daß sie einen [illegible] strenger Wissenschaftlichkeit so ohne [illegible] sollte. Wir wollen lieber die innere [illegible] beiden genannten Organe denunciren [illegible] dineck'sche Geschichtsdarstellung als eine [illegible] klar, daß die österreich-ungarische Regier[illegible] trachte und die Interessen ihrer magya[illegible] deutschen unterordne. Soll sie das nicht [illegible] schen Interessen ebenso und neben den [illegible] man dann Zwiedineck vor?

Denn das ist doch der Ursprung seines [illegible] Habsburg keine rein deutsche Politik verfolgen [illegible] derweitige große Interessen zu vertreten hat. In [illegible] wir es kürzlich so formulirt: der Krieg von 1866 sei [illegible] krieg gewesen, weil Oesterreich sich in die inneren [illegible] des deutschen Bundes, fortwährend einmischte, in dem [illegible] der Dinge nichts zu thun hatte. Erst durch das [illegible] ganz auf sich selbst gestellt worden. Es giebt ja auch schon [illegible] das nun wieder übertreiben und das deutsche Element in Oesterreich [illegible] möchte. Aus Graz, dem Wohnsitze Professor von Zwiedineck's [illegible] Zeitungen von einer lebhaften Reaction gegen die jetzige österreichisch-ungarische Politik. Ein Theil der Grazer Presse und ein dortiger Verein haben gegen die Aufrechterhaltung des Friedensbundes mit Italien und Deutschland protestirt und den Abschluß von Verträgen mit England und Rußland gefordert.

Sollten das etwa gute Freunde des „Vaterland“ sein? Dann hätten wir das erbauliche Schauspiel, daß man gleichzeitig von dem österreichischen Kaiserhaus eine antideutsche Politik fordert und dem Historiker, der in der Vergangenheit keine rein deutsche Politik zu finden vermag, deshalb kreuzigt. Oesterreich ist nicht rein deutsch und mußte deshalb als Großmacht sich von Deutschland trennen, so daß beide Staatswesen volle Selbständigkeit genießen. Oesterreich ist aber zugleich so sehr deutsch, daß es seine natürliche Anlehnung nothwendig in erster Linie bei Deutschland nehmen muß. Dieser Gedanke ist, weil objectiv wahr, auch zugleich ebenso deutsch-patriotisch wie gut österreichisch. Gerade das Zwiedineck'sche Werk entwickelt dies vortrefflich z. B. an folgender Stelle.

(S. 569): „Eines war klar: Das Haupt des Hauses Oesterreich war nicht nur dem Titel, sondern auch der That nach König von Ungarn, die Kronen Karls des Großen und des heiligen Stephan waren in einer Familie geeinigt und dadurch das Interesse gewahrt, welches das deutsche Reich hatte, Ungarn in seinem Machtkreise zu halten. Zugleich war auch dem Hause Habsburg ein neuer hoffnungsvoller Wirkungskreis erschlossen. Seine Aufmerksamkeit war

[illegible]scher, Die öster.-ungar. Währung. Leipzig. Liter. Anstalt. August

dessen nationale Bedeutung und die Wurzel seiner Kraft. Die Wehrkraft der evangelischen Deutschen hatte ihr Centrum in Brandenburg gefunden. Hohenzollern mußte für sie wachsam bleiben und jeder ernsten Gefahr sofort die Spitze bieten. Friedrich Wilhelm blieb dieser Pflicht getreu bis zum letzten Athemzug, indem er mithalf, die Katholisirung Englands und die Unterdrückung der holländischen Republik zu verhindern" (S. 585).

„Nicht ohne Wehmuth nehmen wir von dem großen Kurfürsten Abschied, dessen Werden und Wachsen das Erfreulichste war, das wir von den vierzig Jahren deutscher Geschichte berichten konnten. Und darum schließen wir diesen Band mit der freudigen und dankbaren Erinnerung an den Heimgegangenen. Für uns Deutsche ziemt es sich, dem Walten einer der größten Herrscherseelen, die unserem Volke erstanden sind, in weihevoller Bewunderung nachzusinnen" (S. 588).

Die „historisch-politischen Blätter" würden diese „Bewunderung", wenn sie auch nach ihrer Ansicht den objectiven Thatsachen nicht immer entspricht, als Maß für die Beurtheilung des großen Kurfürsten weniger anstößig gefunden haben, wenn der Verf. einen ähnlichen Maßstab der Begeisterung für sein eigenes Herrscherhaus angelegt hätte. „Die habsburgischen Herrscher — so fassen die historisch-politischen Blätter die Urtheile des Dr. von Zwiedineck zusammen — sind nicht national, sie wahren die Ehre des deutschen Volks nicht, sie vergessen sich als Volksangehörige zu fühlen, die Kaiserkrone ist ihnen nichts als ein Attribut ihrer Glorie! Fürwahr schwere Anklagen, wenn gegen ein deutsches Herrscherhaus, welches Deutschland in unzähligen Kämpfen gegen Türken, Schweden, Dänen und Franzosen vertheidigt und gerettet, schwere Anklagen gegen Herrscher, die vom lebhaftesten Pflichtgefühl durchdrungen und sich ihrer schweren Verantwortlichkeit für die Kaiserwürde wohl bewußt waren; schwere Anklagen, wenn sie von einem Franzosen oder Schweden erhoben würden. Aber viel schwerer und unverzeihlicher sind diese Anklagen, wenn sie von einem kaiserlichen Professor in die Welt geschleudert werden, der das Brod dieses Herrscherhauses ißt, der an einer stiftungs-gemäß katholischen Universität Geschichte vorträgt, der also vor Allem die doppelte Pflicht hat, sich von aller auf Entstellungen oder Unwahrheiten gestützten antikaiserlichen Propaganda fern zu halten."

Den Ton der „Historisch-Politischen Blätter" hat das Wiener „Vaterland" sofort in einer noch höheren Octave aufgenommen. Bei einem preußischen Historiker würde es die Auffassung Zwiedineck's begreiflich finden, bei einem K. K. österreichischen Universitätsprofessor findet es sie so unverantwortlich und so unverzeihlich, daß ihm die Removirung ex officio und die Entziehung der venia legendi als die Pflicht der Selbsterhaltung der Regierung erscheint.

Wir wollen uns über diese Denunciation nicht weiter erregen. Das Quartier, aus dem sie kommt, hat ja das historische Recht, so lange nur mit Absetzung und nicht mit Verbrennung der Ketzer gedroht wird, sich noch besonderer Milde zu rühmen. Auch von der heutigen österreichischen Regierung denken wir

doch zu gut, als daß sie einen anerkannten und talentvollen Gelehrten von strenger Wissenschaftlichkeit so ohne Weiteres dem Parteihaß zum Opfer bringen sollte. Wir wollen lieber die innere Logik des Angriffs selbst beleuchten. Die beiden genannten Organe denunciren der österreichischen Regierung die Zwiedineck'sche Geschichtsdarstellung als eine antiösterreichische, verlangen also offenbar, daß die österreich-ungarische Regierung sich als eine deutsch-nationale betrachte und die Interessen ihrer magyarischen und slavischen Unterthanen den deutschen unterordne. Soll sie das nicht? Soll sie die magyarischen und slavischen Interessen ebenso und neben den deutschen vertreten? Nun was wirft man dann Zwiedineck vor?

Denn das ist doch der Ursprung seines historischen Urtheils, daß das Haus Habsburg keine rein deutsche Politik verfolgen konnte, weil es zugleich auch anderweitige große Interessen zu vertreten hat. In einer Wiener Broschüre*) lasen wir es kürzlich so formulirt: der Krieg von 1866 sei ein deutscher Vertheidigungskrieg gewesen, weil Oesterreich sich in die inneren Verhältnisse eines Staatswesens, des deutschen Bundes, fortwährend einmischte, in dem es nach der wahren Natur der Dinge nichts zu thun hatte. Erst durch das Ausscheiden ist Oesterreich ganz auf sich selbst gestellt worden. Es giebt ja auch schon eine Partei, die das nun wieder übertreiben und das deutsche Element in Oesterreich ganz läugnen möchte. Aus Graz, dem Wohnsitze Professor von Zwiedineck's, melden die Zeitungen von einer lebhaften Reaction gegen die jetzige österreichisch-ungarische Politik. Ein Theil der Grazer Presse und ein dortiger Verein haben gegen die Aufrechterhaltung des Friedensbundes mit Italien und Deutschland protestirt und den Abschluß von Verträgen mit England und Rußland gefordert.

Sollten das etwa gute Freunde des „Vaterland" sein? Dann hätten wir das erbauliche Schauspiel, daß man gleichzeitig von dem österreichischen Kaiserhaus eine antideutsche Politik fordert und dem Historiker, der in der Vergangenheit keine rein deutsche Politik zu finden vermag, deshalb kreuzigt. Oesterreich ist nicht rein deutsch und mußte deshalb als Großmacht sich von Deutschland trennen, so daß beide Staatswesen volle Selbständigkeit genießen. Oesterreich ist aber zugleich so sehr deutsch, daß es seine natürliche Anlehnung nothwendig in erster Linie bei Deutschland nehmen muß. Dieser Gedanke ist, weil objectiv wahr, auch zugleich ebenso deutsch-patriotisch wie gut österreichisch. Gerade das Zwiedineck'sche Werk entwickelt dies vortrefflich z. B. an folgender Stelle.

(S. 569): „Eines war klar: Das Haupt des Hauses Oesterreich war nicht nur dem Titel, sondern auch der That nach König von Ungarn, die Kronen Karls des Großen und des heiligen Stephan waren in einer Familie geeinigt und dadurch das Interesse gewahrt, welches das deutsche Reich hatte, Ungarn in seinem Machtkreise zu halten. Zugleich war auch dem Hause Habsburg ein neuer hoffnungsvoller Wirkungskreis erschlossen. Seine Aufmerksamkeit war

*) Paul Pacher, Die öster.-ungar. Währung. Leipzig. Liter. Anstalt. August Schulze.

vom Reiche abgelenkt, neue Erwerbungen im Osten konnten leichter in Aussicht genommen werden, als solche im Westen; die große Macht, welche der Besitz von Ungarn gewährte, konnte den Verlust an Macht verschmerzen lassen, den das Kaiserthum erlitten hatte und der Drang nach Wiederherstellung der alten Kaisergröße konnte gemildert sein. Zur Erhaltung und Vermehrung des Besitzstandes an der Donau war die Bundesgenossenschaft wohlgerüsteter deutscher Reichsfürsten sehr erwünscht und jedenfalls wirkungsvoller, als die stets zweifelhaften und spärlichen Reichshülfen. Die Gegenleistung für diese Bundesgenossenschaft bestand aber darin, daß Oesterreich der Entfaltung neuer Staaten im Reiche kein Hinderniß in den Weg legte, daß es also die allmähliche Auflösung der alten Form des Reiches geschehen ließ." „Es wird nicht bezweifelt werden können, daß jener deutsche Staat, der genug Kraft in sich besaß, sich über die anderen zu erheben und in langsamem aber sicherem Fortschreiten eine neue fest begründete Vorherrschaft über sie zu erlangen, das größte Interesse an dieser Veränderung der Stellung des Hauses Oesterreich hatte, daß er den wichtigsten Vortheil errang, indem er die nach dem Osten gerichteten Bestrebungen der Habsburger unterstützte und ihm die Grundlage einer künftigen Selbständigkeit schaffen half. Es soll nicht gesagt werden, daß Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg in seiner Voraussicht so weit gegangen sei, dem ganzen Abgliederungsprocesse der österreichisch-ungarischen Staatengruppe und die Nachfolge der Hohenzollern im deutschen Reiche zu erkennen; aber es muß gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß der große Kurfürst für die künftige Stellung seines Hauses und des von ihm begründeten Staatswesens den glücklichsten Schritt gethan hat, als er Oesterreich die Wiedereroberung von Ungarn ermöglichte. Und er hat sie ermöglicht; nicht etwa nur durch das Kriegsvolk, das sein Blut vor Ofen vergossen hat, sondern durch das Bündniß mit dem Kaiser, dessen Bestand durch drei Jahre hindurch Frankreich abgehalten hat, den neuen Angriff gegen Deutschland ins Werk zu setzen."

Wie diese Auffassung des damaligen und heutigen Verhältnisses zwischen dem Hause Hohenzollern und Habsburg den Thatsachen entspricht, so wird der Dreibund trotz Angriffen seiner Gegner hüben und drüben von Bestand bleiben und die Leiter der darauf gerichteten Politik werden schwerlich geneigt sein, ihren aufrichtigsten und hingebendsten Anhängern den Muth und die Lust zur Gewinnung der öffentlichen Meinung durch Schrift und Wort zu benehmen.

Hamburg. G. Dangers.

Conventional Cant, its results and remedy. By Sidney Whitman. London, Kegan Paul, Trench Trubner & Co., 57 Ludgate Hill EC. 1887.

Unsere Leser erinnern sich wohl, wie vor einigen Jahren von einer industriösen Zeitung in London ein großer Scandal von Mädchenhandel und Kuppelei aufgedeckt wurde. Eine allgemeine Bewegung entstand und unsere „deutsch-freisinnige" Presse, voran die „Nation" gerieth in Begeisterung, zu

schauen, wie ein freies Volk aus eigener Kraft die Uebel, die sich etwa an seinem Leibe entzündeten, nachdem sie durch eine freie Presse aufgedeckt, durch Selbstthätigkeit überwinde. Namentlich war man hingerissen von dem Heroismus einer jungen Dame, die sich erbot, sich persönlich in eines der üblen Häuser verhandeln zu lassen, um auszuprobiren, wie es da eigentlich zuginge. Von kühleren Beobachtern wurde damals sofort auf einen prächtigen Paragraphen in Macaulays Byron verwiesen, wo die moralischen Krampfanfälle geschildert werden, in denen das englische Publicum sich von Zeit zu Zeit gefalle, um, nachdem der Paroxysmus vorüber, alles so zu lassen, wie es vorher gewesen. Ganz so ist es auch diesmal gegangen; man hat von irgend einer thatsächlichen Reform nichts weiter gehört. Es liegt deshalb nahe genug und auf dem Continent ist man auch sehr bereit dazu, jene und alle ähnlichen Bewegungen in England als einfache Heuchelei zu brandmarken.

Das ist es nun doch nicht. Es ist gewiß eine ganze Masse ehrlichen guten Willens darin, der freilich zuletzt erfolglos bleiben muß, weil die Mittel fehlen. Die Engländer bewegen sich da in einem bösen Zirkel. Weil ihr Staatswesen so schwach und mangelhaft construirt ist, so müssen sie suchen durch Appell an die Kraft und den guten Willen der Individuen vorwärtszukommen; diese in Bewegung zu setzen, muß die moralische Hetzpeitsche geschwungen werden. Dennoch reicht der Schwung meistens nicht aus und die Massen und endlich die Führer sinken wieder in Lethargie zurück und müssen den Vorwurf der Heuchelei in Kauf nehmen, und wenn diese Art die Dinge zu betreiben, in steter Wiederholung zur Gewohnheit wird, so wird auch jener Vorwurf nicht mehr so ganz ungerechtfertigt sein.

Wie stark ist dieses Element der „Heuchelei" im englischen Leben? Diejenigen, die sie als die Grundfarbe alles Engländerthums ansehen, finden in dem obengenannten Buche von Sidney Whitman einen gewaltigen Bundesgenossen. Der Verfasser ist bekannt durch seine meisterhafte Studie über unser Vaterland „Das Kaiserliche Deutschland", dessen deutsche Uebersetzung kürzlich in zweiter Auflage erschienen ist. Er ist ein Beobachter des Völkerlebens, wie er selten gefunden wird, von einer Unbefangenheit, wie wir sie in England am wenigsten zu suchen gewohnt sind. Dieser Mann nun hält seinen Landsleuten vor, daß ihr ganzes politisches und sociales Dasein „cant" sei d. h. salbungsvolle, zur Gewohnheit gewordene Redensarten, an die der Einzelne wohl selber glaubt, die aber vor ernsthafter Prüfung als Selbstbetrug sich auflösen würden. Cant ist organisirte Heuchelei, wie Carlyle gesagt hat; es ist die Apotheose der blanken Lüge in dem Lande, welches mehr als alle anderen stolz ist auf seine Wahrhaftigkeit, wie der Verfasser sagt. Der Sitz dieses Uebels ist, nach ihm, in den oberen Mittelklassen. Der Ursprung ist die Fiction, daß England eine populare Regierung habe, während es thatsächlich eine Aristokratie war und bis auf den heutigen Tag in viel höherem Maaße, als die Gesetze es aussprechen, ist. Diese Aristokratie ist keine geschlossene, sondern eine sich nach unten öffnende und allmählich verbreiternde. Infolge dessen blickt Alles nach oben. Es giebt

in England keinen „Bürger-" und „Bauernstolz", weil es keinen Bürger-
Bauern-Stand giebt. Es giebt nur gentlemen und solche, die es sein
So hat sich in den Mittelklassen eine seelenlose Nachahmung aristokr
Sitte und Lebensanschauung ausgebildet, die Alles beherrscht. Der
Aristokratie verbündete Klerus der Staatskirche hat die Melodie zu
Liebe componirt. Das Geschäftsinteresse der Presse, die steter Anreg
starker Reizmittel bedarf, hat eine vollkommene Leidenschaft daraus
Im socialen Leben, in den Sitten, in den Grundsätzen, in der Politik
Presse verfolgt der Autor den einen Begriff, entdeckt ihn immer von
und beschwört seine Landsleute sich von dieser Charakterverfälschung zu

Wenn wir in Deutschland auf dieses Buch hinweisen, so geschieht es
um nun unsererseits in den Pharisäismus zu verfallen und unsere Vo
heit daneben zu halten. Im Gegentheil, gerade der Fremde erkennt leicht,
und wo der Sittenprediger gegen seine Landsleute zu streng ist.
aber ist das Buch nicht nur durch seine völkerpsychologisch-politische
sondern auch werthvoll als Trost für Solche, die Deutschland immer
herabsinken sehen, da sie daraus lernen können, daß man auch anderswo
mancherlei Uebeln zu kämpfen hat. D.

Die Reformation in der Mark Brandenburg. Von Julius Heide-
mann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1889. 363 S.

Ein vortreffliches, höchst empfehlenswerthes Buch: wissenschaftliche Origi-
nalforschung, Ranke'sche Auffassung, klare, angenehm zu lesende Ausdrucksweise.
Wenn ich an einem Punkte zu widersprechen habe, so ist es in der Charakter-
zeichnung Joachim II., die zu idealistisch gehalten ist, obgleich die Grundlinien
und die einzelnen Züge richtig angelegt sind. Früher sprach man wohl von
„edlen Natur" Joachims, die im „gerechten Zorn aufbrauste"; aus lauter
hänglichkeit an die Habsburger und Devotion gegen den Kaiser wurde
Schwächlichkeit seiner Politik abgeleitet. Davon findet sich bei Heidemann
Recht nichts mehr. Joachims Schwäche entsprang durchaus nicht id
Velleitäten, sondern einer an sich ganz klug berechneten Politik, die mit den
gebnen geringen Mitteln so am besten hauszuhalten meinte. Er führte
Land zum Protestantismus hinüber, weil die Bewegung einmal vorhanden
und auch die Marken ergriffen hatte, und er sie so am besten zu seinem
theil leitete; eine selbst in der Tiefe von den religiösen Ideen der Epoche
griffene Natur war er aber nicht. Er versuchte zuerst eine protestantische E-
copal-Verfassung zu schaffen; da aber von den drei Landesbischöfen, von Sa
von Blumenthal, von Alvensleben, nur der erstgenannte sich fügte, so wurde
Kurfürst weitergedrängt zu ähnlichen Formen, wie in den anderen reformirten
Territorien. Einen seiner Söhne ließ er später, um ihm ein Bisthum zu versch
fen, ganz positiv zum Katholicismus zurücktreten. Es ist deshalb zu schwach,
wenn Heidemann bloß spricht von „einer Liebe zum kirchlichen Frieden,

literatur" gesprochen habe, sich veranlaßt geglaubt, gegen die heutige Erforschung von Goethe's Persönlichkeit und Lebenswerk die herbsten Vorwürfe zu richten, ja sogar in ihr das Streben wahrzunehmen behauptet, „die Frucht seines Daseins und die hohen Ideen zu vereiteln, die ihn bei der Thätigkeit seines ganzen Lebens leiteten". Einen solchen Vorwurf, der nur aus Mißmuth über einzelne mißlungene Produkte entsprungen sein kann, ausführlich zurückzuweisen ist überflüssig. Daß die Arbeit, welche der Bereicherung unserer Kenntniß Goethe's im Einzelnen gewidmet wird, schließlich der Würdigung seiner Gesammtpersönlichkeit nur dienen will, geht aus den Grundsätzen, nach welchen diese Arbeit jetzt geordnet und gerichtet ist, deutlich hervor. Und das Beispiel derer, welche ihre Namen hauptsächlich mit der Goethe-Forschung verknüpft haben, beweist durch die That, daß auch in der Einzelarbeit der weitere Blick nach dem Ziel nicht gefehlt hat; wer aus Scherer's Abhandlungen über „Pandora" oder „Helena", aus Loeper's Erklärung der Goethe'schen Sprüche nicht eine Gesammtanschauung Goethe's zu entnehmen wüßte, hätte es sich selbst zuzuschreiben. — Indeß liegt es uns fern durch diese abgenöthigte Polemik uns den Genuß all des Reichthums verkümmern zu lassen, den der Verfasser in den weiteren Aufsätzen des Bandes vor uns ausbreitet. Auf Grund einer Welt- und Literaturkenntniß, deren sich nur Wenige neben ihm rühmen dürfen, entwirft er ebenso farbenreiche Bilder der Gegenwart oder Vergangenheit wie er kühne Perspectiven in die zukünftige Gestaltung des geistigen Lebens eröffnet. Mit besonderer Freude ist der Abschnitt: „Ein Wort über die Lyrik" zu begrüßen, welcher sich mit kräftigen Worten gegen die oft wiederholte willkürliche Phrase wendet, als sei nur dem eigentlichen „Lied" und womöglich nur in Verbindung mit der Musik wahrhafte Poesie zuzuschreiben, und seien dagegen die mehr rhetorische Mittel verwendenden Gattungen wie die Ode, Elegie, Epistel zwitterhafte Erzeugnisse ohne höheren poetischen Werth. Sehr richtig weist der Verf. darauf hin, daß nach dieser Anschauung zu Gunsten weniger volksliederartiger Gesänge die Mehrzahl der hervorragendsten Dichtungen aller Zeiten der Verdammniß verfallen: Byron's wie Shelley's Lyrik, Goethe's Oden wie Schiller's philosophische Gedichte, die Sonette Shakespeare's wie Petrarca's, die Hymnen Pindar's wie die Psalmen der Bibel. Und sehr treffend bemerkt er, daß bei der völligen Unabhängigkeit, mit welcher heute der Musiker seine Composition als Selbstzweck, das Lied — sei es das poetischste oder unpoetischste — nur als gleichgültiges Substrat behandelt, — die Musik nur sehr selten noch dem Förderung bietet, der ein Gedicht wirklich als Gedicht zu genießen wünscht. Wie wenig der Werth der Lyrik von ihrer Sangbarkeit abhängt, läßt sich an einem kürzlich erschienenen „Gedichtbuch" sehr deutlich erkennen:

Julius Hart, Homo Sum. Nebst einer Einleitung: Die Lyrik der Zukunft. Großenhain und Leipzig. Baumert und Ronge 1890.

Unter diesen Gedichten sind sehr wenige, die geeignet wären, am Klavier gesungen zu werden, weder in Abendgesellschaften noch im Concertsaal, und doch

sind recht viele gute Gedichte unter ihnen. Der Dichter besitzt die Fähigkeit, Ausdruck und Rhythmus vorzüglich der Stimmung anzuschmiegen, welche er in dem Leser hervorrufen will; mit der Zeit wird er hoffentlich zu der Erkenntniß vorschreiten, daß auch strenge strophische Formen, die er jetzt zu scheuen scheint, kein Hinderniß für solche Anpassungsfähigkeit sind. Dem Inhalte nach zeigen diese Gedichte Hart als der modernsten Richtung unserer Literatur angehörig; ein Realist ist er trotzdem nicht. Seine Betrachtung der modernen Erscheinungen, der socialen Zustände, des großstädtischen Lebens ist durchaus phantastisch. Eine so reguläre, von einer umsichtigen Stadtverwaltung und fürsichtigen Polizei versorgte Stadt wie Berlin, in der auch der Kampf um's Dasein nur ein Wettlauf in sorgfältig abgesteckten Bahnen, ein Ringen unter genau vorgeschriebenen Kampfgesetzen ist, — erscheint ihm bald als ein wild wühlendes, brandendes, tausend Schiffe zusammenschleuderndes Meer bald als ein glühender Riesenkessel, der Brand und Feuer aushaucht. In seinem Ohre hört er beständig mit Schauer das Gedröhn herandrängender, mit Beil und Hammer bewaffneter, zerstörungssüchtiger Schaaren; — ein Realist würde im Zeitalter der Magazingewehre so mangelhaft bewaffneten Horden keine Bedeutung beilegen.

Aber in dem allen erweist sich die Fähigkeit, das Schwerste zu überwinden, den gemeinen Stoff der uns nächstliegenden Dinge aufzunehmen und ihn kraft poetischer Auffassung in Poesie zu verwandeln. Ein vorzügliches Beispiel dafür, welches allein schon dieser Sammlung das allgemeine Interesse zuwenden muß, ist die Erzählung der Mutter, welche im Elend die eigenen Kinder getödtet, überschrieben: „Die Luft war roth.“ In diesem meisterhaften Gedicht ist eine vollkommen realistische Vorstellung, die dem Dichter unzweifelhaft vorschwebte, ganz und gar in das Reich der Phantasie erhoben. Weder auf die lückenlose Deutlichkeit des Wirklichkeitsbildes noch auf die verstandesmäßige Consequenz ist Rücksicht genommen, sondern nur ein phantastisches Bild an das andere gereiht, aber mit solcher künstlerischen Sicherheit und so zweckvoller Verwerthung des realistischen Details, daß trotz alles Sprunghaften doch der Eindruck eines abgerundeten Ganzen in unserer Phantasie erzeugt wird; wir fragen nicht, sondern wir sehen, auch was uns nicht gesagt ist.

Leider hat der Dichter geglaubt eine theoretische Einleitung seinen Gedichten vorausschicken zu müssen. Man ist mit solchen, meist von völliger Unkenntniß der Aesthetik zeugenden Expectorationen von den Vertretern der neuesten Richtung schon so viel geplagt worden, daß man wenigstens in einer Gedichtsammlung doch hätte hoffen dürfen, davon verschont zu bleiben. Hier nur ein Wort darüber: Der Verf. redet gleich anderen von einer „ganz merkwürdigen Gymnasiallehrerästhetik, wonach die Kunst Darstellung des Schönen sei“. Er sollte wissen, daß dies die Aesthetik Winkelmann's, Lessing's, Goethe's, Schiller's und Humboldt's ist, an welche sie fest glaubten, welche sie zur Norm des künstlerischen Schaffens nahmen. Mögen nun die Neusten ihre Schwerter noch so sehr schärfen, an diesen Diamanten werden sie splittern.

Auf die Bedeutung, welche unsere großen Dichter auch für die Ausbildung der Lehre von der Kunst, die Fortbildung der Aesthetik noch heute beanspruchen, ja wegen des eingerissenen Zwiespaltes mehr als je beanspruchen dürfen, hat neuerdings einer der besten Kenner von Goethe's Geistesleben hingewiesen:

Rudolf Steiner, Goethe als Vater einer neuen Aesthetik. Ein Vortrag. Wien 1889. E. Pernerstorfer.

In diesem nicht umfang-, aber inhaltreichen Schriftchen wird vielleicht die philosophische Grundlage, die in Kant's Urtheilskraft schon gegeben war, nicht ausreichend betont, aber die Bedeutung sowohl Schiller's als vor Allem Goethe's in gedankenreicher und lebendiger Darstellung schön entwickelt.

Eine specielle Betrachtung ist kürzlich Schiller's Theorie der Tragödie wieder gewidmet worden:

Karl Gneisse, Untersuchungen zu Schiller's Aufsätzen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", „Ueber die tragische Kunst" und „Vom Erhabenen". (Weissenburg i. E. C. Burckhardt's Nachfolger 1889.)

Die Arbeit giebt eine sehr methodische und objective Analyse der Grundgedanken jener Abhandlungen und polemisirt, auf Grund eingehender Kenntniß der einschlägigen Literatur häufig mit Glück gegen unrichtige Auffassungen und willkürliche Mißdeutungen; besonders eifrig gegen Baumgart.

Der Mangel der Arbeit liegt indeß darin, daß sie den genannten Aufsätzen ein zu großes Gewicht für die dramatische Production Schiller's beilegt und nicht berücksichtigt, daß Schiller's Ansichten nach Abfassung derselben noch wesentlich umgebildet worden sind. Wenn man Schiller's Ansichten zur Zeit des Höhestandes seiner dramatischen Produktion erkennen wollte, so müßte man sich — neben manchen an Körner und Humboldt gerichteten Aeußerungen — hauptsächlich an das halten, worüber er sich mit Goethe in Gespräch und Correspondenz geeinigt hatte. Demgegenüber ist es interessant, daß der Gedankengang der Abhandlungen, wie Gneisse am Schluß ihn übersichtlich zusammenstellt, dem, was Goethe gelegentlich über die Tragödie geäußert, nicht nur noch fern steht, sondern zum Theil direkt widerstreitet. O. H.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Rott. Die Wehrpflicht im Deutschen Reich. Von Friedr. Rott, Justizrath und Divisionsauditeur der 22. Division. I. Band: Gesetze und Verordnungen über die Wehrpflicht. Lief. 2. Kassel, Max Brunnemann.

Ring. Asiatische Handlungscompagnien Friedrichs des Großen. Von Victor Ring, Richter am Amtsgericht I zu Berlin. Berlin, Carl Heymann.

Salomon. Frankreichs Beziehungen zu dem schottischen Aufstand 1637—1640. Mit einem Exkurs über die Fälschung der Briefe des Grafen d'Estrades. Von Felix Salomon. Berlin, Speyer u. Peters.

Schultze. Ne quid nimis. Offener Brief an den Verfasser von „Videant consules". Von Friedr. Wilh. Schultze. Berlin, Richard Wilhelmi.

Sohm. Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Eine Festschrift von Rudolph Sohm, Prof. in Leipzig. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Wolf. Der Augsburger Religionsfriede von Gustav Wolf. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandl.

Barth. Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann. Ein kritischer Versuch von Dr. Paul Barth. Leipzig, O. R. Reisland.

Bericht der Handels- u. Gewerbe-Kammer zu Dresden. 1889. Dresden, C. Heinrich.

Bosse u. Woedtke. Das Reichsgesetz, betreffend die Invaliditäts- u. Altersversicherung, vom 22. Juni 1889. Erläutert von Dr. R. Bosse, Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern, Staatssekretär des Preuß. Staatsraths u. E. von Woedtke, Geh. Oberregierungsrath und vortragender Rath im Reichsamt des Innern. Nach amtlichen Quellen. Erste bis fünfte Lieferung. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Döllinger. Briefe und Erklärungen von J. von Döllinger über die Vaticanischen Decrete 1869—1887. München, C. H. Beck (Oskar Beck).

Dalton. Die evangelische Kirche in Rußland. Drei Vorträge von Hermann Dalton. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890.

Gerdes. Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur zur Zeit der karolingischen und sächsischen Könige. Von Heinrich Gerdes. 2. Lieferung. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Girardet Breling. Die Aufgaben der öffentlichen Erziehung gegenüber der socialen Frage. Von Dr. Girardet Breling. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890.

Gneisse. Untersuchungen zu Schiller's Aufsätzen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" u. s. w. Von Dr. Karl Gneisse. Weissenburg, C. Burckhardt's Nachf. 1889.

Lattmann. Eine ausgleichende Lösung der Reformbewegungen des höheren Schulwesens von J. Lattmann, Dr. Gymnasialdirector in Clausthal. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 60 Pf.

Hirsch. Anna Pelzer. Roman von J. Hirsch. Hannover, Hans Wasserkampf u. Co. Commandit-Gesellschaft.

Holtze. Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. Bearbeitet von Dr. jur. Friedr. Holtze, Amtsrichter in Berlin. I. Theil. Bis zur Reformation des Kammergerichts vom 8. März 1540. Berlin, Franz Vahlen, Mohrenstr. 13/14.

Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz. 1889. Chemnitz, Eduard Focke (L. Hoepke).

Juling. Das Gymnasium mit zehnjährigem Kursus. Von Prorector Dr. Juling. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Schmoller. Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart. Reden und Aufsätze von Gustav Schmoller. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Schreyer. Das humanistische Gymnasium und die Anforderungen der Gegenwart. Von Hermann Schreyer. Halle, R. Schroedel.

Schulze-Gaevernitz. Zum socialen Frieden. Eine Darstellung der socialpolitischen Erziehung des engl. Volkes im 19. Jahrh. Von Dr. Gerhart von Schulze-Gaevernitz. 2 Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Trost u. Leist. König Maximilian II. von Bayern u. Schelling. Briefwechsel herausgeg. von Dr. Ludw. Trost, Legationsrath, k. b. Geh. Haus- und Staatsarchivar und Dr. Friedr. Leist, k. b. Geh. Sekretär im Geh. Hausarchiv. Stuttgart, Cotta Nachfolger.

Volz. Geschichte Deutschlands im 19. Jahrh. Von Berthold Volz. 2., 3., 4. Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer.

Werner. Die Vorbereitung zum höheren Justizdienst in Preußen. Von F. Werner, Landgerichtspräsident. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. (Robert Stricker.)

Wolff. Prolegomena der Literatur-Evolutionistischen Poetik. Von Dr. Eugen Wolff, Privatdocent in Kiel. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer.

Bamberg. Laienzeugnisse für den Evangelischen Bund. Von Dr. Alb. v. Bamberg. Berlin, Julius Springer. Preis 1 Mark.

Frankl. Die Verstaatlichung der Grundrente. Eine Skizze der Reformbewegung im Deutschen Reiche von Ludwig Frankl, Gutsbesitzer und Landtagsabgeordneter. Wien, Hugo H. Hitschmann.

Handelskammer zu Halle a. d. Saale. — Jahresbericht 1889. Halle a. S. Buchdruckerei des Waisenhauses. 1890.

Hertzka. Freiland. Ein sociales Zukunftsbild. 3. Aufl. Von Theodor Hertzka. Dresden, E. Pierson's Verlag. Preis 3 Mark.

Mackeprang. Deutsche Kaiser in Schleswig. E. geschichtl. Studie, d. Anwesenheit Sr. Majestät des Deutschen Kaisers Wilhelm II. in Nordschleswig gewidmet. Von Mackeprang. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. Preis 80 Pf.

Michael. Englands Stellung zur ersten Theilung Polens. Habilitationsschrift. Von Wolfg. Michael. Hamburg, Leopold Voß. Preis 2 Mark.

Peter. Das Priestererbe. Roman. Zugleich ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Wiederkatholisirung Deutschlands. Von Fritz Peter. Leipzig, Carl Braun. Preis 4 Mark, geb. 4.75.

Psalmen, die, aus dem Hebräischen metrisch ins Deutsche übersetzt und erläutert. Von Prof. Dr. Watterich. Baden-Baden, E. Sommermeyer. Preis 4 Mark, geb. 5 Mark.

Reichsgesetz betreffend die Gewerbegerichte. Zum praktischen und wissenschaftlichen Gebrauch erläutert von Dr. jur. Karl Bachem. Köln, J. P. Bachem. Geb. 2 Mark.

Warneck. Zur Abwehr und Verständigung. Offener Brief an Herrn Major von Wißmann, Kaiserl. Reichskommissar. Von G. Warneck. Gütersloh. C. Bertelsmann. Preis 60 Pf.

Zeitschrift, historische. Herausg. v. H. v. Sybel u. M. Lehmann. N. F. 29. Bd. 1. Heft. München, R. Oldenbourg.

Wie uns mitgetheilt wird, haben die Vorbereitungen zur Herausgabe des neuen Jahrgangs von Kürschners „Deutschem Litteratur-Kalender" begonnen, der im Herbst zur Ausgabe gelangen wird. Das Werk enthält die Namen, die wichtigsten Personalien und die Werke aller lebenden deutschen Schriftsteller, die Verlagsfirmen und sonstige, für Redactionen und Schriftsteller werthvolle Notizen. Auch wir haben dasselbe bei längerem Gebrauch vortrefflich bewährt gefunden. Der Herausgeber, Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart (Alexanderstr. 3), ersucht alle Schriftsteller 2c., namentlich auch alle Redakteure politischer Zeitungen, um Einsendung ihrer genauen Adresse mit biographischen Notizen für das Schriftstellerlexikon des Kalenders, zugleich aber auch alle Schriftsteller und Litteraturfreunde um Berichtigungen irriger oder veralteter Angaben im letzten Jahrgang.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Stilvoll.

Eine Studie

von

Adolf Lasson.

Bekanntlich ändern sich die Zeiten, und die Menschen ändern sich mit ihnen. So behauptet wenigstens ein vielgebrauchter lateinischer Vers. Aber es ändert sich auch noch mehr, große und kleine Dinge, ja eigentlich alles, was mit dem Menschen irgend zusammenhängt: Staatsverfassungen und Getränke, Büchereinbände und Straßenpflaster, und nicht zum wenigsten auch die Wörter. Auch die Wörter regieren eine Zeit lang und werden dann abgesetzt, und das geht ganz natürlich zu. Neue Zeiten bringen neue Gesinnungen, und diese wieder bringen neue Wörter auf. Und das wird auch wohl so ganz gut sein. Es wehrt der Eintönigkeit und bringt Reiz und Abwechselung in das sonst stockende Leben.

Das Wort **stilvoll** ist solch ein verhältnißmäßig neues Wort. Es ist hier nicht die geeignete Stelle zu sprachgeschichtlichen Untersuchungen; darum verzichte ich auf den Nachweis, welcher klassische Schriftsteller in deutscher Sprache das Wort zuerst gebraucht, welche Schicksale es seitdem erlitten und wie sich allmählich sein Gebrauch ausgebreitet und befestigt hat. Jedenfalls, — das steht auch ohne solche Untersuchung fest, — ist es ein schönes und liebenswürdiges Wort, eine wahre Bereicherung unserer Umgangssprache und unserer wissenschaftlichen Terminologie obendrein. Es ist selber ganz und gar das, was es bezeichnet, — stilvoll. Ich habe das Wort, wenn ich mich recht erinnere, zuerst im Jahre 1879 vernommen; das Wort selber kann freilich auch schon älter und sogar viel länger im allgemeinen Gebrauche sein. Denn ich lebe etwas abseits von der großen Heerstraße der modernen Kultur und bin kein vollgültiger Zeuge für den richtigen Augenblick, in dem sie ihre großen Wandlungen vollzieht. Es war bei Gelegenheit der

großen Berliner Gewerbeausstellung, die uns zuerst das Prinzip der elektrischen Kraftüberfragung vermittelst einer kleinen durch Elektricität betriebenen Eisenbahn zur Anschauung brachte; da vernahm ich in einer der reizenden kleinen Kojen, dieser Musterbeispiele für moderne Zimmereinrichtung, aus schönem Munde das Wort: „stilvoll!“ in dem sich das ganze Entzücken eines weichgestimmten Gemüthes über den überraschenden Anblick zusammenfaßte. Damals fiel mir das Wort wie ein erhellender Blitzstrahl in die Seele. Und seitdem, — ich weiß nicht zu sagen, ob es bloß deshalb war, weil nun einmal meine Aufmerksamkeit wach gerufen war, — jedenfalls habe ich seitdem das Wort oft, sehr oft, fast bis zum Ueberdrusse oft gehört, auch aus weniger schönem Munde, auch vom Tischler und vom Tapezier und selbst vom Stubenmädchen, und wie zwei gleichberechtigte große Prinzipien der modernen Bildung leben nunmehr diese beiden Erinnerungen in meiner Seele fort: die elektrische Transmission und das Stilvolle, jene die große Entdeckung unseres berühmten Landsmannes Werner von Siemens, dieses das merkwürdige Erzeugniß der sich fortbildenden Volksseele.

Stilvoll! es klingt so wunderlich! es trifft einen immer wie ein Schlag. In meiner Jugendzeit, — sie ist freilich schon lange vergangen, — als man so sehr viel weniger gebildet war als heute, da sagte man, wenn einem ein Gegenstand menschlicher Arbeit seiner Form und Erscheinung nach besonders gefiel, er sei geschmackvoll; man hatte auch noch andere Ausdrücke, mit denen man sich behalf, wie z. B. ansprechend, elegant, sinnig. Aber das Stilvolle kannte man noch nicht. Offenbar liegt da ein Problem vor für den Kulturhistoriker wie für den Psychologen, der in der Seele des Volkes zu lesen vermag. Wir machen uns nicht anheischig, das Problem zu lösen; aber einige einschlagende Andeutungen und Vermuthungen, die wir ganz unmaßgeblich vortragen, bitten wir mit freundlicher Nachsicht aufzunehmen.

Vor funfzig Jahren, — denn so weit müssen wir wohl zurückgreifen, — da hatten wir Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, K. M. v. Weber hinter uns, aber so, daß Leute in ihres Lebens Blüthe sich wohl noch des Tages erinnern konnten, wo die großen Werke selbst der älteren unter diesen Meistern zuerst in die Oeffentlichkeit getreten waren. Felix Mendelssohn stand in rüstiger Arbeit, das Gestirn Robert Schumann's war im Aufgehen. Die etwas älteren Leute hatten noch Schiller's Laufbahn von Anfang an miterlebt; Goethe's Tod war selbst den Jünglingen noch ein persönlicher Verlust gewesen. Die Häupter der Romantik lebten noch; um Heinrich Heine schaarte sich das junge Deutschland, und ein hohes, gelegentlich auch wohl ein hohles Pathos

politischer und religiöser Opposition gab der Poesie einen ernsthaften Hintergrund. Thorwaldsen wirkte noch unmittelbar als Zeitgenosse, auch Schinkel's vorbildliche Thätigkeit war noch nicht abgebrochen, und Rauch schuf in voller Kraft seine reichbelebten Arbeiten zur Bewunderung für alle. Peter Cornelius mit seiner Schule beherrschte die große monumentale Malerei, die Düsseldorfer bezauberten in kleinerem Maßstab durch Anmuth und Empfindung. Es wurde viel ästhetisirt, aber doch überwiegend über das Theater und die Musik, und am meisten war es das schauspielerische und das musikalische Virtuosenthum, was zu reden und zu denken gab. Die Aesthetik schritt gewappnet und gepanzert einher, eingehüllt in schwer durchdringliche spekulative Formeln, die sich nicht so ohne weiteres und von jedermann zu leicht gangbarer Münze umprägen ließen. Und vor allem: die Kunstgeschichte lag noch in den Windeln. Selbst die Litteraturgeschichte war noch nicht lange erfunden. Das Thema zu ihr hatte erst Schiller angegeben, als er einen Unterschied von naiver und sentimentalischer Dichtkunst aufstellte; Stoff aus allen Zeiten und Himmelsgegenden hatten Herder und die Romantiker aufgehäuft: aber zunächst hatte man noch zu viel Lust und Trieb zu eigener Produktion, um sich in die Produktion anderer Zeitalter rein objektiv, und nicht bloß behufs des Gewinnes neuer Anregungen zu versenken. Was die Geschichte der bildenden Künste betrifft, so hatte ja Winckelmann, und auch Lessing, längst den Blick für die Werke der Griechen und Römer geöffnet oder geschärft; aber wer wußte damals etwas Genaueres über Aegypter und Assyrer, über Chinesen und Japaner zu sagen! Die mittelalterliche Kunst bedeckte tiefes Dunkel, das sich erst ganz allmählich aufhellen sollte, und selbst das Zeitalter der Renaissance, so groß auch die Bewunderung für seine bedeutendsten Hervorbringungen war, war doch noch niemals in einigermaßen größerem Umfange systematisch erforscht worden. Es ist heutzutage außerordentlich schwer, sich mit seiner Phantasie in eine Zeit zu versetzen, wo es weder den großen Lübke noch den kleinen Lübke gab, wo Kunstgeschichte noch nicht einmal ein stehender Unterrichtsgegenstand an den Höheren Töchterschulen war, in die Zeit, wo Rumohr's Italienische Forschungen so zu sagen noch eine Novität des Büchermarkts, Kugler's Geschichte der Malerei kaum in erster Auflage erschienen, Schnaase nur erst mit kleineren Vorstudien zu seinem künftigen großen Werke hervorgetreten war, wo Anton Springer noch auf der Schule sein Latein erlernte und noch kein Carriere daran denken konnte, die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung als Trägerin der Ideale der Menschheit vom ältesten Orient bis auf den heutigen Tag in fünf starken Bänden zu beleuchten.

Dazu war es ein an äußeren Lebensgütern armes Geschlecht, das damals Deutschland bewohnte. Noch waren die Nöthe der Napoleonischen Zeit nicht überwunden und die gewaltigen Hilfsmittel erleichterter und beschleunigter Produktion, die uns heute so geläufig und selbstverständlich geworden sind, entweder noch nicht erfunden oder nicht in voller Wirksamkeit. Man mußte sich im Leben einrichten, so gut es ging, mit dürftigen Mitteln, und sich an dem leicht Erreichbaren, dem Herkömmlichen genügen lassen. Das lebensfreudige, hoffnungsvolle Geschlecht, das alles noch erst anzustreben hatte und eine unbegrenzte Zukunft in rosigem Lichte vor sich liegen sah, liebte am meisten den nächstliegenden Schmuck: Blumen und immer wieder Blumen, gewebt, gestickt, gemalt, geschnitzt, gegossen, ohne weiteres Bedenken und ohne Stilisirung, Blumen verstreut, als Strauß, im Kranz, in Reihen und Ketten. Man trat auf Blumen, saß auf Blumen, schlief unter Blumen, aß von Blumen. Der Pessimismus war wohl schon zum Ausdruck gelangt; ein schwarzgallichter einsamer Sonderling hatte ihn in der Litteratur des fernen Orients aufgegabelt und ins Abendland als ganz exquisite Neuigkeit herübergeholt: aber diese politisch und religiös vorwärtsstrebende Menschheit konnte ihn nicht gebrauchen und nahm keine weitere Notiz von ihm. Der Weltschmerz, der das eigene weite Herz und den Gegensatz der engen dumpfen Welt mit sich selbst bespiegelnder Zerrissenheit elegisch verarbeitete, hielt nur um so nachdrücklicher an der Verbesserungsfähigkeit dieser Welt fest und ließ sie doch immer noch als die Stätte der Verwirklichung hoher Ideale gelten. So dichtete man, so gestaltete man unbefangen mit unendlichem Streben, um dem Zuge des Herzens zu genügen, und in dem Gestalteten erkannte das weite Publikum, die Alten wie die Jungen, ganz ebenso unbefangen das wieder, was der eigenen Stimmung entsprach und worin sich das eigene Gefühl wiederspiegelte. Man bedurfte nicht und begehrte nicht das Fremdartige, Unerhörte; man fühlte sich wohl bei den gewohnten Formen, über die man nicht weiter unter tausend Vergleichungen und Erwägungen grübelte. Es war vielleicht ein armes Schaffen, aber ein selbstverständliches, und begegnete man dem ästhetisch Befriedigenden, das dem geläufigen Gesichtskreis entsprach, so nannte man es — geschmackvoll.

Diejenigen, die dieses halbe Jahrhundert und noch etwas darüber durchlebt haben, dürfen sich neben den anderen großen Erlebnissen, die sie hinter sich zu legen gewürdigt worden sind, auch dessen mit stolzem Bewußtsein berühmen, daß sie Zeugen gewesen sind, wie aus dem geschmackvollen Zeitalter sich das stilvolle Zeitalter herausgebildet hat. Natürlich hat sich diese große historische Wandelung nicht im Handum-

drehen, nicht von heute auf morgen vollzogen, und nicht bloß eine, sondern sehr viele Ursachen haben zusammenwirken müssen, um sie herbeizuführen. Ihre tiefste Wurzel aber hat sie in der gründlich veränderten Stimmung und in den völlig veränderten Verhältnissen der Menschen. Zunächst, wir sind reich geworden, vergleichsweise ungeheuer reich, und können uns etwas erlauben. Wir sind nicht allein für uns reich; sondern die anderen Leute sollen es doch auch sehen, daß wir reich sind. Wir spielen im Welthandel eine große Rolle, unsere Handelsflotte ist an Größe und Bedeutung die zweite oder dritte; unsere Industrie ist mächtig aufgeblüht, und die Zahl der Pferdekräfte, die unsere Maschinen vorstellen, kommt gleich hinter der Englands. Unser Boden ist viel ergiebiger geworden, und unsere Börse spricht in der Welt ein entscheidendes Wort mit. Wir haben große Städte, Weltstädte, eine mit anderthalb Millionen, mehrere mit nahezu einer halben Million Menschen, und in diesen Städten eine große Finanz-Aristokratie, Millionäre, die jetzt schon nach tausenden gezählt werden. Natürlich haben wir unter so veränderten Umständen auch veränderte Bedürfnisse und Gesichtspunkte. Wir brauchen uns, wenn wir bauen, nicht mit kümmerlichem Ziegelstein und darüber geworfener Tünche zu begnügen, um italienischen Palaststil oder hellenischen Tempelbau nachzuahmen; wir dürfen uns den edelsten Haustein: Sandstein, Marmor, Granit, wenn es sein muß, gestatten. Unsere Mittel erlauben uns das. Nicht die einfacheren, schlichteren Zierformen sind für uns die passenderen, sondern es sind die kostspieligeren, aufdringlicheren, die unseren Reichthum und unseren Kunstsinn aller Welt mit lautem Klange verkündigen. Das ist selbst aus Geschäftsprinzipien das Richtigere, und der Stil, in dem unsere Banken, Konfektionshäuser, Bierschenken Kunden anlocken, bildet allmählich die Grundempfindung, aus der unsere Architekturformen und die Formen unserer Tektonik überhaupt herauswachsen. Was nicht auffällt, nicht herausfordert, nicht breit, voll und kräftig sich vorträgt, das ist veraltet und abgethan. Plastik und Malerei aber würden diesem Zuge sich auch dann anschließen müssen, wenn sie nicht schon von selber derselben Grundempfindung zu folgen geneigt wären. Und so finden denn diese hochinteressanten Façaden und diese reich entwickelten Innenräume unserer Baumeister auch den ganz entsprechenden bildnerischen und malerischen Schmuck, wie es von je war und auch durchaus angemessen und vernünftig ist. Und selbst die Musik, die in diesen Hallen ertönt, sofern sie nur modern ist, trägt denselben Charakter: starkes Kolorit, große äußere Gewalt, anspruchsvoll aufdringliche Deklamation und wenig ursprüngliche Empfindung.

Dazu kommt nun ein Weiteres. Wir sind in der Zwischenzeit nicht bloß ungeheuer reich, wir sind auch ungeheuer gelehrt geworden. Was Menschen irgendwo und irgendwann gemacht haben, ist uns geläufig und bekannt. Wir haben die Schutthügel und die Grabkammern in allen Welttheilen aufgegraben und durchwühlt, Alterthümer und Neuigkeiten von allen Menschenrassen, Kulturvölkern und Barbaren, aus alter und aus neuer Zeit, zusammengeschleppt, sie in Museen aufgespeichert und mit allen Hilfsmitteln der Gelehrsamkeit untersucht. Es giebt keine Form, die Menschen je gebraucht haben, die nicht in unseren Mappen, Vorlagen, Musterbeispielen vertreten wäre. Man weiß, wann jedes entstanden und wo es fortgebildet worden ist; geschichtlicher Zusammenhang, Sinn und Bedeutung, Herstellungsweise, — nichts davon ist uns ein Geheimniß. Allen zugängliche Lehrbücher, Zeitschriften, billige Ausgaben haben diese massenhafte Kenntniß unter allen Ständen verbreitet. Wir brauchen in diesen Schatz nur hineinzugreifen, es steht uns alles zu Gebote. Wir können alles nachahmen; denn unser technisches Vermögen ist unbegrenzt. Zur Noth lassen wir die Maschine für uns arbeiten; seelenlos wie sie ist macht sie alles, was wir ihr auftragen, leicht, sicher und billig, auch das Entlegenste. Selbstverständlich, daß von Erfinden nur im geringeren Maße die Rede ist, wo man nur die Hand auszustrecken braucht, um sich das Fremde anzueignen. Und dem entspricht nun auch durchaus die Stimmung. Vertraut ist uns nur noch das Fremdartige, und hingezogen fühlen wir uns nur noch zum halb und halb Exotischen. Wir ahmen alle Jahrhunderte nach, aber am liebsten doch die gesunkenen; denn was nicht sehr pikant ist, sehr scharf gesalzen und etwas anrüchig, das kann uns auch weiter nicht beschäftigen. Alles Ursprüngliche, Schlichte, Selbstverständliche verbietet sich von selbst. Wir schaffen nicht wie es uns eigentlich zu Muthe ist, sondern wie es im Buche steht. Es ist ja alles von den Gelehrten und Erfahrenen aufgezeichnet und dargelegt, wie es sein soll, wie es andere alle die tausend Jahre her gemacht haben, und alle Erscheinungen sind bis aufs Mark zergliedert. Wir versetzen uns auf Grund solcher gelehrter Studien mit Leichtigkeit in jede fremde Empfindungsweise und wissen ihre Konsequenzen bis ins Einzelnste hinein zu ziehen. Wozu auch hätten wir sonst Männer wie Böttiger, Semper, v. Falke gehabt? So recht wohl freilich wird niemandem dabei. Da sind Enthusiasten, die von Zeit zu Zeit der Welt verkündigen, daß hier das Ungeheure vollbracht, das Unzulängliche Ereigniß geworden sei; aber niemand oder wenige glauben's. Niemand läßt sich von diesen Wundern so recht von Herzen erwärmen. Kaltes Staunen, hitziger Dispüt; ein großer Auf-

wand von Lungen bei den einen, ein Herumfechten mit Armen und Beinen bei den anderen; großer Skandal und leidenschaftlicher Trotz; fanatische Parteibildung und verdrießliche Abwehr: das ist die eigenthümliche Signatur des Zeitalters. Nur das Gesammtkunstwerk hat sich schließlich mit siegreicher Gewalt zu kaum noch angefochtenem Triumphe durchgesetzt. Von dem unbefangenen Zuge des Herzens, von schlichter Gefälligkeit und freundlichem Entgegenkommen ist überall nicht die Rede. Das verlangt auch keiner, und an dem, was ihm unmittelbar zusagt, hat in diesem Zeitalter der Erudition und Reflexion niemand ein Interesse. Jeder will gereizt, ja gestachelt sein. So sind wir auf einer Hetzjagd nach immer neuen Formen in athemloser Unruhe begriffen. Die Ausstellungen, Weltausstellungen, Landesausstellungen, Bezirksausstellungen sind zu einem herrschenden Zuge im Gesammtbilde der Zeit geworden; da muß man mit etwas ganz Besonderem und Abweichendem paradiren, um Beachtung zu finden. Dann betrügt man sich eine Zeit lang, jetzt sei das Rechte, das Definitive gefunden; aber es war nur Täuschung, denn schnell stellt sich der Ueberdruß ein. Das hohe Evangelium der Erneuerung klingt von Moment zu Moment verschieden. Bald sieht es aus wie vergröbertes Rokoko, bald wie verfeinerte Hochrenaissance; dann versucht man's mit übertriebenem Barock, mit altperuanischen oder neu-japanischen Motiven. Bloß das schlichte Deutsche ist unmöglich, ebenso unmöglich wie das einfach Herzliche und Gewinnende. Oder wenn das Deutsche anklingt, so entstammt es wenigstens der Zeit der Gesunkenheit. Das in frischer Jugendkraft aufstrebende neue deutsche Reich in seiner herrlichen Machtstellung, die die Völker des Erdenrundes in Athem erhält, schmückt sich mit dem Abfall des 17. Jahrhunderts, wo aus Renommirsucht, Ausländerei, Liebe zum Grotesken, Rohheit und Unfähigkeit beim Mangel jeglicher Idealität und jeglicher schöpferischen Phantasiethätigkeit sich ein Gemisch von Formen herausgebildet hatte, das die innere Zerrissenheit und die Knechtung durch das Ausland anschaulich kommentirte. Es ist nicht der geringere und nicht der schlechtere Theil der Produktion in Dichtung, bildender Kunst, Tektonik, der nach der Haupt- und Staatsaktion, nach dem Bombast oder dem Hanswurst, nach der Pegnitzschäferei oder nach Hoffmann von Hoffmannswaldau schmeckt.

Die neue Zeit mit ihrem Reichthum und ihrer Gelehrsamkeit ist klug genug geworden, um keine Illusionen zuzulassen. Wir haben das Leben bis in seine tiefsten Gründe erforscht und zerlegt; seit lange sind wir gewohnt, Lust und Unlust wie ein ordentlicher Kaufmann sein Soll und Haben in förmlichen Bilancen gegen einander aufzurechnen. Die

Verruchtheit einer optimistischen Weltanschauung ist dadurch wenigstens der Jugend ziemlich allgemein aufgegangen. Wenn sich noch die Phantasie mit irgend etwas andauernd beschäftigt, so sind es Probleme aus der dunkelsten Nachtseite der gemeinen Menschennatur. Die Kämpfe, die den Vordergrund des öffentlichens Lebens ausfüllen, sind Klassenkämpfe. Nicht um Freiheit und Kultur wird gerungen, sondern um Lebensmittel und Genuß. Was den Gesichtskreis des Proletariers füllt, ist zum allgemeinen Ziel des Lebens und Strebens geworden; die Leidenschaften der Menschen und die öffentliche Diskussion drehen sich am liebsten um diesen Punkt. Daraus entnehmen wir unsere Motive für unser Schaffen, für Gegenstände dieser Art ist am ehesten eine lebhaftere Theilnahme zu gewinnen. Und wenn wir nun auf das treffen, was nicht eigentlich den Geschmack befriedigt, aber sonst einen lebhaften Reiz auf uns ausübt, unserer besonderen Stimmung und unserem Bedürfniß nach Aufregung entgegenkommt, was fremdartig, gelehrt und berechnet, reich und wirksam ist, so nennen wir es — stilvoll.

II.

Was heißt das, stilvoll? Was will man damit sagen? Das Wort ist interessant genug, um uns einen Augenblick dabei zu verweilen. Und ganz leicht ist die Frage auch nicht zu beantworten. Denn das Wort Stil ist vieldeutig, und sein Gebrauch ist schwankend. Man muß erst vielerlei sondern und auseinanderhalten, um zu einer bestimmten Auffassung und zu gesicherten Resultaten zu gelangen. Ueberdies, wir haben bisher dem mürrischen Anhänger des Alten das Wort gegönnt, der zum Neuen das Haupt bedenklich schüttelt. Vielleicht läßt sich der Sache doch noch eine andere Ansicht abgewinnen.

Wir entziehen uns auch hier der Versuchung, nach Art der Sprachgelehrten Wörter auf ihren Ursprung und ihre Geschichte zu untersuchen. Der festgestellte Sprachgebrauch, auch wenn er in der anziehendsten Weise durch die Jahrtausende verfolgt würde, könnte uns doch immer nur lehren, wie sich die Menschen von je mit den Wörtern beholfen haben, um ihre Gedanken auszudrücken, bestenfalls auch, wie sie sich den Zusammenhang der Begriffe dunkler oder klarer vorgestellt haben, nimmermehr aber, wie die Begriffe in Wahrheit zusammenhängen. Das müssen wir doch aus eigenen Mitteln zu zeigen versuchen, um so mehr, als wir in den geläufigen Handbüchern auch nicht viel Vernünftiges und Brauchbares darüber vorgetragen sehen. Wir nehmen also das Wort, wie wir's finden, und machen es uns zur Aufgabe zu sagen, was die Menschen eigentlich meinen, wenn sie das Wort gebrauchen.

Bei allen Arten menschlicher Bethätigung, im Reden und Schreiben, im Handeln und Benehmen, im Schaffen und Wirken unterscheiden wir von dem, um was es sich eigentlich handelt, vom Inhalt, dem Gegenstand, der Sache selbst, vom Zwecke, der durch sie erreicht werden soll, die Form, den Vortrag, die Darstellung, in welcher der Gegenstand sich giebt. Machen wir nun dieses Aeußere, die Form und Darstellung der Sache zum besonderen Gegenstande unserer Aufmerksamkeit und betrachten wir sie im Verhältniß zu dem thätigen Subjekte, das dieses Werk geschaffen, diesen Gegenstand gestaltet, in seinem Handeln und Benehmen diese Form innegehalten hat, so nennen wir dies alles, was der äußeren Erscheinung angehört, Stil, und schreiben diesen Stil ebensowohl dem Gegenstande zu als dem Urheber, der seine Art und Weise in ihm ausgeprägt hat.

Stil ist also Form, bestimmte, wahrnehmbare Form, und ein Gegenstand hat um so mehr Stil, je bestimmter, klarer und entschiedener diese Form an ihm hervortritt. Die rechte Eigenthümlichkeit des Stils ist demnach Folgerichtigkeit, Einheit, Gleichmäßigkeit. Damit ein Gegenstand Stil habe, wird erfordert, daß die bestimmte Form durch das Ganze in allen seinen Einzelheiten hindurchgehe und alle Glieder und Theile auf denselben Ton gestimmt seien. Diese Form und Stimmung ist nicht der Gegenstand selbst, sondern nur am Gegenstande; aber sie ist doch dem Gegenstande gegenüber nicht gleichgültig. Denn alle Form ist Form eines Inhalts; eine bloße Form wäre ein leeres Wort, bei dem sich nichts denken ließe. Die bestimmte Form ist auch die Form eines bestimmten Inhalts, und der Gegenstand nach seinem Wesen, seiner Bestimmung und seiner Bedeutung ist der eigentliche Grund für die bestimmte Form, in der er sich darstellt. Die besondere Auffassung des thätigen Subjektes aber, das den Gegenstand so gestaltet hat, ist nur der Durchgang gewesen, vermittelst dessen der Gegenstand zu seinem Rechte, zu der ihm angemessenen und entsprechenden Form gelangt ist.

Aber im Begriffe des Stils liegt weiter die andere ebenso wesentliche Seite, daß die Form der Ausdruck der Innerlichkeit desjenigen ist, der dem Gegenstande diese Form verliehen hat: zunächst als der Ausdruck seiner Auffassung von dem Wesen und der Bedeutung des Gegenstandes, sodann als der Ausdruck seines Vermögens, diese seine Auffassung in bestimmten Formen auszuprägen, endlich als der Ausdruck seines Verhältnisses zum Gegenstande, ja zur Welt überhaupt, seines Fühlens, Vorstellens, Wollens, seiner gesammten Persönlichkeit. Hinter dem Stil steht eine Persönlichkeit mit ihrem Gestaltungstriebe und ihrem

Vermögen; sie ist es, die in der Formung des Gegenstandes zu uns spricht, sich uns mittheilt; sie macht sich uns verständlich und veranlaßt uns, die gleiche Stimmung und Empfindungsweise in uns nachzubilden. So wird also der Gegenstand nur der Durchgang, vermittelst dessen die Subjecktivität des Schaffenden zu ihrer angemessenen Entfaltung, Erscheinung und Aeußerung gelangen kann.

Damit ist aber Stil zu etwas ganz anderem geworden, als er vorher war. Die Hauptsache ist jetzt die Innerlichkeit des schaffenden Subjekts, das das Werk auf Grund seiner Eigenthümlichkeit gerade so vor uns hingestellt hat. In diese versetzen wir uns; sie gewinnt unsere Theilnahme, und der Gegenstand mit seinen eigenen inneren Gesetzen, mit seinem Wesen und seiner Bedeutung tritt dagegen zurück. Ein Gegenstand hat danach umsomehr Stil, je ausgesprochener die Innerlichkeit und je eigenthümlicher der Ausdruck ist, den sie sich in der Formung des Gegenstandes gegeben hat. Damit aber gerathen wir in den hellen offenen Widerspruch zwischen dem Rechte des Gegenstandes, der seine ihm zukommende Form begehrt, und dem Rechte des Subjekts, für das der Gegenstand nur ein Vehikel ist, um sich an ihm darzulegen. Stil, sagten wir vorher, ist bestimmte Form, Einheit und Folgerichtigkeit. Aber wie, wenn der Reichthum einer tiefbewegten Innerlichkeit solche schlichte Einfachheit durchbricht, wenn gerade das Buntscheckige, das Sprunghafte, Unberechenbare das angemessene Mittel ist, mit dem sie sich den ihr entsprechenden Ausdruck sichert? Dann ist doch offenbar eben dies Stil, was von dem Gesetze der Sache bis zu offenem Widerspruche unabhängig die herzbewegende Form bildet, in der die Unendlichkeit des innersten Gemüthslebens zu uns spricht und sich uns zu erkennen giebt. Es ist das Recht und die Art der Subjektivität, sich von dem Gesetze und Zwange des Gegenstandes frei zu machen, und gerade dadurch erhält sie einen neuen und eigenthümlichen Werth. Auch wo sich ihre Eigenthümlichkeit in das Bizarre und Absonderliche verliert, ist sie uns noch immer innerlicher verwandt als bloße kalte Objektivität mit ihrer Aeußerlichkeit und Herzlosigkeit. Und so ergiebt sich denn das Resultat, daß dem, was in der Formgebung zunächst als Wildheit, Verschlungenheit, Ungeordnetheit bis zum Wirrwarr, als Willkür und Zufälligkeit befremdet, sofern es nur als ein recht nachdrücklicher und rücksichtsloser Ausdruck höchst gesteigerter Eigenthümlichkeit gelten darf, Stil im höheren Sinne zugesprochen werden muß, als der strengen Geschlossenheit des in allen seinen Gliedern von einem klaren Formprinzip beherrschten Ganzen mit ihrer Schlichtheit und Eintönigkeit.

Indessen, der Widerspruch, der sich daraus ergiebt, ist doch nicht so schroff, auch nicht so unversöhnlich, wie es zunächst scheint. Der Gegenstand wird uns nicht gegeben, es sei denn vermittelst der Auffassung eines schaffenden Subjekts, und die Subjektivität kann sich nicht äußern noch zur Erscheinung bringen als in der Formung eines Gegenstandes. Beide bleiben auf einander angewiesen; sie suchen sich und müssen sich mit einander vertragen. Alle Freiheit vom Gesetze des Gegenstandes kann doch nur eine relative sein; denn auch das Besonderste und Bizarrste will doch Ausdruck eines Innern, also verständlich bleiben, und alle Verständlichkeit hängt am Gesetz der Sache. Wir können die wildesten Sprünge mitmachen, aber nur dann, wenn sie irgendwie einen sachlichen Zusammenhang haben. Die Form muß also in jedem Falle ihr Gesetz haben; nur daß dieses Gesetz ein einfacheres, unmittelbareres oder ein verwickelteres, vermitteltes sein kann. Es sind in Wahrheit Stufen der Entwicklung, womit wir es zu thun haben. Das Nächste ist das Einfache, Abstrakte, von leicht erfaßbarer, übersichtlicher Vollkommenheit, Stil als einfaches Formgesetz unter der überwiegenden Macht des Gegenstandes. Die zweite Stufe bezeichnet der Reichthum einer sich bis zum Gegensatze gegen die stille Macht des Gegenstandes steigernden Innerlichkeit, die sich den Gegenstand zu unterwerfen und mit ihm nach Willkür zu schalten strebt. Das Höchste wird doch erst erreicht, wo die streitenden Potenzen zu friedlichem Ausgleich gelangt sind, wo die am reichsten entfaltete Subjektivität in der Hingebung an das innere Wesen und die eigene Bedeutung der Sache, deren tiefste Tiefen sie zu offenbaren wagen darf, den höchsten Grad von Allgemeingültigkeit und Verständlichkeit erreicht hat und sich zur Erscheinung bringt, indem sie dem Gegenstande sein volles Recht erweist. Die erste Stufe meint man, wo man vom hohen, die zweite, wo man vom charakteristischen Stile spricht. Die dritte Stufe faßt beides in einer höheren Einheit zusammen. Hier haben wir einheitliche, das Ganze bis in seine letzten Einzelheiten mit organischer Bildungskraft durchdringende Form, und zugleich und in einem den Ausdruck einer aufs reichste durchgebildeten Innerlichkeit, die der Willkür und Zufälligkeit entsagt hat und sich in vollkommener Einheit mit dem Begriff und der Natur der Sache befindet. Am bequemsten bezeichnen wir diese drei Stufen der Entwicklung, die unabtrennbar im Begriffe des Stils liegen, mit den historischen Namen Racine, Shakespear, Goethe.

Freilich wird man nun nicht erwarten dürfen, daß irgend eine bestimmte geschichtliche Erscheinung sich völlig und ausschließlich mit einer dieser Stufen decke. Nur nach dem überwiegenden Antheil der einen

oder der anderen Schaffensrichtung läßt sich der Unterschied der in konkreter Wirklichkeit gegebenen Geistesschöpfungen bezeichnen. Aber damit ist dann auch ein Weiteres gegeben. In diesem Unterschiede der Entwicklungsstufen liegt auch ein Unterschied des Werthes, und wir haben daran einen Maßstab der Beurtheilung, dem jegliches von Menschen Gebildete gleichmäßig unterworfen ist, sofern die Aufmerksamkeit auf die Form, in der es sich vorträgt, gerichtet ist. Was in der Entwicklung angestrebt wird, das ist das Werthvollste, und jegliches hat höheren oder geringeren Werth, je nachdem es dem Ziele der Entwicklung näher gekommen oder ihm ferner geblieben ist. Wer solche Entwicklung nicht anerkennt, dem darf man es nicht verdenken, wenn er auch keine Werthunterschiede in der Formgebung zugiebt. Dann mag jedes, was sich als einheitliche Form deutlich ausprägt, jedem anderen gleichberechtigt sein; und noch mehr: ist jeder charakteristische Ausdruck der Innerlichkeit schon als solcher gerechtfertigt, so heißt es: je singulärer, desto besser. Gilt aber einmal die Forderung, daß ebensowohl die Form durchaus lebendig, reich entwickelt und bei aller Gesetzlichkeit eigenthümlich sei, die sich in ihr aussprechende Innerlichkeit aber bei aller Eigenthümlichkeit und Tiefe von zufälliger Willkür frei, bruchlos in reiner Harmonie in das Gesetz der Sache aufgehe, so haben wir daran ein Ideal, das nicht der Meinung und Vorliebe, sondern dem Begriff des Stiles selbst entstammt, und an diesem Ideale messen nicht nur wir, sondern mißt sich selbst nothwendig alles von Menschen Gestaltete. Wenn bei jedem menschlichen Schaffen dies das Ziel ist, daß in der besonderen Gestalt das Bildungsgesetz zur Erscheinung komme, das die ganze Welt durchdringt, die Macht sich offenbare, mit der die Idee alle sinnliche und geistige Erscheinung in der Welt sich unterthänig macht: so ist berechtigt nur dasjenige Schaffen, das diesem Ziele zustrebt, und es ist um so höher berechtigt, je mehr es diesem Ziele sich annähert. Wo ein Werk Stil im eigentlichen Sinne hat, da stellt es uns in zeitlicher Erscheinung Ewiges, in sinnlicher Gestalt Ideales dar, und die Subjektivität des Urhebers ist zu einer Stätte der Offenbarung geworden für einen Gehalt von unbedingter Gültigkeit, der sich durch sie vermittelt klar und bestimmt uns allen zur Anschauung und zum Genusse darbietet.

Jede ausgesprochene und sich kräftig vortragende Eigenthümlichkeit hat ihr Interesse; aber höheren Werth schreiben wir ihr doch nur zu, sofern sie in ihrer besonderen Art Allgemeingültiges zu erfassen und zu gestalten vermag. Jeder Mensch hat seinen Stil; aber diese Stile sind nicht gleichwerthig. Manche haben auch einen recht schlechten Stil.

Wer eine schwache Individualität hat, dessen besonderer Stil ist wenig ausgeprägt; aber nicht jede stark ausgeprägte Eigenthümlichkeit bedeutet als solche auch schon einen guten Stil. Nicht die Willkür, sondern das Maß, nicht die Zügellosigkeit, sondern die Selbstbeschränkung, der Einklang mit dem Gesetz der Sache macht den Stil zum guten Stil. Den Meister des Stils erkennt man an dem Reichthum, aber an dem zweck- und sinnvoll verwandten, daher zumeist an dem, was er weise unterdrückt und verschweigt. Es ist damit überall wie beim Schreiben und Sprechen. Wer deutsch schreibt oder spricht, der muß sich dem Gesetze fügen, das ihm der Genius der deutschen Sprache vorschreibt, und der leistet das Höchste, dessen persönlicher Genius unbewußt und absichtslos mit jenem zusammenfällt. So auf sicherem Grunde sich bewegend mag er dann mit freier Lebendigkeit sich bethätigen und schöpferische Eigenthümlichkeit bewähren, die die Sprache aus ihrem eigenen Vermögen heraus dauernd bereichert. Ungebundenen Geistern aber bleibt die Höhe der Vollendung auf jedem Gebiete gleichmäßig verschlossen.

An diesem Punkte gilt es nun etwas nachzuholen, was wir bisher außer Acht gelassen haben. Wir haben bisher immer nur von der formenden Thätigkeit des einzelnen Subjekts gesprochen. Aber der Mensch ist durch und durch ein geschichtliches Wesen, und was er auch treibe und beginne, er steht mitten im Fluß und reiht sich an das an, was vor ihm gewesen ist und was andere vor ihm geleistet haben. Die rechte, die angemessene Form zu finden, die ihnen genüge und zugleich allgemeingültigen Werth besitze, sind vor jedem von uns ungezählte Generationen, geleitet von schöpferischen Geistern, bemüht gewesen und haben doch auch zum Theil nicht ganz Uebles in diesem Sinne zu Stande gebracht. Und da der Mensch niemals vereinzelt auftritt, sondern immer als Heerdenwesen; da er auch in seinem Bewußtsein an die Gemeinschaft gebunden ist, in der er steht, solches Gesammtbewußtsein und Gemeingefühl aber sich innerhalb größerer Massen zu entfalten und durch längere Zeiträume sich lebendig zu erhalten pflegt: so geschieht es, daß sich gemeinsame Grundtypen der Formgebung von historischem Charakter herausbilden, die das Wirken ganzer Geschlechter und Zeitalter bezeichnen und als geschlossene geschichtliche Erscheinung auf die Nachwelt gelangen. In diesen typischen Formensystemen, wie sie geschichtlich überliefert sind, haben wir dann im günstigen Falle zugleich Musterbilder, wie ein Ganzes in allen seinen Gliederungen durch das gleiche Formgesetz zusammengehalten und belebt wird, und andererseits Denkmäler, in denen sich das Empfinden, die Auffassung und Stimmung von Generationen, Völkern, Zeitaltern verständlich und ver-

nehmbar wiederspiegelt. Und da die Menschen bei aller Verkehrtheit und Verschrobenheit im einzelnen doch im ganzen dem Zuge der Vernunft folgen oder vielmehr von diesem Zuge regiert und geleitet werden, so zeigen uns jene Systeme von Formen auch einen vernünftigen Zusammenhang unter einander in dem Sinne, daß die einzelnen geschichtlichen Zeitalter und Geschlechter gewissermaßen die Aufgabe übernommen und nach Kräften durchgeführt haben, jedes für sich auf Grund seines Vermögens, seiner äußeren Verhältnisse und seiner inneren Stimmung eine der Möglichkeiten, die im Begriffe der Formgebung überhaupt enthalten sind, zu verwirklichen und konsequent durchzubilden. Ein solches historisches Formensystem nennt man nun gleichfalls einen Stil, und so spricht man von assyrischem und hellenischem, byzantinischem und maurischem, von romanischem, gothischem und Renaissance-Stil. Und wenn man ganz konsequent sein wollte und auch das nöthige geschichtliche Material dafür besäße, so könnte man dem im ganzen gleichartigen Entwicklungsgesetze gemäß bei jedem dieser großen historischen Stile wieder unterscheiden den archaistischen, den frühen, den mittleren, den Hoch-Stil, und weiter den Barock-, den grottesken und den Rokoko-Stil, ähnlich wie man diese Stilformen in der Geschichte der letzten Jahrhunderte, die uns am besten bekannt ist, unterscheidet. Und ebenso würden sich die Modifikationen unterscheiden lassen, die jeder Stil annimmt nach der Verschiedenheit der Oerter und der einzelnen Abtheilungen innerhalb der größeren Gemeinschaft, wie z. B. französische, deutsche, englische Gothik wieder besondere Stile bilden, und so fort, bis man zum Stile des einzelnen Meisters von historischer Geltung gelangt.

Andererseits bringen die verschiedenen Richtungen und Gebiete, auf denen sich die gestaltende Thätigkeit der Menschen bewegt, jedes seine eigenthümliche Natur und damit auch seine eigenthümlichen Gesetze mit sich. Denn wo Menschen wirksam sind, da müssen sie mit Sinn und Verstand wirksam sein, und Sinn und Verstand zeigen sich darin, daß man sich dem Gesetz der Sache, dem eigenen inneren Zuge der Dinge unterwirft. Man kann wohl in neuerer Zeit sonst ganz gescheute Leute ausführen hören, alle solche Rücksichten seien gleichgültig; jede wirklich vorgefundene Art, wie Menschen irgendwo und irgendwann zu gestalten pflegen, sei mit jeder anderen gleichberechtigt; da gebe es nichts Besseres und Schlechteres; man müsse sich an der Thatsache des Vorkommens genügen lassen und sich vor dem Beurtheilen, dem Lobpreisen wie dem Verwerfen, hüten. Aber eine solche Ansicht ist überhaupt nicht diskutirbar und wird auch gar nicht im Ernste festgehalten; sie ist nur der

Ausfluß einer eigensinnigen Konsequenz, die auch die äußerste Schroffheit nicht scheut, wo man ein vorgefaßtes Urtheil gern durch scheinbare Verallgemeinerung beschönigen möchte. Ein Mensch muß sich in seinem Thun über die Zweckmäßigkeit seines Vorhabens und Vorgehens ausweisen können. Es muß irgendwie einleuchten, warum er dies gewählt und vorgezogen, jenes abgewiesen und verworfen hat. Er kann sich gar nicht ohne Weiteres beliebige Zwecke setzen, sondern seine Zwecke müssen vernünftig sein, und für diese Zwecke muß er vernünftige Mittel wählen. Darin bleibt er an die Natur der Dinge, an die in der Welt herrschenden Zusammenhänge gebunden; sich von ihnen frei machen wollen, hieße sich dem Unsinn übergeben. Gewisse Schranken sind damit dem menschlichen Belieben überall gezogen, wo es sich bethätigen möchte; gewisse Bedingungen müssen überall behufs des Gelingens eingehalten werden. Jedes besondere Gebiet hat nun auch seine besonderen Schranken und besonderen Bedingungen, und wo es sich um Formgebung handelt, da schafft jede Art von Bethätigung einen besonderen Rahmen, innerhalb dessen menschliche Kraft sich bewegen muß, um nicht ganz eitele und vergebliche Anstrengungen zu machen. Es giebt demnach bestimmte Formprinzipien für die verschiedenen Gebiete, und so spricht man von einem rednerischen und einem poëtischen Stil, von dem Stil der Plastik und dem Stil der Malerei, von religiösem und von weltlichem Stil.

Wir haben im Bisherigen menschliche Bethätigung im weitesten Umfang genommen; es wird dienlich sein, nunmehr ein bestimmtes Gebiet derselben genauer ins Auge zu fassen. Alle Formgebung ist wesentlich das Werk der Phantasie. Nicht als ob nicht auch die anderen Richtungen, in denen der Geist sich darstellt, mitwirkten; die Phantasie ließe sich gerade am wenigsten von diesen anderen als etwas Ausschließliches absondern: aber sie ist das eigentliche, das herrschende Organ des Formens. Sie übt das eigenthümliche Werk, im Sinnlichen das Geistige zu schauen, das Geistige ins Sinnliche einzukleiden. Sie ist zugleich der tiefste und mächtigste Punkt der Eigenthümlichkeit eines jeden, in dem wie in einem Brennpunkte alles zusammenschießt, was am Menschen inkommensurabel, durch andere unvertretbar, unterscheidende Besonderheit und Absonderlichkeit ist. Sie ist der Grund des Unwillkürlichen, Unbewußten, Unmittelbaren an uns, die monadische Einheit, in der sich unser gesammtes Wesen zusammenfaßt, bevor es sich in die verschiedenen bestimmten Einzelrichtungen dirimirt. Die Phantasie beseelt unseren Arm und unsere Zunge. Wie sie unsere äußere leibliche Erscheinung und Haltung bewirkt, so ist sie die erzeugende Macht in allem unserem

Formen und Gestalten; durch sie wird aller eigenthümliche Ausdruck vermittelt, den wir unserem Inneren zu geben vermögen. Das Gebiet nun, das sich die Phantasie als das ihr eigentlich und vollkommen zugehörige geschaffen hat, ist das der schönen Künste. Dieses Gebiet ist nun auch die rechte Heimath für das, was Stil heißt.

Alle andere menschliche Thätigkeit ist wohl auch formgebend und so weit auch durch Phantasie bedingt; aber das Formen ist hier nicht das Einzige und Letzte, sondern nur nothwendige Beigabe bei der Verfolgung anderer Zwecke. In der schönen Kunst ist die formende Thätigkeit eins und alles, das Erste und das Letzte; kein Inhalt gilt für sich und als solcher, sondern nur um der Form willen, die er empfangen soll, und die dann freilich seine ihm eigenthümliche und wesentlich zugehörige Form ist. Man kann jeden Inhalt in sehr verschiedenem Interesse behandeln; geschieht es in dem einen Interesse der reinen Form, so ist man auf dem Gebiete der schönen Kunst. Die reine Form aber ist das, was man das Ideal nennt, und an diesem allein begnügt sich die schaffende wie die empfangende und nachschaffende Phantasie. Stil bilden, dauernd gültige, allgemeingültige Formen schaffen, ist ihr eigenthümliches Geschäft, und die eigentliche Stätte dieser ihrer Wirksamkeit ist die schöne Kunst.

Dabei braucht man die Grenzen der schönen Kunst nicht zu eng zu ziehen. Irgend wie begegnet sie uns überall. Es giebt schlechterdings keine menschliche Bethätigung, die sich nicht an irgend einer Grenze mit ihr berührte; das ästhetische Interesse, das Interesse an der reinen Form, ist in allem Menschlichen allgegenwärtig. Die früheste Menschheit hat es in größter Frische und größtem Umfang, die fortgeschrittenere hält es in größerem Reichthum neben allen anderen Interessen fest, und selbst in der Barbarei kann es wohl entarten, aber nicht fehlen. Wo das ästhetische Interesse nur nebenbei, nicht als das eigentliche und hauptsächliche auftritt, da nennt man es ein anhängendes Interesse; aber von dem anhängenden zum reinen giebt es eine Unendlichkeit von Uebergängen, und eine ganz bestimmte Grenze läßt sich zwischen ihnen nicht ziehen. Wo der zu formende Gegenstand nicht geradezu äußerem Gebrauche dient, wie ein Gefäß, ein Werkzeug oder ein Gebäude, da dient er etwa zu Schmuck und Zierde, als Denkmal zur Erinnerung, als Heiligthum zur Verehrung, als Hilfsmittel zur Belehrung, zur Erholung, Erhebung, Ergetzung, als Ausdruck gemeinsamer festlicher Stimmung und Erregung in Freude und Leid. Und so durchzieht das ganze menschliche Leben dieser eine gemeinsame Zug des ästhetischen Interesses, der Formbildung, des Stilisirens. Jeder Mensch

als Mensch, nicht nach Wahl und Willkür, sondern nach der Nothwendigkeit seines Wesens, giebt sich und das Seine in stilisirter Weise; seine Erscheinung wie das Werk seiner Hände und seines Geistes hat eine Seite ursprünglichen Strebens nach reiner Form. Und das nicht in vereinzelter und vereinzelnder Weise, sondern innerhalb der Gemeinschaft, in der der Mensch steht, und auf ihrem Grund und Boden, im nothwendigen Anschluß an das geschichtlich Gebildete und Ueberlieferte, an die historischen typischen Formensysteme, nach überlieferter Sitte, Anschauung und Formengefühl. Genau so, wie der Mensch in geschichtlich erwachsenen und gebildeten Begriffen mit Hilfe der überkommenen Sprache denkt und in den geschichtlichen Lebensformen wurzelnd nach staatlichen, gesellschaftlichen, sittlichen, religiösen Formen und Gesetzen sein Wollen und Handeln einrichtet: so erreicht er auch in der ästhetischen Seite seiner Lebensbethätigung das Werthvolle, Allgemeingültige nur als geschichtliches Wesen im Anschluß an die idealen Bildungserzeugnisse, die auch unbewußt den selbstverständlichen Hintergrund unseres Bewußtseins und unseres Lebenstriebes ausmachen.

Und wird nun gefragt, worin denn jene reinen Gesetze der Formbildung, jene Natur der Sache, die die Willkür bindet, jener feste Rahmen besteht, in dem sich alle vernünftige Phantasiethätigkeit bewegt, so ist die Antwort am kürzesten und leichtesten zu geben, indem wir nicht sowohl an die reine, als vielmehr an die anhängende Formbildung anknüpfen. Denn hier tritt sie anschaulicher, verständlicher hervor, während das Prinzip dasselbe ist wie in der reinen schönen Kunst. Das Tektonische ist der Ausgangspunkt und die bleibende Grundlage aller künstlerischen Bethätigung. Ein Gefäß oder Geräth, ein Becher, eine Lampe, ein Möbel, ein Gewebe, überwiegend zum Gebrauch oder zu bloßem Schmuck bestimmt, giebt über die ästhetische Anlage der menschlichen Natur den sichersten Aufschluß. Den Ausdruck Schönheit wird man dabei besser vermeiden, weil er sehr vieldeutig und darum leicht mißverständlich ist; man wird passender von ästhetischer Angemessenheit sprechen. Das ästhetisch Angemessene nun ist das, was sich aus der Natur der Phantasie und ihrem eingeborenen Einklang mit der Natur der Dinge ergiebt. Es gilt, ein Inneres anschaulich äußerlich darzustellen, in bestimmtem Material eine Absicht zu erreichen, auf Anlaß eines gegebenen Motives zur reinen Form freithätig durchzudringen. Daher ist es ästhetisch angemessen, den Zweck der Sache und ihre Bedeutung leicht vernehmlich vorzutragen, so daß sie in der äußeren Erscheinung des Gegenstandes sicher ergriffen werden kann. Ganz ebenso wird sich der Schaffende zu seinem Material verhalten. Wer in irgend

einem Stoffe schafft, der muß sich der Natur dieses Stoffes unterwerfen, um ihn zu beherrschen; er muß sich in die durch ihn gegebenen und begrenzten Möglichkeiten fügen und eben diese Eigenart des Stoffes zu vollem anschaulichem Ausdruck bringen, indem er dem Stoffe für seine Zwecke so viel als möglich abgewinnt. Wie der Zweck und der Stoff, in dem er verwirklicht wird, so verlangt auch das Verfahren, mittelst dessen der Meister ihn verwirklicht, nach klarem anschaulichem Ausdruck in der Form des Werkes. Die Technik selber und die struktiven Gesetze wollen in dem vollendeten Gebilde zu deutlichem Vortrag kommen. Was drinnen ist, muß draußen erscheinen. Die mechanischen Bedingungen müssen selber in sinniger Auffassung reizvolle Motive abgeben, in denen sie liebenswürdig anklingen, eine durch Freiheit anerkannte und durch Freiheit beseelte Nothwendigkeit. Darauf beruht die Wahrheit des Kunstwerks als die erste Grundlage seiner reinen Wirkung. Ist in alle dem die Phantasie überwiegend durch das sachliche Moment gebunden, so überläßt sie sich nun weiter ihrem freien Spiele und ihren inneren Antrieben. Es gilt ihr, das Werk nach Sinn und Zusammenhang in heiter anmuthiger Weise auszudeuten, mit holdem Schein das ernste Gerüst zu umkleiden, in tausend feinen Beziehungen das Wesen des Gegenstandes zu umschreiben, es halb zu verstecken, um es desto sicherer ergreifen zu lassen. Das sinnlich Angenehme in Gestalt, Farbe und Ton ist das zunächst Erstrebte; ein Reichthum von Vorstellungen in sinnvoller Kombination, der die Phantasie heiter anregt und dauernd beschäftigt, schließt sich an; eine sicher treffende Symbolik, die das Sinnliche zu geben scheint, aber damit unmittelbar schon das Geistige, einen Schatz von Aufschlüssen über Zweck und Wesen der Sache, über ihre Beziehung zu den Lebensverhältnissen, ja zum Bau und Zusammenhang des Universums giebt, vollendet die künstlerische Beherrschung der Aufgabe. Dies alles zusammen macht das aus, was in Wahrheit Stil, Stil im höchsten Sinne genannt werden darf.

Und hier hat denn nun auch der Geschmack seine Stelle. Geschmack ist nicht Stilgefühl überhaupt, nicht Sinn für das ästhetisch Angemessene schlechthin; er bedeutet etwas Engeres und Geringeres. Er ist der Sinn für das Maß, für die Grenze, für die Schranke, bei der man am angemessensten innehält. Er gründet sich auf das sinnlich Angenehme, er lehnt sich an an die durchschnittliche Fassungskraft der Menschen, denen er nichts Ungewöhnliches, nichts Ueberwältigendes zumuthen mag. Er ist kein schöpferisches Vermögen und liefert keinen Inhalt, keine Ideen und Motive; aber was ihm an solchen geliefert wird, das weiß er zuzustutzen, damit nichts Verletzendes, nichts Ueber-

triebenes, Unharmonisches zugelassen werde. Der Geschmack ist an sich ein armes, aber ein unentbehrliches Vermögen. Bei reichen Mitteln lehrt er sich zu zügeln und zu beschränken; wo aber sonst nicht viel zu finden ist, da weiß er mit wenigem haushaltend immer noch ein leidlich Angemessenes herzustellen und dem Mangel und der Dürftigkeit ein anmuthiges Kleid umzuhängen, als wäre nichts Besonderes zu vermissen.

III.

Jetzt endlich werden wir sagen können, was man heutzutage meint, wenn man in der geläufigen Redeweise etwas als stilvoll bezeichnet. Zunächst meint man nicht, daß das so Bezeichnete in seiner ganzen Gestaltung einem der historisch gewordenen Formensysteme oder dem Gattungsgesetze eines bestimmten Kunstgebietes vollkommen entspreche; dafür hätte man das Wort stilgerecht oder stilgemäß im Gegensatze zu stilwidrig. Und weiter meint man auch nicht, daß der stilvolle Gegenstand höchste Kunstvollendung an sich trage und jene glückliche Mitte und Ausgleichung aufzeige zwischen der subjektiven Auffassung und dem eigenen Gesetze der Sache; dann würde man ihn vielmehr einfach schön nennen. Was man in Wirklichkeit meint, kann also nur dies sein, daß der Gegenstand eine sehr ausgesprochene und auffallende Form zeige, und daß sich in ihm eine eigenartige Subjektivität, eine besondere Stimmung stark und nachdrücklich und in hohem Grade befremdlich zu erkennen gebe. Und das ist es in der That, woran in dem gegenwärtigen Weltalter das Herz am meisten hängt; der Name aber, mit dem man diese Richtung der Kunstübung am liebsten benennt, ist — Realismus.

Der Name freilich scheint auf ganz etwas anderes zu deuten; die strenge Wortübersetzung würde etwa Sachlichkeit bedeuten. Aber mit solchen Wörtern hat es eine eigene Bewandtniß, und gerade geläufig gewordene Schlagwörter zeigen nicht selten zwischen der ursprünglichen Bedeutung und der stehend gewordenen Verwendung einen ganz unversöhnlichen Gegensatz. Das Wort Realismus hat auch in seinem Gebrauche auf anderem Gebiete, in der Philosophie, wo man in der Erkenntnißtheorie und in der Metaphysik mit ihm operirt, einen ähnlichen Wandel seiner Bedeutung erfahren. Eben das was man im Mittelalter Realismus nannte, würde man heute Idealismus, objektiven Idealismus, nennen müssen, wenn sich die Fragen noch um denselben Punkt drehten wie damals. Auf ästhetischem Gebiete meint man schlichte Wiedergabe der vorgefundenen Wirklichkeit zu bezeichnen, wenn man das Wort Realismus gebraucht. Eine seltsame Täuschung. Was man

im Sinne hat, ist etwas ganz anderes. Man weiß nur nicht, daß man in der That vielmehr nur eine ganz besonders eigenwillige, gegen das Gesetz der Sache gleichgültige Subjektivität der Auffassung im Auge hat, wenn man von Realismus spricht.

Um die klare Auffassung ästhetischer Begriffe steht es trotz der Bemühungen so vieler trefflicher Männer noch immer sehr wenig befriedigend. Mit den Wörtern erbt sich die schwebende Vorstellung und das Vorurtheil fort, und das Entzücken wie der Abscheu rechtfertigt sich vor sich und vor anderen durch die seltsamsten unbeabsichtigten Wortspiele. Man schließt etwa folgendermaßen. Realismus ist einmal ein gebräuchlicher Terminus; übersetzt man ihn, so heißt er etwa Sachlichkeit, Wirklichkeitssinn. Dasjenige nun, wofür man sich begeistert, wird von den Leuten als realistisch bezeichnet; also ist der Wirklichkeitssinn in der Kunstübung das Begeisternde. Idealismus ist der Gegensatz von Realismus; also ist Idealismus Gegensatz zu Wirklichkeitssinn, und mithin subjektive Schwärmerei und Einbildung. So schließt man, und in solchen ungeschlachten Wahnvorstellungen tummeln sich die Alten und die Jungen, die Gelehrten und die Ungelehrten. Und nun beginnt ein wahrer Vernichtungskampf gegen den hochmüthigen nnd heuchlerischen Idealismus, der sich gegen die Wirklichkeit absperrt, und eine neue Epoche der Kunst in diesem neuen Geschlechte begründet sich auf die Fähigkeit, das Wirkliche zu sehen und wiederzugeben wie es ist, und auf rücksichtslose Ausübung dieses herrlichen Vermögens, das die Menschen früher nie so besessen haben, am wenigsten die zimperlichen und eingebildeten Idealisten.

Diese ganze Unterscheidung von Realismus und Idealismus ist nun aber in der That vollkommen sinnlos. Mit solchen Kategorien wie Wirklichkeit und Nicht-Wirklichkeit läßt sich keiner Erscheinung des Kunstgebietes überhaupt beikommen. Architektur und Musik und das ganze Gebiet der Tektonik, und damit der größte Theil aller Kunst, bleiben von diesem Gegensatze völlig unberührt. Und wie will man ihn in den übrigen Künsten nachweisen? Den dargestellten Gegenstand wird man doch nicht dafür in Anspruch nehmen wollen. Könige und Fürsten, überhaupt die Menschen bis zum Baron herunter sind genau ebenso wirklich wie Bürger und Bauern, und die Götter und Heroen der Epopöen sind es nicht weniger als die Hexen und Zauberer des Märchens. Einen Botokuden genau nach der Natur darstellen, gesetzt das wäre überhaupt eine künstlerische Aufgabe, würde keinen größeren Sinn für Wirklichkeit beweisen, als einen Gelehrten, einen Staatsmann oder sonst einen Wohlthäter der Menschheit schildern, wie er ist oder war.

Graf Isolani ist nicht weniger der Wirklichkeit abgelauscht als der Musikus Miller, und Wallenstein selber ist genau so wirklich oder unwirklich wie der Hofmarschall von Kalb. Sünde, Schande und Laster aller Art kommt leider vielfach in Wirklichkeit vor; aber Tugend, Edelmuth und Bravheit ist doch auch nicht bloß ein leerer Wahn. Wo es Menschen giebt, da gibt es auch vielfach verworrene Verhältnisse, Krankheit und Streit, Armuth und Elend; aber daß sich das Gegentheil nicht ebensowohl finde, wird man nicht schlechthin behaupten dürfen. Dem Häßlichen begegnet man im Leben, wie in der Kunst neben dem Schönen, und selbst ob das eine oder das andere überwiegt, das hat mit Wirklichkeit oder Unwirklichkeit nicht gar viel zu schaffen.

In dem Erscheinenden das Wirkliche zu erkennen und herauszustellen, ist Aufgabe der Wissenschaft; in ihrer Art leistet die Kunst ganz dasselbe. Aber die Wirklichkeit, wie sie durch wissenschaftliche oder künstlerische Thätigkeit gewonnen wird, ist eben nicht die unmittelbare Erscheinung, die doch nur mißverständlich Wirklichkeit genannt wird, sondern sie liegt in dieser Erscheinung als ihr Kern verborgen und muß aus ihr erst herausgeschält werden. Die unmittelbare Erscheinung als solche läßt sich auch beim besten Willen nicht wiedergeben; sie ist auf keinerlei Weise festzuhalten, auch nicht durch bloß mechanische Mittel. Denn sie ist erstens schlechthin flüchtig und vergänglich und verändert sich von einem Bruchtheil der Sekunde zum anderen, und sie ist zweitens schlechthin eigenthümlich und subjektiv und richtet sich nach Sinnesvermögen und Auffassung des Betrachters. Die Erscheinung, wie sie der eine sieht, ist dem anderen völlig unzugänglich. Auch die Photographie und Phonographie vermag die Erscheinung in diesem Sinne nicht völlig zu treffen. Alle Wiedergabe ist vermittelt, einseitig, auf einen Standpunkt, Gesichtspunkt, ein bestimmtes Vermögen beschränkt, und dadurch unähnlich, wenn man sie auf die unmittelbare Erscheinung bezieht, und unwirklich, wenn man diese Erscheinung als die Wirklichkeit gelten lassen will. Versteht man dagegen unter Wirklichkeit das, was an der unmittelbaren Erscheinung das Bleibende, Wesentliche, Allgemeingültige ist, und unter idealisirender Thätigkeit das Herausheben dieser Wirklichkeit im Gegensatze zur unmittelbaren Erscheinung, so ist offenbar alle Kunst, sie mag sich sonst geberden wie sie will, nothgedrungen idealistisch, und erst durch dieses Idealisiren wird der Gegenstand sich selber ähnlich, während er in der unmittelbaren Erscheinung sich doch nur in verzerrter Weise darstellt.

Solches Idealisiren nun, das ist das eigentliche Wesen des Stils, und was man gewöhnlich Idealismus und Realismus nennt, das er-

weist sich so als zwei Arten des Stils, und somit als zwei Arten des Idealisirens. In diesem Sinne werden die beiden Ausdrücke wirklich verwandt, und das ist es, was man mit ihnen meint. Realismus und Idealismus schließen sich deshalb auch nicht aus; sie stehen sich nicht gegenüber wie Feuer und Wasser, so daß das eine weichen müßte, wo das andere auftritt. Sie sind zwei in jeder Kunstübung nothwendig vorhandene Elemente, und nur vom Ueberwiegen des einen oder des anderen Elementes kann die Rede sein. Kein Künstler ist Realist, keiner Idealist schlechthin; kein Kunstwerk gehört ausschließlich dieser oder jener Richtung an. Nichts von dem, was in Kunstwerken vorkommt, die man realistisch nennt, ist von solchen ausgeschlossen, die man idealistisch nennt. Man kann die Engel im Himmel realistisch und die Bauern auf dem Felde idealistisch darstellen. Szenen aus der Mythologie der Griechen können zum Tummelplatze des entschiedensten Realismus dienen, und dem täglichen Leben abgelauschte Szenen in der Schenke, auf dem Jahrmarkt und in der Diebesspelunke bieten dem feinsinnigen Idealisten von ausgezeichnetem Vermögen einen erwünschten Vorwurf. Das Vieh auf der Weide, der bis zur Augentäuschung nachgeahmte Frühstückstisch, der Fels und die See ebensogut wie die uns umgebende Flachlandschaft werden von dem Idealisten wie von dem Realisten, von jedem in seiner Weise behandelt. Mit Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit hat das alles gar nichts zu schaffen, sondern von verschiedenen Arten der Auffassung und Formgebung ist die Rede. Was man Natur und Wirklichkeit nennt, ist nichts als eine solche Art der Auffassung; Beobachtung der Natur und Rückkehr zur Natur heißt, daß man eine früher geläufige Art der Auffassung gegen eine neue vertauscht und eine stehend gewordene, abgenutzte Richtung der Formgebung verläßt, um sich mit frischen Sinnen und frohem Selbstvertrauen auf die eigenen Füße zu stellen, selbst zu sehen und die eigene Auffassung siegreich durchzuführen. Dieses Neue und Eigene kann dann aber ebensowohl ein Idealismus sein, der sich dem in der Gewöhnlichkeit versunkenen, phrasenhaft und unwahr gewordenen Realismus widersetzt, wie ein Realismus, der einem in akademischer Glätte erstorbenen gemeinplätzlichen Idealismus seine frische, ursprüngliche Kraft des Auffassens und Darstellens entgegenstellt. Und meistens geht beides Hand in Hand. Die Bewegung auf das Neue hin, wo und wann sie auch auftritt, läßt sich weder durch die Bezeichnung als Realismus noch als Idealismus, wenn sie in ausschließendem Sinne gemeint ist, genügend charakterisiren. Ueberall bleiben Idealismus und Realismus als Elemente eines Ganzen jedes auf das andere angewiesen.

In Wahrheit ist Realismus diejenige Richtung der Formbildung, die unter der überwiegenden Macht der Subjektivität steht, wie Idealismus diejenige ist, die vorwiegend dem Gegenstande seine eigenen inneren Gesetze abzulauschen trachtet. Wollte man also hartnäckig auf der Anwendung von Kategorien wie Wirklichkeit und Unwirklichkeit bestehen, so müßte man sagen: Idealismus ist das Streben auf die bleibende und wesentliche Wirklichkeit in aller Erscheinung, und Realismus ist diejenige bis zur Willkürlichkeit sich steigernde Betonung subjektiver Auffassung, die mit dem Wirklichen frei schaltet, um der Innerlichkeit den Zügel schießen zu lassen. Freilich, so ganz unbedingt dürfte man auch das nicht sagen. In der Wirklichkeit und Geschichte der Kunst geschieht es auch wohl, daß Idealismus und Realismus in dieser Beziehung die Rollen tauschen. Denn im Grunde, nach Wahrheit streben sie beide, und verschieden ist nur die Betonung je des subjektiven oder des objektiven Momentes in der Wahrheit. Der Idealismus kann unwahrhaftig und phrasenhaft werden, und der Realismus kann das Amt übernehmen, zu den Quellen der Natur und Wahrheit zurückzuführen. Wo der Idealismus ursprünglich, kraftvoll und begeistert auftritt, da zeigt er ein erfolgreiches Streben, das innerste Wesen der erscheinenden Welt zu reinem, verklärtem Ausdruck bringen. Hat sich dann durch die schöpferische Thätigkeit führender Genien ein bestimmter Stil in diesem Sinne herausgebildet, so sehen sich die Nachfolgenden an diesen gebunden; für die unselbständigeren Gemüther wird er allmählich zur Sklavenfessel, und bei sinkender künstlerischer Kultur artet die Geberde hoher Intuition in eine schaale, seelenlose Manier aus. Und so geschieht es immer wieder, daß das was ursprünglich höchst gesteigertes Leben und Wahrheit war, mit der Zeit zur bloßen Maske, zur Mumie erstarrt, daß alles persönliche Leben, alle empfundene Wahrheit aus dem festgehaltenen Formengerippe schwindet. Dann setzt wohl solchem zur Lüge gewordenen Idealismus gegenüber ein neues Zeitalter mit frischer Subjektivität der Auffassung ein, und solcher Realismus trägt dann durchaus den Zug des Strebens nach Wahrheit und Wirklichkeit. Man will endlich einmal wieder selber sehen, selbständig auffassen und gestalten; man drückt sich in neuen Formen aus, ebensowohl um der eigenen Innerlichkeit wie um der Sache ein Genüge zu thun. Aber auch der Realismus kann phrasenhaft und unwahr werden, zu angenommener, heuchlerischer Manier entarten; die Gefahr, die für ihn die dringlichere ist, ist die des Versinkens in gesuchte Rohheit, in studirte Gemeinheit, wo sich werthlose Persönlichkeiten seiner bemächtigen, um die innere Leerheit und Hohlheit unter prunkender oder aufdringlich

gemeiner Handfertigkeit zu verstecken. Die triviale Subjektivität, die die heitere Willkür der freien Laune nicht mehr versteht und nicht nachempfindet, sucht in grämlichem Ernste durch das raffinirte Wühlen im Schmutze und Moder zu ersetzen oder zu überbieten, was ihr an echtem Gehalte unzugänglich bleibt.

In jedem Sinne also führt es zu nichts als zu einer unverständlichen Phraseologie, wenn man künstlerische Thätigkeit an der sogenannten Wirklichkeit messen will. Alle Kunst, sie verfahre nun realistisch oder idealistisch, strebt nach Wahrheit, und diese kann nicht einfach abgeschrieben, sie muß erst ausgesondert, aufgefaßt und festgehalten werden. Daß irgendwo bloße Wiedergabe der unmittelbaren Erscheinung angestrebt werde, kann höchstens eine Täuschung sein, die sich dem befangenen Bewußtsein unterschiebt. Der Künstler als solcher, gleichgültig ob Realist oder Idealist, will an der Erscheinung dasjenige hervorheben, was ihm als das Wesentliche erscheint, was ihn fesselt und ergreift, und wovon er die gleiche Wirkung auch auf die anderen erwartet. Der Unterschied von Idealismus und Realismus liegt also in der Art, wie diese Auswahl sich vollzieht, und nicht in dem engeren oder weniger engen Anschluß an die unmittelbare Erscheinung. Und so werden die beiden Bezeichnungen auch wirklich von den Leuten gebraucht und verstanden. Ein Idealist heißt allen der Künstler, der sich an objektive Stilgesetze bindet und in dieser Gebundenheit die Wahrheit der Sache nur um so besser ausdrücken zu können glaubt. Der Idealist hält sich an die historisch überkommenen Typen der Formbildung und hütet sich die Schranken zu überschreiten, die der besonderen Gattung, auf deren Gebiete er schafft, nun einmal eigenthümlich sind. Er sucht das Allgemeingültige, das reine Wesen, die strenge Linie, die abgeklärte Schönheit der Gestalt. Der Realist will dagegen sich geltend machen und seine Art zu sehen und zu gestalten, deshalb auch sein besonderes technisches Vermögen zum Siege führen. Hier kommt alles darauf an, wie werthvoll und bedeutsam seine Subjektivität sich darstellt; im günstigsten Falle erreicht er von anderen Voraussetzungen aus ganz die gleichen Höhen der Kunst, wie die idealistische Richtung sie irgend zu erklimmen vermag. Eben weil er in allem vorwiegend sich giebt, so treten bei ihm freilich die objektiven Stilgesetze zurück. Das rein Abgeklärte wird ersetzt durch die Kräftigkeit der Stimmung und des persönlichen Vermögens; das Singuläre, das Zufällige an der Erscheinung kommt nun als Ausdrucksmittel der Innerlichkeit zu seinem Rechte, und das charakteristisch Individuelle verleiht dem Gebilde seinen Reiz. Solche Subjektivität kann aber immerhin maßvoller oder rücksichtsloser

auftreten. Steigert sie sich bis zu eigentlicher wilder Zügellosigkeit, bis zum ausdrücklichen Trotz gegen jedes objektive Maß und Gesetz der Form, so ergiebt das wohl auch einen Stil, das Wort im weitesten Sinne genommen; aber der eigentliche Charakter dieses Stils ist die Stil-losigkeit. Diese Abart des Stils nennt man dann Naturalismus; daß dieses Wort auch in seinem ästhetischen Gebrauche noch andere Bedeutungen hat, die hier nicht zu erörtern sind, davon sehen wir ab. Heutzutage versteht man unter Naturalismus meistens nur die Manier der ungeschulten und ungebundenen Persönlichkeit, die sich in schrankenloser und gesetzloser Willkür der Natur der Sache und dem Gesetze der Form gegenüber vordrängt und am Rohen und Gemeinen nicht ohne Berechnung und Absicht ein ganz besonderes Wohlgefallen empfindet. Daß der Naturalismus in diesem Sinne weit davon entfernt ist, irgendwie ein engeres Verhältniß zu Natur und Wirklichkeit zu bezeichnen, braucht nach allem Vorhergehenden nicht erst gesagt zu werden.

IV.

Jetzt wird sich auch erklären lassen, was es zu bedeuten hat, daß in der Vorliebe der Menschen das Geschmackvolle durch das Stilvolle verdrängt worden ist. Kunstübung und Kunstauffassung läßt sich von den übrigen Richtungen des Lebens nicht isoliren. Es geht ein großer Zug der Gemeinschaft durch alle Lebensäußerungen eines Volkes, und die besondere Richtung und Stimmung einer bestimmten Epoche seines geschichtlichen Daseins läßt sich auf allen Gebieten der Bethätigung verfolgen, am unmittelbarsten vielleicht in der Kunst. Denn die Phantasie ist der treueste Spiegel, der gesammeltste Inbegriff dessen, was die Innerlichkeit überhaupt bewegt, und die Formen, in denen sie spielt, zeugen am mächtigsten für die Antriebe, unter deren Macht der Geist der Epoche steht.

Das Geschlecht, das wir in den letzten Jahrzehnten am Werke sehen, ist mit seinem Sinnen und Trachten nach außen gewandt und auf die Welt der Thatsachen gerichtet; hier liegen seine großen Erfolge und seine entschiedene Ueberlegenheit über vergangene Geschlechter. In einfachen, sicheren Formeln die Erscheinungen der Natur zu erfassen, in klug berechneter Veranstaltung die Kräfte der Natur zu bewältigen und sie dem Bedürfniß der Menschen dienstbar zu machen, ist ihm in ganz hervorragender Weise gelungen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse immer befriedigender zu gestalten, in der Staatsbildung und gesetzlichen Ordnung rastlos thätig fortzuschreiten, hält es alle Kräfte unablässig gespannt, und manchen hohen Siegespreis hat es sich in solcher Thätig-

keit gewonnen, während ihm noch immer schönerer Lohn in der Zukunft winkt. Eine gewisse kühle Nüchternheit ist von solcher Richtung auf das Praktische unabtrennbar; ein Mangel an Ursprünglichkeit ist nur die Kehrseite der berechnenden Reflexion. Wie der Blick mit fester Entschiedenheit auf die Welt der Erscheinung gerichtet bleibt, um aus ihr das Beste zu machen, was sich machen läßt, so verhält man sich skeptisch gegen eine an sich seiende Wahrheit, ob es eine giebt, mindestens ob sie menschlichem Vermögen zugänglich und sie zu gewinnen ein berechtigtes Ziel menschlichen Strebens ist. Die jenseitigen geistigen Potenzen, die das Leben des menschlichen Geschlechtes gestalten, bleiben fraglich; ihnen wendet sich kein stärkeres, kein allgemeineres Interesse zu. Handgreiflich dagegen sind die Analogien des natürlichen Daseins, die in ihm wiederkehren. Der Leib und was in ihm dem Reiche der Naturgestalten, der Thiere und Pflanzen, verwandt ist, fesselt die Aufmerksamkeit vor dem eigenthümlich Menschlichen, und jenes Verborgene auf diese bekanntere und geläufigere Erscheinungsreihe zurückzuführen, bleibt das vorwiegende Bestreben. Die entschiedene Richtung auf das Diesseitige und die zielbewußte Thätigkeit, die sein Zwang dem strebenden Geiste auferlegt, verbieten jede Ueberschwenglichkeit; der Verzicht auf jede Art von holden Illusionen wird schon der Jugend geläufig, und selbst die phantastische Träumerei hat zu ihrem Inhalt doch nur künftige Zeitalter von höchst gesteigertem sinnlichen Behagen und äußerer Wohlfahrt. Das hohe Pathos der Unterwerfung unter die ewigen Weltgesetze, die Hingebung der Persönlichkeit an einen jenseitigen, idealen Weltinhalt finden keinen vorbereiteten Boden in den Gemüthern; die Religion selber und alles Göttliche wird als ein glückliches Hilfsmittel von größter Nützlichkeit geschätzt, damit der Mensch sich den ihn umdrängenden Naturgewalten gegenüber zu behaupten vermöge.

Was bleibt da auf dem Gebiete der künstlerischen Bethätigung übrig, als daß man auch hier auf hohe jenseitige Ideale verzichte? Tiefe Weltgeheimnisse, eine verborgene Seele der Dinge zu offenbaren, davon kann nicht wohl die Rede sein; einen Kern, zu dem man erst durch die Schale hindurch vorzudringen habe, erkennt man nicht an. Die religiöse Weihe der Kunst ist geschwunden; von den ewigen Dingen zeugt sie nicht mehr. Die nächste unmittelbarste Erscheinung gilt für die Wahrheit selbst; sie sucht man zu treffen und zu packen, und weil man durch kein objektives Gesetz sich gebunden fühlt, so ist der Erfolg ein schrankenloser Subjektivismus. Jeder giebt wieder, was er sieht, und meint, er gebe damit die Wirklichkeit. Dabei mag immer noch die große und werthvolle Persönlichkeit Großes und Werthvolles sehen und

geben; das herrschende Schlagwort ist aber zugleich der Freibrief für jeden aus der Masse, das was er in seiner Blindheit für Form und Farbe, in seinem Unvermögen für allen edlen Gehalt allein zu sehen vermag, schließlich sogar das Wilde und Wüste, das Triviale und Ordinäre, als höchste Kunstoffenbarung den anderen aufzuzwingen. Und so ergiebt sich vielfach ein wirklich Neues, ein Realismus von reflektirter, absichtlicher, grundsätzlicher Art, der mindestens ebensosehr ein Erzeugniß wildgewachsener Theorien als ein Ausdruck verwilderter Subjektivität und des persönlichen Unvermögens ist, das Edle und Hohe zu erfassen und zu gestalten. Das Kunstwerk wird lehrhaft; die Doktrin führt dem Künstler die Hand. Die Tendenz von moralischer, praktisch reformatorischer Art, die Illustration naturwissenschaftlicher Theorien vom menschlichen Leben, nicht selten der Ueberdruß an der vorhandenen Welt, die sich den Anforderungen des selbstgewissen Subjekts durchaus nicht fügen will, muß den echten idealen Gehalt und das reine künstlerische Pathos ersetzen.

Mit großer Kraft der Ueberzeugung verkündigt man unter der Macht dieser Antriebe den Anbruch einer neuen Zeit und den Aufgang einer neuen Art des künstlerischen Gestaltens. Alle frühere Kunst war eigentlich gar keine rechte Kunst; jetzt erst weiß man was Kunst ist, und jetzt erst vermag man solcher Erkenntniß entsprechend zu schaffen. Mit den früheren Kunstformen muß rücksichtslos gebrochen werden, denn ihnen allen haftet der Mangel der Unwahrhaftigkeit an. Auch diejenigen unter den Alten, die auf wirkliche Natürlichkeit ausgingen, waren unvermögend, ihre Intention auszuführen, weil falsche Tradition sie band und der rechte Wirklichkeitssinn ihnen abging. Und nun erst Männer wie Phidias und Raphael, Sophokles und Goethe: sie alle waren gezierte Manieristen, die zum Unheil der Kunst ihre zurechtgemachte und ausgetiftelte Formensprache auf die Nachfolgenden übertrugen. Das alles kann man heute mit vielem Nachdruck und großem Ernste an den verschiedensten Orten zu lesen bekommen.

Aber wenn man nun genauer zusieht, was denn nun eigentlich Neues und Schöpferisches in dem neuen Sinne, auf Grund der neuen Theorien und Prinzipien geschaffen wird, so ist man erstaunt, sich eigentlich doch wieder überall auf bekanntem Grund und Boden zu befinden. Es ist eben viel leichter, sich in gewagter Theorie als in wirklicher Ausführung aus dem Zusammenhang der Geschichte abzulösen. Es ist höchstens ein Unterschied des Grades, durch den man von ganz geläufigen Erscheinungen älterer Zeit absticht. Dereinst hat neben Friedrich Schiller auch August von Kotzebue Dramen gedichtet; fällt

Schiller fort, so ist Kotzebue allein übrig und wird zum eigentlichen Träger dramatischer Poësie. Nun reckt er sich und streckt sich, thut allen Rest von Sentimentalität und von guter Laune ab, trägt sich mit pedantischem Ernste als Sittenrichter und Weltverbesserer vor, und wird das angestaunte Haupt der neuen Richtung. Manchen derjenigen Maler, die das moderne Prinzip am entschiedensten vertreten, wird man besser verstehen, wenn man sich etwa einen der späteren, minderwerthigen Rembrandtschüler vorstellt, der auf alles was man Poësie nennt, auf allen Reiz der Beleuchtung und des Umrisses ausdrücklich verzichtet hätte. Bernini ohne den Zug ursprünglicher Genialität, Grimmelshausen ohne Humor und Naivetät, der picarische Roman in bitterem philiströsem Ernste behandelt, Lohenstein's historisch-geographische Gelehrsamkeit mit medizinisch-technologischer vertauscht: das ergiebt ganz genau manche von denjenigen Erscheinungen, die für die neueste Zeit die bezeichnendsten sind.

Guter Geschmack, worauf frühere Jahrzehnte den größten Nachdruck gelegt haben, ist bei so veränderter Stimmung überhaupt kein ästhetischer Gesichtspunkt mehr, der Beachtung verdient. Man hat sich das Schaudern abgewöhnt und findet nichts dabei, mit den Gespenstern der Häßlichkeit und Widerwärtigkeit zur Nacht zu speisen. Man liebt die starken Dinge; man bevorzugt das Auffallende, Grelle, Krasse. Eben weil uns alle historischen Stilformen bekannt und geläufig sind und wir uns nach Gelegenheit und Anlaß in allen versuchen, sind wir über sie alle und über den Stil überhaupt hinaus. Uns bindet kein Vorurtheil, hemmt keine Schranke. Weil jedes bestimmte Stilgesetz hinter uns liegt als ein überwundener Standpunkt, so wird uns diese Gesetzlosigkeit zu einem neuen Gesetze und die Stil-losigkeit zu einem neuen Stil. Nicht die neue schöpferische Eigenthümlichkeit, sondern die bunte Mischung des schwer Vereinbaren, die dreiste Steigerung bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit bezeichnet diesen neuen Stil. Es steckt eine ungemeine Masse von Erudition und Handfertigkeit darin, ein überraschendes Können und ein packendes Wagen, und unsere Befremdung darüber ist doch nicht ohne sich verwundernde Bewunderung. Dies alles nun fassen wir in dem einen Ausruf zusammen: stilvoll!

Unzweifelhaft ist das ein Ausruf der Zustimmung und des Lobes, und diese Zustimmung, dieser Beifall ist doch auch nicht ohne seinen guten Grund. Nicht bloß, daß dieses Zeitalter berechtigt ist so gut wie ein anderes, seiner eigenthümlichen Stimmung und Empfindung den entsprechenden Ausdruck zu geben; es ist auch inhaltlich das Neue nicht ohne seinen eigenthümlichen Werth. Es gelingt diesem Geschlechte

mancherlei besser als dem vorangegangenen; in vielen Beziehungen ist das Neue kühner, reicher, mannichfaltiger als die ältere geschmackvollere Weise. Ein Hinausstreben aus engen Schranken, ein muthiges Fortschreiten darf darin nicht verkannt werden, wenn der Blick nicht von vornherein sich auf das ganz Verfehlte und namenlos Wilde beschränkt. Der Gewinn ist freilich nicht ohne Verlust, und das was eingebüßt wird mag leicht als das Bedeutsamere und Werthvollere erscheinen. Aber die Einbuße ist nur eine zeitweilige, das Gewonnene ist dauernd gewonnen. Vieles jetzt Zurückgestellte läßt sich zurückholen, das Vermögen aber ist gewachsen und bereichert. Ungerechtfertigt ist nur die völlige Mißachtung, mit der man auf das Vergangene blickt, das seiner Zeit gleichfalls sein Recht und zum Theil ein höheres Recht hatte; ungerechtfertigt das blinde Selbstvertrauen, mit dem man laut verkündigt, das Definitive, ein für allemal Gültige in der neuen Weise sich erobert zu haben. Wer älter ist und ruhiger urtheilt, sieht in dem Neuen ein Denkmal, das sich diese Zeit ebenso errichtet, wie sich andere Zeiten eines errichtet haben. Das Wahre und Vollkommene aber erblickt er nicht in dem gespannten Gegensatze, sondern in der Vermittlung und Versöhnung. Das Geschmackvolle und das Stilvolle wird nicht immer im Kriege liegen; es ist ein vollgültiges Ziel des Strebens, beides zu vereinigen. Das durch die künstlerischen Bestrebungen dieser Zeit gewachsene Vermögen wird sich dereinst in dem Dienste der ewigen Stilgesetze bewähren dürfen, die schrankenlose Subjektivität eines vermeintlichen Realismus wird sich zur Anerkennung der objektiven Schranken ermäßigen. So mag ein neues reicheres Stilgesetz sich herausbilden, in welchem alle Fülle höchst gesteigerter persönlicher Kraft sich wieder in vollem Einklang befindet mit der Natur der Sache, mit dem echten Kern der Erscheinung, mit der wahrhaften Wirklichkeit. Dann wird das Stilvolle auch wieder das Geschmackvolle sein, und nicht das befremdlich Entlegene, sondern das allgemeingültig Vertraute wird mit dem vollen Zauber abgeklärter Idealität auf empfängliche Menschenherzen wirken. Wohl dem, der mitten im Taumel der dreist vorwärts schreitenden Bestrebungen dieser Tage sich den festen Standort zu bewahren und mit maßvoller Besonnenheit sich klare Ziele zu stecken vermag! Er arbeitet dem kommenden Geschlechte vor, indem er mit reinem, strengem Geschmack die Kunstmittel, die diese Zeit sich rastlos arbeitend gewinnt, im Dienste hoher Stilgesetze zu verwenden lehrt. Denn wahrhaft stilvoll ist nicht die Willkür, sondern die sich selbst beschränkende Gesetzlichkeit, und die Höhepunkte menschlichen Schaffens liegen nicht da, wo das ungebundene Subjekt nur seinen Einfällen

lauscht, sondern da, wo sich künstlerische Weisheit den idealen Zusammenhängen der Welterscheinung in freudiger Dienstbarkeit unterwirft. Solchen Höhepunkten strebt mit aller Seltsamkeit und Ungebundenheit eines sich überschlagenden Realismus auch das gegenwärtige Geschlecht entgegen. Wer in dieser Ueberzeugung sich befestigt hat, der ist mit dem unklaren Drange dieser stilvollen Zeit ausgesöhnt, so viel Verletzendes dieses Wogen und Gähren auch mit sich bringen mag, und denkt nicht bloß mit Wehmuth an eine vergangene geschmackvollere Zeit zurück, sondern blickt auch mit freudiger Hoffnung voraus in eine bereicherte Zukunft.

Auch ein Bismarck.

Von

Dr. Heinrich Weber.

„Wo kommandirte doch im Jahre 1809 ein gewisser Herr von Bismarck?", so wurde in der Nummer des „Kladderadatsch" vom 2. Dezember 1849 gefragt. Die Anfrage hatte nach der Stelle, die ihr in dem Blatte gegeben war unter den andern Angriffen „gegen die damals durch das Fiasco des Waldeck'schen Prozesses schwer compromittirte Kreuzzeitungspartei", mit welcher der Begründer des neuen deutschen Reiches damals noch in engster Verbindung stand, eine gehässige Tendenz gegen dieses Haupt der „Junkerpartei". Der damals 34jährige Abgeordnete Otto von Bismarck schrieb darauf hin an den damaligen Redakteur des berühmten Witzblattes, Ernst Dohm, den überaus anziehenden Brief, der kürzlich in dem sogenannten „Bismarck-Album" des Kladderadatsch autographisch veröffentlicht ist. „Ew. Wohlgeboren haben mir in Ihrem geschätzten Blatte schon öfter die Ehre erzeigt, Sich mit meiner Person zu beschäftigen; in der letzten Nummer wenden Sie Ihre Theilnahme auch meiner Familie zu, und freue ich mich Ihre gefällige Anfrage, insoweit sie sich auf meine näheren Verwandten, die Angehörigen des Schönhauser Hauses bezieht, dahin beantworten zu können, daß im Jahre 1809 einer derselben das Brandenburgische Cürassierregiment commandirte, ein anderer Major im ehemaligen Regiment Götting Husaren war, und 2 sich als Offiziere beim Schill'schen Corps befanden. Weniger Werth für Ew. Wohlgeboren hat vielleicht die Notiz, daß von den 7 Mitgliedern dieser Familie, welchen es vergönnt war an dem französischen Kriege theilzunehmen, 3 auf dem Schlachtfelde fielen und die 4 andern mit dem eisernen Kreuze heimkehrten. Alle diejenigen meines Namens, welche nicht aus dem Schönhauser Hause stammen, waren zu jener Zeit entweder westphälische, oder, wie noch heut, nassauische und würtembergische Unterthanen, und

ist mir nicht bekannt, wo im Jahre 1809 einer von ihnen commandirt hat. Sollten Ew. Wohlgeboren im Besitz näherer Data hierüber sein, so würde ich es dankbar erkennen, wenn Sie mir davon Mittheilung (machen) wollten, da ich mich für die Geschichte meiner Familie auch in ihren etwaigen unerfreulichen Beziehungen interreßire . . . . . ." Was mit jener Anfrage gemeint sein sollte, vermögen die heutigen Herausgeber jenes Bismarck-Albums nicht mehr festzustellen. Auch wurde nach demselben schon 1849 in der nächsten Nummer des Blattes „die Grundlosigkeit der tendenziösen Anfrage" bestätigt „durch eine zur Vermeidung irriger Auffassung einer irrigen Notiz gegebene redactionelle Erklärung".

Gar so grundlos war nun jene Andeutung gerade nicht; es ist mit derselben unzweifelhaft gemeint der spätere würtembergische Generalleutnant Graf von Bismarck, der 1809 als junger Rittmeister der würtembergischen Chevauxlegers sich in Massena's Armeekorps besonders auszeichnete und bis zu der Leipziger Schlacht als begeisterter Anhänger und Gefolgsmann des französischen Imperators dessen Schlachten gegen seine deutschen Brüder mitgeschlagen hat. Die ungeheure Tragik der deutschen Geschichte tritt uns in erschütterndster Form entgegen, wenn wir uns die durchaus nicht so sehr unwahrscheinliche Möglichkeit vergegenwärtigen, daß dieser Bismarck mit einem von jenen drei auf der deutschen Seite gefallenen Heldensöhnen desselben Geschlechtes im Kampfe zusammen getroffen sei — er war auch unter denen, die mit Oudinot gegen Berlin zogen und bei Großbeeren von den märkischen Bismarcken und ihren Landsleuten zurückgeschlagen wurden —, die alte und ewig neue Geschichte von Arminius und Flavus in moderner Fassung! — Er hat Merkwürdiges genug erlebt, daß es sich lohnt, sich seiner zu erinnern, zumal nachgelassene handschriftliche Aufzeichnungen von ihm, die mir von seiner Familie freundlichst zur Verfügung gestellt sind, besonderen Anlaß dazu geben*).

*) Die Nachrichten über Leben und Meinungen des Grafen Bismarck, die in meinem Aufsatze gegeben werden, stammen abgesehen von einem mir eingehändigten handschriftlichen kurzen Nekrolog desselben, der fast ausschließlich seine äußeren Lebensumstände skizzirt, einerseits aus dem 1847 zu Karlsruhe in Verlag von Franz Nöldeke von ihm selbst veröffentlichten 560 Seiten groß 8° umfassenden Buche „Aufzeichnungen des Generallieutenants Friedrich Wilhelm Grafen von Bismark", und aus der oben erwähnten, mir übergebenen 450 Quartseiten starken Abschrift seiner nur handschriftlich hinterlassenen Denkwürdigkeiten, andererseits aus einem jetzt wohl wegen seiner Seltenheit fast schon als Manuskript zu behandelnden Buche „Aus dem Leben einer deutschen Fürstin". Von Maria Feodora Freifrau von Dalberg, geb. Freiin von Mülmann. Carlsruhe. Verlag von Franz Nöldeke. 1847. — Jene gedruckten Aufzeichnungen liefern bei Erzählung der großen Weltbegebenheiten, an denen der Verfasser als Mitwirkender oder Zuschauer theilgenommen hat, bis zum

Friedrich Wilhelm war als der jüngste Sohn des Rittmeisters, Freiherrn von Bismark*), welcher den siebenjährigen Krieg bei Luckners hannoverischen Husaren mitgemacht hatte, im Jahre 1783 zu Windheim in Westphalen geboren. „Aus einem uradelichen Geschlecht, welches von freien Ahnen wendischen Ursprungs abstammt und schon zu Kaiser Karl des Großen Zeiten im Besitz historischer Herren-Rechte und Macht sich befand, hing dieser würdige Veteran streng an den Begriffen der Standes- und Krieger-Ehre, dabei war er human und aufgeklärt", so berichtet der Graf über sein Geschlecht und seinen Vater. „Ich stamme aus einem altadeligen Geschlechte, doch ist der Zweig, dem ich angehöre, verarmt. Mein ganzer Reichthum ist mein Degen und das Gefühl der Ehre, das mich hoffentlich nie verlassen wird", so sprach er an einem Wendepunkte seiner Lebensgeschichte, bei der ersten eingehenderen Unterhaltung mit seiner späteren Gemahlin. Aus einem Stammbaum der Familie ergiebt sich, daß die Verwandtschaft der westphälischen Linie, der er angehörte, mit der Schönhauser durchaus nicht so sehr entfernt war. Der Urgroßvater des ersten Kanzlers des neuen deutschen

Jahre 1815 beiläufige Notizen über seinen eigenen Lebenslauf und sind besonders von Interesse durch desselben eigenthümliche Auffassung jener Vorgänge; die ungedruckte Hinterlassenschaft, die der Graf erst einen längeren Zeitraum nach seinem Tode zur Veröffentlichung bestimmt hatte, ist eine Fortsetzung des gedruckten Buches, indem sie die Denkwürdigkeiten bis zum Jahre 1847 weiterführt. Höchst bedauerlicher Weise hat der Graf in diesen nachgelassenen Papieren weniger Werth darauf gelegt, seine persönlichen Erfahrungen, soweit er allein diese im vertrauten Verkehr mit vielen hochgestellten Persönlichkeiten zu machen im Stande war, objektiv darzulegen, als vielmehr darauf, seine subjektiven Eindrücke und Reflexionen über die Ereignisse seiner Zeit niederzuschreiben, so daß der größte Theil des Manuskripts nicht selbsterlebte Thatsachen und vertrauliche Details, zu deren Sammlung er nach seiner Stellung besonders geeignet war und deren Kenntniß uns vielfach von großem Werthe sein könnte, sondern politisch-militärische Raisonnements nach Art der Leitartikel unserer Zeitungen enthält, Raisonnements, die meist für uns kein besonderes Interesse mehr besitzen, und deren Irrthümlichkeit nach unserer heutigen Kenntniß der Geschichte jener Zeit vielfach evident ist. Werthvoll sind für uns hauptsächlich die Stellen, wo er seine Subjektivität schweigen läßt und einfach berichtet, was er erlebt hat, womit natürlich nicht gesagt ist, daß nicht auch seine eigenthümlichen Auffassungen, ja seine Irrthümer manches Interessante enthielten. — Das Buch der Frau von Dalberg, unmittelbar nach dem Tode der ersten Gemahlin des Grafen, der Prinzessin Auguste Amalie von Nassau, verfaßt, von einer vertrauten Freundin der Familie, schildert in gefühlvoller, halb novellenhafter Darstellung das Verhältniß des Grafen zu seiner fürstlichen Gattin und dessen Lebenslauf selbst in ausführlicherer Weise bis zu dem 1846 erfolgten Tode der Prinzessin. — Für die militärischen Schriften des Grafen, die ich nicht weiter berücksichtige, verweise ich auf den orientirenden Ueberblick in dem Artikel der „Allgemeinen deutschen Biographie" von Max Jähns. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Quellen meines Aufsatzes werde ich in der Regel von einer genaueren Citirung derselben absehen.

*) Der Graf schreibt sich „Bismark" und hat seinen Namen auch so drucken lassen; da die Familie sich jetzt „Bismarck" schreibt, werde ich fortab mich auch der uns geläufigeren Schreibweise bedienen.

Reiches, August von Bismarck, der Erbauer des neuen Schlosses zu Schönhausen, der von 1666 bis 1732 lebte, war unseres Grafen Urgroßvater.

Da er die Mutter früh verlor, so beschäftigte sich sein Vater, wozu eben auch die beschränkten Vermögensverhältnisse drängten, selbst mit der Erziehung seines Sohnes. „Kein Unfall trübte die Jahre der Kindheit. Ein einfaches Leben auf dem Lande, von der Sorge und Liebe des besten der Väter bewacht, legte einen ächt religiösen Sinn tief in das dafür empfängliche Herz, in welchem ein Hang zur Schwärmerei mit lebensfrohem Sinn vorherrschte", so lautet die charakteristische Selbstschilderung des Grafen in seinen „Aufzeichnungen". Dabei machten die Erzählungen des Veteranen von seinem früheren Soldatenleben, sowie der Durchmarsch eines für den ersten Krieg des alten Europas gegen das revolutionäre Frankreich bestimmten preußischen Infanterieregimentes durch das stille Windheim tiefen Eindruck auf das lebhafte Gemüth des achtjährigen Knaben. Erst zwölf und ein halb Jahr alt begann er seine militärische Laufbahn als Cadet in einem hannoverischen Infanterieregiment. Nach sechsjährigem Dienst wurde er Offizier; die Beförderung hatte sich wegen der großen Zahl der auf Avancement dienenden jungen Leute, meist selbst Offizierssöhne, ungewöhnlich lange hingezogen.

Als Graf Walmoden die Lauenburger Convention schloß, nach welcher das Hannoverische Heer aufgelöst wurde und das Kurfürstenthum in Napoleons Hände fiel, begab sich der junge Leutnant auf Anregung seines älteren Bruders Louis 1803 in die Dienste des neugebackenen Herzogs von Nassau und wurde in dessen kleiner Residenz Biebrich als Hofjunker und Leutnant in der „Garde" angestellt.

Hier durchlebte er die romantische Periode seines Lebens; der Anblick des schönen Rheinlandes und die bei den Hindernissen, welche ihr die Verhältnisse entgegenstellten, doppelt ideal-poetische Liebe zu der edlen und enthusiastisch angelegten, wenn schon um 5 Jahre älteren Prinzessin Auguste Amalie, der Tochter des regierenden Herzogs von der mit ihm später ausgestorbenen Linie Nassau-Usingen — unter ihren Ahnen war Kaiser Adolf! —, versetzten den jungen Mann in einen Zustand schwärmerischen Traumlebens, der die genauere Schilderung jenes Liebesverhältnisses durch eine selbst poetisch angehauchte, vertraute Freundin wie eine zarte, reine Novelle erscheinen läßt.

Etwa ein Jahr dauerte das glückliche Einverständniß des jungen Edelmannes mit der an Rang so hoch über ihm stehenden Dame, das aus Convenienzrücksichten natürlich möglichst geheim gehalten wurde;

dann mußte sich die Prinzessin, an Fügsamkeit gewöhnt, wie sie war, dem Willen ihrer Eltern unterwerfen, und obwohl mit blutendem Herzen und der Ueberzeugung, ihr Lebensglück den höfischen Standesbegriffen zu opfern, mit dem Prinzen von Hessen-Homburg vermählen. Bismarck ging, um die Gegend zu verlassen, wo ihn Alles an das entschwundene Glück erinnerte, verzweiflungsvoll auf einen früheren Vorschlag seines Bruders ein und trat 1804 über Hamburg und Dänemark, da die Nordseeküste sonst in den Händen der Franzosen war, die Reise nach England an, um dort in der sogenannten „King's German Legion“ Dienste zu nehmen, einer Truppe, die ja hauptsächlich aus Hannoveranern gebildet war, welche auch außerhalb ihres engeren Vaterländchens gegen Napoleon fechten wollten. So verweilte er denn an der Südküste Englands bei der Armee, welche Napoleons berühmtem Lager von Boulogne gegenüber für die Sicherheit Großbritanniens sorgen sollte, und machte dann die englische Expedition nach Norddeutschland mit, die unter Lord Cathcart 1805 sich mit Schweden und Russen zur Eroberung Hollands vereinigte. Das Schiff, auf dem er übergesetzt werden sollte, ein altes, untaugliches Fahrzeug, wurde bei der Ueberfahrt durch einen Sturm von der übrigen Flotte getrennt und lief dann, indem der Kapitän irrthümlich das Licht des Leuchtthurms auf der Insel Wangerooge für die Laterne auf dem Admiralsschiff ansah, bei jener Insel auf eine Sandbank, wo es unter dem Anprall der Wellen bald leck wurde und zu sinken begann. Die Besatzung hatte noch Zeit, sich zu retten. Bismarck bat sich den Auftrag aus, bis zum letzten möglichen Augenblicke mit einigen Soldaten und Matrosen auf dem Wrack zu bleiben für den Fall, daß etwa ein Theil der Bagage durch zufällig vorüberfahrende Schiffe gerettet werden könnte. Erst als das Krachen der Planken das unmittelbar bevorstehende Sinken seines Fahrzeuges verrieth, verließ er den gefährlichen Posten und rettete sich und seine Leute vermittelst der Schaluppe, die man ihnen gelassen hatte, auf die Insel.

Die Schlacht von Austerlitz hatte die Auflösung jener norddeutschen Coalitionsarmee zur Folge. Bevor die englischen Truppen sich einschifften, um nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, reiste Bismarck, der Gefahr nicht achtend, daß er als englischer Offizier von französischen Truppen festgehalten und als Spion behandelt werden konnte, nach Frankfurt a/M. Dort gelang es ihm, unter Verkleidung mit fremdem Namen und falschem Paß durch Vermittlung einer in jener Stadt verheiratheten ehemaligen Kammerfrau der Prinzessin, die früher den Briefwechsel der Liebenden vermittelt hatte, eine Zusammenkunft mit Auguste von Nassau in der Wohnung der Vertrauten zu erlangen.

Die Prinzessin war nämlich schon einige Monate vorher auf ihre inständigen Bitten, und da Schwermuth ihre Gesundheit zu untergraben begann, von ihrem ungeliebten Gatten geschieden worden und an den väterlichen Hof nach Biebrich zurückgekehrt, lebte aber damals gerade in Frankfurt a/M. Es war ihr auch gelungen, ihre Mutter zur Einwilligung in eine Ehe mit Bismarck zu bewegen; nur der Herzog widerstand ihren Bitten noch aus Standesrücksichten. Die Freude des Wiedersehens nach achtzehnmonatlicher Trennung und Beseitigung so schwerer Hindernisse durfte nicht lange anhalten; doch kehrte der junge Offizier der Zustimmung der Herzogin, in deren Wohnung und mit deren Wissen die weiteren Zusammenkünfte der Liebenden stattfanden, sicher und in der Hoffnung auf baldige gänzliche Vereinigung mit der Angebeteten bestärkt, von Frankfurt, wo während seiner Anwesenheit französische Truppen einzogen, nach 4 Tagen zu seinem Regimente zurück. In England angekommen wurde dieses alsbald nach Irland geschickt und hatte bei der kurzen Fahrt einen solchen Sturm zu bestehen, daß es von Portsmouth in den atlantischen Ozean bis zur Höhe von Lissabon verschlagen wurde und nur mit Mühe endlich im Hafen von Cork einlief.

Der irische Aufenhalt wäre unserm Helden beinahe verhängnißvoll geworden. Ohne seine Schuld wurde er in einen Ehrenhandel mit dem Kapitän in seiner Kompagnie, einem Herrn von Quernheimb, verwickelt, der im Frühjahr 1807 zu einem Pistolenduell führte. Das Recht des ersten Schusses, über das sich die Sekundanten nicht einigen konnten, trat Bismarck dem Gegner freiwillig ab, sah, während derselbe unruhig wider Herkommen dreimal absetzte, unverwandt in die Mündung der gegen ihn gerichteten Pistole, spürte, als Quernheimb endlich schoß, den Luftzug der Kugel dicht an seinem Gesichte und schoß dann jenen, der das Gesicht abwendete, in den Kopf, so daß er augenblicklich starb. Darauf stellte er sich zu Philipstown vor das Gericht, indem er, da kein Kläger vorhanden war, selber seine That vor die Jury brachte. Die Sache wurde ein Gegenstand lebhaften Interesses namentlich für die Damenwelt der Umgegend. Da sämmtliche Offiziere der deutschen Legion bis zum kommandierenden General, Freiherrn von Linsingen, hinauf sich für ihn verwandten, erklärend, daß der Gefallene sich als einen Mann von unehrenhaftem Charakter gezeigt habe, so sprach die Jury ein „not guilty“, und das Leben des „preux chevalier“, wie Bismarck sich gerne nennen hörte, war gerettet.

Als Befehlshaber der Kompagnie des getödteten Kapitäns nahm er Urlaub nach Deutschland. In Tönning, dessen Schiffahrt sich seit

Sperrung der Elbe und Weser durch die Franzosen sehr gehoben hatte, gelandet, setzte er mit seinem Bruder wegen Eintritts in den Dienst einer größeren deutschen Macht in Verbindung und nahm dann von mehreren nicht sehr lockenden Anerbietungen die des Königs von Würtemberg an, wonach er Oberleutnant in dessen Chevauxlegers-Regiment wurde mit der Aussicht auf baldige Beförderung zum Rittmeister. Endlich war es auch dem Flehen der Prinzessin gelungen, den Widerstand ihres Vaters, der von Bismarcks persönlichen Eigenschaften einen guten Begriff hatte und auf den auch die irische Duellgeschichte einen günstigen Eindruck gemacht hatte, so weit zu überwinden, daß er seine Einwilligung zu der Vermählung der Liebenden gab, doch mit dem Vorbehalte, daß dieselbe zur Zeit noch nicht öffentlich bekannt gemacht werde. Im Spätsommer 1807 fand demnach im Beisein der Herzogin und ihrer Töchter (— also nicht des Herzogs! —) die Hochzeit zu Frankfurt statt. Die jungen Gatten mußten sich bald trennen, da die Prinzessin ihrem Gemahl nicht dahin folgen durfte, wohin ihn seine militärischen Pflichten riefen.

Den Feldzug Napoleons gegen Oesterreich von 1809 machte der sechsundzwanzigjährige Bismarck als Rittmeister der würtembergischen Leibchevauxlegers in dem Armeekorps Massenas mit. Am 23. Mai las die zurückgebliebene Gattin in dem „Journal de Francfort“ unter den Kriegsbulletins über das Gefecht, welches am 1. Mai bei Riedau stattgefunden hatte, mit Stolz und hoher Freude die Worte: „Le capitaine de Bismark se distingua et conduisit cette affaire si vivement que, quoique son cheval fut tué sous lui, très peu de cette infanterie échappa; le reste fut sabré ou fait prisonnier.“ Der junge Rittmeister hatte mit seiner nur noch 100 Mann starken Schwadron ein Bataillon österreichischer Scharfschützen, obschon er selbst mit seinem erschossenen Pferde dicht vor der Front der Feinde niederstürzend in die größte Lebensgefahr gerieth, durch einen verwegenen Angriff zersprengt und darauf noch zwei zur Unterstützung der Infanterie heranreitende Husarenschwadronen zurückgeworfen. Einige Tage nach dieser Begebenheit stellte ihn Marschall Massena, unter dessen Augen das Gefecht stattgefunden hatte, Napoleon persönlich zu Enns vor mit den Worten: „Voilà un jeune officier allemand, qui donne beaucoup d'espérance“, worauf ihm der Imperator eigenhändig das Ritterkreuz der Ehrenlegion überreichte. Es scheint, daß dies der entscheidende Moment gewesen ist, von dem an Bismarck, den der Zufall, die Rheinbundspolitik seines augenblicklichen Kriegsherrn, unter die Trikolore getrieben hatte, Napoleon mit Leib und Seele angehörte.

Der auf den Wiener Frieden folgenden Ruhezeit, während der Bismarck jährlich dreimal je 14 Tage mit seiner Gemahlin zusammen zu Frankfurt leben durfte, entriß ihn der Krieg gegen Rußland.

Als Major in seinem Regimente stand er in Ney's Armeekorps und machte sich durch kecke und doch zugleich besonnene Rekognoscirungsritte bekannter. In dem furchtbaren Gemetzel von Borodino wurden ihm drei Pferde nach einander unter dem Leibe erschossen; von seinem Regiment, das am Morgen mit 383 Mann ausgerückt war, waren am Abend nur noch 65 übrig. Eine Art fatalistischer Zuversicht, daß er unverletzt davon kommen werde, ließ ihn in den schwersten Stunden seinen kalten Muth bewahren. Als nach zehnstündiger Dauer der Schlacht sein Oberst, die meisten seiner Kameraden, überhaupt fast vier Fünftel seines Regiments rings um ihn gefallen waren, und ihm nun doch der Gedanke, daß auch er deren Schicksal theilen könnte, deutlicher aufstieg, sagte er zu einem neben ihm haltenden Kameraden, auf eine russische Batterie deutend, die seine Stellung bestrich: „Hier mag man am Ende noch so viel Glück haben; wenn Alles ringsherum gefallen ist, werden die Kugeln endlich die treffen, die sich bis dahin gefeit erwiesen haben." Sein Glück aber verließ ihn nicht. — Als Oberstlieutenant führte er die noch 120 Mann betragenden Reste der beiden würtembergischen Chevauxlegers-Regimenter, deren sämmtliche höhere Offiziere bei Borodino gefallen oder verwundet worden waren, an der Seite König Murats nach Moskau hinein, wo ihn freilich alsbald ein heftiges Nervenfieber zur Niederlegung des Kommandos zwang. Obwohl er nach dem Brande der Stadt auf Stroh gelagert, fast ohne Medizin mit der Krankheit zu kämpfen hatte, so rettete ihm doch seine kräftige Natur das Leben; er war jedoch, als Napoleon endlich die Stadt seines Verhängnisses verließ, so matt und angegriffen, daß er nicht allein aufstehen und kaum von seinen Dienern gestützt einige Schritte gehen konnte. In diesem Zustande machte er den gräßlichen Rückzug der großen Armee mit, wie durch eine Kette von Wundern in allen Schrecknissen desselben gerettet. Zuerst fuhr er in einer kleinen, unbedeckten russischen Droschke, dicht in Pelze gehüllt. Die Stärkungsmittel, Wein, Thee, Kaffee, Zucker, die er für hohe Preise gekauft hatte, wurden zweimal, zuerst durch den Moskauer Pöbel, dann durch hungernde Soldaten geraubt. Außer einem treuen Diener begleiteten ihn Anfangs noch ein Unteroffizier und 24 Mann unberittener Kavallerie, welche Nachts aus wollenen Decken eine Art Zeltdecke über die Droschke machten, um den Kranken vor den Nachtnebeln zu schützen; als dann plötzlich die große Kälte eintrat, blieb einer nach

dem andern von diesen treuen Männern zurück, so daß er bald nur noch seinen Diener und einen von den Chevauxlegers, der als Kutscher fungirte, bei sich hatte. Er erholte sich dabei merkwürdigerweise allmählich von seiner Krankheit, wurde nun aber bei zunehmender Genesung von wüthendem Hunger geplagt, den er nicht immer so glücklich war Abends im Bivouac mit einem Stück an einem Stock gebratenen Pferdefleisches stillen zu können. Thee und ungebrannter Kaffee, in Schneewasser gekocht, war sein Getränk. Die Pferde, die meist nur halb verfaultes Stroh zur Nahrung hatten und nicht scharf beschlagen waren, wurden dabei immer matter, doch kam er mit ihnen glücklich nach Smolensk, wo er zum ersten Mal seit seiner Abfahrt von Moskau eine Nacht auf einer frischen Streu in einem warmen Zimmer schlafen und sich umkleiden konnte. In einer Kalesche, die mehr Schutz bot als die offene Droschke, bespannt mit seinen beiden Reitpferden, die er in der Festung wiederfand, und mit den Pferden des würtembergischen Leutnants, Grafen Pückler, der mit ihm den Wagen theilte, setzte er nach dreitägiger Rast die furchtbare Reise fort, verlor aber dieses Gefährt sehr bald. Bei der Ermattung der Pferde konnte es eine mit Glatteis bedeckte Anhöhe nicht ganz heraufgebracht werden und wurde darauf von den Trainsoldaten einer Kanone, die vorwärts mußte, um in der Schlacht von Krasnoy, deren Donner man deutlich vernahm, mitzuspielen, den Hügel hinunter geworfen, so daß Räder und Achsen brachen und die Insassen in den Schnee hinausgeschleudert wurden. —

Auf das eine seiner Reitpferde gebunden, weil er zu schwach war, um sich festhalten zu können, während das andere die noch vorhandenen Lebensmittel trug, ritt er weiter. In Krasnoy suchte er umsonst in einem von Soldaten überfüllten Bauernhause ein Nachtlager, um sich vor der Kälte zu schützen. Nirgends fand sein Diener unter den auf dem Stubenboden Ausgestreckten einen freien Raum, wo sein Herr hätte liegen können. Endlich bemerkte er, daß einer der Soldaten eben gestorben war, ohne daß dies bisher einer beachtet hatte. Sorgend, „daß Andere unverzüglich diese Stätte sich zueignen würden, verschwieg er diese Entdeckung und eilte zu seinem Herrn, diesem den gefundenen Platz anzukündigen. . . . . Der Todte wurde ein wenig auf die Seite geschoben und diente bei der Benutzung des Platzes Bismarck als Kopfkissen . . . . Bismarck ruhete, einen erquickenden Schlaf genießend, ein Paar Stunden lang auf diesem Todten“*).

Bald darauf von Kosacken, die sein Leben schonten, weil sie gegen

*) „Aus dem Leben einer deutschen Fürstin“ S. 200.

ihn als Deutschen nicht so großen Haß trugen, wie gegen die Franzosen, völlig ausgezogen, setzte er in den Kleidern einer alten russischen Bäuerin mit geschwollenen, dicht umwickelten Füßen den Marsch fort, zum ersten Mal jede Hoffnung auf glückliche Heimkehr aufgebend. Ein zufällig vorüberziehender Trupp unberittener würtembergischer Kavalleristen rettete ihn, während andere deutsche Offiziere trotz seiner Bitten theilnahmlos an ihm vorübergeritten waren.

Wie durch ein Wunder gelangte der schwache Kranke über die Beresinabrücke, mit vollem Bewußtsein alle Gräuel um sich wahrnehmend. Unfern der Brücke sah er ein Haus in Flammen stehen. „Ein ganzer Menschenschwarm wurde durch den Ungestüm der hinteren Rotten geradezu in die Flammen getrieben. Zwei junge vornehme Polinnen, von ihren Dienern getragen, den greisen Vater in der Mitte, waren darunter. Bismarck bemerkte, wie sie jammernd die Hände zum Himmel erhoben und dann in dem Getümmel verschwanden. Niemand konnte da retten noch helfen*).“

Mit einigen Kameraden aus Würtemberg, ohne seine Diener, von denen er nach den Schrecken an der Beresina keinen mehr wiedersah, ging es dann zu Pferde nach Wilna, täglich 7—8 Meilen, obwohl er noch immer so schwach war, daß er sich auf's Pferd heben lassen mußte. So kamen sie vier Tage vor den Resten der großen Armee dort an. Nach einigen höchst erquickenden Ruhetagen, mit frischer Wäsche, die er von einem jüdischen Trödler kaufte, und neuen Pelzen versehen, fuhr er dann in einem Schlitten mit vier anderen Offizieren am 5. Dezember 1812 bei 29 Grad Kälte von Wilna ab. Bei den verschneiten Wegen schlug der Schlitten häufig um; schwach und durch die Pelze in seinen Bewegungen gehindert, pflegte Bismarck dann im Schnee liegen zu bleiben, bis das Gefährt wieder aufgerichtet war, und der hünenhafte Leutnant von Lübbe, ein gemüthlicher Mecklenburger, ihn mit den Worten: „Kommen Sie, Herr Obristleutnant“ wie ein Kind in die Arme nahm und wieder säuberlich in den Schlitten setzte, der dann munter weiterging, bis er wieder umfiel. Endlich kamen die fünf Offiziere über die preußische Grenze und fanden am späten Abend gastliche Aufnahme auf einem Edelsitze. Hier wußte man noch nichts von dem Schicksale der großen Armee und vernahm die Nachrichten der Offiziere mit äußerstem Erstaunen. Als das Interesse sich von der ungeheuren Kunde auf deren Ueberbringer wandte, bemerkte Bismarck auf einmal, wie die Dame des Hauses „von einem plötzlichen Schauder erfaßt, den

*) „Aus dem Leben . . .“ S. 209, 210.

Blick abwandte, den Gliedern ihrer Familie bald darauf ein Zeichen gab, unter dem Vorwande großer Ermüdung sich mit denselben entfernte"*). Als er sich und seine Kameraden betrachtete, merkte er bald den Grund, weshalb man sich so schnell von ihnen zurückgezogen hatte. „An den Händen lange, schwarze Nägel; Kopf- und Barthaar wild verwachsen und struppig herabhängend; das im Elend gewonnene lange unvertilgbar gebliebene Ungeziefer oft auf den Kleidern sichtbar, dies war das Abbild, welches jedem im Anschauen des Anderen entgegentrat und der Edelfrau das nicht zu bergende Grauen eingeflößt hatte." Seit dem Uebergang über den Niemen im Juni des Jahres zum ersten Male ruhten die Offiziere in guten Betten und reisten am nächsten Morgen ab mit Entschuldigungen an die Hausfrau wegen ihres Aussehens. Von Tilsit schrieb Bismarck zum ersten Mal seit drei Monaten wieder an die Prinzessin. In Inowrazlaw sollten sich die würtembergischen Truppen sammeln. Von 19 500 Mann, die ihr schönes Schwabenland verlassen hatten, um dem Imperator zu dienen, fanden sich zu jener Zeit noch 1400 zusammen, auch diese meist dienstuntauglich. Nach einem anderthalbwöchentlichen Aufenthalt an jenem Orte, wo Bismarck durch Bäder und wiederholtes Verbrennen der Kleider allmählich sich wieder ein anständiges Aussehen verschaffte, führte er jene 1400 nach Würtemberg zurück, wo er im Februar des großen Jahres 1813 angekommen bald noch von einem Wechselfieber befallen wurde.

Noch nicht völlig von diesem genesen, so daß er während des Marsches alle zwei Stunden ein Chinapulver einnehmen mußte, eilte er gegen den Rath der Aerzte, die in ihn drangen, den neuen Feldzug nicht mitzumachen, schon im März, ohne seine Gemahlin vorher gesehen zu haben, spornstreichs als Commandeur des ersten Chevauxlegers-Regimentes nach Sachsen, aus Ruhmbegierde und um seinem angebeteten Feldherrn Napoleon, den „die Generale November und Dezember" geschlagen hatten, weiter gegen seine Widersacher beizustehen. Sein Fieber verlor er merkwürdiger Weise, nachdem er auf einem durch unaufhörliche Regengüsse völlig durchweichten, frischgepflügten Acker ohne Wachtfeuer, nur in den Mantel gehüllt und den Helm unter dem Kopfe, eine Nacht geschlafen hatte. In der Schlacht bei Bautzen verlor sein Regiment den fünften Theil durch Kanonenfeuer und er selbst wieder zwei Pferde unter dem Leibe. Am 25. Mai zeichnete er sich wieder mit seinen Reitern — sie hatten die Avantgarde — bei Seifersdorf in Schlesien, so aus, daß er auf Macdonalds Empfehlung vom Kaiser das

*) „Aus dem Leben . . ." S. 216, 217.

Offizierkreuz der Ehrenlegion erhielt. Eine Flintenkugel ins Bein, die er bei dieser Gelegenheit erhielt und die er sich sofort in heftigem Kanonenfeuer von einem zitternden Arzte herausschneiden ließ, verursachte ihm die erste und einzige Wunde, die er je davongetragen hat. Nachdem er das eintretende Wundfieber überstanden hatte und der Poischwitzer Waffenstillstand abgelaufen war, zog er unter Oudinot mit gegen Berlin. Nach der Großbeerener Schlacht behauptete er sich auf einem der Rückzugsgefechte bei Jüterbogk gegen eine weit überlegene feindliche Uebermacht so wacker, daß er Commandeur des würtembergischen Militär-Verdienstordens wurde*).

Während der Leipziger Schlacht wurde er am 18. Oktober plötzlich zu dem kommandirenden General von Franquemont gerufen, der vor ihm und den andern höheren würtembergischen Offizieren eine versiegelte Ordre König Friedrichs erbrach und verlas, welche er mit der Weisung bekommen hatte, sie erst bei Eintritt entschiedener Niederlagen der Franzosen zu öffnen. Danach sollte der General, wenn ein Wendepunkt in Napoleons Geschick einträte, „die höheren Offiziere, insoweit sie nur irgend bei der Armee entbehrt werden könnten, zurücksenden, um bei den nöthig werdenden neuen Formationen mit Würde der großen Coalition gegen Frankreich sich anschließen zu können." Bismarck sollte den Befehl über die noch vorhandene Mannschaft — sein Regiment war auf 84 feldtüchtige Leute herabgekommen, da General Bertrand es wegen der militärischen Vorzüge seines Kommandanten, und wohl auch, weil es weiser war, deutsche Rheinbundstruppen als Franzosen todtschießen zu lassen, besonders zum Vorpostendienst verwendet hatte — nach eigener Wahl einem Rittmeister und einigen Leutnants übertragen und die übrigen Offiziere und Unteroffiziere mitnehmen, um sie für seinen König zu retten. Wie aber nach Würtemberg durchkommen, da man rings durch die Heere der Verbündeten eingeschlossen war? Man beschloß, sich in Leipzig gefangen nehmen zu lassen. Im Hause des

---

*) In dem Buche „Aus dem Leben einer deutschen Fürstin" S. 225 findet sich folgender Passus: „In einem der davon ausgehenden Rückzugsgefechte, am 28. August 1813 bei Jüterbog, hatte Bismarck das Glück, auf dem Vorposten, wo sich der damalige Oberleutnant, jetzige Oberst, von Raßler besonders auszeichnete, gegen das Corps des russischen Generals Sacken, welches ihm an Zahl zehnfach überlegen war, glorreich sich zu behaupten, ... wofür der König von Würtemberg ihn zum Commandeur seines Militär-Verdienstordens ernannte."

Da das Sackensche Corps bekanntlich am 26. August die Schlacht an der Katzbach mitschlug und am 28. August noch in Schlesien war, so liegt hier offenbar ein Irrthum der Verfasserin vor, weshalb wir in der Darstellung nur die allgemeinen Umrisse ihrer Erzählung verwerthen konnten, welche genügend verbürgt zu sein scheinen.

reichen Banquiers Frege erwarteten die Offiziere völlig passiv die Alliirten und wurden dann so lange als Gefangene betrachtet, bis sich König Friedrich offen gegen Napoleon erklärt hatte.

Nach Würtemberg zurückgekehrt wurde Bismarck sofort mit der Ausbildung der neuorganisirten Cavallerie-Regimenter betraut, und schon im Dezember des großen Jahres, in dem sein tapferer Degen den Verbündeten so viel Schaden gethan hatte, nahm er als Chef des Generalstabes der Cavallerie in dem Armeekorps, das von dem Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg kommandirt wurde, an dem Ausmarsch gegen Frankreich theil. In dem Frühjahrsfeldzug von 1814 zeigte er zum Schaden seiner bisherigen Kampfgenossen dieselben Eigenschaften, durch welche er an ihrer Seite sich ausgezeichnet hatte. Wenn er als Generalstabschef die Einleitung der Gefechte vollendet hatte, so pflegte er sich selbst an die Spitze einzelner Regimenter zu stellen und mit dem ihm eigenen divinatorischen Talent, den rechten Moment zum Einhauen zu erfassen, das stets mit keckem Ungestüm und rücksichtslosester Energie ausgeführte Drauflosreiten zu leiten, welches seiner Waffe Erfolg verlieh. Im Gefolge der verbündeten Monarchen ritt er dann auch in Paris ein, wie er nur achtzehn Monate früher in Napoleons Gefolge in Moskau eingeritten war; noch in späteren Jahren gedachte er, wie wohl wenige Menschen außer ihm in beide so polar entgegengesetzte Hauptstädte als Sieger eingezogen wären.

Mit allerlei neuen Ordenszeichen bedeckt, deren Zahl in dem weiteren Verlaufe seines Lebens lawinenhaft anschwoll, da mit der Zeit fast alle gekrönten Häupter Europas ihm ihre höchsten Auszeichnungen verliehen, kehrte der einunddreißigjährige Oberst im Herbst 1814 nach Deutschland zurück, um endlich nach fast dreijähriger Trennung die Prinzessin wiederzusehen. Während der 100 Tage vollbrachte er als Generalquartiermeister der Cavallerie in unmittelbarer Nähe des Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg bei Straßburg seine letzte Waffenthat.

Sein weiteres Leben verlief friedlich, ohne Ereignisse voll dramatischer Spannung, wie die, welche seine Jugendgeschichte so anziehend machen. Bald von König Friedrich in den erblichen Grafenstand erhoben, beschäftigte er sich mit der Neuorganisation der würtembergischen Cavallerie und trat auch mehrfach als Schriftsteller auf, indem er außer den Aufzeichnungen, von denen wir noch zu handeln haben werden, eine Anzahl Schriften militärischen Inhalts, meist auf seine Lieblingswaffe bezüglich, verfaßte. Bald Generalmajor, dann 1820 lebenslängliches Mitglied der Kammer der Standesherren in Würtemberg, wurde er in demselben Jahre außerordentlicher Gesandter in Karlsruhe, wo er von

da ab hauptsächlich seinen Wohnsitz nahm, mit seiner Gemahlin, der Schwester der Markgräfin Friedrich von Baden, zusammen lebend. 1825 wurde er zugleich zum außerordentlichen Gesandten an den Höfen zu Berlin, Dresden und Hannover ernannt. Als Diplomat an mehreren wichtigen Handlungen theilnehmend, wovon noch die Rede sein wird, wurde er infolge dieser seiner Stellung und als Kenner in Cavalleriesachen mit den meisten Fürsten Europas persönlich bekannt und scheint wegen seiner gewinnenden Charaktereigenschaften und Umgangsformen allgemein beliebt gewesen zu sein. 1830 Generalleutnant, genoß er, 1835 von Nikolaus I. eingeladen, um die Manöver der russischen Garden bei Krasnoié-Selo mit anzusehen, namentlich dieses Czaren besondere Huld. Schatten fielen in sein vom Glücke begünstigtes Leben erst, als sich dasselbe seinem Ende zuneigte. Nachdem im Jahre 1846 der Tod der Prinzessin Auguste seiner, wie es scheint, höchst glücklichen, wenn auch kinderlosen Ehe ein Ziel gesetzt hatte, ward er im nächsten Jahre durch König Wilhelm aus dem würtembergischen Staatsdienste, aus seinen sämmtlichen militärischen und civilen Ehrenstellen, entlassen auf eine Art, von der er in seinen nachgelassenen Denkwürdigkeiten mit äußerster Bitterkeit spricht. Neid auf seine höhere militärische Begabung, so deutet er an, war der letzte Grund des persönlichen Grolles und des Uebelwollens, das der König, der ihn doch früher so hoch geehrt hatte, gegen ihn offen zeigte, augenscheinlich nach dem durch den Tod der Prinzessin die Rücksicht, die man etwa dem badischen Hof schuldig schien, weggefallen war. Der Gesandtenposten in Preußen, Sachsen und Hannover war der Graf übrigens schon einige Jahre früher enthoben worden*). Nach diesem traurigen Ende seiner vierzigjährigen Dienstzeit in Würtemberg nahm er seinen Wohnsitz auf einer Besitzung am Bodensee, wo ihm nach einigen Jahren auch noch „ohne Anführung eines Rechtsgrundes", wie er sich ausdrückt, „unter dem nichtigen Vorwande", daß er nicht in Würtemberg seinen Wohnsitz habe, die ihm

*) Daß sich der Graf in seiner Thätigkeit in würtembergischen Diensten nicht völlig befriedigt fühlte, insofern die kleinstaatlichen Verhältnisse des Königreichs seinem Ehrgeiz nicht genügenden Spielraum gewährten, spricht er selbst in seinen Aufzeichnungen (S. 30), wo er über seinen Eintritt in jenen Dienst redet, ziemlich unverblümt aus: „Die engen Verhältnisse eines mindermächtigen Staates, dem Unabhängigkeit nicht zu Theil werden kann, hindert (!) das Emporsteigen zu selbständigen Befehlsrollen und hinterläßt (!) bittere Gefühle, im Bewußtsein, höhere Ordnungen nicht erreichen zu können, Ordnungen, wozu man das Gefühl der Kraft in sich trägt, die freilich nur im Kriege zu gewinnen sind." So entging auch Bismarck dem allgemeinen Verhängnisse nicht, das fast allen bedeutenderen Militärs und Staatsmännern, die das Geschick in kleinstaatliche Verhältnisse geworfen hat, schließlich ihr Leben als ziemlich verfehlt und nutzlos erscheinen läßt.

gesetzlich gebührende Pension entzogen wurde. In dem Revolutionsjahre 1848 hatte sich der schon an der Schwelle des Greisenalters Stehende, aber offenbar noch sehr Jugendliche und Frische zum zweiten Male vermählt mit Amalie Julie Thibaut. Um seine „bedrohte persönliche Freiheit und Menschenrechte“ und seinen in dieser zweiten Ehe geborenen Kindern „den Schutz der Gesetze zu sichern“, hat sich der alte Herr schließlich noch, offenbar von übertriebenen Besorgnissen getrieben und zugleich um dem Gefühl der Bitterkeit, das ihn dem gegenüber, was er als schnöden Undank für seine langjährigen, treuen Dienst empfand, einen deutlichen Ausdruck zu geben, als Badischer Staatsbürger naturalisiren lassen. Im Jahre 1860 ist er zu Constanz gestorben. Die Tragik, die in diesem Abschluß eines ruhm- und ehrenreichen Lebens liegt, ist unverkennbar, wenn auch das Glück der zweiten Ehe dieselbe gemildert haben mag.

Wir kommen nach dieser Skizze des äußeren Verlaufes seines Lebens auf die literarische Thätigkeit des Grafen zu sprechen, wobei wir die eigentlich militärischen Schriften desselben nicht berücksichtigen*). Wir haben demnach erstens die schon oben erwähnten 1847 gedruckten „Aufzeichnungen“ und zweitens ganz besonders die nachgelassenen, nur handschriftlich vorhandenen zu behandeln.

Was in dem gedruckten Buche besonders charakteristisch hervortritt, ist die ungemeine Verherrlichung Napoleons, für den der Verfasser eine geradezu enthusiastische Verehrung gefaßt hatte. Bemerkenswerth ist, daß der Ton der Begeisterung für den Korsen in der ungedruckten Hinterlassenschaft merklich gedämpft, ja daß vielfach sogar in derselben eine frühere, Napoleon günstigere Fassung ausgestrichen und durch eine später zugesetzte, weniger sympathische ersetzt ist.

In dem gedruckten Werke spricht sich die Hingebung für den Mann, der Europas und Deutschlands Geißel war, ohne jede Einschränkung aus. Nur ein Menschenalter trennt die Geburt des Bismarck, der Napoleons getreuester Paladin war, von der seines größeren Geschlechtsgenossen, der, soweit ein Mensch es vermochte, das neue deutsche Reich geschaffen und allen Weltbeherrschungsplänen napoleonischer Art den stärksten Riegel vorgeschoben hat, nur eine kurze Spanne Zeit im historischen Leben, und doch welch ungeheuerer Kontrast zwischen den beiden Männern! Sie sind wie aus verschiedenen Weltaltern!

„Es sind Weltereignisse, die er als Weltbürger ohne Vorurtheil, ohne Partei für Personen und Völker auffaßte, und nun darlegt, streng

*) S. darüber Max Jähns in der „Allg. Deutschen Biographie“.

nach dem Satze: „Jedem das Seine!"", so schreibt Graf Bismark noch im Jahre 1847 im Vorwort seiner Aufzeichnungen. Und in seiner „Reuter-Bibliothek", die in 6 Bänden 1825—31 erschienen ist, heißt es in der seiner Gemahlin geltenden Widmung „an mein Ideal": „Dir, Du Urbild der Vollkommenheit; Dir, der meine Sehnsucht, ja meine ganze Seele gehört und das geflügelte Wort, Dir auch gehören die Ideen, die meiner Seele eingeboren sind."

Es ist die Sprache und Empfindungsweise des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie sich mit am längsten in den höfischen und aristokratischen Kreisen des außerpreußischen Deutschlands erhalten zu haben scheint, welcher der Graf angehört; man vergleiche mit seinem vaterlandslosen Kosmopolitismus und seiner überschwänglichen, schwärmerisch gehaltenen Redeweise die allem Weltbürgerthum völlig abgeneigte, urwüchsig deutsch-nationale Realpolitik und die bei aller Anmuth und allem Humor nüchterne und jeder unbestimmten Gefühlsschwärmerei baare Schreibweise des Kanzlers, und man hat den Unterschied des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts in typischer Treue vor Augen. Auch die Satzbildung und Wortwahl des Grafen ist die eines Mannes, dem fremde Sprachen ebenso geläufig sind, wie seine Muttersprache; vielfach klingen seine deutschen Sätze, als wenn sie erst aus dem Französischen übersetzt wären, namentlich in den theilweise ganz ungeheuerlichen Partizipialkonstruktionen; man vergleiche damit Fürst Bismarcks klassisches Kerndeutsch!

Bei der Beurtheilung jenes Buches müssen wir uns diesen ungeheuren Unterschied der Zeiten sorgfältig vor Augen halten, um nicht ungerecht gegen den Verfasser zu werden. Eine peinliche Lektüre bleibt es so wie so. Welche ungeheure Masse deutscher Kraft ist der deutschen Nation in jenen Zeiten verloren gegangen, ohne daß ihre Besitzer eine Ahnung davon hatten, daß sie, dem Fremden dienend, gegen ihr eigenes Fleisch wütheten, und ohne eine Ahnung von der Berechtigung des Widerstandes, der demselben entgegentrat, und von den Elementen, die ihn stürzten! Wenn Männer von solchem urdeutschen Kernholz, wie die Söhne dieses Geschlechts, ihre altgermanische Mannentreue dem großen romanischen Gefolgsherrn ohne jedes Bedenken entgegentrugen, kein Wunder, wenn breite Schichten der Bevölkerung an ihrem Volksthum irre wurden! Danken wir es dem Fürsten Bismarck, daß ein solcher Graf Bismarck heute schlechterdings nicht mehr möglich ist, und von diesem Gesichtspunkt aus mag die Trauer darüber, daß ein solches Buch geschrieben werden konnte, der Freude darüber Platz machen, daß es fortab nicht mehr geschrieben werden kann.

Die allgemeine Stellung des Grafen zu der Politik verschuldet es, daß in seinem Buche die Geschichte jener Zeit so unglücklich und irrig wie nur möglich aufgefaßt ist. Wir begnügen uns, zur Begründung dieses Urtheils einige besonders charakteristische Stellen herauszugreifen.

An dem berüchtigten neunundzwanzigsten Bulletin Napoleons aus Rußland, dessen cynische Menschenverachtung und grauenvollen Egoismus man drastisch dahin zusammengefaßt hat, der Moniteur habe die Nachricht gebracht: „Die große Armee sei vernichtet, die Gesundheit Sr. Majestät des Kaisers sei nie besser gewesen", hat er nur „die erhabene Aufrichtigkeit" des Imperators zu bewundern. Der letzte Zweck von Napoleons politischem System war nach seiner Ansicht „die Freiheit der Nationen und die Sicherheit der Throne". Die Continentalsperre war mehr als eine Chimäre, sie sollte die Freiheit der Nationen befördern; Napoleon wollte dadurch nur „den Continent frei machen von dem englischen Merkantilsystem"*).

Der Aufschwung Preußens im Frühjahr 1813 ist auf die nüchternste Art, ohne jede Spur von Verständniß für die Bedeutung, geschweige denn natürlich Begeisterung für die Herrlichkeit desselben besprochen. Der Verfasser hat überhaupt keine rechte Ahnung von der ausschlaggebenden Stellung Preußens im Jahre 1813; obschon er dessen Streitkräfte ziemlich richtig berechnet und obwohl er an einigen Stellen betont, daß ohne dessen Beistand die Russen den Niemen nicht hätten überschreiten können, so erwähnt er doch dessen große Staatsmänner und Feldherrn kaum; Yorks That wird ohne jedes Verständniß ihrer moralischen Größe trocken berichtet, Scharnhorsts Namen sucht man bei der Erwähnung der Reorganisation der preußischen Armee und, soviel ich gesehen habe, in dem ganzen Buche umsonst (!) Stein wird einigemal wegen seiner deutsch-patriotischen Pläne mit Mißbilligung genannt; nur Blücher, zu dessen keckem Reitermuth den Verfasser seine eigenste Neigung zog, wird vielfach mit großem Lobe erwähnt.

Die preußische Volkserhebung betrachtet er außer mit dem Auge des für Napoleons Feldherrnruhm begeisterten Kosmopoliten auch noch mit dem des Berufssoldaten und des Aristokraten. Sein Held hätte, wenn er noch mehr Glück gehabt hätte, leicht „den moralischen Aufschwung jener sogenannten großen Völkererhebung"**) hemmen können. So findet sich über die Entscheidungsschlacht vom 16. bis 18. Oktober folgende charakteristische Ausführung: „Die Schlacht von Leipzig bestand aus einer Reihe von Gefechten, welche in den Berichten der Coa-

*) „Aufzeichnungen." S. 221.
**) S. 289.

lisirten zu dem Range von Schlachten erhoben wurden, weil jeder Kommandirende einer Armee in der verwickelten Geschichte dieser Tage seine eigene Schlacht in Anspruch nahm. Diese Gefechte waren der Collectivsieg von Leipzig. Zeitgenossen nannten sie auch die Völkerschlacht, obgleich sich nirgends Völker erhoben hatten (!), und der Feldzug von 1813 überhaupt kein Volkskrieg, sondern ein reiner Soldatenkrieg war. Eine halbe Million Soldaten aus verschiedenen Ländern standen sich mit 2000 Geschützen, in dem Verhältniß beider kriegführenden Parteien wie 1 zu 3 gegenüber!"*) Abgesehen davon, daß das Zahlenverhältniß der Franzosen zu den Verbündeten unrichtig, mit der Tendenz einer Verherrlichung der ersteren, angegeben ist — am 16. Oktober waren sie an Zahl fast gleich, am 18. Oktober wie 2 : 3 —, so hat jedenfalls dieser Autor von dem preußischen „heiligen Volkszorn" jener Zeit keine Ahnung.

Durch wen ist denn aber der Heros gestürzt worden? Nicht durch die preußische Erhebung, auch nicht durch dieses oder jenes, wovon man dies sonst gewöhnlich annimmt, sondern vornehmlich durch den hinterhaltigen, arglistigen, die ganze Welt täuschenden, ehrgeizigen Czaren Alexander, der dem offenen, ehrlichen, vertrauensvollen, hochherzig-freundschaftlich gegen ihn gesinnten Napoleon den Untergang geschworen hat und nicht eher ruht, als bis er seine schwarzen Pläne durchgeführt hat! Wie bedauerlich, daß Oesterreich, das doch sonst immer die rechte Politik hat, und das namentlich immer für Deutschlands wahres Wohl gesorgt hat, sich dem Bunde gegen Napoleon angeschlossen hat! „Welche Erschütterungen und spätere Revolutionen wären vermieden worden, hätte man seine damalige Friedenstendenz offen aufgefaßt!!! — — —", so urtheilt der Verfasser über Napoleons Haltung gegenüber den Friedensunterhandlungen während des Poischwitzer Waffenstillstandes. Das was Stein, Wilhelm von Humbold und die andern deutschen Patrioten als das Schrecklichste fürchteten, daß aus jenem ein Friede werden könnte auf die beispiellos günstigen Bedingungen hin, die Oesterreich dem Kaiser zu bieten geneigt war, ein Friede, der nach menschlichem Ermessen gleichbedeutend gewesen wäre mit der ewigen Mediatisirung der deutschen Nation, das erscheint also dem Verfasser als ein erstrebenswerthes Ziel! — Das stolze und drohende Auftreten Steins und seiner Gesinnungsgenossen gegen die Rheinbundsstaaten nach der Leipziger Schlacht mißbilligt der Verfasser, der in ihnen nur Kreaturen des Czaren sieht, wie schon oben angedeutet, höchlichst. „Deutsche souve-

*) Aufzeichnungen S. 260.

raine Fürsten wurden ihrer Staaten beraubt, andere mit Entsetzung bedroht, weil sie dem Gesetz der Nothwendigkeit sich unterworfen hatten gleich wie Alexander selbst, als er der Verbündete Napoleons war." Man hatte nur die eine Tyrannei mit der andern und zwar der schlimmeren vertauscht. „So weit war Napoleon der Welteroberer nie gegangen, wie jetzt Alexander, der Weltbefreier. Größere Willkür als der russische Kaiser hat in Deutschland nie ein fremder Herrscher ausgeübt*)." Leider hat sich auch Oesterreich, das doch sonst immer eben so gut für seine eigenen, wie für die deutschen Interessen zu sorgen pflegt, von Rußland bestimmen lassen, den unglückseligen Gedanken zu fassen, Napoleon völlig zu stürzen! So ist es denn zu einem für Frankreich und ganz Europa überaus unglücklichen Ereignisse, der Vernichtung der Napoleonischen Herrschaft, gekommen. Den Mann, „der, gleich einem Helden in der Mythologie, das zur Riesenstärke angewachsene Ungethüm, die Revolution besiegt hatte"**), nannte man einen Revolutionär, und er fiel nur, weil er, der rechte Hort der conservativen Interessen, nicht aus seiner Rolle fallen, kein Zerstörer werden wollte; sonst wäre es ihm leicht gewesen, durch Entfesselung der von ihm gezähmten, revolutionären Leidenschaften zu siegen; seine Seelengröße ließ ihn dies Mittel verschmähen, und so fiel er. —

Der liberalen napoleonischen Legende, die aus dem eisernen Despoten einen Freiheitshelden machte, tritt hier bei einem monarchisch und aristokratisch gesinnten Manne die konservative Legende zur Seite. Ueber „die Ränke der royalistischen Partei, in der kein Gefühl des Stolzes, kein Nationalsinn lebte, kein französisches Herz schlug", und die sich bestrebte, „Alles, was noch von der Revolution übrig war, ... zu zerstören" verhehlt dabei der Verfasser seine Entrüstung nicht. Es ist das von Treitschke so treffend gezeichnete Doppelgesicht des Bonapartismus, der sowohl zur Demokratie als auch zum militärischen Despotismus hinblickt, welches sich in den widerspruchsvollen Ausführungen des Verfassers ausprägt***).

Wir kommen nach dieser Charakteristik der politischen Auffassung des Grafen von der napoleonischen Zeit zu den ungedruckten Aufzeichnungen, welche die Ereignisse der Jahre 1815—1846 behandeln. Sie sind weniger durch eine durchgreifende Tendenz beherrscht; der Enthusiasmus für Napoleon ist darin gemildert. Es sind die Anschauungen

*) Es ist von Interesse, so den späteren Freund des Czaren Nikolaus reden zu hören!

**) „Aufzeichnungen" S. 276.

***) v. Treitschke. „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus".

eines wohlwollenden, aufgeklärten Aristokraten, der einen verständig gehandhabten, jedem revolutionären Gebahren aber streng mit der militärischen Macht entgegentretenden Absolutismus für die seiner Zeit dienlichste Staatsform hält, unverkennbar der Metternich'schen Diplomatenschule nahe verwandt. Tiefes Mißtrauen gegen den Lärm und die Corruption der parlamentarischen Debatte, wie sie damals namentlich Paris den entzückten Ohren des liberalen Europas bot, erfüllt ihn; doch bemüht er sich stets, auch ihm unsympathischen Persönlichkeiten und Bestrebungen, wie z. B. Louis Philipps mit seinem „comtoristischen Geist", wie er sich ausdrückt, unparteiische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Persönliche Dankbarkeit und persönlicher Groll sind freilich bei der Beurtheilung mancher Persönlichkeiten offenbar von Einfluß gewesen.

Ich hebe aus der Fülle des Gebotenen nur eine Anzahl besonders interessanter Züge und Berichte hervor, indem ich darauf verzichte, einen inneren Zusammenhang herzustellen. Der erste Abschnitt der Memoiren handelt von König Friedrich I. von Würtemberg. In dem Kampfe desselben mit seinen Ständen um das „gute, alte Recht" steht der Graf mit seinen Sympathien durchaus auf Seiten des Königs. Um seine Rheinbundspolitik durch die Nothwendigkeit zu rechtfertigen, citirt er mit Wohlgefallen ein Wort Friedrich Wilhelms III. aus dem Herbst 1813, als es sich um das Geschick der Verbündeten Napoleons handelte: „Wir haben uns alle gebeugt; der König von Würtemberg hat nur ertragen, was er nicht zu ändern vermochte." Wenn er im Uebrigen von Friedrich I. sagt, sein persönlicher Charakter sei strenge Ehrenhaftigkeit gewesen und sein Grundsatz, die Gesetze herrschen zu lassen, so dürften auch solche, denen etwa Treitschkes juvenalische Schilderung der ruchlosen Despotennatur des Königs zu scharf scheinen möchte, darin eine starke Trübung der Wirklichkeit durch das Gefühl hoher Dankbarkeit, das den Grafen an den König fesselte, erblicken. —

Weit weniger günstig ist sein Urtheil über dessen Nachfolger, König Wilhelm I. Abgesehen von persönlichen Gefühlen, die, wie oben erwähnt, ihn gegen denselben einnehmen mußten, war dessen Buhlen mit der Demokratie dem Aristokraten ebenso widerwärtig, wie seine Großmachtssucht dem nüchternen Blicke des soldatischen Beobachters thöricht erschien. Als Volksbewegungen in Stuttgart 1817 den Wunsch der Bürgerschaft nach Wiederherstellung der alten Verfassung dokumentirten, und auf den König einen Druck auszuüben versuchten, wurde ihnen durch Bismarcks Erscheinen mit zwei Regimentern und einer Batterie reitender Artillerie ein Ende gemacht. — Daß Wilhelm I. nicht nur

die Staatsdomänen, sondern auch das „Uralte Familien-Fidei-Commiß-vermögen" dem Staate gegen eine Civilliste von 850000 Gulden überließ, mißbilligte der Graf sehr. Der König trat damit nach seiner Ansicht „aus der unabhängigen Stellung eines reichen Herrn" „in die abhängige Lage eines bezahlten Staatsdieners". J. G. Droysen urtheilte bekanntlich anders über den Hohenzollern, der in seinem Staate ein analoges Verfahren einschlug. Nach ihm war das ein Zeichen von großer Auffassung seiner Herrscherpflichten; es war, wie wenn der Regent seinen Familiengenossen und allen andern Fürsten zuriefe: „Vor Allem hütet Euch, Privatpersonen fürstlichen Standes sein zu wollen; lebt ganz dem Staate!" —

Die „Ulmer Adresse" im Jahre 1819*) erfüllte den Grafen mit Entrüstung. Sobald dieser Unsinn zu seiner Kenntniß gekommen sei, erzählt er, habe er sich sofort zum Könige begeben, in der Unterstellung, Neues berichten zu wollen; der König habe aber schon davon gewußt, und seine Ideen über Vergrößerung seines Landes hätten seinen Geist der klaren Berechnung seiner Machtmittel beraubt. „Meine Anführung der Geschichte und daß selbst Napoleon sich der Kräfte einer Revolution, sogar in seiner bedrängten Lage, weder 1814 noch 1815 habe bedienen wollen, indem er diese Kräfte als die größten Feinde der Menschheit betrachtete, fanden keinen Eingang. . . . . Mein Entschluß war schnell gefaßt. Da der König kein Ohr für meine Vorstellungen haben wollte, brach ich ab und bat um meine Entlassung. Dies machte einen tiefen Eindruck. — In der That hatte mein erstes schriftstellerisches Werk: „Vorlesungen über die Taktik der Reuterei" 1818 die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III., erregt, der mich durch den in Stuttgart beglaubigten preußischen Gesandten, Herrn von Küster, zu den Manövern in Berlin hatte einladen lassen. Es sollte die Einleitung zum Eintritt in preußische Dienste sein. — Auf Befragen machte ich mit gewohnter Offenheit hiervon Mittheilung mit dem Zusatz: „Sollten die Anträge meinen Erwartungen nicht entsprechen, so ziehe ich mich in mein Familienleben zurück." — Der König ging hierauf einige Mal im Zimmer auf und ab und wandte sich dann gegen mich: „Sie werden mich, Ihren Kriegskameraden, doch nicht verlassen, jetzt nicht verlassen!" — Der Moment entschied, was ich freilich später zu bereuen hatte". — Wir haben diese Szene auch deshalb mit des Grafen Worten ausführlich wiedergegeben, weil sie sein persönliches Verhältniß zum Könige hell beleuchtet und

*) Vgl. Treitschke „Deutsche Geschichte" II, 585.

geeignet scheint, den Schlüssel zur Erklärung jener freilich erst fast 30 Jahre später eintretenden Katastrophe zu gewähren, von der oben berichtet ist.

Auf den glücklichen Verlauf der diplomatischen Verhandlungen, durch welche 1824 das gestörte Einvernehmen zwischen Würtemberg einer- und Oesterreich, Preußen und Rußland andererseits wiederhergestellt wurde*), scheint sich der Graf entscheidenden Einfluß zuschreiben zu wollen. Er befand sich „während derselben um die Person des Königs, den er auch auf einer Reise nach Marseille zum Gebrauch der Seebäder begleitete. Der König gab diesmal seinen Vorstellungen Gehör". — Nach Wiederherstellung des diplomatischen Verkehrs übernahm Bismarck alle jene oben erwähnten Gesandtschaften, und zwar ohne Gehalt. „Es gab in den Würtembergischen Kammern immer Heiterkeit, wenn bei Berathung des Budgets für das auswärtige Ministerium bei der Rubrik: Ausgabe: Gesandten-Gehalt in Carlsruhe, Berlin, Dresden und Hannover, das den Ständen angenehme: Nichts! vorgelesen wurde." — Welch heiteres Bild kleinstaatlichen Stilllebens! — Trotz dieses äußeren Ausgleichs wurde doch König Wilhelm fortgesetzt in Berlin und namentlich in Petersburg mit Abneigung betrachtet. „Gegen keinen der damals lebenden Souveräne äußerte Nikolaus Abneigung", berichtet der Graf noch 1835 nach seinen Unterredungen mit dem Czaren, „mit Ausnahme des Königs Wilhelm von Würtemberg, gegen den Beschuldigungen in den Familien-Archiven liegen sollten, Beschuldigungen, welche die Briefe der Königin Katharina an den Kaiser Alexander enthielten und documentirten. Mein Bemühen, sein Urtheil umzustimmen, blieb ohne Erfolg." Sehr scharf sprach sich auch der milde Friedrich Wilhelm III. gegen Bismarck über seinen Souverän aus, weil dieser „ein störendes Element sei, und ohne politischen Charakter nur den Eingebungen seiner augenblicklichen Laune, welche so oft von gereizter Persönlichkeit beherrscht würde, folge. Mit solchen Charakteren bleibe die Einigkeit Deutschlands ein schwer zu lösendes Problem, eine Aufgabe, welche die Besorgniß wach erhalte, daß es in Tagen der Noth und Gefahr Deutschland an der Kraft fehlen könne, welche in der Eintracht allein ihre Bürgschaft zu finden vermöchte. So lange die Sonderinteressen, die Privatleidenschaften, die Eifersucht der Bundesglieder gegeneinander Deutschland theile, bleibe dessen Machtstellung eine Chimäre." — Auch der Graf hatte bei seiner diplomatischen Thätigkeit vielfach einen schweren Stand mit dem König. Als es sich um

---

*) Vgl. Treitschke „Deutsche Geschichte". III, 320—323.

die Erbauung einer vierten Bundesfestung zur Sicherung des Oberrheins aus den französischen Contributionsgeldern von 1815 handelte, gelang es dem Grafen 1836 „in Berlin dem einfachen Gedanken Eingang zu verschaffen", Rastadt aus jenen Geldern zu befestigen und dafür auch Oesterreich, das es mehr in seinem Interesse fand, wenn der Donaulauf stark befestigt würde, zu gewinnen, indem man den Antrag stellte, Ulm als fünfte Bundesfestung mittelst Matricularbeiträgen zu bauen. Als Bevollmächtigter Würtembergs zu den Conferenzen, die über diesen von Friedrich Wilhelm III. unterstützten Vorschlag berathen sollten, hatte Bismarck „die größten Schwierigkeiten, den König von Würtemberg correct zu erhalten; denn wie früher bei den Verhandlungen über den Zoll- und Handelsverein, so suchte er auch diesmal durch kleine Chicanen aufzuhalten und zu hindern." So unsere Aufzeichnungen über König Wilhelm; jedenfalls kannte ihr Verfasser seinen Landesherrn ziemlich gründlich, und daß er ihn offenbar nicht liebte, ist kein Grund, die Glaubwürdigkeit seiner Berichte zu bezweifeln.

Bei der Audienz, die Friedrich Wilhelm III. ihm bei Ueberreichung seiner Beglaubigung 1825 gewährte, erregte die Weltweisheit desselben, „seine kurzen kernigen Aussprüche ...., seine Urtheile mittelst erlesener Worte über die Bestrebungen der Gegenwart, welche sich den gesetzlichen Schranken entziehen möchte, und welche daher eine allgemeine Vollziehung freisinniger Verfassungen, die das Wohl des Staates und zugleich das Wohl Aller begründen sollten, zu verschieben nöthigten", die Bewunderung des Grafen. — Bei seiner demselben Zwecke dienenden Audienz in Pillnitz bei Friedrich August I. von Sachsen, bei welcher derselbe „die ihm eigene Feinheit des Benehmens entfaltete", wandte sich das Gespräch natürlich bald auf eine bewundernde Betrachtung der Kriegführung des „großen Alliirten", der Friedrich August zur Königswürde und zum Verlust der Hälfte seines Landes befördert hatte. — Dort überraschte auch der Großfürst Constantin, Nikolaus' älterer Bruder, der auf der Durchreise begriffen sich mit unserm Grafen bis tief in die Nacht hinein unterhielt, ihn ebensosehr durch Wissen wie durch Vorurtheile. Doch stimmten sie auch vielfach überein, namentlich darin, daß „eine Armee nach dem Prinzip einer kurzen Dienstzeit, nur um den nothwendigsten Gebrauch der Waffen einzuüben, welche aber die Disciplin nicht zur Gewohnheit erheben kann, gegen „alte Armeen" verwendet die Besorgniß von Niederlagen erwecke"; offenbar galt der Seitenblick dem preußischen „Volk in Waffen", auf welches der Berufssoldat noch immer mit zweifelndem Vertrauen sah, wenn er ja auch schon ernsthaft an den Eintritt in preußische Dienste gedacht hatte. —

Da in Hannover kein Souverän residirte, vielmehr Oligarchen „nicht zum Nachtheil des Wohlstandes des Landes" regierten, so genügte es für unsern Collectivgesandten, auf der Durchreise sein Creditiv, an Wilhelm IV. gerichtet, dem Ministerium zuzustellen.

Ende Juni 1830 war der Graf der Seebäder wegen in Boulogne und hielt sich dann bis zum 25. Juli in Paris auf, wo ihm der chaotische Zustand des Parteiwesens so auffiel, daß er eine Katastrophe voraussah. Am Tage der Veröffentlichung der Ordonnanzen verließ er Paris, und ging über Dresden, wo an Stelle seines von ihm hochverehrten Friedrich August der „einst auf dem Wiener Kongresse wie ein Paria behandelte" Prinz Anton König war, nach Teplitz und dann mit Friedrich Wilhelm III. zusammen nach Berlin, als die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in Paris eintraf. Der feurige Kronprinz hatte sofort ausgerufen: „Ist die Armee marschfertig und meine Feldequipage in Ordnung?" Bekanntlich beruhigte man sich bald, und das Julikönigthum ward von Preußen anerkannt. — Der Ausbruch der Revolution in Belgien war nach Bismarcks Ansicht für Louis Philipp ein höchst günstiges Ereigniß, indem er ihm Gelegenheit bot, die noch in Frankreich gährenden wilden Leidenschaften nach außen abzulenken. Der Bürgerkönig habe dieses mit den ausdrücklichen Worten auserkannt: „Welch glücklicher Wurf ist nicht die belgische Revolution für Frankreich!" Nach Treitschke*) sah derselbe dagegen „in dem Aufruhr der Belgier nur eine unwillkommene Verlegenheit", indem durch die Verkettung der Frage seiner Anerkennung mit den belgischen Wirren, welche den Weltfrieden unmittelbar bedrohten, die erstere zweifelhafter gemacht wurde. Daß indessen andererseits durch das Hinströmen Tausender von französischen Freiwilligen und Aufwieglern nach Brabant, von dem er selbst erzählt, Frankreich für eine Weile von gefährlichen Elementen befreit wurde, ist doch unzweifelhaft, und es dürfte demnach Bismarcks Ansicht einen richtigen Gesichtspunkt zur Beurtheilung der damaligen Lage des Juli-Königsthums hervorheben.

Preußens friedliche Haltung wurde bekanntlich sehr erschwert durch die Ankunft von Diebitsch in Berlin, dem Ueberbringer der kriegerischen Pläne des Czaren, dessen Hitze erst durch den am 29. November 1830 in Warschau losbrechenden Aufstand abgekühlt wurde. Sehr interessant ist, was Graf Bismarck über seinen Verkehr mit dem berühmten Balkanübersteiger erzählt:

„Graf Diebitsch-Sabalkanski, bei dem ich während seines Aufent-

*) „Deutsche Geschichte" IV, 43.

haltes in Berlin jeden Abend nach dem Theater Thee nahm, äußerte sich bei der Nachricht von der in Warschau erfolgten Insurrektion: Seit Jahren habe ich dies Ereigniß vorhergesehen, ebenso wie ich seit dem Jahre 1823 unaufhörlich die Aufmerksamkeit nach dem Orient lenkte; „der Krieg mit der Türkei ist unvermeidlich, also rüstet Euch." — Meine Stimme wurde wie die Stimme eines den Krieg suchenden Soldaten unbeachtet gelassen. Die Folge war, daß wir 1828 mit unzureichenden Kräften den Kriegsschauplatz betraten und zugleich die Gelegenheit unbenutzt ließen, die polnische Armee in diesem Kriege zu verwenden und sie uns brüderlich zu verbinden. Diese kampfbegierige Armee sah darin eine Zurücksetzung, welche eine unfreundliche Stimmung hinterlassen hat. Die Schuld dieses Mißgriffes trägt der Cesarewitsch, welcher jeden Krieg als eine Zerstörung der Paradeordnung betrachtet (!) — So jetzt bei der polnischen Insurrektion, wo man meine Warnungen abermals unbeachtet gelassen, keine Maßregeln genommen hat, durch Aufstellungen russischer Truppen mit Entschiedenheit kräftig einzugreifen. — Vergebens habe ich hier in Berlin offen die Lage Polens dargelegt, die für Preußen und für Oesterreich das gleiche Interesse wie für Rußland hat. Ich habe erklärt, daß die französische Revolution uns die Gelegenheit darböte, die polnische Armee auswärts zu verwenden; daß in Polen eine Insurrektion ohne die Armee keine Stütze habe und ohne ernste Folgen bleiben würde; daß die polnische Armee am Rhein oder in den Niederlanden angekommen voraussichtlich Deserteure haben werde, daß solche Desertionen aber auf den Gang der Operationen von keinem störenden Einfluß seien, angenommen sogar, daß geschlossene Abtheilungen übergingen; — man werde außerdem die polnische Armee nicht als ein Ganzes beisammen lassen, sondern sie während des Marsches nach Brigaden untermischen —; daß die Armee aber in Polen ein parates, zugleich zu fürchtendes Element für die Zwecke der Propaganda bleibe, gleich gefährlich für Preußen und für Oesterreich wie für Rußland, und die Ruhe von Europa bedrohe. — Die französische Julirevolution habe uns in die Alternative gesetzt, diese Revolution entweder jenseits des Rheins zu bekämpfen oder in unsern eigenen Ländern. Rußland werde mit der polnischen Revolution fertig werden. Aber früher oder später würden Oesterreich und Preußen die Macht der revolutionären Propaganda erfahren. So lange diese Hyder nicht besiegt sei, dürfe Europa nicht auf Ruhe rechnen. Entweder müsse man über das böse Prinzip triumphiren oder dieses über sich triumphiren lassen." Es geht aus diesen Ausführungen eines der bedeutendsten Häupter der Kriegspartei in Rußland jedenfalls hervor, daß es nicht

nur der legitimistische Eifer des Czaren und seiner Gesinnungsgenossen wider die Revolution in Frankreich war, der zum Kriege drängte, sondern daß neben dieser prinzipiellen und doktrinären ebensosehr die eminent praktische Rücksicht auf die eigenen inneren Zustände des Czarenreiches in Frage kam, die Aussicht, die schmerzhafteste Wunde an dem ungeheuren Körper desselben, das Verhältniß zu Polen, zu lindern, wenn nicht gar zu heilen, indem man die dort vorhandenen Leidenschaften und deren mächtigstes Streitmittel nach außen ablenken und zugleich durch den von Polen und Russen gemeinsam zu erkämpfenden Kriegsruhm ein Band innerer Versöhnung zwischen den Todfeinden zu knüpfen versuchen wollte.

Auf den Briefwechsel, welchen Diebitsch bis zu seinem ja so bald erfolgenden Tode mit dem Grafen unterhielt, dürfte folgende Schilderung der Schlacht von Grochow zurückzuführen sein, die wir als die einzige dieser Art in den hinterlassenen Aufzeichnungen wörtlich wiedergeben: Die Schlacht war eine „meisterhafte Improvisation“ Diebitsch's. Die beim Gottesdienst von den Polen überfallenen Russen stellte er sofort zur Schlacht auf, seine Dispositionen diktirend, während schon die Vorwachen mit dem Feinde plänkelten. „Die (russische) Armee lehnte sich an den Waldsäumen, welche die Ebene von Grochow begrenzen. Die Polen waren im Besitz der Kunststraße, hatten damit das sichere Terrain, den russischen linken Flügel bedrohend, im Besitz. Hier entspann sich ein heftiges Gefecht. Der Feldmarschall gab dem General Toll, dem Chef seines Stabes, den Auftrag, mit 4 Cürassier-Regimentern, 24 Schwadronen, rechts hinter kleine Sandhügel sich in der Richtung von Praga zu bewegen, um die Polen von ihrer Rückzugslinie abzuschneiden, und sie in dem Moment anzugreifen, wenn ihr rechter Flügel auf der Chaussee zum Weichen gebracht sein würde, sie mithin auf ihrem Rückzug zu empfangen, wenn sie von der Front durch die siegreich stürmende Infanterie des linken Flügels hart gedrängt würden. — General Toll, ein heftiger, ungeduldiger Charakter, fand den trockenen Sandweg zu weit ausgreifend, und besorgt, daß die Polen seinem Manöver entgehen würden, wählte er den geraderen und näheren Weg durch ein sumpfiges, mit Buschwerk bewachsenes Terrain. Die Pferde sanken durch die obere Frostdecke, die täuschte, hinein; man mußte zu zwei Rotten abbrechen, konnte an einzelnen Stellen nur einzeln durchkommen, so daß endlich nur 4 Schwadronen des Regiments Prinz Albrecht, ihren Obersten Meiendorff an der Spitze, die Chaussee erreichten. Die übrigen 20 Schwadronen waren genöthigt umzukehren. Der günstige Moment zu einer entscheidenden That war indessen verschwunden und mit ihm

die Polen. — Meiendorff traf die Polen bei seiner Ankunft auf der Chaussee im Rückzug; aber zu schwach, diesen aufzuhalten, wurde er von ihnen gegen Praga geworfen, verlor einen großen Theil seiner Cürassiere und entkam nur mit dem Rest zwischen den Sandhügeln, wo das Schachoffskische Corps anmarschirte."

Diese Darstellung verdient jedenfalls ernsthafte Beachtung für die Entscheidung der noch ungelösten Frage, wie es gekommen sei, daß der große, kühne Reiterangriff der Russen, abgesehen von dem Kriegsruhm, mit dem er den Obersten Meiendorff bedeckte, ein so geringes praktisches Resultat gehabt hat, — eine militärische Operation, die leicht nicht eine Schlacht, sondern einen ganzen Krieg von ungeheurer Bedeutung hätte entscheiden und beenden können. Es bestehen zwischen der Erzählung Bismarcks und der des bisher besten Werkes über jenen Krieg, von Friedrich von Smitt, erhebliche Differenzen*).

Beide Darstellungen stimmen darin überein, daß der große Kavallerieangriff, wenn er glücklich ausgeführt worden wäre, die weichende polnische Armee hätte völlig auseinander sprengen müssen, daß dieser Angriff der entscheidende Moment war, „der Glanzpunkt der Schlacht für die Russen", wie v. Smitt (I, 352) sich ausdrückt. Nach einer ausführlichen Schilderung jenes Todesrittes fährt er fort**): „Wenn vier Schwadronen Cürassiere schon solche Wirkungen hervorbrachten, was erst 24 Schwadronen, begleitet von ebenso vielen Schwadronen Ulanen, Husaren und reitenden Jägern! Es kam zur Sprache, warum es nicht geschah? man machte sich gegenseitig Vorwürfe: Die Schuld lag wohl nur am Zurückbleiben der dritten Division, wodurch auch die übrigen Regimenter hinter ihr aufgehalten wurden. Auch hatte Meiendorff, ohne das Signal abzuwarten, angegriffen, bloß mit der Erlaubniß seines Divisionsgenerals, der den Fehler beging (ein Fehler heroischer Seelen!), daß er mitsprengte. So blieb niemand da, um darüber zu wachen, daß die übrigen Regimenter gehörig folgten; denn Graf Toll war mit den Garde-Ulanen, Graf Witt mit den Ukrainischen vorgegangen, und ehe man sich's versah, war Meiendorff zurück: Der ganze Angriff hin und her hatte nicht länger als etwa zwanzig Minuten gedauert."

Daß jene vier Schwadronen nicht von der übrigen Kavallerie unterstützt wurden, dafür also lag die Schuld „wohl nur an dem Zurückbleiben der dritten Division, wodurch auch die übrigen Regimenter hinter ihr aufgehalten wurden". Woran aber lag es denn, daß die dritte Division

*) Friedrich von Smitt „Geschichte des polnischen Aufstandes und Krieges in den Jahren 1830 und 1831". Berlin. 1848. 2. Aufl. 3 Theile.
**) a. a. O. I, 356.

zurückblieb? Auf diese sich doch sofort erhebende Frage giebt Smitt keine Antwort. Die Punkte, die er dann noch mit „Auch" eingeleitet zur Erklärung jener Schwierigkeit anführt, sind offenbar nur von sekundärer Wichtigkeit, und er selber hält sie nur für nebensächlich. Es mögen dies die Erklärungsgründe sein, die zur Sprache kamen, als „man (wer?!) sich damals gegenseitig Vorwürfe machte". — Wer hatte den ganzen wegen des durchschnittenen Terrains höchst schwierigen Reiterangriff befohlen? „Graf Toll, vom Feldmarschall dazu ermächtigt", nach v. Smitt (I, 350). Den Feldmarschall erwähnt er dann bei seiner Darstellung nicht mehr; es sieht nach dieser so aus, als sei die ganze Disposition des Angriffs von Toll ausgegangen, ohne daß derselbe über die Detailausführung desselben irgend welche Weisungen von Diebitsch erhalten hätte, nach denen er sich von Rechts wegen hätte richten müssen. Kein Wort davon, daß Toll die von Diebitsch ihm vorgeschriebene Angriffsrichtung willkürlich geändert habe, dabei auf ungünstiges Terrain gerathen sei und so durch einen schweren Fehler, der seinem „heftigen, ungeduldigen Charakter" zuzuschreiben wäre, die Erfolglosigkeit der ganzen Unternehmung verschuldet habe.

Es fehlt uns an Mitteln, mit absoluter Sicherheit festzustellen, welche von diesen so abweichenden Darstellungen der Wahrheit am nächsten kommen mag. Wir haben eine Auffassung der Schlacht, welche Toll höchst günstig ist, und eine, die ihm ziemlich ungünstig ist, dafür auf Diebitsch ein rühmliches Licht wirft. Erstere ist jedenfalls bisher die herrschende gewesen; nicht nur, daß der beste bisherige Geschichtsschreiber jenes Krieges kein Wort der Anklage gegen Toll hat, so beurtheilt er überhaupt seine ganze militärische Persönlichkeit überaus günstig, worin ja auch Treitschke, der Toll den „kühnsten und einsichtigsten Kopf des Hauptquartiers" nennt*), mit ihm übereinstimmt. Die Toll ungünstige Auffassung stammt von einem nahen Freunde Diebitsch' her, der naturgemäß die Ereignisse gern in einem für diesen möglichst vortheilhaften Lichte sieht, und zugleich von einem Manne, der von alter Zeit her ein ungünstiges Urtheil über Toll besessen hat; denn in einer Anmerkung fügt er den Worten, mit denen er ihn als einen „heftigen, ungeduldigen Charakter" tadelt, die Bemerkung hinzu: „Als solchen erkannte ich ihn 1814 in Frankreich". — Und doch, es spricht durchaus kein Grund innerer Wahrscheinlichkeit gegen diese von einem Gegner der herrschenden Auffassung stammende Darstellung, wohl aber manche dafür.

*) „Deutsche Geschichte" IV, 87.

Toll kann auch, wenn er wirklich aus Ungeduld jenen Fehler begangen haben sollte, dabei recht wohl der „kühnste Kopf des Hauptquartiers“ gewesen sein, wenn auch gerade nicht immer der „einsichtigste“. Jedenfalls ist Bismarcks durchaus neue Darstellung die einzige, die jene Frage, „warum es nicht geschah“, wirklich in befriedigender Weise beantworten würde. Zu dem oben gegen Smitts Erklärungsversuch Bemerkten fügen wir hinzu, daß er zwar auch von den Terrainhindernissen, den vielen Gräben, den mit dünnem Eise bedeckten Morästen spricht, ohne sie aber in so klarer Weise wie Bismarck zur Erklärung des Verlaufes jenes Angriffs heranzuziehen. — Dazu beachte man Folgendes:

v. Smitt hat sein Werk wesentlich auf Grund der Rapporte Diebitsch' an den Czaren verfaßt, während ihm dessen vertrauliche Berichte damals noch unzugänglich waren. Diese vertraulichen Berichte lassen, wie Smitt selbst, als er sie später kennen lernte, in einem späteren Buche besonders betont, Diebitsch' so viel getadelte Kriegführung in diesem seinem letzten Feldzug in einem günstigen Lichte erscheinen; namentlich die auf seine Unthätigkeit bezüglichen Vorwürfe werden dadurch entkräftet, und sein Verhalten meist glänzend gerechtfertigt*). Eine Darstellung, die Diebitsch' Verhalten und Einsicht günstig ist, stimmt also nur mit dem überein, was erst nach jenem früheren Buche Smitts die neuere Forschung für andere Punkte seiner Geschichte festgestellt hat. Jene von Smitt abgedruckten vertraulichen Berichte beginnen erst mit dem März 1831; wenn unsere Schlachtschilderung auf einen Brief Diebitsch' zurückgeht, so würde sie also jene in höchst erwünschter Weise ergänzen. Da Smitt nach seiner eigenen Angabe die Grundzüge seiner Erzählung des großen Reiterangriffs dem Obersten Meiendorff zu verdanken hat, so würde man jedenfalls, wenn man gegen die Darstellung des Untergebenen, der den großen Zusammenhang der Dinge kaum wird gekannt haben, die Darstellung des Oberkommandirenden besäße, nicht im Zweifel sein, wem man den Vorzug einzuräumen habe. — Aber liegt denn nun auch wirklich Bismarcks Erzählung ein vertraulicher Brief Diebitsch' zu Grunde? Es scheint uns fast unzweifelhaft. Ueber die versäumte Ausnutzung des Sieges von Grochow theilt er uns selbst einen ausführlichen Brief des Feldmarschalls mit, sollte dieser ihm nicht auch die Schlacht selbst in großen Umrissen geschildert haben? Bismarcks Schlachtbericht selbst scheint zu dieser Annahme zu drängen. Bei dem schrecklichen, stundenlangen Gemetzel in dem Erlenwäldchen, dem Schlüssel der polnischen Stellung, von dem Smitt als dem eigentlichen Hauptinhalt der Schlacht

*) von Smitt „Feldherrn-Stimmen aus und über den Polnischen Krieg vom Jahre 1831“. 1858. Vorwort S. V. Die Berichte selbst S. 125—245.

ausführlich berichtet, hält er sich gar nicht auf; eine genauere Bezeichnung des Terrains als eines „Erlenwäldchens“ fehlt dabei sogar. Aber beredt und ausführlich wird er, sobald er von der großen Reiterattaque spricht, und sobald es gilt, seinem alten Gegner Toll einen Hieb zu versetzen. Es ist, als sähe man, wie Diebitsch dem alten Kavalleristen das zu Papiere bringt, was sein Reiterherz besonders bewegen muß, und wie er, der zweifellos aus seinem vertrauten Verkehr mit Bismarck dessen Antipathie gegen Toll kannte, dem Freunde sein zu jener Zeit von allerlei Sorgen bedrücktes Herz öffnet und ihm zugleich die Genugthuung gewährt, sein altes Urtheil durch einen neuen Fall der Anwendung bestätigt zu finden. — Uns scheinen demnach äußere wie innere Gründe in hohem Grade für die Annahme zu sprechen, daß einerseits Bismarcks Bericht über die Schlacht von Grochow auf Diebitsch' Briefe zurückgeht, und andererseits, daß er die richtige Lösung jenes wichtigen Räthsels enthält.

Nach der Schlacht verfolgte Diebitsch bekanntlich die geschlagene polnische Armee nicht, wie ihm Toll vorschlug, sondern ließ sie ruhig nach Praga und Warschau sich zurückziehen, unternahm auch nicht noch am Abend den Sturm auf Praga. Smitt*) erzählt darüber, Toll habe nach der Entscheidung des Treffens eine Aufforderung erhalten, zum Feldmarschall zu kommen. „Er überließ demnach den Befehl über die vorderen Truppen dem Grafen Witt und ritt mißmuthig zum Feldmarschall. . . Als dieser ihn erblickte, stieg er vom Pferde, umarmte ihn und erklärte ihn zum Helden des Tages. Dem Grafen ging es aber nicht um Worte, da so Vieles noch zu thun übrig blieb, und er drang nun persönlich in den Feldmarschall, ihm die noch frische Infanterie mit 150 Kanonen zu geben, um . . . Prag mit seinen Verschanzungen noch diesen Abend wegzunehmen. . .“ Aber Diebitsch fürchtete von einem nächtlichen Sturm Gräuelscenen wie einst bei Suworow's Sturm und dadurch einen Fleck auf seinen Feldherrn-Ruhm. Auch erwartete er eine Capitulation der Polen ohne weiteres Blutvergießen, da diese die Vergeblichkeit längeren Widerstandes eingesehen haben müßten. Er „wollte deshalb in des Grafen Toll Vorschläge nicht einwilligen, bewogen vielleicht auch durch das unvollständige Gelingen des Kavallerieangriffs. . .“ Die starke und herzliche Anerkennung der auf alle Fälle sehr großen Verdienste Tolls in jener Schlacht seitens des Feldmarschalls würde bei dem edlen und freundlich-gerechten Charakter des letzteren, in dessen Preise Smitt und Bismarck überein-

*) I, 359.

stimmen, sehr wohl verträglich sein mit der Annahme, daß Graf Toll neben dem Trefflichen, was er geleistet, auch einen bedeutenden Fehler begangen habe, und bei der Abweisung von dessen weiteren Offensivplänen könnte das von Smitt vorsichtig angedeutete Motiv von dem „unvollständigen Gelingen des Kavallerieangriffs“ einen recht wesentlichen Einfluß ausgeübt haben, indem es den Oberkommandirenden mißtrauisch gegen ein williges Eingehen auf die Pläne eines Mannes machte, dem es bei seinem Feuereifer doch zuweilen an Besonnenheit fehlte. — Wie man auch hierüber denken möge, jedenfalls läßt sich Smitts Bericht über das Verhalten Diebitsch' gegen Toll nach der Schlacht ganz wohl mit der Bismarck'schen Erzählung von der Schlacht und der Annahme eines Ursprunges derselben von Diebitsch persönlich vereinigen. —

Daß es ein Fehler war, den Sieg von Grochow nicht mit äußerster Energie zu verfolgen, sah Diebitsch bald selbst ein und suchte in einem längeren Briefe an Bismarck, den dieser mittheilt, sich zu rechtfertigen, in der Weise, wie schon Smitt berichtet. Weniger der Soldat, als der Politiker*) Diebitsch hat diesen schweren Mißgriff begangen, und als Menschen gereicht er ihm zur Ehre, wie nicht minder dem Czaren, der vor Suworowscher Barbarei gewarnt und Diebitsch möglichste Schonung der Stadt Warschau empfohlen hatte, wie unser Brief ausdrücklich bekräftigt. Diebitsch schließt dieses Schreiben mit den Worten: „Der Fehler, den ich gemacht, kann ein Lehrsatz werden, daß man gegen Insurrektionen ohne Rücksicht, ohne Schonung, bis zu ihrer gänzlichen Zertrümmerung zu verfahren hat.“ Neben diesen beiden Gesichtspunkten, dem Zögern aus politischen und dem aus humanen Rücksichten, mag freilich auch noch der oben angedeutete dritte, das Zögern aus militärischen Rücksichten, zur Erklärung von Diebitsch' Verhalten in Rechnung zu ziehen sein, obwohl er dies in unserm Briefe selbst ausdrücklich abweist. Es ist so menschlich, daß der Feldherr, nachdem sich allmählich die Größe

*) Ueber seinen politischen Calcul, der sich freilich als fehlerhaft erwiesen hat, schreibt Diebitsch in seinem Briefe an Bismarck, er habe, abgesehen von den deutlichen Zeichen innerer Auflösung, welche die polnische Armee nach der Schlacht gegeben, „Eröffnungen von hochgestellten Personen der Aristokratie erhalten, welche Geneigtheit zu einer Unterhandlung, schon vor der Schlacht, ausdrückten. Der hohe Adel habe den Sieg der Russen nicht nur vorhergesehen, sondern ihn herbeigewünscht als das einzige Mittel, den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung .... zu verhindern. Dieser Adel war zur Unterwerfung bereit und nur durch das Schreckenssystem der Partei der revolutionären Propaganda gelähmt. Diebitsch, unzweideutige Documente in Händen, ließ sich verleiten, weitere Eröffnungen in Praga zu erwarten, wozu die konservative Partei zwar bereit war, was sie aber unter dem revolutionären Drucke befangen nicht zur Ausführung bringen konnte.“

und Folgenschwere seines Mißgriffs herausgestellt hatte, so daß er als solcher nicht abgeleugnet werden konnte, ihn wenigstens auf eine Weise vor sich und der Welt zu entschuldigen versuchte, bei der sein altbegründeter Ruf als Militär unangetastet blieb. — Jedenfalls aber darf man nicht so weit gehen, wie Treitschke*), der Diebitsch' Zögern einzig und allein aus militärischen Gründen erklärt, und zwar natürlich nicht mit Berücksichtigung der hierfür sprechenden oben angedeuteten psychologischen Motivirung, daß Tolls mißlungener Reiterangriff ihn gegen weitere Offensive bedenklich gemacht habe, sondern einfach daraus, daß er, der den Krieg mit ungenügenden Mitteln begonnen habe, sich nach der Grochower Schlacht nicht mehr stark genug gefühlt habe, den Sieg zu benutzen, wie einst 1794 König Friedrich Wilhelm II. Smitts Erklärungsversuch erhält der Einseitigkeit dieser Darstellung gegenüber durch unsern Brief die willkommenste Bestätigung. —

Im Juli 1831 war Graf Bismarck im Haag Zeuge der gehobenen patriotischen Stimmung, welche die vortrefflichen militärischen Rüstungen zur Niederwerfung des belgischen Aufstandes dort erweckten. Mit seinen Sympathien stand er durchaus auf Seite der Holländer, namentlich empörte ihn die kundgegebene Konnivenz Englands gegen die Belgier. Die englische Kaufmannspolitik fand an ihm, dem Konservativen, die schonungslos scharfe Kritik, zu der sich die deutschen Liberalen, lange durch ihre Neigung für den persönlichen Charakter und die Literatur, sowie für die parlamentarischen Institutionen der Engländer beeinflußt, erst spät nach dem energischen Vortritt von Männern wie J. G. Droysen, Treitschke u. a. erhoben haben: „England, dessen politischer Grundsatz darin besteht, das Aufblühen fremder Industrien mit Argwohn zu beobachten, womöglich zu hindern zum Vortheil ihrer eigenen, nahm gegen einen alten Alliirten Partei und verband sich mit seinen alten Rivalen, mit Frankreich, gegen Alt-Niederland. England, wenn dessen mercantile Interessen einen Gewinn zeigen, setzt sich über anerkannte Prinzipien des Völkerrechts, wie über Erwägungen der Billigkeit und Anständigkeit, sowie über Rücksichten gegen alte Verbündete, hinweg. Es nimmt revolutionäre Ideen als Bundesgenossen auf, deckt politische Flibustier mit seiner Flagge und giebt blutigen, mit allen Verbrechen befleckten Verschwörern ein schützendes Asyl. Es begünstigt, wenn Aussicht vorhanden ist, Einfluß zu gewinnen oder Länder auszubeuten, aufblühende Industrien zu Grunde zu richten, revolutionäre Bewegungen und Bürgerkriege. An dem Ruin geordneter Staaten

*) Treitschke „Deutsche Geschichte" IV, 61.

wenn auch nicht gerade arbeitend, ist ihm doch jeder Anlaß erwünscht, wenn solche unter dem Druck destructiver Einwirkungen leiden." Wenn diese auch als charakteristische Stilprobe*) bemerkenswerthe Philippika auch etwas zu weit geht und jedenfalls dort am ganz unrechten Orte steht, so bezeichnet sie doch jedenfalls die krasse Selbstsucht der englischen Handelspolitik mit anerkennenswerther Klarheit. —

An dem Tage, wo der Prinz von Oranien seine Offensiv-Operation begann, eilte Bismarck nach Berlin, um den Eindruck zu beobachten, den sie hervorbringen würde. Die Nachricht von dem erfolgreichen Vordringen der Holländer in Belgien „wirkte electrisch auf die preußische Armee und erweckte und belebte den alten Heldensinn, welcher in Preußen nie verloren gehen kann". In den gedruckten Aufzeichnungen des Grafen dürfte man umsonst nach einem so warmen Ausdruck über Preußens kriegerische Größe suchen; offenbar war seine Meinung darüber allmählich etwas anders geworden. Friedrich Wilhelm III., der ihn in Potsdam empfing, gab in der Unterhaltung über die diplomatischen Verhältnisse sein Bedauern über die Unthätigkeit der Mächte beim Ausbruch der Pariser Revolution von 1830 zu erkennen: „Der erste Entschluß", sagte er unter anderem, „war der richtige: allgemeine Bewaffnung, Besetzung der vereinigten Niederlande mit den belgischen Festungen, und den Boden der Verträge von 1815 festhaltend. Diese meine Ansicht fand Opposition. Nun befinden wir uns in den Irrgängen diplomatischer Verwickelungen, vor uns eine düstere Zukunft, auch wenn es gelingt, die Klippen der Gegenwart gefahrlos zu umschiffen." — Graf Bernstorff, auf dessen Rath der König im August 1830 seinen ursprünglichen Entschluß nicht ausführte, sagte zu Bismarck: „Wir sind jetzt mitten in den Folgen unserer Unthätigkeit, wozu ich gerathen habe, während die eventuellen Folgen, wenn wir mit Energie gehandelt hätten, ein Problem bleiben." Er fügte diesem tiefsinnigen Ausspruch noch die Versicherung hinzu, daß er sich von dem Vorwurf frei glaube, als ob Lafayette mit seiner Großsprecherei von einer Million Nationalgarden auf seine Ansicht Einfluß ausgeübt hätte. „Nie fehlt es", bemerkt Bismarck charakteristisch, „an Beschönigungen, wenn unliebsame Mahnungen und Erinnerungen das Gewissen derjenigen treffen, welche den Wetterstrahl der Macht unwirksam in ihren Händen hielten". Bernstorffs Rücktritt betrachtet er daher mit Genugthuung und freut sich über Ancillons Uebernahme des auswärtigen

*) Siehe oben S. 360.

Ministeriums, der sich nach seiner Ansicht „durch gründlich durchdachte Staatsschriften für diese hohe Stellung legitimirt hatte".

Im Jahre 1835 folgte Bismarck einer Einladung des Czaren, ihn in Petersburg zu besuchen. Seine militärischen Beobachtungen in Rußland legte er schon im nächsten Jahre in einem dem Czaren übersandten Buche „Meine Reise nach St. Petersburg" nieder, worauf er ein höchst schmeichelhaftes Handschreiben als Antwort erhielt, in welchem namentlich seine „politique sage et éclairée", seine „saine morale" und die ihm eigene „force de sentiment et de pensée" gerühmt werden. — Intimeres über jenen Aufenthalt in Rußland berichtet er in unserem Manuskript: „Ein zweimonatlicher Umgang mit dem Kaiser in Peterhof, wo weder Zwang noch Etiquette eine Scheidewand bildete, ein solcher ganz vertraulicher Umgang, wo der Kaiser die zartesten Gegenstände ohne Rückhalt besprach, wo man im Militär-Oberrock zur Tafel kam und die Abende im kleinen Familien-Cirkel zubrachte, war geeignet, den Charakter . . . dieses Herrschers genau kennen zu lernen. — Der Kaiser, eine Heroen-Gestalt von ächt antikem Muster (!), hatte im Gespräch einen bezaubernden Ausdruck, und die schönen Züge seines Gesichts verkündeten die Güte seines Herzens."

An dem vor Kurzem gestorbenen Kaiser Franz I. von Oesterreich, über dessen „in seiner Jugend ausgebildete Neigung für das Kleinliche" Bismarck treffend urtheilt, erkannte Nikolaus die Zähigkeit an, mit welcher er der Allianz von 1813 treu geblieben war; sein Tod ändere nichts in der Politik Rußlands. „Oesterreich mit Preußen, sich auf Deutschland stützend, bilden im Mittelpunkt von Europa eine Macht, welche bei richtiger Führung das Gleichgewicht erhalten kann. — Das monarchische Princip findet mich zu seiner Unterstützung gerüstet. Dieses ist mein Ehrgeiz. — Ohne Sicherheit der Throne hat die Freiheit keine Basis, keine Garantie. — Louis Philipp wollte es (sich) gegen mich als ein Verdienst anrechnen, die polnische Insurrection nicht direct unterstützt zu haben, allein was er für seine dynastischen Interessen thut, legt mir keine Verbindlichkeiten auf und ändert nicht seinen Ursprung. Louis Philipp spielt mit Feinheit und Schlauheit seine Rolle, unter Lächeln, Händedrücken und Phrasen; allein er hält sich auf der Oberfläche der äußeren Erscheinungen und steigt nicht in die Tiefe hinab, wo die Werkstätte künftiger Begebenheiten in Thätigkeit ist. — Der Friede ist auch für Rußland eine Quelle von Vortheilen und wird von uns zur Entwicklung aller Kräfte der . . fortschreitenden Civilisation benutzt, aber wir machen keine Sprünge; wir folgen vielmehr dem Gange der Natur. — Vorschnelle Reife und Bildung führt zu vor-

zeitigem Verfall und oft zur Abnahme der Energie, wie bei einzelnen Personen, so bei Völkern; Zeugniß die Geschichte. — Mit dieser Politik betrachten wir die Weltereignisse, welche wir, auf Alles gefaßt und dafür in Bereitschaft, abwarten. — Die Erinnerung an Peter dem Großen und die von ihm hinterlassenen Regierungsmaximen und Politik bilden einen Codex, von dem ein russischer Selbstherrscher nicht abweichen kann und wird." (!) — Bedeutungsvoll waren des Kaisers schwerwiegende Worte: „Rußlands Interessen liegen im Orient, wo sein Welthandel Freiheit verlangt. Erobernde Tendenzen haben wir jedoch nicht (!), und dieses wurde von uns schon durch Thaten bewiesen, durch ein System der Mäßigung und Vermittlung 1828. 1829 und 1832, wo wir nach dem Sieg von Koniah Ibrahim Pascha's am 22. Decbr. dem bedrängten Großsultan zu Hülfe eilten."

„Nikolaus sagte nicht ohne einige Empfindlichkeit: „Es berührt mich schmerzlich, bei unsern alten Alliirten (in Wien und Berlin) Mißtrauen und selbst Antipathie zu begegnen. Allein verkennt man das konservative Princip, welches uns so lange verbunden hielt, und hat dies Verwickelungen zur Folge, so ergiebt sich für uns, der Natur der Dinge gemäß, die Politik, uns von unsern Nachbarn abzuschließen. Und darin findet Rußland erst sein ihm eigenthümliches Erhaltungsprincip, gegründet auf die Vereinigung der Raçen, der Natur des Bodens, des Klimas, des religiösen Elements und der topographischen Eigenheiten dieses Reichs. Dann erst gewinnen wir die Initiative einer freien Politik." Es ist, als ob man die russische „Politik der freien Hand", deren sich der heutige Czar bedient, schildern hörte; es zeigt sich das Naturgesetz in der Entwickelung der russischen Verhältnisse, daß immer ein Czar das Land den Einflüssen des Westens öffnet und sein Nachfolger es denselben versperrt, so daß der dritte Herrscher immer die Politik des ersten, der vierte die des zweiten fortsetzt. — Prophetisch — wenn auch die Prophezeiung keinen allzugroßen Tiefsinn erforderte — klingt es auch für uns, wenn der Czar einmal zu Bismarck im Hinblick auf sein Verhältniß zu Oesterreich und Preußen äußerte: „Wird dieses Band der Freundschaft eines Tages reißen, so stürzen damit die Pfeiler und Garantien des Weltfriedens"!

Das persönliche Verhältniß des Czaren zu seinem Gaste wurde von Tag zu Tag vertraulicher. „Die Hingebung des Kaisers ging so weit, daß er sogar von dem Kampf sprach, den er gegen sein heftiges Temperament durchzuführen habe, und ich war Zeuge, daß ihm dieses vollkommen gelang, wobei ihn die natürliche Milde (!) seines Charakters unterstützte. Nach dem Aufbrausen wandte seine Unzufriedenheit

sich gegen seine eigene Schwäche, und er war dann bemüht, wieder gut zu machen. Daher auch eine wahre Anhänglichkeit an seine Person, besonders der Nächststehenden. — Führte das Gespräch auf vergangene Zeiten, so nannte Nikolaus den Kaiser Paul Vater, Alexander aber Kaiser, was sich daraus erklärt, daß er den ersteren nur als Kind gesehen und gekannt hatte, der zweite aber war sein Herr und Kaiser gewesen. — Eines Tages bei der Rückkehr von Kronstadt, wo auf dem Verdeck des Dampfschiffes gefrühstückt wurde, und der Kaiser mich an einen kleinen Tisch allein neben sich genommen hatte, sagte er in heiterer Laune: „Ich will Ihnen auch meine Laufbahn erzählen; Recrut in der Garde, wurde ich Officier, Hauptmann, Commandant eines Bataillons und nach bestandenem Examen Oberst, General-Major. Von dieser Stelle machte ich 1825, 29 Jahre alt, den großen Schritt zum Thron. Zum Generallieutenant habe ich es nicht gebracht." Der Knecht Ruprecht der deutschen Liberalen war offenbar, wenn er das Gefühl hatte: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein", kein so übler Mann.

Der Tod Friedrich Wilhelms III. gab dem Grafen Bismarck Veranlassung, sich einiger Unterredungen mit dem König zu erinnern, in denen dieser ein sehr lebhaftes Gefühl für Deutschlands Größe gezeigt habe. Er habe es darin beklagt, wie mit Deutschlands Einheit auch sein Einfluß und seine herrschende Rolle in Europa verloren gegangen sei, wie dasselbe einen schweren Territorialverlust nach dem andern gehabt, und wie an Stelle des deutschen Nationalgefühls ein „Provincialgeist" getreten sei, „welcher bald mit auswärtigen Mächten sich verbunden habe, bald der Einigkeit im Innern entgegengetreten sei. Die Tendenz, die Einigkeit zu stören, dauere fort, und in der Bundesversammlung erfahre jeder Antrag auf Hebung der Autorität des Bundes Widerspruch, eine Tendenz, welche der Ministercongreß in Wien im Winter von 1833 auf 1834 nicht zu beseitigen vermocht habe. — So sei die Absicht gescheitert, durch authentische Auslegung früherer Beschlüsse und Bestimmungen die Macht des Bundes zu stärken und in dieser Macht die Mittel einer gemeinschaftlichen Rettung gegen drohende Stürme von außen und von innen zu finden. An diesen Calamitäten trügen allerdings die Völker weniger Schuld, mehr die Regierungen, großentheils die Fürsten selbst", namentlich Wilhelm von Würtemberg *).

Das schlichte, zurückhaltende, pflichtgetreue Wesen des Königs charakterisirt Bismarck im Allgemeinen durchaus richtig. An die Bemerkung, daß auch Friedrich Wilhelm III. wie Nikolaus vom General-

*) Vgl. oben S. 366.

major den Schritt zum Throne gemacht habe, knüpft er eine nette, kleine Geschichte: „Bei einem Manöver wo ich gegenwärtig war, versprach sich ein General und sagte zum König „Excellenz", worauf dieser versetzte: „Nie Excellenz gehabt, nie Generallieutenant gewesen, vom Generalmajor König geworden."!"

Die soldatische Pünktlichkeit des Königs, sowie sein Verhältniß zu unserem späteren ersten Kaiser zeichnet folgende von dem Grafen selbst miterlebte, liebenswürdige Anekdote: „Das dritte Armeekorps im Lager bei Teltow unter des Prinzen Wilhelm, Sohnes des Königs, Befehl war eines Tages bei der Ankunft des Monarchen noch nicht ausgerückt. Der Prinz sprengte, die Uhr in der Hand, heran, der König bemerkte mir: „Wir sind zu früh gekommen." Dem Prinzen aber sagte er lächelnd: „Werde doch spazieren reiten dürfen." —

Besonders interessant sind Bismarcks Mittheilungen über Friedrich Wilhelm IV., der, als er König Wilhelms Condolenzschreiben und seine neuen Beglaubigungen übergab, sich gegen ihn mit derselben Offenheit als König wie früher als Kronprinz äußerte. „Zuerst sprach er mit großer Pietät von seinem Vater und setzte dann hinzu: „Auch Sie haben einen Freund an dem seligen König verloren, welcher mit achtungsvollem Wohlwollen Ihnen zugethan war." — „Ich bin", sagte der König dann weiter, „in einer Zeit auf den Thron gestiegen, wo bedenkliche Zeichen die Zukunft verhüllen. Was die Zukunft aber auch bringen wird, meine Politik wird deutsch sein. — Der verstorbene König, mein Vater, hatte persönliche Beziehungen, welche mächtigen Einfluß auf seine politische Stellung ausübten. Meine Lage ist eine andere, daher auch meine Politik eine andere sein wird. — Deutschland ist mein Vaterland, und ich betrachte mein Reich als einen integrirenden Theil des gemeinsamen deutschen Vaterlandes. — Nach einer naturgemäßen Berechnung wird meine Regierung keine lange Dauer haben*) — ob unbedeutend — thatenlos — steht dahin, — die Zukunft wird es enthüllen, aber einen deutschen Charakter soll sie haben und Ruhm oder Glanz soll sie nur in dem frischen Aufstreben der hohen Bedeutung Deutschlands suchen. Die Sehnsucht nach Einigkeit lebt in der Nation, welcher noch die ihr gebührende Stellung in Europa, die sie zu einer freien Entfaltung ihrer gewaltigen Kräfte bedarf, fehlt. — Mein Vater hat ein großes Verdienst um Deutschland. Durch den Zoll- und Handelsverein, wobei Sie den seligen König unterstützten, sind Schlag-

*) In einer Anmerkung fügte Bismarck zu diesen Worten hinzu: „Der König ist von mittlerem Wuchse und neigt sich zur Corpulenz, weshalb er auf kein langes Leben rechnet."

bäume im Innern zum großen Theil schon gefallen, und das materielle Gedeihen ist im Fortschreiten. — Ueber anzustrebende Ziele können nur Umstände entscheiden, welche nicht zu berechnen, sondern nur zu benutzen sind."

Dieser völlig nichtssagende Satz dürfte sogar für ein diplomatisches Gespräch zu vage und unbestimmt sein! Bismarck fährt fort: „Von den Eventualitäten solcher Umstände andeutend sprechend, sagte der König: „Die Resultate des Krieges von 1813 bis 1815 gingen aus ganz besonderem Zusammentreffen und Zusammenwirken von Umständen und persönlichen Einflüssen hervor, woran die öffentliche Meinung mehr Theil hatte als die Regierungen, welche, wenigstens theilweise, namentlich in Süddeutschland, sich negativ verhielten. 1813 z. B. war die Erhebung des preußischen Volkes, und nachdem der Krieg begonnen hatte, Blücher das aktive Element*). Es ist damit eine freie Regsamkeit nach einem einheitlichen Reich hervorgegangen, wo verschlossene Wünsche liegen, welche nur das Glück zu realisiren vermag. Sollte mir aber auch nichts zu Theil werden als das Bewußtsein, meine Pflicht zu erfüllen, so wird die Liebe für das deutsche Volk, die tief in meiner Seele lebt, meine Zukunft schmücken und erheben. Große Vorbilder schweben mir vor, aber mein Wille wird sich stärken, zugleich beschränken, daß ich nie unternehmen werde, was dem Rechte entgegen wäre." —

„Diese Audienz hatte in Sanssouci statt, und gleich nachher rückte das garde du Corps-Regiment auf den Paradeplatz des Schlosses zu Potsdam, zur Erinnerung seiner hundertjährigen Formation als Regiment Friedrichs des Großen. Der König hielt eine unvorbereitete Rede an das Regiment, welche das Talent einer glänzenden Improvisation kundgab. Allein mit dieser schönen Naturgabe, wovon der König bei den Huldigungen in Königsberg und Berlin wiederholte Proben ablegte, war er bei diesen Gelegenheiten weniger glücklich, indem er in diesen Improvisationen zu Versprechungen fortgerissen wurde, welche in der Wirklichkeit nicht zu halten waren. Diese Reden führten über das Ziel einer besonnenen Staatsklugheit hinaus und bereiteten Widersprüche, Erklärungen und Zurücknahmen.

Die allgemeine Situation der europäischen Großstaaten und das Verhältniß Preußens zu ihnen kam nach der Tafel in Sanssouci zur Erörterung, schien aber dem König noch nicht ganz klar(!), wenigstens

*) Bismarck macht hierzu die charakteristische Anmerkung: „Blüchers Heldennatur wirkte als Hauptmotiv des Siegs." Von der preußischen Volkserhebung wollte der alte Rheinbundssoldat auch dann noch nichts hören, als ihn der preußische König selbst darauf hinwies!

trug er seine Ideen darüber nicht formulirt vor. Meine Reflexionen schienen seinen Gedankengang zu begeistern. Beim Anhören meiner Bemerkungen richtete er seinen Blick nicht auf meine Augen, sondern abgewandt in einer geraden Richtung vorwärts, und es entging mir nicht, daß sein Geist arbeitend von meinen Ideen in sich aufnahm. — Die schwebeude Unterhandlung in London zwischen England, Oesterreich, Preußen und Rußland betreffend die egyptische Frage gab mir Stoff zu Reflexionen. Frankreich, so war meine Ansicht, werde die Isolirung nicht unthätig hinnehmen, sondern mit Kriegsrüstungen und Drohungen gegen das linke Rheinufer erwidern. Von Drohungen zu einem wirklichen Kriege sei es allerdings weit, indessen müsse man Akt behalten, daß alle Parteien in Frankreich, selbst die Legitimisten nicht ausgeschlossen, auf der Tribüne wie außerhalb, in Reden und Schriften das linke Rheinufer als ihnen widerrechtlich entrissen darstellten; sie reclamirten es als Eigenthum und dessen Zurückeroberung als legitime Pflicht. Dies werde eine stehende Differenz zwischen Deutschland und Frankreich bleiben und zu irgend einer Zeit Vorwand eines Krieges werden. — Der König erwiderte meine Bemerkungen mit der Eröffnung, daß der Gesandte in London, Herr von Bülow, mit seinen neuen Creditiven auch die Vollmacht erhalten habe, den Vertrag zu unterzeichnen. Man werde sich mithin auf einen Krieg vorzubereiten haben. — Der König ratificirte den Vertrag am 15. Juli 1840, ohne vorher weder in Petersburg noch in Wien anzufragen. Das war neu! Indessen folgten beide Kabinette. — Mir konnte jedoch, als ich nachdenkend nach Berlin fuhr, die Reflexion nicht entgehen: ob die Stärke und Entschiedenheit des Willens bei der Ausführung nicht gelähmt, nicht ihre Kraft verlieren werde." —

Als Thiers Ende 1840 auf Anlaß der orientalischen Verwickelungen die Gefahr eines europäischen Krieges nahe herbeiführte, trotz Louis Philipps Friedensliebe, und die große Frage war, ob der Bürgerkönig Herr der Situation bleiben oder in dem Antagonismus mit der Kriegspartei unterliegen, wohl gar gestürzt werden würde, so unterhielt sich Bismarck mit dem Minister des Auswärtigen in Berlin, Baron Werther, über die Lage, und dieser sagte zu ihm: „Sie finden Ihren Mann an mir, und ich ersuche Sie, mir Ihre Ansichten in einer Verbalnote zu übergeben, welche ich meinem König unterlegen kann." Der Graf übergab dieses sein Mémoire am 12. Oktober 1840. Dasselbe, Betrachtungen über die Eventualität eines Krieges und einen Operationsplan für denselben enthaltend, fand so ungetheilte Anerkennung, daß der König dem Baron Werther

Befehl ertheilte, davon Abschriften an die befreundeten Cabinette zu übersenden. Am 16. Oktober erließ Friedrich Wilhelm IV. ein Circular an die deutschen Höfe, offenbar auf Grund jener Bismarck'schen Denkschrift, worin die Eventualitäten des Kriegs entwickelt wurden, mit der Aufforderung, die Bundescontingente in Kriegsbereitschaft zu setzen. Paskiewitsch war in Berlin eingetroffen, überall in Deutschland sang man Beckers Rheinlied; der König fand sich in dieser Verwicklung „von der gleichgestimmten Erregung des gesammten deutschen Volkes getragen"*). Grolmann und Radowitz sollten nach Wien gehen, um dort die militärischen Vorbereitungen zum strategischen Aufmarsch zu berathen. Bevor die beiden abreisten, hatte Bismarck am 19. Oktober 1840 noch eine Unterredung mit Friedrich Wilhelm IV., welche höchst interessant und für beide Männer höchst charakteristisch ist. Sie fand statt durch Vermittlung des späteren Kaisers Wilhelm auf einem Ball in dessen Palais unter den Linden. „Der König trat diesem Arrangement zu Folge in ein Cabinet, wo ich mich bereits befand, und wo ein Behorchen durch Offizianten verhindert wurde. — Am Tage dieser Unterredung bestand das Ministerium Thiers noch und damit die Wahrscheinlichkeit des Krieges. — Hiervon ausgehend discutirte der König die allgemeine Situation. „Oesterreich", sagte er, „ist zwar schwerfällig, leidet an einem bösen Uebel, den Finanzen, ist aber nichtsdestoweniger einer großen Kraftentwickelung fähig, liegt auf einem geographischen Punkt von entscheidender Wichtigkeit, und ich erachte ein gutes Vernehmen mit ihm für meine Hauptaufgabe. Niemals aber werde ich mich zu seinem Trabanten erniedrigen, zwischen uns kann nur Gegenseitigkeit maßgebendes Gesetz sein (!). — Die Persönlichkeit des Kaisers Nikolaus sichert uns in der Gegenwart, aber Persönlichkeiten sind keine Garantien für die Zukunft. — England ist abhängig von seinen Merkantil-Interessen und kennt kein anderes Gesetz für seine Politik." — „Nach dieser Darlegung", sagte ich, „verbleibt Ew. Majestät die Initiative." — Der König frug: „Wie verstehen Sie diese Initiative?" — Ich entwickelte meine Gedanken: Das Wiener Cabinet, von Metternich geleitet, werde ohne Impuls seine Erwartungspolitik nicht aufgeben. Es vertraue den gegebenen Zusicherungen Louis Philipps. Oesterreich sei kein Staat von schnellen Entschlüssen; allein Oesterreich werde nicht zurückbleiben, wenn man es in eine Alternative versetze. England und Rußland hätten sich schon für den Krieg entschieden. Sämmtliche deutsche Bundesregierungen hätten bereits ihre Zustimmung durch ihre

*) v. Sybel „Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I." I, 104.

diplomatischen Organe, die meisten durch eigenhändige Schreiben an Se. Majestät übergeben lassen. Die deutsche Bevölkerung durch alle Gaue, im Norden wie im Süden, hätte sich entschieden für den Krieg erklärt. Holland sei damit identisch. Se. Majestät habe sich also nur an die Spitze der günstig liegenden Verhältnisse zu stellen, ein Kriegsmanifest zu erlassen, um der Zustimmung und Mitwirkung Aller versichert zu sein." — „Damit", sagte der König, „übernehme ich die Verantwortung des Krieges." — „Allerdings!" war meine Antwort. „Friedrich II.", fuhr ich fort, „hatte, als er vor 100 Jahren den Schild erhob, weniger Chancen des Erfolgs. — Ein Krieg beseitigt die revolutionären Elemente und giebt den Thronen neue Stützen. Er sichert den Besitz des linken Rheinufers; er giebt Ruhm und Macht! Das Glück giebt die Gelegenheit. Die Benutzung der Gelegenheit nur ist Verdienst. Die Gelegenheit, versäumt, kehrt selten zurück." — Der König schwieg. — Ich ging weiter und bemerkte, daß die Instructionen für die nach Wien gehenden Bevollmächtigten kategorisch und kurz sein müßten. — Jetzt schwieg ich. — Nach einigen Minuten sagte der König: „Ich bin entschlossen; treten Sie hier mit dem General Krauseneck (dem Chef des großen Generalstabes) zusammen und machen Sie mir über Armeeeinteilungen und Commando Vorschläge." —

Alle strategischen Kombinationen machte bekanntlich die Entlassung von Thiers und das Aufhören der französischen Kriegsdrohung gegenstandslos und verhinderte somit unsern alten Napoleonisten, der sich in seiner raschen Jugend so viel Mühe gegeben hatte, den seinem Herrn und Meister verhaßtesten Staat Friedrichs des Großen zu vernichten, eine Art geheimer preußischer Kanzler und Generalfeldmarschall zu werden. —

Der deutsche und der englische Arbeiter.

Von

Sidney Whitman.

I.

Herbert Spencer hat einmal gesagt: „Es giebt keine politische Alchemie, durch welche man eine goldene Führung aus bleiernen Instinkten hervorzaubern kann." Wie dies von den einzelnen Trägern der hohen Politik gilt, so trifft es nicht minder zu, wenn man es auf die combinirten Handlungen des socialen und politischen Lebens anwendet.

Noch nie war die Energie der Völker so sehr darauf bedacht, ein jedes sich gegen die anderen zu schützen und zu behaupten; denn die Schutzwälle, mit denen die Länder sich in früheren Perioden der Geschichte umgaben, entsprangen doch mehr der Trägheit als, wie heute, der Concurrenzluft. Plötzlich aber ist die nationale Isolirung an einem Punkt wieder in eine kosmopolitische Vereinigung umgeschlagen. Ein schlichtendes Machtwort, von hoher Stelle mitten im Kampf gesprochen wurde von allen Völkern beachtet. In Berlin trat ein Arbeiter-Congreß zusammen und der französische Delegirte Jules Simon brachte in der deutschen Reichshauptstadt den Toast aus: „A tous ceux qui souffrent."

Die praktischen Anregungen, die der Berliner Congreß gegeben hat, haben sich wesentlich um die beiden Punkte: Sonntagsarbeit, Frauen- und Kinderarbeit gruppirt. Dadurch ist hie und da der Glaube bestärkt worden, daß diese Fragen, die wir in England mehr oder weniger schon praktisch gelöst haben, die einzigen sind, die sich dem sozialen Reformator darbieten. Wir wollen das auf sich beruhen lassen und bitten die Aufmerksamkeit der Leser auf einen andern Punkt lenken zu dürfen, daß nämlich die ethischen und ästhetischen Bedingungen des Altagslebens der Arbeiter so wenig Beachtung fanden.

Der Unterschied in der Leistung der Arbeiter der verschiedenen Völker ist allerdings öfter beobachtet worden. Wir wissen von dem

verstorbenen Mr. Thomas Brassey*), daß er seinen englischen Arbeitern für dieselbe Arbeitszeit zwar höhere Löhne zahlte, als Belgiern, Italienern und anderen fremden Arbeitern, daß ihm die Arbeit Jener aber durch deren größere Arbeitsleistung billiger zu stehen kam, als die der Ausländer. Heute zeigt uns eine Statistik, daß der französische Kohlenarbeiter im Département du Nord und Pas de Calais jährlich nur 152 Tonnen Kohlen zu Tage fördert gegen 333 Tonen des englischen Arbeiters in Durham. Daher kostet die französische Kohle jener Distrikte an der Eisenbahn fast 9 Mark, während die englische in Durham den Preis von 5 Mark nicht überschreitet. Es versteht sich übrigens von selbst, daß in anderen Arbeitszweigen die Verhältnisse gerade umgekehrt liegen können.

Wie kommt man nur dazu, allgemeine Maßregeln für viele Länder gemeinsam in Anregung bringen zu wollen, ohne der ererbten und anerzogenen Charakter-Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner der geistigen, moralischen und physischen Idiosynkrasien der verschiedenen Arbeiterschaften zu gedenken?

II.

Die Arbeitswelt weist zwei deutlich erkennbare moralische Züge auf. Der erste ist die zähe Arbeitskraft und Bedürfnißlosigkeit, die sich lediglich im eigenen Interesse äußern. Sie sind es, welche den Chinesen in den Stand setzen, den amerikanischen Arbeitsmarkt zu überfluthen. Der andere ist der Trieb zur Cooperation und zur Subordination der Einzelnen im Interesse der ganzen Klasse. Er hat sich bisher im höchsten Grade in den englisch sprechenden Völkern offenbart.

Die Vereinigung dieser beiden Instinkte bildet heute den mächtigsten Hebel der Arbeit. Eigenthümlich aber ist es, daß gerade da, wo die Bedürfnißlosigkeit am größten, der Hang zur Vereinigung am geringsten ist und umgekehrt.

Deutschland, England und Amerika treten heute in der Reihe der Länder als diejenigen hervor, in welchen die Organisation der Arbeit im Stande ist, einen mehr oder weniger erfolgreichen Kampf zu ihrer eigenen Vertheidigung zu führen, ohne deßhalb nothwendigerweise zu Gesetzlosigkeiten, zur Empörung und zum Blutvergießen zu führen. Darin bilden sie einen Gegensatz zu Frankreich, Belgien und Oesterreich, wo fast jede ernste Krisis, jeder größere Streik sofort von blu-

*) Vater des jetzigen Lord Brassey. Er war einer der größten Eisenbahnbau-Unternehmer. Aus der bescheidenen Stellung eines Arbeiters erhob er sich zu der eines Brodherrn von 30,000 Arbeitern.

tigen Revolten begleitet war. In diesen Ländern scheinen die Arbeiter nicht genügende Cohäsion und moralische Kraft zu besitzen, um die Haltung der Einzelnen zu beherrschen und ihre Pläne in ruhiger Ueberlegung auszuarbeiten. Die Arbeit entwickelt sich hier jahrelang im Geheimen, aber wenn der kritische Moment kommt und ihre Organisation sich bewähren soll, dann geht sie in Stücke oder, besser gesagt, sie kann die Probe nicht bestehen.

Man vergleiche das wüste und doch meist ohnmächtige Treiben einer streikenden Menge in Oesterreich und Belgien mit dem letzten großen Dockstricke in London. Hunderttausend Mann, der Auswurf des Arbeiterstandes, wurden von einem einzigen Führer wochenlang durch die Klippen des größten Elends hindurch gesteuert, ohne daß ein einziger nennenswerther Friedensbruch vorfiel. Nicht, daß diese Disciplin plötzlich aus dem Nichts entstand; sie ist das Resultat einer 50jährigen harten Schule der Arbeit. Denn die früheren englischen Streiks gingen selten ohne Aufruhr, Einschüchterung und Blutvergießen ab. Immer aber zeichneten sie sich durch das zähe Festhalten der Arbeiter an ihren Führern aus. Aeußerlich ruhig, wirkt doch das Bindeglied der „Selbsthülfe" der englisch sprechenden Völker auf dem ganzen Erdenrund und gab sich bei dem obigen Streik in großartiger Weise kund. Ueber 760000 Mark wurden aus Australien allein telegraphisch den Streikenden überwiesen.

III.

Da die Initiative zur Verbesserung des Looses der Arbeiter von Deutschland ausgegangen ist, so liegt uns die Frage nahe: Welches sind die allgemeinen sozialen Existenzbedingungen der deutschen Arbeiter im Vergleich mit den englischen?

Nach der in England sowie in Deutschland ganz allgemein verbreiteten Ansicht, die durch die Propaganda der deutschen Sozialdemokraten noch bestärkt wird, müßten diese in Deutschland weit ungünstiger liegen als in England. Ich bin der entgegengesetzten Meinung und will die Beweise dafür geben.

Es ist eine stehende Redensart der englischen politischen Redner aller Parteien, daß die Existenzbedingungen der Arbeiter anderer Länder, namentlich der sogenannten Militär-Monarchien wie Deutschland, unglaublich schlechter seien, als die der Engländer. Die Verbreitung dieser falschen Ansicht hat für die Engländer ihren politischen Vortheil gehabt, denn sie hat die Gefühle billigen Mitleids mit den Fremden und nationalen Stolzes erweckt nnd zugleich die Unzufriedenheit mit

den eigenen Lebensbedingungen vermindert. Ein genaues persönliches Studium des Alltagslebens der Arbeiter beider Länder hat mich längst überzeugt, daß diese Ansicht grundfalsch ist. Ich habe diese Ueberzeugung auch wiederholt vor englischen Arbeiterversammlungen ausgesprochen und niemals eine ernstliche Widerlegung erfahren.

Ich glaube wohl, daß meine Auffassung von vielen deutschen Beobachtern, die nach England kommen, um unsere Einrichtungen zu studiren, nicht getheilt wird. Ich finde in ihren Aufsätzen über die Arbeiterfrage in England aber auch nirgends eine Statistik über die Verbreitung der Trunksucht, sittliche Verwahrlosung und der Armenhausunterstützung*) unter den Arbeitern unserer großen Industriestädte. Ich will indeß keine Zeit verlieren, diese Verschiedenheit der Ansichten zu erklären, sondern nur die Gründe anführen, durch die ich zu den meinigen gekommen bin. Von vornherein ist es ja natürlich, daß bei der Complicirtheit des Gegenstandes thatsächlich starke Widersprüche existiren. Während man in England die lange Arbeitszeit der Deutschen hervorhebt und damit die Billigkeit ihrer Producte begründet, haben wir doch selbst in London Arbeiterklassen, wie die Omnibus- und Pferdebahnbediensteten u. A., welche täglich ihre 16 bis 17 Stunden arbeiten. Es giebt Arbeitsbranchen in Deutschland, wie die Spitzenklöppelei in Schlesien und Sachsen, in denen die Arbeiter kaum genug verdienen, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Dagegen haben wir die Weber von Spittalfields und die Kettenschmiede von Cradley-Heath, die in gleicher, wenn nicht noch größerer Armuth und Verkommenheit leben und deren Leiden sogar Gegenstand der parlamentarischen Diskussion gewesen sind. Weiter haben wir die Schwarzspitzenarbeiter von Nottingham und Leicester, die bis 120 Mark wöchentlich verdienen, um wieder auf Hungerlöhne hinabzugehen, wenn die schwarzen Spitzen aus der Mode kommen. Aehnliche Zustände werden sich wohl auch in Deutschland finden, aber sie liegen alle außerhalb der eigentlichen Frage, die uns hier beschäftigt.

IV.

Beginnen wir mit den Vortheilen, die der englische Arbeiter vor dem deutschen voraus hat.

Vor allem ist der englische Arbeiter von direkten Steuern ganz frei, denn die Verpflichtung dazu beginnt erst bei einem nachgewiesenen Einkommen von £ 150 (3000 Mark).

*) Wenn auch die Verbrechen in England von Jahr zu Jahr abnehmen, so hat doch das Proletariat der Armenhäuser in England seit 20 Jahren um 22% zugenommen.

Zweitens genießt er den Vortheil einer fast unbeschränkten Rede-, Versammlungs- und Cooperations-Freiheit.

Drittens hat er keiner Militärpflicht zu genügen.

Viertens ist er frei und ledig von der kleinlichen, lästigen Ueberwachung, welche die in weit höherem Maße detaillirten, disciplinirten und bureaukratischen Staatseinrichtungen Deutschlands mit sich bringen.

Der englische Arbeiter ist so zu sagen von jeder staatlichen Beaufsichtigung frei. Er braucht keinen Geburtsschein, keinen Taufschein, keinen Confirmationsschein. Er ist nicht immer getauft, meist nicht confirmirt, und kann doch fast jeden civilen Akt erfüllen. Er braucht kein Arbeitsbuch, kein Zeugniß irgend welcher Art. Er kann fast jedes Geschäft eröffnen, jedes Gewerbe betreiben, ohne dazu Nachweise oder Garantien erbringen zu müssen.

Seiner „Selbsthülfe“ ist keine Schranke gezogen, aber auch ebensowenig seinem sittlichen Wohle Beachtung geschenkt. Aus sich heraus muß er sich Alles schaffen, und unter welchen Verhältnissen er das thun muß, beweist eine Statistik der Trunksucht und der Sterblichkeit unter der armen Bevölkerung Englands.

Mit Obigem glaube ich diejenigen Hauptpunkte berührt zu haben, welche mit mehr oder weniger Berechtigung als die Vortheile der englischen Staatsordnung, soweit sie den Arbeiterstand betreffen, hervorgerufen werden. Ich hätte noch einen wichtigen Vortheil erwähnen können: den Freihandel und die dadurch erzielte größere Billigkeit der meisten Gebrauchsartikel, wenn dieser Vortheil nicht, wenigstens so weit die Arbeiter in Betracht kommen, durch die Macht des Mittelmannes und die fast volle Freiheit der Lebensmittelverfälschung illusorisch gemacht würde.

Es wird Jedem auffallen, daß die günstigen Bedingungen der Engländer wesentlich in einem Freisein von Verpflichtungen gipfeln. Von Disciplin ist nirgends die Rede, nur von fast unbeschränkter Freiheit. Aber dieses Freisein darf uns eben so wenig täuschen, wie das Fehlen des Wortes Verpflichtung, Disciplin. Das „Suaviter in modo“ birgt sein „fortiter in re“ in sich.

Es giebt im englischen Arbeitsleben eine härtere Disciplin, als der deutsche Arbeiter, der Soldat gewesen, sie sich träumen läßt. Es ist die eiserne Disciplin der Selbstzucht im Kampf ums Dasein, die der englische Arbeiter nöthig hat, wenn er nicht, inmitten der sozialen Verwahrlosung seines Standes, der Versuchung und Verzweiflung anheim fallen und zu Grunde gehen will*). Dieser Satz hat natürlich seine

*) Die Statistik weist nach, daß im Jahre 1889 in England 151,425 Personen

Beschränkungen und seine Ausnahmen, aber im Grunde genommen ist seine Wahrheit unanfechtbar.

In dieser Disciplin liegt der Schlüssel zu den großen Eigenschaften der Engländer in der Arbeit. Was ihre Aufrechterhaltung gekostet, erzählt selten ein deutscher Professor, der nach England kommt um hier die soziale Frage zu studiren. Die Kriege dieses Jahrhunderts sind Kinderspiele im Vergleich mit der Blutrechnung, dem Conto des Elends und der Verzweiflung, welche den englischen Arbeitern die Disciplin der Selbsthülfe gekostet hat. Wenn auch die heutigen Kämpfe nur noch ein schwaches Spiegelbild der vorangegangenen Leiden sind, so kann auch jetzt noch ein Jeder selbst das Schlachtfeld beobachten, nur muß er ein Auge und Herz für menschliches Elend mitbringen. Das Schlachtfeld erstreckt sich von London nach Westen bis in die Kohlen- und Eisendistrikte von Wales, durch das Innere Englands hindurch nach Schottland bis über Glasgow hinaus — nicht zu reden von Irland, wo ein Elend herrscht wie man es in Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege nicht gekannt hat. Die Schwachen, die Verwahrlosten, die Betrunkenen, das sind die Verwundeten in diesem gewaltigen Kampfe der Selbsthülfe, der seinesgleichen vergeblich in der gebildeten Welt sucht. Ja, diese „Selbsthülfe" ist das Machtwort des freigelassenen englischen Arbeiters. Der Starke hält sich oben: der Schwache geht unter wie in der Natur. Ob wohl andere Völker bereit wären, ihre Errungenschaften mit so großen Opfern zu erkaufen? Der Neid, der Haß und selbst die Begehrlichkeit werden sie allerdings nicht erringen helfen.

V.

Mit der Freiheit im Allgemeinen hat es indessen seine eigene Bewandtniß. Die Redefreiheit, die Militärfreiheit, das Fehlen jeder staatlichen Beaufsichtigung dauern bei uns fort, weil die Stabilität unserer politischen Verhältnisse, theilweise durch die geographische Lage Englands ermöglicht, dieselben bisher begünstigt haben. Es wäre auch Unrecht, der Wohlthaten nicht zu gedenken, welche diese freie Ausbildung der Einzelnen — allerdings neben einer zum Theil furchtbaren Verwahrlosung — für die Entwicklung der besten Instincte der Elite des

beiderlei Geschlechts wegen Trunkenheit festgenommen wurden. Die volle Bedeutung dieser Zahl wird aber erst dann klar, wenn man weiß, wie weit der Trunkenbold in England gehen darf, ehe er ein Einschreiten der Exekutiv-Beamten veranlaßt. — In gewissen Theilen von Manchester bewegt sich die Sterblichkeits-Ziffer anstatt zwischen 17—28 pro Tausend (wie im Durchschnitt in England) — zwischen 80—90 pro Tausend.

Arbeiterstandes im Gefolge gehabt hat, denn sie hat hier die Triebe der Selbsthülfe auf die denkbar höchste Spitze geschraubt, ausgenommen vielleicht in Amerika, wo ähnliche und zwar günstigere Faktoren noch größere Resultate erzielt haben. Auch haben sie zum Theil die besseren Elemente von dem Neide und der Gehässigkeit freigehalten, die sich leichter da entwickeln, wo Enge des Horizonts und eine kleinliche lästige Controle die Freiheit der Bewegung beschränken.

Aber, wie gesagt, es ist mit all dieser Freiheit eine eigene Sache. Sie kann über Nacht sistirt werden, und zwar auf der ganzen Linie, wenn das Wohl der Gesellschaft oder des Staats dies erforderlich erscheinen läßt.

Die bloße Parlamentsacte einer erschreckten Majorität genügt, um nach drei Tagen die Redefreiheit aufzuheben. Beweis: Irland, wo noch heute Männer hinter Schloß und Riegel gesteckt werden, wenn sie Reden halten, die man in England fünfzig mal verstärkt ungehindert durchgehen läßt.

Um die persönliche Freiheit und die Militärfreiheit hat man sich zur Zeit der napoleonischen Kriege herzlich wenig gekümmert. Die von Werbern betrunken gemachten Leute wurden Nachts auf die Schiffe geschleppt, und wenn sie damit nicht zufrieden waren, noch mit einer Tracht Prügel bedacht. So etwas war noch vor 75 Jahren ganz gebräuchlich, und wer will behaupten, daß die Engländer beim Nahen einer Gefahr nicht Morgen einen Landsturmdienst zum Gesetz machen? Wer diese Möglichkeit leugnen will, der spricht wie der Blinde von Farben: er weiß nicht, was die nationale Gefahr bedeutet.

Die niedern Klassen sind von direkten Steuern frei; wer weiß aber nicht, daß sie durch hohe Miethen, durch enorm besteuerten Alkohol und Tabak und durch verfälschte Lebensmittel indirekt vielleicht noch weit höher besteuert werden, als die Arbeiter anderer Länder?

Was endlich eine lästige Ueberwachung anbetrifft, so frage ich, ob es in ganz Europa ein so drakonisches Gesetz giebt wie das unsrige, welches bei hoher Strafe verbietet, einem Arbeiter, der Sonntags während der Gottesdienststunden überfahren worden, einen Tropfen Bier oder Branntwein zur Stärkung zu reichen? Das einfache Betreten von privatem Grund und Boden wird in England in einer Weise geahndet, die in grellem Gegensatz zu deutsch-liberalen Anschauungen steht. Dabei ist hier fast alles Land in Privatbesitz, theilweise selbst die Meeresküste, die Gelegenheit, sich an Gottes Natur zu erfreuen.

Neulich ging Lord R. in Schottland an den Strand, um zu baden.

Hier fand er ein Paar alte Frauen, denen er ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Doch diese, etwas schwer von Begriffen, sagten: „Oh, bitte, baden Sie nur immer zu, das genirt uns nicht". So aber war es nicht gemeint. Bald erschien ein imposanter, goldstrotzender Lakai und gab ihnen deutlich zu verstehen: „Seine Lordschaft befiehlt, daß Ihr euch sofort davon macht".

Unsere Zeitungen fanden die Sache einfach amüsant; deutsche Bewunderer unserer Zustände werden wohl eine andere Bezeichnung richtiger finden. Ich erwähne sie auch nicht, um unsere Einrichtungen herabzusetzen — ein pro und contra giebt es in allen irdischen Dingen — sondern nur um Begriffe und Thatsachen zu beleuchten und zu erklären.

VI.

Ich will jetzt auf einige Züge der Stellung der deutschen Arbeiter eingehen.

Vor Allem besitzt jeder deutsche Arbeiter das Wahlrecht — in England noch ein demokratischer Traum der Zukunft, der sich hoffentlich erst dann voll erfüllen wird, wenn der englische Arbeiterstand der damit verbundenen Verantwortlichkeit werth ist*).

Zweitens ist der deutsche Arbeiter vor einer Verfälschung der Lebensmittel und Getränke geschützt. Was das bedeutet, würde ein kurzer Aufenthalt in einer englischen Fabrikstadt ergeben**).

*) Die letzten englischen Wahlerweiterungsgesetze von 1884—5 haben die Stimmberechtigung allerdings auf eine sehr breite Schicht des Volkes ausgedehnt: immerhin aber noch weit entfernt von dem allgemeinen Stimmrecht Deutschlands und Frankreichs.

Das englische Stimmrecht theilt sich in breiten Zügen unter 3 Hauptrubriken:

a. Hausbesitzer — Mitbesitzer — Miether von ganzen Häusern.
b. Pächter von Land von einem jährlichen Werth von 50 £ aufwärts (diese Rubrik hat wenig praktischen Werth, da diese Stimmberechtigten unter Chiffre a und c meistens wahlberechtigt sind).
c. Miether von Einzelwohnungen, welche einen Miethzins von jährlich 10 £ (200 Mark) nachweisen.

Noch mehr als durch diese letzte Clausel werden durch die Formalitäten, die zu erfüllen sind (die eigene Meldung vor einem bestimmten Termin) und die vorgeschriebene Dauer des Inbesitzseins derselben Wohnung (ein Jahr vor dem 15. Juli jedes Jahres) viele kleine Leute vom Wahlrecht ausgeschlossen. Die Haupteigenthümlichkeit der neuen englischen Wahlgesetze besteht in der Pluralität der Stimmen. Die Grafschaft Middlesex z. B. ist in sieben Kreise eingetheilt. Wenn nun ein Wähler in jedem Kreis Hausbesitzer ist, so hat er sieben Stimmen. —

**) Nach der jüngsten Statistik werden jährlich 14 Millionen Kartoffel- und Reis-Spiritus nach England eingeführt (meist aus Deutschland), wovon 12½ Millionen als Rum und Genever" verkauft werden. Weiter berichtet der Hauptinspector der Zollverwaltung, daß jährlich 21'828'284 Gallonen Alkohol als „Whisky" consumirt werden, die auch nicht einen Tropfen dieses Getränks enthalten.

der größeren Unzufriedenheit der deutschen Arbeiter vor Allem ihre bessere Erziehung und der weitere Horizont menschlicher Möglichkeiten welchen sie ihnen eröffnete, ohne den Einzelnen ihrer Verwirklichung merklich näher zu bringen. Die Masse der deutschen Arbeiter ist unzufrieden, weil ein Jeder von ihnen unfähig ist, das zu erreichen, was er täglich bei Anderen vor Augen hat. Das gilt übrigens nicht allein von den Arbeitern, sondern wohl ebenso gut von allen andern Klassen der Bevölkerung.

Indem also die deutsche Erziehung dem Menschen eine weitere Perspective eröffnete, ist sie doch nicht zugleich fähig gewesen, die Massen mit ihrer Unerreichbarkeit für den Einzelnen auszusöhnen. Mit anderen Worten: seine Erziehung hat ihn immer nur ein Menschenkind gelassen: individuell zwar geistig höher stehend als früher, aber moralisch nicht hoch genug.

Die ungeheure Nervenanspannung während der Kriege von 1866 und 1870/71, die in Europa beispiellose Zunahme des Reichthums und Luxus, die auch in der Einführung der Goldwährung einen so prägnanten Ausdruck gefunden hat, die hochstrebende Erziehung haben auf den nationalen Charakter reagirt in der Richtung der Unruhe, der Genußsucht, der Begehrlichkeit und eines plötzlichen Selbstgefühls. Während sich die Bestrebungen der englischen Arbeiter wesentlich in einer praktischen, utilitarischen Richtung bewegen, zeigen die der deutschen einerseits eine philosophische Idealität des Ziels, andererseits eine Gehässigkeit, welche beide Eigenschaften Jenen durchaus fehlen.

VIII.

Im Vergleich mit den deutschen, sind also die ehrgeizigen Instinkte der großen Masse der englischen Arbeiter in Wahrheit bescheiden geblieben. Und das trotz des lauten Tribünenlärms und trotz des hohen Procentsatzes von Trunksucht und Verrohung, der einen Theil von ihnen in einem Maße befleckt, der in Deutschland und Frankreich unbekannt ist.

Fährt eine elegante Equipage etwas scharf an dem französischen Arbeiter vorüber, so schreit er ihr „Sacre aristo“ nach. In England freut sich noch der Volksmann harmlos über die schönen Pferde. Der Haß gegen den Besitz Anderer hat in England noch keinen breiten Boden gefaßt.

Vor einigen Jahren ereignete es sich in Sc[illegible] ein großer Schiffsbauer keine Bestellunge[illegible] hr [illegible] rief eine Versammlung seiner Arbeiter [illegible] machte

Es giebt wohl schwerlich einen häßlicheren Zug unter den socialen Zuständen einer Nation als die Verwahrlosung und Trunksucht der Frauen. Nichts beleuchtet schärfer als grade dies, was die Deutschen erreicht haben und was wir noch vergeblich von der harten Schule der Selbsterziehung erhoffen.

VII.

Wenn nun die obigen Behauptungen und ihre Folgerungen wahr sind, wie kommt es dann:

erstens daß die deutschen Arbeiter, die nach England kommen, mit wenigen Ausnahmen die englischen Arbeits- und Lebensbedingungen den deutschen vorzuziehen scheinen,

zweitens daß gerade in Deutschland die Unzufriedenheit des Arbeiterstandes scheinbar größer ist als in England?

Meine Antwort auf die erste Frage ist einfach folgende: Zunächst kommen deutsche Arbeiter selten nach unsern großen Handelscentren in der Provinz. Dann ziehen sie England vor, weil hier, wie in Amerika, schon lange mehr commercielles Leben, ein größeres Arbeitsfeld, und folglich mehr Gelegenheit, in einigen Branchen, Geld zu verdienen, geboten sind. Das gilt in der Regel allerdings nur für Diejenigen, welche bereit sind, weit angestrengter zu arbeiten, als sie in Deutschland zu thun pflegen. Das englische sociale Leben ist viel drückender, aber es bietet auch weniger Versuchung zum Müßiggang, es sei denn für Genüsse der niedrigsten Art, welche für die besser veranlagten deutschen Arbeiter, welche Energie genug besitzen, ins Ausland zu gehen, keine Anziehungskraft besitzen. So bleibt der Deutsche in England emsiger bei der Arbeit und leistet dadurch mehr. Diese Leute denken über die traurigen socialen Arbeiterverhältnisse in England meist nicht nach; sie haben keine Zeit für Bierhaus-Theorien und vergessen sie bei der erschöpfenden Arbeit, Geld zu verdienen und etwas zu sparen. So kommt es, daß deutsche Arbeiter im Auslande eher als Einheimische zu einer selbständigen Stellung gelangen. Sind sie schwach, so gehen sie in dem erdrückenden Gewühl unter, oder gehen weiter nach Amerika, oder endlich sie kehren enttäuscht nach Deutschland zurück.

Die zweite Frage, die ich gestellt, ist von einer viel tiefer greifenden Wichtigkeit, und ich kann mir nur gestatten, sie als eine Sache der persönlichen Ansicht zu behandeln.

Fürst Bismarck hat, wie gewöhnlich in seinen knappen Aeußerungen den Nagel auf den Kopf getroffen, als er fragte: „Haben Sie je einen zufriedenen Millionär gesehen?“ Gewiß nicht — und so ist der Grund

der größeren Unzufriedenheit der deutschen Arbeiter vor Allem ihre bessere Erziehung und der weitere Horizont menschlicher Möglichkeiten, welchen sie ihnen eröffnete, ohne den Einzelnen ihrer Verwirklichung merklich näher zu bringen. Die Masse der deutschen Arbeiter ist unzufrieden, weil ein Jeder von ihnen unfähig ist, das zu erreichen, was er täglich bei Anderen vor Augen hat. Das gilt übrigens nicht allein von den Arbeitern, sondern wohl ebenso gut von allen andern Klassen der Bevölkerung.

Indem also die deutsche Erziehung dem Menschen eine weitere Perspective eröffnete, ist sie doch nicht zugleich fähig gewesen, die Massen mit ihrer Unerreichbarkeit für den Einzelnen auszusöhnen. Mit anderen Worten: seine Erziehung hat ihn immer nur ein Menschenkind gelassen: individuell zwar geistig höher stehend als früher, aber moralisch nicht hoch genug.

Die ungeheure Nervenanspannung während der Kriege von 1866 und 1870/71, die in Europa beispiellose Zunahme des Reichthums und Luxus, die auch in der Einführung der Goldwährung einen so prägnanten Ausdruck gefunden hat, die hochstrebende Erziehung haben auf den nationalen Charakter reagirt in der Richtung der Unruhe, der Genußsucht, der Begehrlichkeit und eines plötzlichen Selbstgefühls. Während sich die Bestrebungen der englischen Arbeiter wesentlich in einer praktischen, utilitarischen Richtung bewegen, zeigen die der deutschen einerseits eine philosophische Idealität des Ziels, andererseits eine Gehässigkeit, welche beide Eigenschaften Jenen durchaus fehlen.

VIII.

Im Vergleich mit den deutschen, sind also die ehrgeizigen Instinkte der großen Masse der englischen Arbeiter in Wahrheit bescheiden geblieben. Und das trotz des lauten Tribünenlärms und trotz des hohen Procentsatzes von Trunksucht und Verrohung, der einen Theil von ihnen in einem Maße befleckt, der in Deutschland und Frankreich unbekannt ist.

Fährt eine elegante Equipage etwas scharf an dem französischen Arbeiter vorüber, so schreit er ihr „Sacre aristo“ nach. In England freut sich noch der Volksmann harmlos über die schönen Pferde. Der Haß gegen den Besitz Anderer hat in England noch keinen breiten Boden gefaßt.

Vor einigen Jahren ereignete es sich in Schottland, daß ein großer Schiffsbauer keine Bestellungen mehr auszuführen hatte. Er berief eine Versammlung seiner Arbeiter, stellte ihnen die Sachlage vor und machte

ihnen den Vorschlag, auf eigenes Risiko zwei Dampfer in Bau zu nehmen, wenn die Arbeiter sich dazu verstehen wollten, für halben Lohn zu arbeiten; andernfalls müsse er die Werft schließen. Die Arbeiter, die bisher keinen Grund zur Unzufriedenheit gehabt hatten, nahmen den Vorschlag an. Mit der Zeit besserten sich die Geschäfte, es kamen wieder Bestellungen, und der Schiffsbauer fand Gelegenheit, die beiden auf eigenes Risiko gebauten Dampfschiffe vortheilhaft zu verkaufen. Jetzt hielten die Arbeiter ihrerseits aus eigenem Antriebe eine Berathung und beschlossen — man staune! — in Anbetracht des Risikos, welches der Arbeitgeber s. Z. in ihrem Interesse übernommen hatte, eine ganze Woche hindurch umsonst zu arbeiten. Dieser Entschluß, den der Schiffsbauer dankend ablehnte, war gleichbedeutend mit einem Geldgeschenk von über 80,000 Mark.

Ob die Annalen der deutschen Arbeit und Arbeitgeber ein ähnlich sympathisches Vorkommniß aufweisen, vermag ich nicht zu entscheiden, aber ich neige sehr der Ansicht zu, daß der versöhnende Geist, der es möglich machte, in Deutschland selten ist, trotz der höheren Bildung und, wie ich glaube, der besseren sozialen Lebensbedingungen der deutschen Arbeiter.

Wenn ich auch das obige Beispiel an gegenseitiger Versöhnlichkeit anführe, so will damit nicht gesagt sein, daß der Arbeiterkampf in England nicht andere Früchte zeitigt. Solche gewaltige Kämpfe werden selbst im äußerlichen Frieden nicht ohne häßliche Erscheinungen von allen Seiten durchgefochten. Viele englische Arbeitgeber wissen von der Tyrannei der Arbeiter zu erzählen. Erst dieser Tage weigerte sich eine ganze Schiffsmannschaft in See zu stechen, weil unter dem Personal sich ein Schiffsbäcker befand, der ihrem Arbeiterverein nicht angehörte. Immerhin bleibt es höchst beachtenswerth, daß ein Fall wie der obige vorkommen konnte: ebenso wie jene Fälle, wo die Arbeitgeber in England und in Amerika die Vereine um Hülfe gegen die Willkür der Arbeiter selbst mit Erfolg angerufen haben. Sie sind beachtenswerth als Beweise dafür, welche sittliche Kraft die Cooperation der Arbeiter selbst auszuüben im Stande ist.

Mir scheint, wenn unsere englischen Arbeiter nach Berlin kommen und sehen könnten, wie hier die Arbeiter ihre Abende in tausend anständigen Bierhäusern, Concertgärten u. dgl. zubringen; wenn sie des Sonnabends Abends die Arbeiterzüge sähen, voll von Arbeitern, welche während der Woche in der Hauptstadt gearbeitet haben und nun wieder, ihre schönen Volkslieder singend, aufs Land zurückfahren, um den Sonntag mit den ihrigen zu verbringen; wenn sie im Sommer aus

der Vogelperspective das Eisenbahnnetz Deutschlands überschauen und alle die Ausflügler der Arbeiterklasse sehen könnten, die mit Frau und Kindern der Schönheiten der Natur sich freuen und eine einfache, gesunde Kost und gutes Bier genießen, ohne in Trunkenheit und Rohheit zu verfallen — wenn unsere Arbeiter alles dies sehen könnten, so würden sie wohl weniger leicht an die Fabel von dem armseligen und elenden Leben der deutschen Arbeiter glauben. Und wie würden sie sich wundern, wenn sie von glaubwürdiger Seite versichert würden, daß der kleine Mann im armen Deutschland mehr Millionen an erspartem Gelde aufweisen kann, als der Arbeiter im reichen England!

Andererseits möchte ich einigen dieser ehrlichen deutschen Unzufriedenen rathen, nach England zu kommen — sagen wir nach London, Edinburgh, Manchester, Bradford, Sheffield oder Hull — und einen Blick zu werfen auf das sonnenleere sociale Leben der großen Masse der englischen Arbeiter, auf ihre erbärmlichen Wohnungen, auf die Verwahrlosung ihrer Frauen, auf alle die verderblichen Branntweinschenken, die an jeder Straßenecke den Arbeiter verlocken. Sie würden dann nicht nur von der Zähigkeit des Charakters überrascht sein, die inmitten solcher Verhältnisse sich dem Elend entziehen und den Kampf des Lebens mit Erfolg fechten kann, sondern sie würden auch mit ihren eigenen Lebensbedingungen etwas weniger unzufrieden sein.

Die deutschen Arbeiter leiden unter der Subjectivität der Begriffe, welche stets und überall das Urtheil der Massen der Menschheit beeinträchtigt. Wäre das nicht der Fall, so würden sie eher geneigt sein, aus einer Vergleichung mit existirenden Thatsachen Anregungen zu schöpfen, als ihre Leidenschaften zu nähren und ihre Kräfte in der Verfolgung chimärischer Hoffnungen zu erschöpfen.

Wenn sie die erbärmlichen und schmutzigen Wohnungen vieler unserer Arbeiter sähen und die Statistik der Trunksucht der Männer und Frauen dieser Klasse erführen, so dürften sie, bei aller Werthschätzung dessen, was wir erreicht haben, dennoch aufhören, blind an die Unfehlbarkeit, an die Allmacht und vor Allem an die Milde unserer socialen Methoden zu glauben. Diese Ansicht wird auch Denen einleuchten, welche das höchstmögliche Glück der größtmöglichen Anzahl zukommen sehen möchten, sowie auch Denen, welche die Arbeiter aller Länder für berechtigt halten, ihr Aeußerstes zu ersinnen, um die bestmöglichen Lebensbedingungen zu erreichen. Das aber läßt sich leichter durch eine genaue Beobachtung bestehender Thatsachen als durch den Glauben an problematische Möglichkeiten erzielen.

Die Menschheit aller Klassen — nicht allein die der Arbeiter —

ist noch weit von dem Millenium entfernt. Die Zufriedenheit scheint ihr in dem Maße zu entfliehen, wie sie sich ihr voreilig und irrthümlich zu nähern wähnt. Daß wir ihr eher durch das Evangelium der Versöhnung als durch das des Hasses näher kommen werden, ist eine Ueberzeugung, welche ein langes Studium der Arbeiterklassen Englands und Deutschlands bei mir zum Glaubenssatz erhoben hat.

Statt dessen giebt es leider hier, wie dort Viele, die ein Interesse daran haben, den Haß zu verbreiten, der besonders gut in einem Lande gedeihen muß, dessen Bewohner sich von jeher der Kritik befleißigten und lieber die Flecken in der Sonne suchten, statt sich ihrer Leben spendenden Kraft zu freuen.

So sah ich kürzlich in Berlin ein Theaterstück, in welchem die Tugend der Arbeitertochter zum Spielball des reichen Mannes wird. Wie in allen Tendenzstücken, so muß auch hier ein Faden Wahrheit dazu herhalten, eine Last von Lüge zu tragen. Die Wahrheit an der Sache ist, daß solche Fälle sich überall ereignen, in manchen Ländern häufiger, in andern seltener als in Deutschland. Die Lüge liegt in der vorgeschobenen Annahme, daß die Quelle der geschilderten Zustände in den Arbeiterverhältnissen des Landes liege. Der Beweis der Lüge ist, daß solche Zustände sehr selten sind in Ländern, wo die Arbeit nur wenig organisirte Macht besitzt, z. B. in Frankreich und Irland, dessen Frauentugend der ärmsten Klassen sprichwörtlich geworden ist, während sie in England, wo die Arbeit so mächtig ist, sehr häufig vorkommen.

Daß solche, den gehässigen Instinkten der Masse fröhnende Stücke Anklang finden, ist nur natürlich, wenn man bedenkt, wie viel leichter es ist, an die niedrigen, als an die edlen Triebe der Menschheit zu appelliren. In einer Zeit, wo Alle in fieberhafter Hast dem Golde nachstreben, ist es nicht zu verwundern, daß Theaterdirectoren sich fragen, was „macht“ ein Stück? und nicht, was „ist“ ein Stück?

IX.

Wenn wir nun, das Vorhergehende im Auge behaltend, uns fragen, nach welcher Richtung die kaiserlichen Erlasse wirken werden, so kommen wir zu den folgenden Ergebnissen.

Die Bethätigung des kaiserlichen Interesses hat der Sache der Arbeiter in jedem Lande einen moralischen Halt, einen Impuls gegeben, den ihr keine späteren Eventualitäten nehmen können. Sie hätte der Arbeit im allgemeinen schon einen Dienst geleistet, wenn sie keine weitere Folge gehabt, als die Menschen anzutreiben, die Lebensverhältnisse der Nachbarn mit Einsicht zu studiren. Sie hat der Arbeit eine Würde

verschafft, die ihr die Agitation nicht in Jahrzehnten hätte erringen können. Sie hat die berechtigten Ziele der Arbeiter auf der ganzen Erde um ein gutes Stück ihrer Verwirklichung näher gerückt. Mögen socialistische Blätter in Amerika und auf dem Continent diese Wahrheit auch verleugnen, sie bleibt dennoch eine Thatsache, ein Granitblock, dessen Festigkeit nicht erschüttert werden kann, weil sie ganz unabhängig ist von dem Willen derer, die sie nicht anerkennen wollen. Sie hat auf noch weitere Klassen als die der Arbeiter einen moralischen Eindruck gemacht, dessen Wirkung früher oder später der Handarbeit als solcher zu Gute kommen muß. Sie bedeutet eine sociale Anerkennung der Arbeit, der diese in unserm materiellen Zeitalter dringend bedarf.

Es giebt Viele die in der Bethätigung des Kaisers eine soziale Gefahr erblicken. Ich theile diese Befürchtung nicht, wenigstens nicht für diejenigen Länder, welche eine gesunde und starke staatliche Gestaltung besitzen. Die andern mögen sehen, wie sie damit fertig werden.

Um unsere Aufmerksamkeit auf zwei der ersteren zu beschränken, wollen wir zum Schluß England und Deutschland etwas näher ins Auge fassen.

Wir wissen, daß die englischen Fabrikarbeiter seit dem Aufblühen der Großindustrie — zuerst tief in die Sklaverei der Arbeitgeber versunken und moralisch wie physisch sich selbst überlassen — jeden Schritt zur Hebung ihrer Interessen im schweren Kampfe gegen die herrschenden Klassen sich erzwingen mußten, wenn auch mit Unterstützung der Edelsten aller Klassen. Ihre Errungenschaften sind bis jetzt meist praktischer, utilitarischer Natur. Sie sind aus der Cooperation und Disciplin der besseren englischen Arbeiter hervorgegangen und dienen hauptsächlich zum Schutze ihres Standes in pecuniärer Hinsicht, gegen die Uebergriffe des Kapitals und gegen die freie Concurrenz des offenen Angebots von Seiten der Arbeiter selbst.

Für ihre sozial-moralische Stellung, die Erziehung*), die Hebung ihres Standes vom rein menschlichen Standpunkt, ist in England, trotz der vielen individuellen Anstrengungen, nur wenig erreicht. Wenn ich sage wenig erreicht, so meine ich damit, daß das Erreichte — in einzelnen Fällen außerordentlich — sich doch auf zu wenige, besonders charakterfeste Arbeiter beschränkt, um als Gemeingut der Klasse bezeichnet werden zu können. Der starre soziale Conservativismus der englischen herrschenden Bourgeoisie, der kalte, aristokratische Charakter der

*) Die allgemeine Schulpflicht ist erst als Nachklang der deutschen Waffenerfolge von 1870/71 in England eingeführt worden, und es ist noch zu früh, ihre Erfolge zu beurtheilen.

englischen Kirche und vor Allem die mangelhafte ästhetische Bildung des englischen Volkes selbst, machen die Entwicklung nach dieser Richtung hin zu einer sehr langsamen.

Man kann somit sagen, daß bisher alle Bewegung in der Arbeitsfrage in England ihren Impuls von unten herauf erhalten und ihre Ursache in dem erlittenen Druck gehabt hat. Die gewonnenen Resultate sind mehr oder weniger dem Ringen des Arbeiterstandes selbst gegen kolossale feindliche Elemente zuzuschreiben.

In Deutschland, besonders in Preußen, sehen wir eine ganz entgegengesetzte Entwickelung: die der Disciplin und der Einwirkung von oben herab. Hier hat der Staat, der in England mit seinem laissez-faire den Arbeiterstand fast dem Untergang preisgegeben hätte, von jeher, trotz aller Härte und trotz manchen Drucks auf den Einzelnen, stets zum Schutze der Massen gewirkt: durch Verbreitung der allgemeinen Schulbildung, durch physische und geistige Erziehung im Heere, durch thunlichste Steuerung der Lebensmittelverfälschung, durch gewissenhafte Ueberwachung der hygienischen Lebensbedingungen*), durch Beaufsichtigung der öffentlichen Versicherungsanstalten, durch Beschränkung der Rechte der Grundbesitzer und zuletzt durch Errichtung des staatlichen Versicherungswesens — alles Vortheile, die in England mehr oder weniger der Initiative der Arbeiter überlassen blieben. Anforderungen an die e i g e n e S e l b s t h ü l f e sind an den deutschen Arbeiterstand kaum je gestellt worden.

Dieser schroffe Gegensatz giebt uns den Schlüssel für die Aufgaben

*) In England giebt es noch immer Arbeiterwohnungen, deren Vermiethung in Deutschland polizeilich nicht geduldet werden würde. Vgl. „Problems of a Great City." Arnold White Remington, 1886. Die „Times" v. 10. Sept. 1890 brachte einen Bericht über Arbeiterwohnungen in Manchester, die schlechter als Schweineställe genannt werden. Wörtlich heißt es: „They are possessed of tenements worse than pigsties saturated with the filth and noisomeness of a century".

Ueber Deutschland entnehme ich dagegen einer großen englischen Zeitung Folgendes:

„In England haben die Leute kaum eine Idee von der Art der Häuser, welche die arbeitenden Klassen Berlins bewohnen. Ein Londoner würde seinen Augen nicht trauen, wenn er diese ungeheuren palastartigen Gebäude und die breiten, geräumigen, der frischen Luft zugänglichen Straßen sähe, die sich den Arbeitern der Hauptstadt bieten. Der äußere Anblick der Wohnungen ist gradezu überraschend. Wenn die Miethen hoch sind, so ist das eine Folge örtlicher Verhältnisse, und wenn die hygienischen Zustände nicht immer das sind, was sie sein sollten, so ist das im hohen Grade die Schuld der Arbeiter selbst, die einer genügenden Ventilation abgeneigt und nicht recht an häusliche Reinlichkeit gewöhnt sind. Viel ist noch für die Verbesserung des Looses der arbeitenden Klasse zu thun; da wir aber noch nicht in einem utopischen Zeitalter leben, so muß zugegeben werden, daß die Existenzbedingungen der Berliner Handarbeiter im Vergleich ganz ebenso gut, wenn nicht besser als anderswo sind."

der Zukunft in Deutschland: die Disciplin, die bisher von oben herab gewirkt hat, muß fortan auch von unten herauf die ganze Masse des Volkes durchdringen.

In England sehen wir, trotz aller sozialistischen Propaganda, eine auserlesene Schaar des Arbeiterstandes als mächtigen Kern des Volks sich heranbilden, der ohne Haß, durch friedliche Fortbildung und nachhaltigen Druck auf die Gesetzgebung die sogenannte „soziale Frage" ihrer natürlichen Lösung entgegenführt. Diese Erscheinung ist für den deutschen Arbeiterstand von allerhöchster Wichtigkeit: Ein Studium des furchtbaren Kampfes, den die Engländer durchgemacht haben, sollte sie nicht nur mit ihrer Gegenwart aussöhnen, in welcher sie so Vieles besitzen, um das die Engländer sie wohl beneiden müßten, sondern ihnen auch den Weg zeigen, das noch zu Erstrebende zu erkennen und zu erringen.

In diesem Streben hat sich der Kaiser durch seine Erlasse gewissermaßen auf ihre Seite gestellt — eine höchst interessante Thatsache, wenn wir berücksichtigen, daß die Engländer nicht nur die mächtige Majorität des Kapitals und der Aristokratie, sondern auch nothgedrungenermaßen die Apathie der Krone gegen sich hatten.

Freilich, mit den Erlassen allein ist es nicht gethan, sondern die Lösung der Arbeiterfrage wird noch für lange Zeit sowohl an die Selbstverleugnung der Arbeiter als an die Cooperation des Kerns der gebildeten Stände und an die Einsicht der Regierung hohe Anforderungen stellen. Was aber die Antheilnahme des Kaisers als moralische Unterstützung der Arbeiter bedeutet, das geht deutlich aus der Aeußerung des englischen sozialen Arbeiteragitators Champion zu einem deutschen Gelehrten, Professor Brentano hervor: „Ich werde Alles für die Arbeiter thun, um sie in die Höhe zu bringen, aber unter der einen Bedingung, die ich stets nachdrücklichst betone: sie dürfen sich gegen unsere Verfassung nicht auflehnen. Unsere Verfassung giebt ihnen die Möglichkeit, alles zu erreichen, von dessen Güte sie die Mehrheit überzeugen können. Wenn aber eine Minderheit Anstalten machte, diese Mehrheit zu vergewaltigen, so würde ich sie, wie Ihr Kaiser gesagt hat, „zerschmettern". Dieses Wort von ihm hat mir gefallen" *).

Die Ziele der deutschen Arbeiter sind ihnen auf dem Wege der friedlichen Cooperation, der Selbstverleugnung des Einzelnen, der He-

*) Ich entnehme die obige Uebersetzung der englischen Worte dem ausgezeichneten Werke des Herrn Dr. Gerhardt von Schulze-Gaevernitz „Zum sozialen Frieden". (Leipzig, Duncker & Humblot 1890.) Wenn ich auch glaube, daß der Herr Verfasser die englischen Arbeiterverhältnisse etwas rosiger auffaßt, als meine Erfahrungen mir das gestatten, so empfehle ich dieses gediegene Werk doch Jedem, der sich für die Arbeiterfrage in England interessirt.

bung des sittlichen Gefühls der Familie, der Bekämpfung der Genußsucht und der Besserung der Qualität ihrer Arbeit vorgezeichnet. Ihre bessere Erziehung sollte den Deutschen die Bewältigung dieser Aufgaben leichter machen als den englischen Arbeitern, die auf ihrem dornenvollen Wege ganz auf sich selbst angewiesen waren. Und wenn dies nur in einigem Maaße geschieht, so werden sie auch ohne alle Zuthaten der staatlichen Protection eine höhere soziale Anerkennung nicht nur beanspruchen, sondern auch erzwingen können.

Für die Cooperation bieten England und Amerika treffliche Vorbilder, für die Selbstverleugnung die Zucht in der preußischen Armee, für die Hebung des sittlichen Gefühls die gesunden Zustände unter dem niedern norwegischen Volke, für die Bekämpfung der Genußsucht endlich die Elite der englischen Arbeiter, die sich häufig des Bier- und Branntweingenusses vollständig enthalten.

Wenn ich nun meinem Urtheil trauen darf, so möchte ich behaupten, daß das Land, welches am ehesten die Wohlthat der kaiserlichen Erlasse empfinden werde, nicht sowohl Deutschland, sondern andere, und vornehmlich England sein wird. Was die deutschen Arbeiterführer hauptsächlich verlangen, sind höhere Löhne und weniger Arbeit. Diese rein ökonomische Forderung aber kann selbst ein Kaiser ihnen nicht direct verschaffen. Vielmehr müssen sie sich sie allmählig aus sich selbst heraus, durch Hebung ihres Arbeits-Werths erwerben: wie sie Andere erworben haben. Indirect steht es allerdings in der Macht eines Herrschers durch Zulassung und Förderung eines berechtigten Cooperationswesens dazu zu verhelfen. Die deutsche Bildung, auch erst von oben herunter eingeführt, ist volksthümlich geworden. Die Hebung des Arbeitswerthes des Einzelnen kann ebenso von oben herab emancipirt werden — aber damit der Trieb erstarke, muß er im Volke selbst fruchtbar werden, und dazu ist eine gewisse freie Initiative des Arbeiterstandes selber und Zeit von Nöthen. Was ein Herrscher direct dem Arbeiterstand verschaffen kann, das sind soziale und kulturelle Vortheile. Diese aber besitzen die Deutschen, Dank der Vergangenheit, im hohen Maße. Die Aufmerksamkeit der englischen Arbeiter muß jetzt auf diese sozialen Vortheile gelenkt werden, welche die deutschen Arbeiter genießen; sie wird es, und sie wird ihre Früchte tragen. Aus einer sorgfältigen Beobachtung der deutschen Verhältnisse werden unsere Manchestermänner lernen, daß die Erziehung allein den Menschen nicht glücklich machen kann, denn sie können in Deutschland ein Proletariat der Bildung sehn, das noch trauriger daran ist, als alle Arbeiter. Diese Beobachtung wird dazu dienen, sie vor einem blinden Nachäffen deut-

scher Ideen zu bewahren; sie wird sie aber nicht hindern, das zu entnehmen, was uns nützen kann. Sie können auch in weiten Schichten des deutschen Volks eine Genügsamkeit und eine Pflichttreue bewundern, besonders unter den Beamtenstand, die ihnen als Vorbilder auf dem Wege des Heils dienen können.

Einmal auf diesem Wege, wird unser insularer praktischer common sense, großgezogen im Titanenkampf der Selbsthülfe der Würde der Arbeit mehr und mehr Anerkennung verschaffen. Wir werden das Erreichbare in einem Geiste der Versöhnung, nicht des Hasses zu erlangen suchen, nicht auf der Lüge basirend, daß jeder Einzelne sich über seine Stellung emporheben könne, sondern auf der Wahrheit gestützt, daß es wohl menschenmöglich ist, eine jede Stellung, auch die bescheidenste, so zu gestalten, daß ein Sonnenstrahl der Zufriedenheit und des Glücks zu ihr dringen kann.

X.

Bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin stand ich in der Kunstausstellung vor einem Bilde: Kaiser Wilhelm nach der Schlacht bei Sedan. Die Truppen umjubeln ihn; Offiziere und Gemeine, zum Theil verwundet, drängen sich an ihn heran; der Eine ergreift seine Hand, ein Anderer bückt sich, um ihn den Fuß zu küssen — das Ganze ein Bild der gewaltigsten Begeisterung.

Ob diese Scene nur ein Phantom, ein Spottgedicht auf das Herz und den Verstand des Menschen ist? —

Es war Abend geworden; ich kehrte nach der Stadt zurück von diesen und ähnlichen Zweifeln bewegt. In der Friedrichstraße stieß ich auf eine unruhige Menge, welche vor einem erleuchteten Transparent hin und her wogte. Es zeigte die Frankfurter Abendkurse. Hier ist es nicht die ehrliche Arbeit — die Arbeitsstunden sind vorüber —, es ist das Spiel, die Gewinnsucht, der Fluch unserer Zeit, der sich in seiner ganzen Nacktheit offenbart.

Meine Zweifel hoben sich. Nein, nicht der Instinkt der bloßen Utilität, des pecuniären Vortheils, nicht die Gewinnsucht des Einzelnen soll ihn über seine Nebenmenschen erheben, — nein, eine ganze mächtige Schicht der Menschheit wird wie eine Erdkruste aus dem Wasser sich erheben und allmählich mit blühendem Grün sich bedecken und einer besseren Zukunft entgegen gehen. In diesem Streben wird die Idealität des Charakters der Menschheit als brennende Fackel voran leuchten.

London im September 1890.

Die Herrschaft des deutschen Nominativs.

Von

Robert Hessen.

Es sollte mich nicht wundern, wenn für Manchen bereits die Ueberschrift dieses Aufsatzes einen fremdartigen Klang hätte. Die Herrschaft des Nominativs? Muß es nicht heißen: die Herrschaft des Nominativ?

Die Klage, daß man in Deutschland nicht mehr dekliniren wolle, ist ja nun freilich nicht neu. Aber da selbst ein Philologe zugleich und ein so scharfer Satiriker wie der Ankläger des „Papiernen Stils" das Uebel bisher nur hat wachsen und um sich fressen sehn, ist die Wiederaufnahme des Verfahrens vielleicht angebracht.

Betreten wir zunächst einmal den Bahnhof „Alexanderplatz" in Berlin. Da steht auf einer riesigen weißen Tafel mit fetten schwarzen Buchstaben gedruckt: Richtung nach Schlesischer Bahnhof. Man fragt sich: wie tief muß ein Volk in seiner Bildung stehn, wenn in den Aeußerungen hoher Behörden sich derartige grobe Schnitzer ungescheut an's Licht wagen dürfen, wenn unter Hunderttausenden, die sich auf jenem Bahnhof drängen, vielleicht Einer mit innerm Widerwillen vor einer solchen Sprachverhunzung dasteht? Freilich diese Menschen sind Alle Zeitungleser und deshalb an das Aergste gewöhnt. Die Fehler, die sie noch nicht machen lernten, werden sie sich von unsern offiziellen Sprachverderbern mit Sicherheit binnen kürzester Frist angeeignet haben. Es erscheint ja u. A. bei uns ein Blatt, das in allen Restaurationen ausliegt und täglich in etwa 40000 Exemplare hineindruckt: Handelszeitung des Babylonischen Tageblatt. Da darf es denn nicht Wunder nehmen, wenn ich unlängst die größte Mühe hatte, einer Gesellschaft, in der sich auch eine Schriftstellerin von Beruf befand, klarzumachen, daß es nicht heißen dürfe „des Residenztheater". So stand es nämlich in einem Aufruf zu lesen, den ein Literat unterzeichnet hatte, der sich ohne Zweifel zu den allerersten rechnet, und es ist allem Anschein nach

nur eine Frage der Zeit, daß uns ein findiger Reporter durch die Blüthe der Stilblüthen erfreut: des deutsches Theater.

Ich komme auf die weiteren, für unsere Sprache verderblichen Folgen noch zurück, welche diese Unsitte bereits nach sich gezogen hat, und will mich bemühen, zunächst einmal den Schaden in zwei kurze Formeln zu pressen, wie etwa in der Medizin ein Krankheitserreger unter das Mikroskop gebracht und dem allgemeinen Mißtrauen empfohlen wird. „Hier, meine Herren, dieses violette Pünktchen, das Sie da sehen, das macht die Tuberkulose." Für unsere Sprachkrankheit nun giebt es zwei solcher Bazillen, in Gestalt von zwei tief in das Gehirn der Menge eingefilzten Axiomen:

1) Sprache kommt von „Schreiben" her.

2) Sobald Gänsefüßchen gemacht werden, ist jedes sprachliche Verbrechen erlaubt.

Was den ersten Punkt anlangt, so hat ihn bereits Prof. Otto Schröder mit allen Waffen der Gelehrsamkeit und des Witzes, aber leider bisher vergeblich bekämpft. Daß man dem Munde nachschreiben müsse, wenn man überhaupt schreibt, ist eine Forderung, gegen die sich der „Große Papierne" zischend aufbäumt. Der Mund soll der Schrift nachsprechen, das ist die Forderung, die er erhebt. Vermuthlich glaubt er, daß die alten Deutschen zuerst schreiben, und dann erst sprechen lernten, während doch Tacitus sowohl wie Waitz unsere Urväter als durchaus schriftunkundig, aber keineswegs als stumm abschildern. Es versteht sich, daß das Bestreben unsres großen Sprachpeinigers nun darauf gerichtet ist, dem Munde auch noch die Gänsefüßchen aufzudringeu. Vorläufig sagt man: ich war in der Macht der Finsterniß (von Tolstoi), ich komme aus den Räubern, ich ziehe die Hugenotten dem Propheten vor. Nach dieser Sprache, die in Deutschland unter vernünftigen Menschen gesprochen wird, hätte sich die Schrift zu richten, thut es aber nicht. Sie schreibt: ich war in „die Macht der Finsterniß", ich komme aus „die Räuber", ich ziehe „die Hugenotten" . . . aber jetzt kommt eine große Verlegenheit. Der „richtige" Titel jener Meyerbeerschen Oper lautet ja „der Prophet". Wie soll man nun schreiben? Ich ziehe „die Hugenotten" „der Prophet" vor? oder dem „der Prophet", oder, da es sich um eine Oper handelt: der „der Prophet" (wie ja auch unsre Seeleute von ihren Schiffen als von der „Rhein" und der „Kaiser Wilhelm" sprechen), oder ganz einfach und falsch: ich ziehe „die Hugenotten" dem „Prophet" vor? Man kann in den „Papiernen" getrost das Zutrauen setzen, daß er unter diesen verschiedenen Variationen die geschmackloseste herausfinden und

falls seine traurige Herrschaft andauert, auch bald in unsere wirkliche Sprache übergeleitet haben wird.

Es ist nun schwer zu sagen, wo und wann das Unglück begonnen hat. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach sind unsere Kapellmeister schuld daran. Ich entsinne mich wenigstens noch sehr genau des unangenehmen Eindrucks, den ich schon als Tertianer von Konzert-Programmen erhielt, auf denen zu lesen stand: Potpourri aus „die Hochzeit des Figaro“. Auch Richard Wagner soll, wie mir bestimmt versichert wird, stets aus „die Walküre“ und zu „die Götterdämmerung“ geschrieben haben. Ob er diese nervenzerreißenden Töne sprach, weiß ich nicht, möchte es aber nicht ohne Weiteres glauben.

Es ist recht zu sehen, wie hier ein durchaus unverächtlicher Charakterzug zu unserm Unheil ausgeschlagen ist, wie der Mensch die Fehler seiner Tugenden hat. Es war sicher eine Eingebung peinlicher Gewissenhaftigkeit, was die subalternen Gemüther unsrer Stabstrompeter abhielt, sich an einem Titel zu vergreifen, der ihnen ein für allemal feststand. Potpourri aus der „Hochzeit des Figaro“ (oder, wie man zu sprechen gewohnt ist, aus Figaro's Hochzeit) erschien ihnen gewiß als eine Verstümmelung. Sie umgaben den Titel mit Gänsefüßchen, wie man eine arithmetische Formel einklammert, aber sie machten ihn zu diesem „Rührmichnichtan“ doch nur in Folge ihrer unbegrenzten Geschmacklosigkeit, weil ihre stumpfen Nerven durch einen sprachlichen Widersinn nicht beleidigt und gereizt wurden, weil ihrer Unbildung ein Gefühl für die künstlerische Schönheit unsrer Sprache abging. Bei der Ansteckungsfähigkeit, die das Falsche und Ungesunde nun hat (wenn doch das Richtige nur halb so ansteckend wäre), verbreitete sich diese Unart, in Berlin besonders von den Litfaßsäulen aus, epidemisch in andere Gebiete und ist heute derartig eingerissen, daß ganz gebildete Männer uns staunend in's Gesicht sehn, wenn man die Heiligkeit der Gänsefüßchen in Zweifel zieht. Diese in Pedanterei umgeschlagene Gewissenhaftigkeit, dieses Ungeschick im Zugreifen mag ein Erbtheil zugleich und Kennzeichen eines unterdrückten, politisch unreifen, sich in der Welt unsicher fühlenden Volkes sein, unsres heutigen Geschlechtes ist sie unwürdig. Aber wie wir noch immer den rechten Muth nicht finden, unsrer Sprache fremde Reiser anzueignen und schlecht und recht zu gebrauchen, was wir uns doch erobert oder ehrlich erworben haben, so verlernen wir es am Ende gar, unsre ureigensten deutschen Worte herzunehmen und zu beugen, wie es sich gehört. In den fliegenden Blättern fand ich unlängst: zu Schillers „Parabeln und Räthsel“. Es war ein höherer Staatsbeamter, der schlechterdings nicht einsah, daß es

„Räthseln“ heißen müßte. Es ständen ja Gänsefüßchen da. Aber wenn das am grünen Holz geschieht, was ist dann vom dürren zu erwarten?

Der Nominativ ist wie ein Basilisk geworden, der uns überall anstiert. Man geräth, selbst widerwillig, in seinen Bann, man kann sich kaum noch vor ihm retten. Jedermann wird mir zugeben, daß es heißen müßte: des Doktors. Der Doktor, des Doktors, dem Doktor, den Doktor, so würde doch ein Schulkind dekliniren. Und doch möchte ich den Mann kennen, der die drei Worte: „des Doktors Müller“ über die Zunge brächte. Möglich, daß der Ein und Andere einwenden wird, daß die Sprache hier des Wohlklangs wegen eine Ausnahme statuirt habe. Das bestreite ich unbedingt. „Des Doktors Müller“ klingt denjenigen schlecht, denen es neu klingt, weil sie sich etwas Falsches angewöhnt haben, es klingt denen schlecht, die widerlegt werden sollen. Noch giebt es ja wohl Sprachkundige, welche des Majors v. Wißmann, des Generals v. Blumenthal, des Professors Gerhardt sprechen, es giebt sogar noch Zeitungen, wie besonders die Kreuz-Zeitung, welche des Majors v. Wißmann schreiben. Aber daneben steht schon ein ganzes Heer von Blättern, wo es nur noch des Graf, des Geheimrath, des Kapitän heißt, und die eines Tages schlechterdings damit endigen werden, daß sie auch „des Herr Müller“ erwähnen. Die Morgenröthe dieser Sprachsünde ist bereits aufgegangen, wie folgender in meinem Besitz befindlicher Ausschnitt beweist: „Schon die einfache, objective Zusammenstellnng . . . genügte, um uns . . . ebenso unzurechnungsfähig erscheinen zu lassen wie Herr E . . . . t Müller“. Bald wird es nun auch des Ring, des König, des Morgen heißen, ohne daß irgend eine Rücksicht des Wohlklangs dabei mitspielte. Denn als ich anfing, Belastungsmaterial zu sammeln, fand ich unter die Herrschaft des Nominativs gebeugt selbst ruhmreiche Häupter unserer Literatur. Ein bekannter Parodist und Satiriker schreibt in seinem jüngsten Roman: des Mumienkasten, und Theodor Fontane in seiner „Stine“: aus „der Ring des Polykrates“.

Leider ist das Maß der Leiden, welche der „Große Papierne“ vermittels des Nominativs über unsre Sprache verhängt hat, noch nicht erschöpft. Ganz ohne Entschuldigung durch etwaige Gänsefüßchen (die übrigens auch beim Schlesischer Bahnhof und bei der Handelszeitung des Babylonischen Tageblatt fehlen) kommt der Nominativ neuerdings zur Geltung in der Apposition. Ich will mich begnügen, einige besonders markante Beispiele anzuführen. So soll Prof. Lujo Brentano einem liebevollen Bericht zufolge sich in Leipzig bei seiner Rede über

die gebildeten Stände und die sozialen Aufgaben folgendermaßen geäußert haben: „Solche liegen vor in England, ein Land“ u. s. w. Ich muß schon, ohne Furcht, unhöflich zu erscheinen, beifügen, daß es hier ganz unbedingt „einem Lande“ heißen müßte. Aber weiter: „Ein junger Mann kam am 2. d. in Clifton House an, begleitet von seiner Braut, Frl. Alice Drew, deren Mutter und Bruder, ein Advokat in Chicago“. Auf der Rückseite eines vielgenannten literarischen Wochenblattes lesen wir seit seinem Bestehen: Verlag von S. Fischer, Königl. Schwedischer Hofbuchhändler, und in der „Nation“ stand erst unlängst: „die Werthschätzung Platens als Dichter“. Die Werthschätzung als Dichter, etwa wie der Neffe als Onkel. Es sei der Merkwürdigkeit wegen beigefügt, daß dieselbe Nummer der „Nation“ noch zwei andere Blüthen zeitigte, nämlich: jene Anonymität, welche man „vortragender Rath“ nennt, und last not least: des Geheimrath Chronegk. Ein Schriftsteller, der heut schriebe: die Würdigung Richard Wagners als Dichters, dürfte vom Publikum als fehlerhaft, aber gerade deshalb ohne jede Theilnahme oder gar Erregung, von Mitgliedern der Presse jedoch mit Befremden betrachtet werden.

Endlich hat die Herrschaft des Nominativs bewirkt, daß auch zum Konjugiren die Lust erheblich gesunken ist. Wieder helfen die Gänsefüßchen, die ihn begleiten wie die Lootsenfische den Hai, vorläufig noch mit. Morgen geht „die Räuber“ in's Szene. Klingt das nicht herrlich? Oder: In Engelhorns Romanbibliothek erscheint als nächstes Doppelheft Daudets „Könige im Exil“. Und zum Schluß: Es war Spielhagens „die von Hohenstein“. Diese Stelle fand sich unlängst in einem sehr hübschen und zeitgemäßen Aufsatz über „Sprachliche Unarten“. Ich würde vorschlagen: Es waren „die von Hohenstein“ Spielhagens.

Hat der ganze Unfug nun am Ende doch eine Spur von Berechtigung, hat er mindestens eine symptomatische Bedeutung, und was ist dagegen zu thun? Im Ganzen läßt sich ja nicht leugnen, daß unsre Sprache sich in einem Stadium der Gährung und Umbildung befindet. Das Luther'sche Deutsch hat sich ausgeschrieben, und das Göthische ist leider auf dem besten Wege dazu. Selbst diejenigen, die es zu schreiben glauben, würden überraschende Entdeckungen machen, sobald sie ihren Stil analysirten. Ich will hier nicht näher auf die unendliche Erweiterung allein schon der Begriffe eingehen, die unsre Kultur seit Göthe gezeitigt hat. Unsere Sprache ist viel beziehungsreicher, aber leider auch bunter geworden, da wir das Geschick nicht besaßen, fremdsprachiges Metall einzuschmelzen und mit dem deutschen Stempel zu prägen.

Selbst die Russen sind, was ich hier als Nachtrag zu meinen früheren Auslassungen über den Gegenstand (Pr. Jahrb. Bd. 62, S. 193) anfügen mag, in dieser Beziehung gewandter, und vor allen Dingen auch selbstbewußter gewesen als wir. Sie haben gewagt, wozu wir zu zimperlich waren. Es findet sich darüber bei Turgenjeff („Dunst" S. 40) folgende höchst bezeichnende Stelle: „Nehmen Sie ein Beispiel an unsrer Sprache. Peter der Große überfluthete sie mit tausenden von fremdländischen Wörtern — holländischen, französischen, deutschen: Diese Wörter drückten Begriffe aus, mit denen das russische Volk bekannt gemacht werden mußte. Ohne alle Umstände schüttete Peter unserm Volke diese Worte scheffel-, zuber-, ja faßweise in den Magen. Anfangs kam allerdings etwas Ungeheuerliches heraus, dann aber begann die Verdauung ... Die Begriffe wurden eingeimpft, die fremden Formen verschwanden nach und nach, die Sprache fand in ihrem eigenen Innern einen Ersatz dafür — und jetzt — gehorsamer Diener: ein sehr mittelmäßiger Stilist übernimmt es jetzt, jede beliebige Seite aus Hegel . . . ja ja, aus Hegel zu übersetzen, ohne auch nur ein einziges, nichtslawisches Wort zu gebrauchen." Hier wird also von einem gottbegnadeten Dichter, d. h. von einem Sprachkünstler und Sprachverständigen ersten Ranges das Wesentliche in dem Ersetzen der fremden Formen gesucht und alles das, womit wir uns heute noch als unsern „Fremdwörtern" abquälen, als slawisch schlechtweg empfunden. Die Russen haben die Arbeit bereits gethan und die Entschlüsse bereits gefaßt, zu denen wir uns noch nicht aufzuschwingen vermochten.

Eines Weitern ist bei uns durch die intime und immer noch wachsende Bekanntschaft mit fremden Literaturen eine ganz neue Art von Satzbau aufgekommen, auf die auch schon manche feinfühligere Männer aufmerksam sind. Die alten Schachtelsätze (wie z. B.: die, die die, die die Baumpflanzungen beschädigt haben, zur Anzeige bringen, erhalten 10 Mark Belohnung) die ellenlangen Perioden, bei denen man athemlos auf ein zu spät sich einstellendes Zeitwort warten muß und die u. A. von Mark Twain so witzig verspottet worden sind, sie kommen ab. Das ist eine große Wohlthat für Anschaulichkeit und Deutlichkeit. Die Schrift hat hier endlich gelernt, dem Munde sozusagen auf den Mund zu sehn, es mindestens den Engländern nachzumachen, die diese Kunst schon vor uns besaßen. Manche künstlerische Feinheit und Schattirung unsres früheren Deutschs (nicht unsres früheren Deutsch) mag dabei verloren gegangen oder doch gefährdet sein. Aber die kurze und knappe Art, mit der jetzt dem Sinn entsprechend einfach aneinandergereiht wird, was logisch aufeinander folgt, welche die einzelnen Satz-

glieder gleich fertig liefert, und nicht ein Stück davon an ein fernes Ende verschleppt, diese Art ist jedenfalls ein Gewinn für Frische und Schärfe, d. h. nach der wesentlichsten und wichtigsten Seite hin. Was uns fehlt, ist ein wirklicher, volksthümlicher Dichter. Kommt er eines Tages, so wird er uns vermuthlich Alles zu gleicher Zeit liefern, einen neuen, maßgebenden Stil und eine neue, zweckmäßige Orthographie, insonderheit eine richtige Schreibung für die sich in unserer Sprache herumstoßenden Fremdlinge, die in ihrer jetzigen äußern Erscheinung allen unsern sprachlichen Gesetzen Hohn sprechen. Der richtige Weg ist ja überall längst vorgezeichnet. Dingelstedt schrieb schon vor Jahren „Bluse". Aber unser bezopfter, papierner Schulmeister kann sich gar nicht genug thun, vor einer solchen Eindeutschung zu warnen. Er hat es nun einmal „gelernt", daß jenes Wort aus dem Französischen kommt und „Blouse" geschrieben werden müßte, und erfüllt die Welt mit seinem Geschrei, sobald Jemand es einem Turgenjeff oder Dingelstedt nachthun möchte. Der „Papierne" kennt keine gesprochne Sprache. O. Schröder sagt ihm deshalb nach, daß „seinem nur noch rudimentär vorhandenen Ohr die unendlichen Klangabstufungen der wirklichen Sprache entgehen". Das ist prächtig ausgedrückt, bis auf das „rudimentäre" Ohr. Mir wenigstens haben meine Erfahrungen mit Sprachreinigern erwiesen, daß gerade die Länge des Organs einen Rückschluß auf die Hörfähigkeit nicht gestattet.

Indessen, bis nun jener Dritte zu Luther und Göthe erscheint, der das formt, was in allen Andern verworren gährt, der uns eine dritte Sprache schenkt, wie wir sie so nöthig brauchen, bis dahin dürfen wir die Hände nicht in den Schoß legen, wir dürfen unsrer Sprache nicht Alles gefallen lassen. Und wenn von den Engländern außer ihrem Stil auch die zwar sehr bequeme, aber ganz und gar undeutsche Beugungslosigkeit der Ding- oder Hauptworte hinübergenommen werden soll, so heißt das, dem Formgefühl einen weitern Abbruch bei uns thun und unsre Sprache in ihrer Entwickelung gerade dort schädigen, wo sie ohnehin schon ihre schwächste Stelle hat.

Politische Correspondenz.

Aus Finnland.

Die bisher selbständige finnländische Post mit eigenen Beamten, eigenem Etat, eigenen Briefmarken, ist durch „kaiserliches Manifest“ mit der russischen Post vereinigt worden. Diese Thatsache erscheint von nicht gerade großer Bedeutung und doch ist sie ein Ereigniß, welches nicht nur für die betheiligten Finnen sehr schwer wiegt, sondern auch die Aufmerksamkeit von Europa in Anspruch nehmen darf. Denn diese Postordnung legt Bresche in ein heute noch bestehendes selbständiges Staatswesen; Niemand zweifelt daran, daß durch diese Bresche binnen Kurzem ein ganzes feindliches Heer einziehen und jenes Staatswesen völlig zu vertilgen suchen wird. Auch so wird man in Deutschland noch nicht geneigt sein viel Aufhebens davon zu machen. Es ist ja dasselbe Lied, das Ihnen aus den baltischen Provinzen fortwährend entgegentönt und wie die Gefährten des Odysseus verstopfen Sie sich die Ohren es nicht zu hören. In den baltischen Provinzen wohnen Männer deutscher Zunge oder wenigstens deutscher Cultur; in Finnland wohnen Finnen und Schweden mit schwedischer Cultur. Was gehen Sie Finnen und Schweden an, da Sie entschlossen sind sich nicht einmal um die Deutschen zu kümmern? Antwort: Wir gehen Sie deshalb etwas an, weil Sie gezwungen sind, sich um die Russen zu bekümmern, und in dieser Russen-Sorge Finnland zu den Elementen gehört, die in Betracht gezogen werden müssen. Auch Finnland mit seinen nicht weniger als 2 Millionen Einwohnern ist ein Stück Westeuropa mit westeuropäischem Culturleben, das die russische Barbarei sich anschickt in den Boden zu stampfen. Gerade dadurch, daß es nicht deutsch ist, kommt die Solidarität Cultur-Europas gegenüber dem Moskowiterthum hier aufs deutlichste zum Ausdruck. Finnland schlägt eine Brücke hinüber zu Schweden. Wenn der allgemeine Kampf einmal ausbricht, ist die Haltung dieser Landschaft, die sich bis ganz nah an Petersburg heran erstreckt, nicht gleichgültig. Es ist daher für die Deutschen wohl der Mühe werth, sich die Verhältnisse unseres Landes in ihrer Analogie, aber auch in ihrer Verschiedenheit von den deutschen Ostseeprovinzen, klar zu machen.

Der Punkt, wo die Russen bei ihrer Bearbeitung von Livland einsetzen, ist der Gegensatz zwischen den deutschen adligen Großgrundbesitzern und den esthnischen und lettischen Bauern. In diesem Punkt ist Finnland glücklicher

daran; auch hier existirt zwar der Gegensatz zwischen der schwedischen Sprache und Cultur und dem finnischen Grundstock der Bevölkerung, aber der Gegensatz ist nicht wie südlich des Meerbusens zugleich ein socialer. Die Bedeutung und der Besitz des Adels in Finnland ist äußerst gering, noch in der letzten Zeit sind adlige Güter häufig in bäuerlichen Besitz übergegangen. Die finnische Sprache ist jetzt als gleichberechtigt mit der schwedischen anerkannt. Die Russen haben also keinerlei Hoffnung durch eine Spaltung in der angegriffenen Bevölkerung sich ihren Sieg zu erleichtern.

Finnland ist aber auch politisch viel gesicherter, viel stärker als Livland. Die deutschen Ostseeprovinzen hatten zwar bis zu dem jetzigen Einbruch des Panslavismus ihre alte garantirte ständische Verfassung, aber sie gehörten doch politisch und wirthschaftlich zum russischen Reich. Ganz anders bei uns. Das Großfürstenthum Finnland steht in bloßer Personalunion mit Rußland. Es hat seine eignen Truppen in der nur Finnländer als Officiere angestellt werden dürfen. Es hat sein eignes Zoll- und Wirthschaftssystem; zwischen Rußland und Finnland läuft eine Zollgrenze. Es hat sein eignes Münzsystem; 1865 hat es die französische Währung und die Franken angenommen und rechnet auch heute auf Grund eines gesunden Staatscredits nach Metall, nicht wie die Russen nach einer schwankenden Papier-Valuta. Bricht also der Moscoviter auch bei uns ein, verschlingt der Panslavismus unsere politische Selbständigkeit, so ist nicht nur diese selbst, an der wir mit Liebe hängen, verloren, so ist nicht nur unsre Nationalität, unsre Cultur, unsre lutherische Religion bedroht, sondern so sind wir auch auf der Stelle wirthschaftlich ruinirt.

Jetzt erkennt man, was die Vereinigung der finnischen Post mit der russischen bedeutet. Jedermann in Finnland empfindet es. Es ist das Princip, es ist die unumwundene Erklärung, daß die Rechtsbeständigkeit eines autonomen finnischen Großfürstenthums nicht mehr anerkannt wird.

Die Allerhöchste Verfügung („kaiserliches Manifest") betreffend die Unterordnung des finnländischen Postwesens unter die russische Postverwaltung (vom 24./12. Juni d. J.) involvirt einen Bruch der finnländischen Verfassung, da sie zustande gekommen ist ohne Beihülfe der Landesstände, und veröffentlicht ohne Gegenzeichnung des Landessenats. Man sieht jetzt auch die russische Polizei, die russische Spionage, die russische Corruption drohend vor den Thoren und rüstet sich zum Widerstand. Wir sind der festen Hoffnung, daß die jetzt begonnenen Angriffe es nicht zu einer wesentlichen Schädigung unseres innern Volkslebens bringen, sondern im Gegentheil eine Kräftigung bewirken werden, so daß durch ein erstarktes Nationalbewußtsein der Grund einstiger Selbständigkeit unter günstigeren politischen Zeichen', als die Gegenwart sie zu bieten vermag, gelegt werde. Dies letztvergangene Halbjahr hat die politischen Anschauungen bei uns im ganzen Volke geklärt und gezeitigt, mehr als Jahrzehnte es früher vermocht haben. Unsere Stellung ist jedem Bürger klar und offenbar geworden, Jeder sieht, woher die Gefahr droht und Alle sind in ihren Ansichten, Wünschen und Hoffnungen einig. Durch einen vorzüglichen Volksunterricht ist

erreicht, daß die ganze Bevölkerung des Lesens und Schreibens kundig ist und damit ein erhebliches Selbstbewußtsein erlangt hat. Durch Geschichte, Cultur, Religion ist sie zu einer festen Einheit zusammengeschlossen und wird auch von den schärfsten Giften nicht so leicht aufgelöst werden.

Erheiternd wirkt die Argumentation, mit der die panslavistische Presse den Feldzug gegen uns eingeleitet hat: das Russenthum soll unseren verkommenen Rechtszuständen aufhelfen. Wir haben nämlich ein veraltetes Strafrecht von 1734, das zwar nicht, wie behauptet wird, noch Körperverstümmelungen, aber doch überaus harte Bestimmungen enthielt. Hieraus schlug die russische Presse Capital, indem sie dabei wissentlich ignorirte, daß von Seiten unserer Ständeversammlung eine gesetzgeberische Arbeit zwecks Veränderung des Strafgesetzes seit Jahren im Gange war. Ja, sie haben sich nicht gescheut ihr Geschrei fortzusetzen, obgleich das Zustandekommen des neuen Gesetzes am Ende lediglich durch russische Umtriebe um eine Legislaturperiode verzögert wurde. Das ist so ein Beispiel der vielen lügnerischen Ausschreitungen, welche von der dortigen Censur begünstigt wurden, unsererseits aber nur ausweichende Erwiderungen erhalten durften. Hier wäre es doch am Platze gewesen den Spieß umzudrehen und als Illustration des modernen russischen Rechtsverfahrens an die unzähligen ohne Rechtsspruch angeordneten Einkerkerungen, Verweisungen nach Sibirien u. s. w., welche gerade jetzt in Rußland herrlich blühen, zu erinnern. Doch davon hat natürlich keine Rede sein können! —

Der wahre Grund, der seit ein Paar Jahrzehnten lebhaft gewordenen Russificirungs-Bestrebungen innerhalb der Grenzen des Reiches ist zu suchen in dem Bewußtsein, daß Rußland den vormals besessenen maßgebenden Einfluß nach Außen eingebüßt hat, wofür ein Ersatz durch Machtausbreitung im Inneren um jeden Preis geschaffen werden soll.

Das soll den Schein innerer Kraft wo möglich retten. Die trostlosen inneren Zustände, die in gänzliche Rechtlosigkeit ausgeartete polizeiliche Willkür, die rücksichtslose Verfolgung aller freisinnigen Regungen, die wirthschaftliche Noth, das überall herrschende Elend des Volkes, drängen in derselben Richtung und nöthigen die Machthaber anderwärts eine glänzende Bethätigung des russischen Princips zu erstreben. Und so lange es nicht gerathen erscheint diese, einem alten Rezept folgend, in auswärtiger Kriegsleistung zu suchen, wird dazu gegriffen auf „Eroberungen" innerhalb der eigenen Grenzen auszugehen.

Mehr als einmal haben bereits die Wandlungen der äußern Politik auf das Schicksal unseres, den großen politischen Schauplätzen und Schlachtfeldern entrückten Landes einen entscheidenden Einfluß geübt. Als Alexander I. uns das fortgesetzte Bestehen unserer gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen im Jahre 1809 für sich und seine Nachfolger feierlich zusicherte, geschah dieses wahrscheinlich zum Theil unter dem Eindrucke, den die damalige Weltlage, die Aussicht auf den bevorstehenden Kampf mit dem corsischen Welteroberer, auf ihn machte. Als sein Neffe, der zweite Alexander, unsere alte von Schweden

ererbte Verfassung im Jahre 1863 wieder ins Leben treten ließ, waren es wohl der damalige polnische Aufstand und die drohende Haltung Europas, welche ihn mehr als etwas Anderes dazu bestimmten. Wenn nun der dritte Zar dieses Namens uns gegenüber den entgegengesetzten Weg betritt und sich anschickt aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die verbrieften Privilegien uns zu nehmen, wozu er nach russischer Anschauung ein unveräußerliches, göttliches Recht besitzt, so ist das wieder einer der Wechselfälle der „großen" Politik, in welcher wir einen Beweis unserer Solidarität mit der allgemeinen Geschichtsentwickelung des Welttheils zu erblicken haben.

In einer deutschen Zeitung wurde berichtet, der Zar habe bei seiner jüngsten Reise in Finnland (diesen Sommer) Gelegenheit gehabt, sich von der guten (sic!) Gesinnung der finnländischen Bevölkerung zu überzeugen; überall wo er und seine Familie sich zeigten, so heißt es dort, wurden sie von dem versammelten Volke stürmisch begrüßt und bejubelt, und der Enthusiasmus erreichte mitunter solche Dimensionen, daß der Kaiser sich sehr gerührt fühlte und dies vor seiner Umgebung nicht verbarg. Dieses ist ganz unrichtig: der Eindruck des kaiserlichen Besuches war dieses Jahr, angesichts der bereits erfolgten und noch zu erwartenden Maßregeln gegen Finnland, mehr als zweifelhaft und der dem Monarchen sowie seiner Familie zu Theil werdende Empfang ein recht kühler. □.

Die Bildung einer neuen Opposition. Die polizeiliche Behandlung der Socialdemokraten.

Fürst Bismarck hat in einem seiner pikanten Interviews gesagt, es käme nicht so sehr darauf an, die Arbeiter als die Arbeitgeber zufrieden zu stellen. Ueber diese Aeußerung ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Mit allen socialen Bewegungen der Weltgeschichte kann man sie commentiren und belegen, denn sie ist absolut richtig; in all' ihrer Einfachheit doch aus der Einsicht des wahren praktischen Staatsmannes geschöpft. Eine Socialpolitik, die darauf ausgehen wollte, die Arbeiter als Stand, als Masse zufrieden zu stellen, würde nicht nur niemals fertig werden, sondern auch binnen nicht zu langer Zeit die wirthschaftliche wie die staatliche Ordnung zerstören. Zufrieden im strengen Sinne des Wortes ist selbst der einzelne Mensch sehr selten, ein ganzer Stand niemals. Im politischen Sinne ist dieser Begriff nur dann und dadurch erreichbar, daß verschiedene Klassen sich gegenüberstehen und die, welche sich bedroht fühlt, durch die Empfindung des Schutzes zu bedürfen und ihn zu genießen, in ihren Ansprüchen gemäßigt und zu engem Anschluß an den Staat gedrängt wird. Diesen Stand kann man dann als „zufrieden" bezeichnen und das sind heute die Arbeitgeber. Daß diese sich zur Erhaltung der gesammten bestehenden Ordnung und Kultur um die bestehende Staatsgewalt, die Monarchie, herum[illegible], darauf kommt es an. Die Gesetzgebung zu Gunsten des Ar-
l[illegible] sowohl den positiven Zweck, auch diesen Stand „zufrieden

zu machen" — denn der ist unerreichbar — als den negativen möglichst viel seiner Beschwerden zu beseitigen; in zweiter Linie für einen Theil, die Arbeiter-aristokratie einen neuen Stand zu schaffen, den man dann zu den positiv Befriedigten rechnen darf. Erst wenn man sich dies Verhältniß völlig klar gemacht hat, wird man zu einer richtigen Würdigung unserer socialen Gesetzgebung gelangen. Triumphirend weist die deutschfreisinnige Presse fortwährend darauf hin, daß die Arbeiter sich aus den gepriesenen Versicherungsgesetzen sehr wenig machten. Das ist vollkommen richtig und dennoch ist der Segen dieser Gesetzgebung ein unschätzbarer. Das grobe sinnliche Auge sieht ihn nicht, weil er eben zunächst negativ ist; es gehört dazu die von keinem Parteivorurtheil getrübte wissenschaftliche Ueberlegung. Man muß sich fragen: was wäre, wenn wir diese Gesetzgebung nicht hätten? Man muß sich alle die zehntausende und aber zehntausende von Arbeiterfamilien vorstellen, welche durch die Krankenversicherung ihr bischen Hausrat und ordentliche Lebenshaltung über die Krisis einer längeren Erkrankung des Ernährers haben hinüberretten können. Man muß sich erinnern, welche Leidenschaften in den siebziger Jahren die Demagogen in den Volksversammlungen zu erregen wußten, wenn sie die immer neuen Beispiele mit Ort und Namen erzählten von einem gräßlich verstümmelten Fabrikarbeiter, der dem Elend überliefert sei, während der Herr jener Fabrik reicher und reicher werde. Daß diese Reden nicht mehr möglich sind, das ist der socialpolitische Vortheil der Unfallversicherung. Aber daß nun der ganze Arbeiterstand deshalb zufrieden werden sollte, das wäre selbstverständlich eine unberechtigte Hoffnung gewesen und war deshalb auch nicht der Zweck jener Gesetzgebung.

Den Arbeitern also die nöthige Fürsorge zu gewähren und ihnen die nöthigen Concessionen zu machen, gleichzeitig aber die Arbeitgeber um sich zu schaaren, das muß die Maxime der modernen Staatskunst sein. Auf diese Weise hat Fürst Bismarck die sociale Versicherungsgesetzgebung gemacht. Daß Turgot und Ludwig XVI. das nicht konnten, daß sie den herrschenden Klassen die nothwendigen Reformen nicht abzwingen konnten, das ist der wahre Grund der französischen Revolution. In dem Augenblick, wo man die Massen selbst anruft, die Reformen durchsetzen zu helfen, nehmen sie mit dem Finger die ganze Hand.

Warum bildet sich denn aber nicht eine sociale monarchische Arbeiter-Reform-Partei, die Krone gegen die etwaige Opposition der herrschenden Klassen zu unterstützen? Gute Leute sehnen sich schon lange nach dieser Partei, aber ihre Sehnsucht wird nicht gestillt werden. Diese Partei wird heute so wenig entstehen, wie sie in der französischen Revolution entstanden ist. Denn eine Partei, die speciell das Interesse eines Standes, hier der Arbeiter, auf ihre Fahne schreibt, muß nothwendig Forderungen aufstellen, die sie für eine Regierungspartei zu weit führen. Finge sie selbst ganz gemäßigt an, bei jedem Zweifel würden immer diejenigen in der Führung die Oberhand behalten, die das Standes-Interesse am entschiedensten vertreten. So würde sie sehr schnell

in die Opposition gleiten, reprimirt werden müssen und dann auch in ihren Principien oppositionell werden. Das ist bei der Vertretung der Interessen des untersten Standes nicht anders möglich. Nicht auf die Bildung einer solchen Partei darf deshalb das Augenmerk gerichtet sein, sondern darauf, das Terrain der socialdemokratischen Partei möglichst einzuengen, möglichst viele Arbeiter im Gefolge der anderen Parteien und Partei-Interessen zu erhalten, den Gegensatz des Arbeiters zu dem Arbeitgeber gar nicht aufkommen zu lassen, indem man die natürlichen ethischen Beziehungen zwischen beiden Klassen stärkt und pflegt. Wiederum also sind wir auf dem Punkt, daß es die Arbeitgeber sind, die der Staat zunächst um sich sammeln, die er zufrieden stellen muß, um sie und mit ihnen dann im weiteren Kreis auch denjenigen Bruchtheil der Arbeiter an sich zu fesseln, der den utopischen socialdemokratischen Ideen den Ausbau jener traditionellen Beziehungen vorzieht. Wohlgemerkt: nur mit den Arbeitgebern und in deren Gefolge sind diese Arbeiter zu haben; setzt man die beiden Klassen erst zu einander in Gegensatz, so verfallen die Arbeiter unaufhaltsam den Ideen der Umwälzung, der Revolution.

Ist diese Auseinandersetzung richtig, so folgt daraus, daß die Regierung die sociale Gesetzgebung nur mit Hülfe der Arbeitgeber machen kann. Sie bedarf der Majorität in der Volksvertretung: bei den Radikalen und Socialdemokraten findet sie keine Unterstützung. Die Erfahrung lehrt es und es liegt in der Natur der Dinge: die Demagogen würden ja durch Unterstützung gemäßigter Reformen sich selbst ihrer agitatorischen Waffen berauben und den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Nur mit Hülfe der besitzenden Klassen sind die Reformen zu Gunsten der Nichtbesitzenden gesetzlich zu gestalten. Fürst Bismarck hat es fertig gebracht, die besitzenden Klassen dazu zu bewegen. Die direkten Opfer, die sie zu bringen hatten, waren nicht sehr groß; durch die gleichzeitige Zollgesetzgebung wurde ihr Interesse anderweitig gebunden und gelockt. Trotzdem hat es schwer genug gehalten; nur sehr zögernd ging die nationalliberale Partei ihrer Zeit auf die Idee des Versicherungszwanges ein und wie knapp die Altersversicherung geborgen worden ist, ist in Aller Gedächtniß. Die Grundbedingung für eine gedeihliche Fortentwickelung der Socialgesetzgebung aber ist und bleibt, daß das Gros der Arbeitgeber sich entschließt, daran mitzuwirken und sie zu bewilligen.

Hier haben nun die letzten Monate ein bedenkliches Symptom gezeitigt. Zwei unserer angesehensten Zeitungen, die „Kölnische" und die „Münchener Allgemeine" haben gegen die Fortsetzung der Socialgesetzgebung, wie sie durch die Kaiserlichen Erlasse inaugurirt worden ist, einen ziemlich scharfen Ton angeschlagen. Unzweifelhaft haben sie damit einer Stimmung Ausdruck gegeben, die in den Kreisen der Industrie weitverbreitet ist. Das Zusammenwirken der Regierung mit den Arbeitgebern in der Socialgesetzgebung fängt an sich zu lockern.

Für die Legislative selbst scheint das nun noch nicht gefährlich. Denn für die Arbeiterschutzgesetzgebung sind ja die Parteien im Reichstage alle ohne Ausnahme. Zu welcher Partei sollte also die Arbeitgeberfronde gehen? Sie wird

zu derjenigen Partei gehen, welche zuletzt zu dem fertigen Gesetz „nein“ sagt und das wird aller Wahrscheinlichkeit die deutschfreisinnige oder doch ein starker Bruchtheil dieser Partei sein. Die deutschfreisinnige Fraction hat ja die Kunst, principiell für eine Sache zu sein und thatsächlich dagegen zu stimmen, schon lange zur Virtuosität ausgebildet. Sie hat ja sogar gegen die von ihr Jahre lang geforderte Reform der Zuckersteuer gestimmt. Die Stellung des Negirenden ist eben unter allen Umständen in der Demagogie die günstigste und der Punkt, wegen dessen man verneinen kann, wird deshalb immer zuletzt gefunden. In diesem Fall aber hat die Partei sogar ein gutes Recht darauf. Es ist ja ihre alte historische Position. Als die individualistische Partei muß sie gegen den gesetzlichen Zwang auch im Arbeiterschutz sein und ist es auch bis vor wenigen Jahren gewesen. Die Schwenkung darf man wohl auch als ein Verdienst des Fürsten Bismarck in Anspruch nehmen. Als er sich im Reichstag mit den individualistisch-wirthschaftlichen Gründen gegen den gesetzlichen Arbeiterschutz aussprach, spendete ihm die deutschfreisinnige Partei lebhaften Beifall. Etwa von dieser Zeit an aber, wenn ich recht beobachtet habe, wendete sich das Blatt: Fürst Bismarck war gegen den gesetzlichen Arbeiterschutz — war es da nicht viel practischer dafür zu sein? Irgend wo mußte man doch auch „social“ sein; an dieser Stelle war, wie man sah, eine practische Probe sobald nicht zu erwarten: so ließ man, charaktervoll wie man ist, die Principien für einen Augenblick fahren und erklärte sich mehr und mehr für die Einmischung des Staats anf diesem Gebiet. Auf diesem Wege entstand die vielgerühmte Einstimmigkeit des Reichstags. Der Rückschlag in der doch nicht ganz natürlichen Constellation wird nun aber wohl nicht lange auf sich warten lassen und dann hat die Arbeitgeber-Fronde die Bank, wo sie sich niederlassen kann, gefunden.

Die Arbeiterschutzgesetzgebung ist nicht das einzige Gewicht, das nach dieser Seite drückt. Auch in der Steuergesetzgebung hat Fürst Bismarck mit kluger Berechnung die Interessen der Besitzenden geschont zu der Zeit, da er ihnen die Lasten der Socialversicherung auferlegte. Auch das kann nun nicht länger so bleiben. Der neue Finanzminister will die Steuerreform mit der Erbschaftssteuer und der Gewerbesteuer beginnen. Das Programm ist vortrefflich; auch wir haben von je gerade diese Forderungen aufgestellt. Aber daß diese Reformen unter den bisherigen Anhängern der Regierung vielfältige Opposition und lebhaften Unwillen erregen werden, ist darum nicht weniger sicher. Bei den Deutschfreisinnigen wird diese Stimmung die liebevollste Aufnahme finden. Es war wahrhaft amüsant in diesen letzten Wochen die „Freisinnige Zeitung“ zu lesen. Gegen eine mäßig gehaltene Erbschaftssteuer und gegen eine Befreiung der kleinen gewerblichen Betriebe unter stärkerer Belastung der großen kann eigentlich ein guter Radikaler nicht wohl etwas einwenden. Herr Richter war auch offenbar in Verlegenheit. Er peitschte sich wahrhaft die Flanken, um Ablehnungsgründe zu entdecken. Einmal verfiel er auf die Idee, die Erbschaftssteuer, da sie denn doch schwer so gänzlich zu verwerfen ist, nicht als Staatssteuer,

beileibe nicht als Staatssteuer, aber als Gemeindesteuer zuzulassen. Gemeinden wie Wiesbaden, Bonn, Naumburg, Görlitz, ein kleiner Ort wie Godesberg, auch Dresden und Berlin, wohin ältere vermögende Leute sich gern zurückziehen um ihre Tage zu beschließen, würden also das Fett abschöpfen und die Orte, wo die Vermögen verdient werden, das Nachsehen haben. Denn die Gemeinden, wo der Erblasser zuletzt gelebt hat, sollen nach der „Freisinnigen Zeitung" ihn mit ihrem Steuerbetrage beerben. Bei diesem Gedanken ist Herrn Richter doch wohl zuletzt bange geworden; aber es bot sich ein anderer Ausweg — das Reich; ja, als Reichssteuer ließe sich die Erbschaftssteuer ja wohl auch noch denken; aber nicht als preußische, unter keinen Umständen als preußische. Es hat nämlich mittlerweile verlautet, daß sie, was auch wir bedauern, vom Finanzminister nur für Preußen in Aussicht genommen ist. Unter was für einer Motivirung aber auch immer, sicher ist, daß zuletzt das „nein" herausspringen wird, und dieses „nein" wird in weiten Kreisen der Industriellen und der Besitzenden überhaupt seinen Wiederhall finden.

Glücklicherweise trifft ja nun diese Strömung von rechts zur Opposition auf eine Gegenströmung von links, die sie zunächst aufhält, und eine Kreuzung präsumiren läßt, die noch wunderliche Gebilde hervortreiben mag. Der Zwiespalt innerhalb der deutschfreisinnigen Partei selbst ist nur überklebt, aber nicht überwunden. Die intelligenten und patriotischen Elemente in der Partei, welche zu einem modus vivendi mit der Regierung zu kommen wünschen, sind, namentlich in Folge der taktischen Fehler der Regierung in der Militär-Frage zurückgedrängt, aber nicht getödtet. So gährt noch alles unbestimmt durch einander. Die principiellen Gegensätze sind abgeschwächt, die Taktik und das Geschick der Führung entscheidet. Da gilt es die äußerste Vorsicht zu beobachten — die darum der Energie nicht zu entbehren braucht — damit bei den nächsten Wahlen die Socialdemokraten nicht statt geschlossener bürgerlicher Parteien ein Chaos sich gegenüber finden. Die Regierung verfolgt die richtigen Ziele, sowohl auf dem socialpolitischen als auf dem finanziellen Gebiet. Es kommt Alles darauf an, daß nicht durch Unbesonnenheiten in der Ausführung das Ziel verfehlt wird.

* * *

Die principiellen Gegensätze sind abgeschwächt — innerhalb der bürgerlichen Parteien: einer aber besteht, der Gegensatz der bürgerlichen Parteien insgesammt gegen die Socialdemokratie, und von seiner Entwickelung hängt zuletzt auch die Weiterbildung innerhalb jener Einheit, die Bildung neuer bürgerlicher Parteien oder die Verschmelzung der bestehenden zu compacteren Massen ab. Alles was wir soeben über Arbeitgeber-Opposition gesagt haben, mag in Nichts verschwinden, wenn die socialdemokratische Partei alle anderen an mächtigen Gliedern überwächst. Sehr viel kommt darauf an, daß die Regierung den Muth findet, sie jetzt nach Ablauf des Socialistengesetzes richtig zu behandeln. Das Schlechteste, was geschehen kann, wäre durch äußerste Anspannung aller Polizei-Competenzen eine Art Uebergangszustand von dem Zwange des Ausnahmegesetzes zur Freiheit des gemeinen Rechts schaffen zu

wollen. Man mag hier einen Vergleich aus der Pädagogik heranziehen, in die die Frage ja einigermaßen gehört. Es ist einer der tiefsinnigsten Grundsätze der deutschen Erziehung, die jungen Leute bis zu einem gewissen Punkt, dem Abiturientenexamen in strenger Schulzucht zu halten, dann aber auf der Universität sie völliger Freiheit zu überlassen. Nichts wäre verderblicher als ein Mittelzustand, der nicht anders als mit großer Willkürlichkeit practisch gehandhabt werden könnte und deshalb zu unausgesetzten Conflicten und zu einer moralischen Verbitterung des Zöglings gegen seine Pädagogen führen müßte. Wie dieser Grundsatz jetzt in der Politik zur Geltung zu bringen sei, dafür hat die „Post" ein vorzügliches Recept gegeben: nämlich die Versammlungen völlig frei zu geben, jedes Heraustreten auf die Straße aber aufs schärfste zu unterdrücken und ebenso die Presse scharf zu beaufsichtigen. Mit der Presse ist die bevorstehende Veränderung nicht so groß, wie man denkt. Nicht nur, daß bereits viele socialdemokratische Zeitungen bestehen, sondern die deutschfreisinnigen Blätter kleineren Formats, „Freisinnige", „Volks-", „Berliner Zeitung", „Reichsfreund", „Reichsblatt", haben seit je eine Sprache geführt, die an Reizwirkung garnicht übertroffen werden kann. Ob diese Reizung mehr diese oder jene Färbung hat, ist gleichgültig. Die Hauptsache ist heute die Rückkehr und die freie Bewegung der socialdemokratischen Agitatoren und die Versammlungen und Vereine. Behält man diese Versammlungen nun nach wie vor unter strenger Polizeiaufsicht und horcht auf ein passendes Wort, um sie aufzulösen, so ist das nicht Wasser, sondern Oel ins Feuer gegossen. Die polizeiliche Niederhaltung der Volksversammlungs-Demagogie hat so lange einen Werth, als sie intensiv genug ist, die Agitation wirklich einzudämmen. Sie wirkt aber schädlich wenn sie — wie das unter dem gemeinen Recht nicht anders möglich ist — den Prozeß nur verlängert, aber nicht unterdrückt, wenn die Rede, die heute abgeschnitten wird, morgen gehalten werden kann. Ewig klassisch bleibt jene Erklärung des Ministers des Innern im Reichstag, die Socialdemokraten strebten danach, daß ihre Versammlungen aufgelöst würden. Diese Leute verstehen ihr Geschäft sehr gut: sie wissen wohl, daß keine ihrer Reden eine solche Erbitterung in den Massen hervorrufen kann, als das Polizeigebot, das freie Bürger zwingt, auf Ausübung eines politischen Rechts zu verzichten. Unter Umständen kann das nothwendig sein und wenn es wirklich nothwendig ist, hat es auch nichts Verletzendes. Wenn aber nur ein Korn von Willkür noch darin zu stecken scheint, ist es unerträglich. Warum thut also die Polizei den Agitatoren immer wieder den Gefallen? Vor wenigen Tagen berichteten die Zeitungen von einer Versammlung in Berlin, die über den Austritt aus der Landeskirche debattiren wollte. Ein Candidat der Theologie ergreift das Wort, um das Christenthum zu vertheidigen und als er fertig ist, löst der Polizeibeamte, weil tumultuarische Bewegungen entstehen und blasphemische Aeußerungen fallen, die Versammlung auf. Kann man zweckwidriger verfahren? Jetzt haben natürlich eine Menge noch halb unverdorbener Leute, die also auf die man noch zu wirken hofft, der

Eindruck, man habe sich vor der Widerlegung gefürchtet und deshalb durch Anwendung der obrigkeitlichen Gewalt die Debatte abgeschnitten. Hätte man umgekehrt die Sectirer ihren Wust in aller Breite vorbringen lassen (eventuell Blasphemien nachher vor den Strafrichter gebracht), so ist es doch noch zweifelhaft, wer zuletzt einen bessern Eindruck auf die Massen hervorgebracht hätte. Jedenfalls ist dies der einzige Weg zu einer wirklichen Discussion zu kommen. So lange man die demagogische Leidenschaft nicht einmal hat völlig ausschäumen lassen, so lange giebt es keine Rede und Gegenrede. Es ist ganz natürlich, daß diese Leute, wenn man sie nicht aussprechen läßt, sich durch Tumult und Injurien rächen. Es ist ja der alte Fehler der Bureaukratie, daß sie so oft durch kurzsichtiges Abschneiden das Gegentheil von dem erreicht, was sie bezweckt. Cauer hat in einer so eben erschienenen Broschüre*) eine köstliche Reihe von Beispielen dafür aus der Unterrichtsverwaltung gesammelt.

Man mag einwenden, wenn die freie Discussion so vortheilhaft ist, so war also das Socialistengesetz ein Fehler? Keineswegs. Das Socialistengesetz hat nicht nur für den Augenblick, sondern für alle Zeit gezeigt, was der deutsche Staat kann, sobald er will. Wenn in Zukunft die Socialdemokraten sich unerwartet gesittet betragen, so haben wir das nicht ihrem guten Willen, sondern der Zucht des Gesetzes zu verdanken. Das Socialistengesetz war ferner scharf genug, die Agitation in vielen Landestheilen, wo die Socialdemokratie noch nicht so entwickelt war, völlig abzuschneiden und das Socialistengesetz hat uns endlich die Frist verschafft, die socialen Versicherungsgesetze zu geben und socialpolitische Reformgedanken zu zeitigen, die dem revolutionären Brand einen großen Theil seiner Nahrung entziehen. Dieser Vortheil ist so groß, daß wir dafür den Nachtheil der beschränkten Debatte auf uns nehmen mußten. Ein anderer Nachtheil war, was wir der deutsch-freisinnigen Presse ohne Umschweif zugestehen, daß der deutsche Bürger zu einer Angstmeierei erzogen worden ist, die theils lächerlich theils beschämend ist. Bei jedem wilden Wort schreit er nach der Polizei. Jetzt wird die Socialdemokratie dafür sorgen, daß er selbst heran muß. Das ist ihm höchst gesund. Die Besitzverhältnisse sind in Deutschland derartig vertheilt, daß es nur sehr wenige Wahlkreise giebt, in denen die Besitzlosen die unbedingte Majorität haben. Raffen sich die Besitzenden energisch zusammen und führen denjenigen recht erheblichen Bruchtheil der Nichtbesitzenden, der durch patriarchalische, militärische, patriotische, kirchliche Empfindungen ihnen anhängt, geschlossen ins Feld, so ist fast allenthalben nicht nur die obrigkeitliche Gewalt, sondern auch die Mehrheit auf ihrer Seite. Nicht mit Seufzen und Stöhnen, sondern mit einem frischen und fröhlichen Kampflied gehe man in den Streit! Droht die Agitation wirklich von Neuem die Siedehitze von 1878 zu erreichen, so muß ein neues Ausnahmegesetz gegeben werden, welches sie niederschlägt. Das Thörichtste aber sind Nadelstiche, die den Gegner nur reizen, ihn aber nicht kampfunfähig machen. D.

*) „Staat und Erziehung", Kiel 1890.

Frankreich. — Rußland. — Italien.

Berlin, Ende September 1890.

Frankreich besteht eben wieder eine eigenthümliche Krise, nicht eine Krise der Regierung, sondern des öffentlichen Geistes. Ein Herr Mermeix hat im Figaro unter dem Titel: „die Koulissen des Boulangismus" eine große Anzahl von Thatsachen und Vorgängen aus der Zeit der boulangistischen Verschwörung veröffentlicht. Es geht ja immer so: wenn ein auf große Dinge abzielendes Unternehmen mißglückt, einerlei ob die Dinge gut oder schlecht gewesen sind, so findet sich nach einiger Zeit ein Verräther. Wir gebrauchen diesen Ausdruck, weil er herkömmlich ist, obwohl wir ihn in solchen Fällen nicht für zutreffend halten. Denn hier wollen die Verräther weder einen nachträglichen Judaslohn verdienen, noch ihre Genossen nachträglich ins Verderben stürzen. Es ist vielmehr der merkwürdige Trieb des Menschen, das, was ihm wichtig scheint, einmal der ganzen Menschheit mitzutheilen. In der That verdankt die Menschheit diesem Trieb sehr vieles. Der Individuen, die von ihm nicht beherrscht werden, sind wenige, doch sind sie vorhanden.

Wenden wir uns aber von dieser allgemeinen Betrachtung zum vorliegenden Beispiel. Nachdem Herr Mermeix gesprochen, folgten ihm andere. Die Hauptpunkte der Enthüllungen sind ungefähr folgende: 1) hat Herr Boulanger, der angebliche Bringer der wahren Republik, mit beiden Prätendenten der monarchischen Parteien in Verbindung gestanden, oder diese Verbindung wenigstens gesucht, sowohl mit dem Grafen von Paris, als mit dem Prinzen Jerôme Napoleon; 2) hat Herr Boulanger eine Summe von 3 Millionen Francs, oder mehr, allein aus den Händen der Herzogin von Uzès empfangen, einer begeisterten Anhängerin der Monarchie. Weil der General nicht zugeben will, daß er sich habe für die monarchische Sache kaufen lassen, beschuldigt er die Herzogin, sie habe ihn nicht für diese Sache gewinnen, sondern ihn für seine Liebe belohnen wollen. Diese Unritterlichkeit, die den Ruf einer verblendeten, aber hochherzigen Frau nicht schont, ja lügnerisch angreift, hat dem General in Frankreich den Stoß gegeben. Aber es giebt noch einen Mann, der einen schlimmen Stoß erhalten hat; das ist der Graf von Paris. Für seine Restauration war es, daß die Herzogin Millionen opferte, er aber hat nicht einen Franken dazu gegeben; 3) hat der General Boulanger mehr als einmal, namentlich aber bei der Präsidentenwahl nach Grévy's Rücktritt, unmittelbar vor dem Versuch des Staatsstreichs gestanden; 4) hat diese Präsidentenwahl, aus welcher zum Heil Frankreichs der kluge und ehrenwerthe Herr Carnot hervorging, fast allen Parteiführern Gelegenheit gegeben, mehr oder minder zweideutige Wege einzuschlagen. Einer wie der Andere, namentlich aber die Orleanisten arbeiteten darauf hin, bei dieser Gelegenheit aus dem Parteikampf den offenen Bürgerkrieg zu machen. Dabei dachten die einen ernsthaft an die Erhebung Boulangers; Bonapartisten und Orleanisten aber hatten den einfältigen Gedanken, dem General die Kastanien, wenn er sie ihnen aus dem

Feuer geholt, sogleich aus der Hand zu schlagen. Vieles entschuldigt die Politik, worunter wir hier den Griff nach der Macht verstehen, die in unfähigen oder verderblichen Händen ruht. Den verächtlichsten Betrug aber kann sie kaum entschuldigen. Für den Machträuber giebt es nur die eine Entschuldigung, daß er sich als den heilenden Arzt heilloser Zustände bewährt. Aus feigen Betrügern aber kann ein solcher Arzt nicht hervorgehen. Doch wir sind mit den Ergebnissen der Enthüllung noch nicht fertig: 5) waren alle Helfershelfer Boulangers höchst erbärmliches Gesindel. Was aber das schlimmste ist: 6) ragte der General auch nicht um ein winziges Millimeter über die Helfershelfer hervor, denen er an Muth, Erfindungsgabe, Entschlossenheit vielmehr bei jeder Gelegenheit nachstand.

Es wäre unterhaltend genug, diese Enthüllungen auszubreiten, und wen die Erzählung solcher Dinge abstößt, der kann sie doch belehrend finden. Hier ist indeß dazu nicht der Raum. Wir haben den Charakter der Vorgänge angegeben und eilen, unsere Schlüsse zu ziehen. Dabei wollen wir nicht in die Mienen und den Ton der professionellen Prediger verfallen, wie sie Bellin, der Schafbock auf Kaulbachs Bildern zum Reineke Fuchs so köstlich zeigt, nicht in den Ton der Herren, die beim Erscheinen moralischer Uebel jedes Mal den Weltuntergang verkündigen und wehe schreien, daß man ihre Rathschläge nicht längst befolgt. Frankreich ist noch nicht verloren, wenn gleich Herr Mermeix eine Kloake geöffnet hat. Etwas Gutes hatte kein Mensch hinter dem Boulangismus gesucht, aber doch nicht alle diese Erbärmlichkeit, diese Talentlosigkeit, diese Unehrlichkeit der Verschworenen untereinander. Ferner aber hatte man auch nicht gewußt, wer alles hinter diesem Spiel steckte. Man hatte nicht gewußt, daß Radikale, Orleanisten bis zum Grafen von Paris, und Bonapartisten gemeinschaftlich arbeiteten, wenn auch vielleicht um sich zu betrügen. Man kann nicht zweifeln, daß viele der Mitarbeiter entschlossen waren, im Augenblick der Entscheidung dem Glücklichsten zuzufallen. Also mancher Radikale, mancher Orleanist, mancher Bonapartist dem General, wenn er Glück gehabt hätte; aber auch mancher Boulangist dem Grafen von Paris oder sonst wem, dessen Hand sich als die geschickte gezeigt hätte.

Die Franzosen wissen nun, wieviel Lumpen sie unter sich beherbergen, ohne davon sehr überrascht zu sein. Im Grunde wußten sie es längst, sie kannten nur nicht alle Lumpen einzeln, deren nun auf einmal eine so große Anzahl gekennzeichnet sind. Wird das ein Vortheil oder ein Nachtheil sein? Wir glauben doch das Erste. Mag mancher nur durch Zufall nicht in diese Streiche verwickelt worden sein, mag mancher Verwickelte nur durch Zufall nicht mit gefangen worden sein, diese Schuldigen können die Lehre beherzigen, und außer ihnen giebt es, wie wir nicht zweifeln, eine Menge Franzosen, deren Verstand und Gefühl sich gegen diese Wege, die Rettung des öffentlichen Wohles zum schnödesten Eigennutz zu mißbrauchen, empört.

Es fragt sich, ob die entdeckten Schuldigen unschädlich geworden sind, ob die Empörung des moralischen Gefühles stark genug ist, ihnen jede fernere

Wirksamkeit zu verbieten. Wenn das so wäre, könnte der Vortheil nur der Republik zufallen, d. h. der ehrbaren, gemäßigten, besonnenen Republik. So sollte man wenigstens denken, denn alle Mitschuldigen der boulangistischen Verschwörung sind Gegner dieser Republik: Radikale, Klerikale, Orleanisten. Bonapartisten u. s. w. Aber ehe man sich umsieht, stößt man auf die Schwierigkeiten, von denen jede französische Partei umstrickt ist. Die Lebensfrage der Republik in Frankreich ist, ob sie sich von dem Radikalismus befreien kann. Diese Befreiung kann nur gelingen, wenn die Republik den patriotischen Theil der Monarchisten zu sich hinüberzieht, denjenigen Theil, dem mehr gelegen ist an der Schonung der erhaltenden Kräfte im Staat, als an der Einsetzung irgend einer Dynastie. Bei der Freilegung der Koulissen des Boulangismus ist nun zwar ein Theil der Radikalen bloßgestellt worden, aber auch ein Theil der Monarchisten. Will ein Theil der Monarchisten zur ehrbaren Republik hinübertreten, so wird ihm zugerufen: Ihr kommt ja von der Boulange! Derselbe Ruf schallt freilich den Radikalen entgegen, die sich der Republik ganz bemächtigen möchten; immerhin ist es ein Gewinn für die Radikalen, daß ein Theil von ihnen jederzeit die Boulange bekämpft hat. Dies gilt namentlich von Clemenceau. Man kann also diesen Radikalen den Einlaß in die Republik nicht verweigern, während diejenigen Monarchisten, die niemals von Boulanger etwas haben wissen wollen, dennoch das Auftreten gegen ihn versäumt haben, weil sie nicht oder noch nicht sich für die Republik erklären wollten, während das Spiel Boulangers so zweideutig war, daß die Monarchisten ihn auch nicht als Radikalen bekämpfen konnten, da in der That niemand ihn dafür hielt.

So läßt sich nicht vorhersehen, was die Entlarvung des Boulangismus den Franzosen nützen wird. Jetzt klammern die Trümmer dieser der Verachtung anheimgefallenen Partei sich nur noch an die Revanche, ein Zeichen, daß sie diesen Instinkt der Franzosen noch immer für den stärksten halten. Man könnte hoffen, daß ein Instinkt, dessen Ausbeutung das letzte Rettungsmittel einer verächtlichen Partei geworden, den Franzosen verdächtig werden müßte. In der That fehlt es auch nicht an einsichtigen Franzosen, welche Frankreich von dem Zwang dieses Instinktes befreien möchten. Aber diese Franzosen welche den Muth haben mit ihrer Meinung hervorzutreten, können keinen Erfolg haben, so lange sie nicht von Deutschland unterstützt werden, d. h. von der deutschen Publizistik und von der deutschen Politik. So lange die Franzosen bei jedem Schritt, den sie in der auswärtigen Politik thun wollen Deutschland auf der Seite ihrer Gegner sehen, solange müssen sie auch Deutschland verantwortlich machen für die Sisyphusrolle, die sie jetzt in der Welt spielen. Wenn wir fortfahren, Frankreich als den Erbfeind zu behandeln, so können wir uns nicht wundern, wenn die Franzosen immer grimmiger lernen in uns den Erbfeind zu erblicken. Von dem Fluch dieser Erbfeindschaft suchen sie sich durch einen fanatischen Russenkultus zu befreien, dessen Lächerlichkeit leicht zu demonstriren ist, nur daß ohne wirkliches Entgegenkommen von unserer

Seite alle Demonstrationen nicht helfen. Ob die Mittel dieses Entgegenkommens gefunden und mit Klugheit angewendet werden, das ist die ernsteste aller Fragen auch für Deutschland.

* * *

Wir haben einen andern Nachbarn, gegen dessen Liebe zu uns aller französische Haß und Rachedurst ein Kinderspiel ist. Dieser Nachbar macht gewaltige Fortschritte in seiner Kriegsrüstung, und nicht nur in der Kriegsrüstung, sondern in seinem materiellen Gedeihen und in der Konsolidation seiner Macht. Freilich giebt es Beobachter, welche diesen Aufschwung der Macht und des materiellen Gedeihens deshalb für illusorisch halten, weil er eben nichts als materiell ist, weil die moralischen Kräfte, auf denen der Zusammenhalt eines Reiches beruht, nach diesen Beobachtern in immer rascherem Verschwinden sind. Das Gefühl des Druckes in den untern Ständen, d. h. im eigentlichen Volk, soll sich ungemein steigern, der Eroberungsdrang der oberen Stände aber erscheint als die Spielwuth blasirter Roheit. Wir wollen die Wahrheit dieser Beobachtungen für jetzt dahingestellt sein lassen und wollen unsere Aufmerksamkeit dem materiellen Aufschwung zuwenden.

Dieser Aufschwung ist in der That erstaunlich, wenn man bedenkt, daß während des Winters 1887—88 der Kurs der 100 Rubelnote bis auf 160 M. gesunken war. Jetzt steht dieselbe Note 260—265 M. Die russischen Anleihen, deren 5prozentige Verzinsung durch das Mittel der Konversion auf eine 4prozentige herabgesetzt worden, stehen gleichwohl viel höher, als sie vor den Konversionen standen. Diese Erscheinung setzt in Erstaunen und man fragt, wodurch sie möglich geworden.

Rußland hat eine Anzahl guter Ernten hintereinander gehabt. Bei einem Lande, das eine beträchtliche Getreideausfuhr hat, wirkt das viel, aber jene Erscheinung ist damit noch nicht erklärt. Die guten Ernten sind zunächst nützlich für den Gutsbesitzer und Bauern und heben den Eingang der Steuern, aber abgesehen von dieser Hebung, nützen sie dem Staat nicht unmittelbar. Die Zunahme der Staatseinnahmen ist bewirkt worden, durch einige neue Steuern, am meisten aber wohl durch die ungeheuren Zollerhöhungen. Im Herbst 1876 erschien der Ukas, welcher die Entrichtung der Zölle in Gold den Einführenden auferlegte. Das war ein Gewinn für den Staat beinahe um die Hälfte des Zollbetrags. Im Winter 1880 wurden diese Zölle um 10 pCt. erhöht. Einzelne Artikel wurden zwei Jahr darauf erhöht, im Jahre 1885 aber wurde der Zoll auf sämmtliche Artikel um 20 pCt. erhöht. Ebenso hoch muß man die jetzt eben erfolgte neue Zollerhöhung anschlagen. Auf diesem Wege kann man schon stärkere Staatseinnahmen erzielen. Wohlgemerkt: man kann es keineswegs in allen Fällen. Rußland aber ist ein Land, das unter allen Umständen einer starken Einfuhr und zwar von Produkten der feineren Industrie bedarf. Das Drückende der hohen Zölle wird nicht von der Masse der Bevölkerung empfunden, die nichts von jenen Produkten gebraucht, deren ausschließliche Verbraucher die reichen Klassen sind. Daher erscheinen solche

Zölle sogar als eine Art ausgleichende Gerechtigkeit gegenüber der Steuerfreiheit oder nahezu Steuerfreiheit des Adels. Der russische Finanzminister kann sich aber bei Auflegung solcher Zölle drei Mal die Hände reiben: erstens für die erwähnte Ausgleichung; zweitens dafür, daß das Ausland, welches Artikel auf den russischen Markt bringt, wohl oder übel durch Schmälerung seines eigenen Gewinnes bis an die Grenze des Möglichen einen Theil der Zollast übernehmen muß; drittens deswegen, weil der zollerhöhende Finanzminister überdies noch als Förderer der einheimischen Industrie erscheint, wo diese überhaupt es unternehmen kann, in Konkurrenz mit dem Ausland zu treten. Wenn nun gute Ernten kommen, so füllen sie den Beutel der großen Grundbesitzer, diese werden kauffähig für ausländische Luxusartikel und erhöhen so die Zolleinnahmen.

Herr von Wyschnegradsky, der Finanzminister, der berufen wurde, den immer tiefer versinkenden Karren der russischen Finanzen flott zu machen, ist nun aber auch ein großer Börsenoperateur. Wir gebrauchen absichtlich ein Fremdwort für eine uns Deutschen, bis auf unsere großen Banquiers, nur unvollkommen vertraute Sache, und wollen sogleich ein fremdes Wort gebrauchen. Der Sohn von Robert Peel nannte einst den Herzog von Morny seinen Freund und zugleich le plus grand speculateur de l'Europe. Er gebrauchte die französischen Worte im englischen Unterhause. So wagen wir es auch in einem deutschen Blatt. Herrn von Wyschnegradsky wollen wir zwar nicht bezeichnen als le plus grand speculateur, denn wir wissen nicht, ob er auch für eigene Rechnung spekulirt. Aber er ist le plus grand opérateur, oder sagt man besser faiseur oder meneur, wir lassen die Wahl.

Wie hat Herr von Wyschnegradsky seinen Rubel heraufgebracht, wie hat er das gemacht? Nun er hat das Gold seiner Zölle in den Schatz gelegt und seine inländischen Gläubiger mit Papierrubeln bezahlt, im richtigen Moment aber hat er aus seinem Goldvorrath soviel entnommen, als er brauchte, um den Rubelkurs zu heben. Wenn er die Börse mit einer solchen Operation geblendet hatte, ließ er jedes Mal versichern, er sei auf dem Punkte, zur Goldwährung überzugehen. Er fand Gläubige, solche, die glaubten, solche, die zu glauben sich stellten, auch solche, die zu glauben glaubten, und der Rubel stieg und stieg.

Herr von Wyschnegradsky ist ein gewandter Rechner. Er hätte sich bei diesem Steigen des Rubels leicht in den eignen Finger schneiden können. Aber das vermied er, nämlich so. Wenn der Werth des Rubels gestiegen war, so war das zur Zollentrichtung nöthige Gold mit weniger Rubeln einzukaufen. Der Nominalwerth der Silberrubel muß in Gold erlegt werden, stehen diese Rubel niedrig, so braucht man eine Unmasse, um sie auf den Zoll zu berechnen; wenn sie hochstehen, natürlich weniger. Allein diesen Vortheil wollte Herr von Wyschnegradsky den privaten Rubelbesitzern nicht gönnen, weil er fürchtete, der mindere Rubelverbrauch werde den Werth des Rubels wieder herabdrücken, daher ließ er sofort eine neue Zollerhöhung eintreten.

Der hohe Stand des Rubels ist ein gewaltiger Vortheil für die russischen Staatsfinanzen. Denn Herr von Wyschnegradsky kauft nun das Gold viel

leichter für diejenigen Anleihen, die er sich verpflichtet, wieder in Gold zu verzinsen, nachdem er durch die Conversionen eine bedeutende Zinsersparniß gemacht. Den innern Gläubigern gegenüber würde ihn der niedrige Stand des Rubels wenig kümmern, diese müssen den Papierrubel aus der Staatskasse zum Nominalwerth annehmen. Allein sie hatten bei dem niedrigen Rubelstand sogar ihre Vortheile. Da das Ausland den Rubel, mit dem es die Einkäufe in Rußland bezahlen mußte, so billig kaufen konnte, so kam es massenhaft, namentlich zu den russischen Landwirthen. Durch den hohen Rubelstand ist jetzt auch der russische Getreidepreis gestiegen. Denn die russischen Landwirthe können nicht etwa um so viel weniger Rubel fordern, als der Rubel gestiegen ist, da sie im Inland ebensoviel Rubel brauchen für Steuern u. s. w., gleichviel ob der Rubel im Ausland hoch oder niedrig steht. Der steigende Preis des russischen Getreides bringt nahezu eine Gleichheit mit dem Getreide von andern Märkten hervor. So kommt es, daß Herr von Wyschnegradsky die wenigsten seiner Verehrer unter den russischen Landwirthen zählt. Aber auch die Industriellen wollen ihm nicht allzu wohl, trotz seiner immerwährenden Zollerhöhungen. Denn bei dem niedrigen Rubelstand konnten die russischen Kaufleute fast keine Waaren mehr aus dem Ausland auf den russischen Markt bringen. So wirkte der niedrigste Rubelstand wie der höchste Schutzzoll. Seit dem hohen Rubelstand fangen die russischen Kaufleute schon wieder an, die Waaren aus dem Ausland reichlicher einzuführen, da die neuen Zollerhöhungen doch die Wirkungen der Rubelentwerthung nicht erreichen.

So stehen diese seltsamen und verworrenen Dinge. Wir sagen noch ein Wort über den hohen Stand der russischen Anleihen trotz ihrer Zinserniedrigung. Zu einem erheblichen Theil muß dieser hohe Stand allerdings aus der Thatsache erklärt werden, daß der französische Geldmarkt nach langer Sprödigkeit gegen russische Papiere sich endlich denselben zugewendet hat, wesentlich aus politischen Gründen. Aber der Jammer der deutschen Banquiers, die aus der Unterbringung der russischen Papiere auf dem deutschen Markt ihre Millionen gewonnen haben und nun das geschmälerte Geschäft nicht verwinden können, ist doch sehr thöricht und geradezu lästerlich. Die theilweise Verbreitung der russischen Papiere in Frankreich ist das einzige Mittel, das einigen Schutz gegen den russischen Staatsbankerott gewährt, der, wenn Rußland nach wie vor nur deutsche Staatsgläubiger hätte, Herrn von Wyschnegradsky höchstens ein Handumdrehen kosten würde. Aber auch mit diesem Schutz, den die französischen Gläubiger Rußlands der Sicherheit der russischen Papiere gewähren, ist der Besitz derselben eine gefährliche Sache. Trotz aller Umstände, die wir dargelegt, und trotz aller Künste des Herrn von Wyschnegradsky ist das Gebäude der russischen Finanzen ein höchst unsolides. Die maßlose Kriegsrüstung, die vielen strategischen, sonst unrentablen Eisenbahnen, die ungeheuren Festungsanlagen, die Anschaffung der Waffenvorräthe, die Manöver, alles das verschlingt namenlose Summen. Es ist der hohe Einsatz eines Spielers, der die Bank sprengen will. Rußland macht Riesenausgaben, um aus den künftig

eroberten Ländern noch größere Summen herauszupressen. Wenn aber der Kriegsapparat, wie furchtbar er sei, dennoch nicht zum Ziele führt — und daß dies nicht zu wünschen, das sehen am Ende sogar die deutschen Besitzer russischer Papiere ein — dann ist es um die Sicherheit der russischen Papiere trotz der französischen Besitzer zweifelhaft bestellt.

* * *

Werfen wir rasch noch einen Blick auf Italien, den Staat, wo auf dem Thron und im Volke wohl die einmüthigste Freundschaft für Deutschland herrscht. Allerdings ist der Moment zu einem solchen Blick nicht günstig, denn bald nachdem diese Zeilen gedruckt worden, hält vielleicht unser Freund Crispi die lange angekündigte große Rede in Florenz, und diese Rede bringt möglicherweise soviel Aufschluß über die innere und äußere Politik Italiens, daß die unmittelbar vorher angestellte Betrachtung sofort veraltet. Wagen wir jedoch einige Bemerkungen.

Der Minister, dessen Worte uns bald der Telegraph überbringen wird, hat, wie mancher andere Staatsmann, sich den Fürsten Bismarck zum Muster genommen. Aber er kommt dem Beispiel näher, wie irgend ein anderer Nachahmer. Crispi gleicht dem ersten deutschen Kanzler vor allem in dem Ernst, mit dem er, ohne sich durch Gespenster von rechts oder links beirren zu lassen, den einmal eingeschlagenen Weg unverwandt fortschreitet. Italien ist Mitglied des Dreibundes, folglich jetzt Oesterreichs, des ehemaligen Nationalfeindes, loyaler Nachbar. Folglich duldet Crispi in dem Verhalten zu Oesterreich nicht die geringste Zweideutigkeit. Weil der Minister Seismit Doda bei einem Bankett eine irredentistische Rede angehört, entließ ihn der Ministerpräsident sofort in schroffer Form. Dafür, daß er in jeder Handlung ganz der Mann seiner Sache ist, den ganzen Ernst der Sache hineinlegt, dafür genießt er auch eine Autorität in Italien, wie seit Cavour sie kein Staatsmann besessen.

Ein allmächtiger Minister kann dies nur sein, wenn er allgegenwärtig ist mit dem Auge und mit der Hand, und dies ist Crispi. Doch pflegt in bequemen Zeiten kein Volk einen allmächtigen Minister zu dulden. Aber die jetzigen Zeiten sind schwer, auch für Italien, daher vergreift sich keine dummdreiste Hand an dem Staatsmann, dessen Sturz leicht das Chaos nach sich ziehen würde. Man erwartet von Crispi, daß er die sich immer höher aufthürmenden Schwierigkeiten beseitigt. Diese Erwartung ist die Macht des Ministers, aber auch seine große Sorge. Von vielen schweren Dingen, die auf dem Wege Italiens liegen, sind jetzt zwei die schwersten. Das eine ist die Aufbringung der Finanzlast, das andere ist das feindliche Verhältniß zu Frankreich. Wie die Finanzen geheilt werden können, ohne den Aufwand für Heer und Flotte einzuschränken, auf dem Italiens Ebenbürtigkeit mit den Großmächten beruht, werden wir wohl bald aus Crispi's eigenem Munde hören. Bisher nehmen die meisten an, daß der Minister doch zu Ersparungen schreiten wird und Mittel vorschlagen, die Kosten des Heeres und der Verwaltung zu mindern, ohne die Wirksamkeit der Instrumente zu schädigen. Freilich ist das ein schweres Stück, das kaum noch irgendwo gelungen.

Was das Verhältniß zu Frankreich betrifft, so hat Italien alles gethan, um sich das Verbrechen verzeihen zu lassen, daß es dem Dreibund angehört, einem Bund, der die gegenwärtigen Grenzen Deutschlands wie Italiens zu schützen gegründet worden. Um diese Verzeihung zu erlangen, hat Italien ohne Gegenleistung die Differentialzölle aufgehoben, die es im Zollkrieg mit Frankreich errichtet, hat Italien ein Geschwader nach Toulon gesendet, um den Präsidenten der französischen Republik, als er dort anwesend war, die Ehrerbietung Italiens zu bezeigen. Man erwartete nun, daß der Stapellauf eines neu erbauten Schiffes der italienischen Flotte aus dem Hafen von Spezzia dem König Humbert dort hinführen würde und gleichzeitig ein französisches Geschwader zu seiner Begrüßung. Gegen diesen Plan aber begann die radikale Presse Frankreichs so unanständig zu toben, daß König Humbert sein Erscheinen in Spezzia absagen ließ, um die französische Regierung gar nicht in Verlegenheit zu setzen. Selbst in dieser Absage lag ein Beweis guter Gesinnung gegen Frankreich. Gleichwohl haben französische Blätter versucht, das Märchen zu verbreiten, König Humbert sei durch die Vorstellungen der deutschen Regierung an dem Erscheinen in Spezzia verhindert worden.

Der französische Radikalismus findet in der Person des italienischen Königs einen doppelten Anlaß zum Haß. Er haßt in ihm die vermeintliche Untreue, die Italien an Frankreich begangen, und vergißt, daß Frankreich, allerdings unter einer halbklerikalen Regierung, Italien an der Besitznahme Roms hinderte und dadurch von sich wegtrieb. Der französische Radikalismus haßt aber den König Italiens am meisten deshalb, weil er ein König ist. Er möchte eine italienische Republik herstellen, die im Schlepptau Frankreichs einherzöge. Der italienische Radikalismus, so zusammengeschmolzen seine Anhänger jetzt sind, huldigt dem nämlichen Traum romanischer Schwesterrepubliken, deren Bund die Vormacht Europas werden könnte. Diesen Träumereien Gewicht beizulegen, die nur noch in Köpfen gehegt werden, denen alles Verständniß lebendiger Kräfte und wahrer Nothwendigkeiten mangelt, ist wohl kein Grund. Aber so wenig das italienische Volk den Traum der Radikalen diesseits wie jenseits der Alpen theilt, so wird es doch jederzeit ungern gegen Frankreich kämpfen. Es wäre vielleicht blind in diesen Kampf gegangen, wenn man ihm zum Ergreifen langersehnter Gewinne plötzlich Gelegenheit gegeben hätte; aber je länger diese Aussicht vor den Augen schwebt, ohne sich zu verwirklichen, desto mehr erkaltet der Eifer, desto mehr erwacht die Empfindung, daß der Kampf mit Frankreich ein Bruderkrieg sei.

Man kann sich nicht verhehlen, daß der Dreibund, wenn ihm immer wieder der Zweck einer Abwehr beigelegt wird, die erst eintritt, wenn der Feind schon das Haus betreten, bei einer so temperamentvollen Nation, wie die italienische, die Anziehungskraft eines thätigen Zweckes verliert. Den Radikalen, welche den Dreibund schelten wegen der Lasten, die er Italien auferlegt, ist er vielleicht in Wahrheit deshalb unangenehm, weil er dem unruhigen Thatendrang keine Auswege öffnet. Grade in dieser Beziehung könnte man ein treffendes Wort aus Crispi's Mund erwarten, wenn der Punkt für den italienischen Staatsmann nicht zu heikel wäre. w.

Notizen und Besprechungen.

Historisches.

... Max Lehmann. Zwei Bände. ...

... dem Leben des General-Feldmarschalls ... Auftrag der Familie ... Drei Bände. Leipzig. ...

... und das höhere preußische ... Leipzig, B. ...

... es unter Bericht den Lesern der ... die Memoiren ... [illegible]

[illegible] Schmoller's [illegible] haben wir [illegible] gelegentlich hingewiesen. [illegible] gerade das Erscheinen der [illegible] Scharnhorst's bereitet hat: [illegible] mit [illegible] gegen den Strom der herrschenden [illegible] herausgearbeitet hat, wird hier durch das [illegible] Zeugniß [illegible] Behandelnden bestätigt.

Den [illegible] wir hier an, weniger weil es [illegible] Friedrich Wilhelm's III. [illegible] und öfter Berührungspunkte mit der [illegible] als weil die in Aussicht genommene [illegible] Behandlung [illegible] hinausschieben könnte und wir gerade [illegible] wieder in den Vordergrund treten, die [illegible] vortrefflich gearbeitet [illegible] lenken möchten.

Pädagogisches.

Die Frage der „Schulreform" hat in neuster Zeit immer [illegible] druck gewonnen: handelte es sich früher nur um die Fortdauer [illegible] lich dem Gymnasium gewährten sogenannten „Berechtigungen" [illegible] Kritik sich jetzt mehr und mehr gegen die wesentliche [illegible] Existenz — gewandt. Immer häufiger wird behauptet, daß [illegible] nicht mehr lebensfähig sei, und nur langsam haben sich [illegible] Bildung dazu aufgerafft, ihre Abwehr ebenso scharf [illegible] gestalten. In diesem leidenschaftlichen Streit hat [illegible] Güßfeldt's (vgl. das Aprilheft der Jahrbücher, [illegible] Verständniß für die grundlegenden Probleme [illegible] damit jedoch den Mangel an eingehender [illegible] decken können. Demgemäß ist sie auch jüngst [illegible] Publikation behandelt worden:

P. Güßfeldt und die Schule der [illegible]
Hamburg [illegible].

Bei aller Anerkennung der [illegible] nachgewiesen, daß seine Ausführungs[illegible] Internatspläne nicht zu verwirklichen [illegible] sondern daß auch von Vertretern des [illegible] formgedanken oft geäußert worden [illegible]

In radikalerer Weise als [illegible]

Dr. Girardet-Breling, Die [illegible] gegenüber der socialen Frage. [illegible]

[illegible] gehalten [illegible] [illegible]. Denn der [illegible] kommen; er soll die Probleme [illegible]

Notizen und Besprechungen.

Historisches.

Scharnhorst. Von Max Lehmann. Zwei Bände. 1886 und 1887. Leipzig. S. Hirzel.

Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen. Aus seinem Nachlaß im Auftrag der Familie herausgegeben von Friedrich Nippold. Drei Bände. Leipzig. S. Hirzel. 1889—1890.

Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit von Dr. C. Varrentrapp. Leipzig, B. G. Teubner. 1889.

Schon lange ist es unsere Absicht, den Lesern der Preuß. Jahrbücher die drei obengenannten Bücher, die Memoiren Boyens, Lehmanns Scharnhorst und Varrentrapps Johannes Schulze in eingehenden Essays vorzuführen. Aber immer wieder schieben sich andere Arbeiten bei uns oder unsern Mitarbeitern dazwischen. So wollen wir denn, ohne jene Absicht aufzugeben, wenigstens einen vorläufigen Hinweis voraufschicken. Die Erinnerungen Boyens gehören zu den schönsten Denkmalen der deutschen Literatur. Ich möchte sie mit den entzückenden Memoiren der Frau von Remusat zusammenstellen: so specifisch weiblich und französisch diese, so specifisch männlich und deutsch sind jene. Die ganze Charaktergröße der Helden der Freiheitskriege, jene wunderbare Vereinigung von Freimuth und Treue leuchtet aus jedem Satz. Leider reichen sie nur bis zur Schlacht bei Leipzig. Jenes trübe Verhängniß, welches Friedrich Wilhelm IV. verfolgte, daß seine Tugenden uns nur Unheil, seine Fehler Vortheil gebracht haben, hat seinen Schatten auch in Boyens Leben geworfen. Der König machte ihn, nachdem er zwanzig Jahre lang außer Dienst gewesen war, im Jahre 1841 wieder zum Kriegsminister. Er sühnte damit das Unrecht seines Vaters: aber der Staat gewann an dem Aeltergewordenen keine wirkliche Kraft mehr und das deutsche Volk verlor den Abschluß eines klassischen und für die historische Wissenschaft völlig unersetzbaren Werkes. Durch die Berufsgeschäfte in Anspruch genommen, hat Boyen aufgehört zu schreiben. Ein besonderer und sehr zu betonender Dank gebührt dem Herausgeber Professor Nippold. Er konnte bis in's Kleinste gar nicht richtiger und passender verfahren und hat die Gefahr einer Ueberarbeitung, die bis zuletzt über dem Werke schwebte, glücklich abgewandt.

Auf Lehmann's Scharnhorst haben wir schon mehrfach gelegentlich hingewiesen. Hier sei noch speciell der schöne Triumph erwähnt, den gerade das Erscheinen der Boyen'schen Memoiren dem Biographen Scharnhorst's bereitet hat: Alles was er mit mühseliger Arbeit, fortwährend gegen den Strom der herrschenden Ansicht schwimmend, aus den Archiven herausgearbeitet hat, wird hier durch das persönliche Zeugniß eines der großen Mithandelnden bestätigt.

Den Hinweis auf das Varrentrapp'sche Buch schließen wir hier an, weniger weil es auch in die Epoche Friedrich Wilhelm's III. fällt und öfter Berührungspunkte mit den vorgenannten Büchern bietet, als weil die in Aussicht genommene ausführlichere Behandlung sich noch länger hinausschieben könnte und wir gerade jetzt, wo die pädagogischen Fragen wieder in den Vordergrund treten, die Aufmerksamkeit auf das werthvolle, vortrefflich gearbeitete Buch lenken möchten. D.

Pädagogisches.

Die Frage der „Schulreform" hat in neuster Zeit immer schärferen Ausdruck gewonnen; handelte es sich früher nur um die Fortdauer der ausschließlich dem Gymnasium gewährten sogenannten „Berechtigungen", so hat die Kritik sich jetzt mehr und mehr gegen die wesentliche Berechtigung, die der Existenz — gewandt. Immer häufiger wird behauptet, daß das Gymnasium nicht mehr lebensfähig sei, und nur langsam haben sich die Vertheidiger unserer Bildung dazu aufgerafft, ihre Abwehr ebenso scharf wie der Angriff ist zu gestalten. In diesem leidenschaftlichen Streit hat sich die bekannte Schrift Güßfeldt's (vgl. das Aprilheft der Jahrbücher) durch Mäßigung wie durch Verständniß für die grundlegenden Probleme einen geachteten Platz erworben, damit jedoch den Mangel an eingehender Kenntniß der Thatsachen nicht verdecken können. Demgemäß ist sie auch jüngst in einer ihr speciell gewidmeten Publikation behandelt worden:

P. Güßfeldt und die Schule der Zukunft. Von Dr. J. Geffcken. Hamburg 1890.

Bei aller Anerkennung der Hauptgrundsätze Güßfeldt's wird dennoch nachgewiesen, daß seine Ausführungsvorschläge zum Theil, wie besonders die Internatspläne nicht zu verwirklichen, zum andern Theil aber nicht neu sind, sondern daß auch von Vertretern des Gymnasiums bereits entsprechende Reformgedanken oft geäußert worden sind.

In radikalerer Weise als von Güßfeldt wird das Problem untersucht von Dr. Girardet-Breling, Die Aufgaben der öffentlichen Erziehung gegenüber der socialen Frage. Leipzig, Duncker und Humblot. 1890.

So allgemein gehalten schon der Titel dieser Schrift ist, — der Inhalt ist doch noch allgemeiner. Denn der Ausdruck „sociale Frage" ist hier im weitesten Sinne genommen; er soll alle Probleme einschließen, die dem Ein-

zelnen sein Verhältniß zur Gesellschaft stellen kann. Der Verfasser ist der Ansicht, es sei die Hauptaufgabe der Schule ihn zur richtigen praktischen Lösung dieser Probleme zu befähigen. Diese Anschauung müssen wir für durchaus irrig halten. Die moderne Volksschule und der staatliche Schulzwang der Gegenwart sind unstreitig nicht aus derartigen Motiven erwachsen, überhaupt nicht in erster Linie zum Zwecke der „Erziehung" ins Dasein gerufen, sondern zu dem Zwecke, jedem Staatsbürger ein gewisses minimales Maß von Kenntnissen zu vermitteln. Ebenso ist das Gymnasium aus dem Bestreben hervorgegangen, höheren humanistischen Studien eine passende gelehrte Vorbildung voranzustellen. Als „Erziehungsanstalten" können überhaupt nur die in Deutschland stets vereinzelt gebliebenen Internate betrachtet werden. Den Vorschlägen des Verfassers wird also von vorn herein der nicht beipflichten können, der das ganze von ihm aufgestellte Ziel nicht billigt, sondern der Meinung ist, daß es im Interesse der Culturentwickelung liegt, der Erziehung ein individuelles Gepräge zu lassen und den Einfluß der Schule hauptsächlich auf Ausbildung des Intellekts zu richten. Vom Standpunkt des Verfassers sind jedoch seine Sätze als consequent anzuerkennen. Die Schule soll lehren „sittlich zu handeln, wie es den thatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart entspricht"; dies soll einerseits durch den Religionsunterricht und einen religiösethischen Geschichtsunterricht erreicht werden, andererseits durch die Ueberlieferung dessen „was zum Verständniß einer guten Tageszeitung nothwendig ist", — besonders durch eine detaillirte Darstellung der neuesten Geschichte und eine Uebersicht des Wichtigsten der Rechts- und Staatswissenschaft. — Welch traurige Armuth aber würde die Folge sein, wenn schon dem Lernenden der praktische Zweck — und sei es auch der höchste — als Maß und Ziel vorgestellt würde! Wie eng und klein ist die praktische Bewährung, die das Leben dem Einzelnen meist gestattet, gegenüber der weiten und reichen Welt, welche Wissen und Phantasie ihm eröffnen! Wie viel mehr gewährt dem Schüler der bisher maßgebende, von dem Verf. so lebhaft bekämpfte einfache Herbart'sche Grundsatz von der Erregung und Pflege des Interesses durch den Unterricht! Die Last der Tagesfragen drückt schon schwer genug auf den Mann; lasse man dem Unerwachsenen doch wenigstens einige geistige Freiheit; sie ist ihm mehr werth, als viele andere Freiheiten, welche die humane Pädagogik der Gegenwart ihm zu verschaffen sich bemüht.

Für die Wahrung und Wiederherstellung des Individuellen in Unterricht und Erziehung tritt mit Entschiedenheit ein

Dr. Paul Cauer, Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken. (Kiel und Leipzig. Lipsius und Tischer. 1890.)

Er weist in sehr interessanter Weise nach, wie wenig auch noch so durchdachtes und zielbewußtes Reglementiren im Gebiete des Unterrichts Frucht schaffen kann, wie oft Maßregeln, die zur Hebung eines Uebelstandes geplant waren, gerade dazu geführt haben, ihn zu befestigen, wie nur eine Abschwächung

des staatlichen Zwanges, eine größere Bewährung der individuellen Thätigkeit, besonders auch der privaten, dem verschieden gearteten Bildungsbedürfnisse der einzelnen Stände und Personen Befriedigung zu gewähren im Stande ist. Sauer's Ansichten über die sogenannte Berechtigungsfrage sind den Lesern dieser Zeitschrift bereits aus seinem Aufsatze „Die Gefahr der Einheitsschule" bekannt. Eine principielle Reform des Unterrichtsganges scheint ihm weder für das Gymnasium noch das Realgymnasium erforderlich.

Unter den „Reform"-Vorschlägen, welche im Ganzen auf dem Boden des Bestehenden verbleiben, nennen wir zunächst drei Schriften, die immerhin an dem heutigen Gymnasium viel auszusetzen haben und beträchtliche Veränderungen wünschen:

Vor der Entscheidung. Meinungen und Wünsche zur Schulreform. Von Prof. Dr. Gustav Weck. Berlin 1890. Friedberg und Mode.

Das Gymnasium mit zehnjährigem Cursus. Von Prorektor Dr. Juling. Hannover, L. Meyer. 1890.

Eine ausgleichende Lösung der Reformbewegungen des höheren Schulwesens. Von Dr. Lattmann. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1890.

Die erste dieser Schriften hat den Direktor eines Realgymnasiums zum Verfasser, die zweite gehört zu den Schriften des deutschen Einheitsschulvereins, die dritte ist aus der Feder des Clausthaler Gymnasialdirektors, der sich schon seit Jahren durch Vorschläge zur Gymnasialreform bekannt gemacht hat. Die erstgenannte ist gegenüber anderen Vorschlägen von gleicher Seite in mancher Hinsicht maßvoll zu nennen, und tritt lebhaft für den Lateinunterricht und speciell den Bildungswerth der grammatischen Schulung ein; trotzdem geht sie an andern Punkten mit einer Gewaltsamkeit und einer Verblendung vor, welche es zur Pflicht macht, sie energisch zurückzuweisen. Es ist der völlige Mangel an Verständniß der klassischen Literatur, welcher zugleich den Verfasser dazu führt, das Griechische „auf den Aussterbeetat zu setzen". Auf sechs Seiten tritt er den Beweis an, daß die antike Literatur „nach ihrem pädagogischen, wie nach ihrem künstlerischen Werthe stets in erstaunlicher Weise überschätzt worden ist". Glaubt er wirklich mit dem, was er auf diesen sechs Seiten vorbringt, gegen dieses „stets" aufkommen zu können? Die Kritik, die er an einzelnen Beispielen antiker Literatur übt, ist eine bald kindliche, bald überreife, ohne historische und ästhetische Gesichtspunkte, gestützt auf einen Moralkodex, der besonders die Tragödie unbarmherzig behandelt. Freilich hat auch schon Lessing an der Ueberschätzung des griechischen Dramas „eine wesentliche Mitschuld". Denn Lessing „blieb der Begriff der tragischen Schuld fremd". Ganz anders Shakespeare (für den Lessing vermuthlich kein Verständniß hatte?), der „mit ehernen Hammerschlägen an die Pforten des Gewissens pocht". Dem Verf. wäre dringend zu empfehlen „Shakespeare's Schatten" von Schiller wieder einmal zu lesen.

Glücklicherweise dürfen solche Ansichten auch bei allem Verschiedenartigen, was dieser Streit zu Tage fördert, doch als Curiosa gelten, die auch von Seiten der eifrigsten Gegner des Gymnasialunterrichts keine Billigung finden werden.

Die zweite der genannten Schriften hat das Verdienst den in seiner Ganzheit utopischen Gedanken der Einheitsschule auf ein praktisch wohl zu verwirklichendes Maß zurückzuführen. Sie erscheint daher auch nicht als Vertreterin der Gedanken jenes Vereins, sondern nur als private Aeußerung ihres Verfassers. Der Plan einer in den ersten zwei Jahren einheitlichen Mittelschule, aus der sich dann zunächst das Gymnasium einer- und die Realschule andererseits entwickelt, welch letztere sich später wieder in die höhere Bürger- und Ober-Realschule theilt, — dieser Plan hat viel Ansprechendes, wenn auch natürlich über manche Einzelheiten zu streiten wäre und speciell der Vorschlag des zehnten Gymnasialjahres (wegen Aufnahme des Englischen) wohl nicht auf Anklang rechnen kann. Als ein für jede Reform sehr zu beachtender Gedanke muß jedenfalls der gelten, den sprachlichen Unterricht mit einer neueren Sprache zu beginnen und das Lateinische erst später folgen zu lassen. Sowohl die grammatische Behandlung als der Wortschatz, den das Lateinische bieten kann, ist für den Anfänger so fremdartig, daß die Vorstufe einer der Gegenwart nahstehenden Sprache sehr wünschenswerth ist. Der Verf. empfiehlt das Englische; wir möchten nach dem Beispiel Anderer das Französische vorziehen. Letzteres ist bekanntlich von Lattmann mit großer Entschiedenheit für den Anfangsunterricht empfohlen worden; auch in seiner neusten oben citirten Schrift kommt er darauf zurück. Auch sein „Reformvorschlag" geht indeß weiter als es im Interesse der Continuität des Unterrichts gewünscht werden kann. So nothwendig es auch ist, daß dem Unterricht in den alten Sprachen die Richtung auf das Stoffliche und damit ein historischer Charakter gegeben werde, so würde doch eine Zertheilung der Unterrichtsfächer, welche die ganze Geschichte des Alterthums dem Sprachlehrer, dagegen die Lectüre des Tacitus dem Lehrer der mittelalterlichen Geschichte zuwiese, kaum zu gedeihlichen Resultaten führen. Es würden keine festen und klar geordneten Kenntnisse erzielt werden.

Von solchen Experimenten hält sich fern, ohne doch für die Mängel des heutigen Gymnasiums blind zu sein, die uns fast durchgängig sympathische Schrift:

Das humanistische Gymnasium und die Anforderungen der Gegenwart. Von Dr. Hermann Schreyer.

Der Verfasser redet von einer „nationalen" Gestaltung der Schule; allein er nimmt dieses Wort nicht in jener engen Bedeutung, die aus dem Unterricht eine Art parteipolitischer Dressur machen würde. Er versteht darunter hauptsächlich eine weitere Entwickelung des deutschen Unterrichts, wie sie schon jetzt von manchen Seiten empfohlen ist, und in der That für eine Concen-

tration der verschiedenen Bildungselemente um einen gemeinsamen Mittelpunkt unerläßlich ist. Ferner aber wünscht er den Unterricht in den alten Sprachen in der unseres Erachtens allein richtigen Weise zu entwickeln: durch Einschränkung des Lateinischen und Ausdehnung des Griechischen. Bei dem ersteren handelt es sich um bestimmte philologische Ziele, die erreicht werden sollen und die durch Weglassung vieles bisher Geübten nicht unerreichbar werden, bei dem letzteren aber um die möglichst eingehende und ausgebreitete Bekanntschaft mit einem Culturkreise, der für alle seitherige Entwickelung bedeutungsvoller als jeder andere geblieben ist. Hiefür ist sowohl nach der bisherigen zu sehr philologischen Methode als auch nach der beschränkten verfügbaren Zeit noch zu wenig geschehen, als daß man mit gutem Gewissen die Aufgabe des humanistischen Gymnasiums für erfüllt ansehen dürfte. Je ferner in gewissem Sinne die Cultur der Alterthums der Mode des Tages steht, um so mehr ist sie geeignet, dem Jüngling etwas in das Leben mitzugeben, was ihn über diese Mode erhebt. Es ist übrigens seltsam, daß wenn es radikalen Schulreformern mit ihren Reden wirklicher Ernst wäre, sie gerade in der Ueberlieferung antiker Cultur das beste Erziehungsmittel erblicken müßten. Denn was sie zu fordern behaupten: nationale Gesinnung, Unterordnung aller Gedankenrichtungen unter den Staatsgedanken, harmonische Ausbildung der Persönlichkeiten, — das findet sich dort, ja es sind dies sogar die wesentlichen charakteristischen Züge des Alterthums. Es ist aber leider Thatsache, daß die Feinde des Gymnasiums, welche eine „harmonischere Ausbildung“ fordern, von dem Wesen einer solchen keine Vorstellung haben, sondern sie mit gesteigertem Turnunterricht zu erzielen meinen. Dem gegenüber sei besonders auf Schreyer's Ausführungen S. 49—52 verwiesen.

Einen noch konservativeren Standpunkt vertritt

Sint ut sunt. Für das alte Gymnasium wider die Neuerer. Fünf Thesen von Dr. Adolf Lasson. Berlin 1890. Walther und Apolant.

Wenn wir auch dem Verfasser nicht überall in seiner Vertheidigung des Bestehenden folgen und insbesondere dem rein grammatischen Unterricht nicht eine so vorwiegende Bedeutung einräumen können, so erweckt seine Schrift doch durch die lebendige Pietät, die er für „das alte Gymnasium“ hegt und durch den scharfsinnigen Nachweis der denkübenden Kraft seiner Methode einen ebenso wohlthuenden wie imponirenden Eindruck. Sie berührt sich in Manchem mit einer gleichfalls kürzlich erschienenen, doch ein specielleres Thema behandelnden Arbeit:

Das Lateinische in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel. Von Prof. Dr. Hermann Planck. Wiesbaden. L. G. Kunze's Nachfolger. 1890.

Es berührt erfreulich, die wissenschaftliche Aufgabe der höheren Schule in beiden Schriften entschieden betont zu finden, die man in den Schriften der

Gegner über nationalen, sittlichen, practischen Aufgaben fast völlig vergessen findet. Ob die Verfasser solcher Schriften wohl schon je daran gedacht haben, daß ihr Schul-Ideal, welches vor Allem eine schablonenhaft gleichmäßige Gesinnung künstlich züchten will, seine glänzende Verwirklichung — selbstredend zu einem anderen Zwecke — längst gefunden hat, in den Lyceen der Jesuiten, welche es vorzüglich verstanden haben, dem jugendlichen Geist eine bestimmte unabänderliche Richtung anzuweisen! In schärfstem Gegensatz aber hiezu steht die bisherige humanistische Erziehung Deutschlands, mit welcher sich die keines andern Landes messen kann und welche nur darauf ausging, den Geist in allen seinen Fähigkeiten zu freiem und selbständigem Erfassen des Lebens vor- und auszubilden. Und wenn man jetzt so häufig betont, daß die Aufgaben der Gegenwart etwas anderes erforderten, so möge man bedenken, daß eben diese Gegenwart von dem Volke, daß in dieser Erziehung erwachsen war, errungen worden ist.

Literarisches.

König Maximilian II. von Bayern und Schelling. Briefwechsel herausgegeben von Dr. Ludwig Trost und Dr. Friedrich Leist. Stuttgart 1890. Cotta'sche Buchhandlung.

Vor kurzer Frist hat schon eine wissenschaftliche Publikation Einblick in das geistige Streben des um die deutsche Wissenschaft so hoch verdienten bayrischen Königs gegeben; es waren die historischen Vorträge, welche Ranke ihm gehalten hatte und denen sich Gespräche zwischen dem König und dem Gelehrten anschlossen. Das vorliegende Buch berührt sich vielfach mit jenem. Schon der Zeit nach: der Briefwechsel reicht bis zum Mai 1854; im Herbst desselben Jahres hielt Ranke dem König seine Vorträge. Aber auch dem Inhalt nach: so sehr Geschichte wie Philosophie dem Könige am Herzen lagen, so doch beide hauptsächlich, um aus ihnen allgemeine Grundsätze zu entnehmen, die für seine Regierungsthätigkeit maßgebend sein sollten. Freilich tritt in den Beziehungen zu Schelling noch ein anderes, rein persönliches Bestreben hinzu, — den Ausgleich zwischen Glauben und Wissen zu gewinnen, den er zuversichtlich in Schelling's „Philosophie der Offenbarung" zu finden hofft. Denn der König, der sich zeitlebens einen Schüler Schelling's nannte, hielt an den Erwartungen, die man an dessen Lehrthätigkeit in Berlin knüpfte, unwandelbar fest, auch nachdem der Erfolg so gar nicht dem Aufwand der Inscenirung entsprach. Immer von Neuem erkundigt er sich nach dem Fortgang des so oft angekündigten großen Werkes, über das Schelling's Aeußerungen auch hier sehr widerspruchsvoll lauten. Wie in dem Verhältniß zu Ranke zeigt sich Maximilian auch hier als gewissenhaft, hochstrebend, aber zugleich als ein Geist, der stets das Bedürfniß der Abhängigkeit hat. Andere sollen ihm seine Zweifel lösen, über Vergangenheit und Gegenwart, ja über die Zukunft ihn aufklären. Denn sein Vertrauen zur Wissenschaft ist ein unbedingtes: daß aus ihr die

Normen des Handelns zu entnehmen seien, darüber kommt ihm nie ein Zweifel, so daß der Philosoph selbst sich zu Einschränkungen veranlaßt sieht. Hiedurch erweist Maximilian, daß er keine für bedeutendes Handeln bestimmte Persönlichkeit war; denn solche haben jederzeit die Wissenschaft blos als ein inferiores Hilfsmittel behandelt.

Schelling seinerseits beweist neben geistigem Reichthum auch eine größere Antheilnahme an den Tagesfragen als man nach dem zurückgezogenen Leben seiner letzten Jahre und dem absonderlichen Ideengange seiner letzten philosophischen Periode vermuthen sollte. Die Gegenwart wird freilich in sehr einseitiger Weise beurtheilt (man sehe z. B. das unbedingt günstige Urtheil über Friedrich Wilhelm IV., das übrigens auch Maximilian II. eigen ist); — dagegen über die voraussichtliche Entwickelung der Verhältnisse manches beachtenswerthe Wort gesprochen. So sind die Ausführungen über die zu erwartende Zunahme der Bedeutung des Königthums (S. 200. 244 f.) sehr frappirend; ebenso die, daß die Werthschätzung politischer Theorien auf einem Höhepunkt sei, dem eine Ernüchterung folgen müsse u. a. Unter des Königs bestimmenden Gedanken führt gleichfalls in die unmittelbare Gegenwart jener, daß das Königthum speciell dazu bestimmt sei, dem Elend des Proletariats nach dem Grundsatz der Nächstenliebe entgegenzuwirken. Den Confessionen gegenüber nimmt der König eine innerlich freie, auf persönlicher Religiosität beruhende Stellung ein. Er hofft auf eine Annäherung des Katholicismus und Protestantismus, und möchte sie befördern. Schelling verweist dem gegenüber auf die Arbeit der deutschen theologischen Wissenschaft, welche allmählich zu diesem Ziel führen werde. Er wie der König sahen nicht voraus, daß in kurzer Zeit die wissenschaftliche Arbeit der deutschen Katholiken von Rom aus gewaltsam verbannt und zerstört, und jene Wünsche in eine ganz aussichtslose Ferne gerückt sein würden.

Zur Beleuchtung dieses verhängnißvollen Umschwungs ist sodann eine auch für weitere Kreise interessante Sammlung von Originalbriefen erschienen, welche die Erinnerung an den großen zu Anfang dieses Jahres verstorbenen Historiker zurückruft.

Briefe und Erklärungen von I. von Döllinger 1869—1887. München. C. H. Beck. 1890.

Der Herausgeber (F. H. Reusch) hat mit dieser Veröffentlichung aus dem Nachlasse seines Freundes ein sehr interessantes historisches Material geliefert. Das Charakteristischste sind die noch in den letzten Jahren (1886—1887) wiederholt von hoher kirchlicher Seite angestellten Versuche, Döllinger zum Widerruf zu bewegen. Der Bischof von Rottenburg, der Erzbischof von München, selbst der päpstliche Nuntius begegnen sich in diesen Bemühungen. Der letztgenannte spricht sogar schon die Hoffnung aus, bei der Jubiläumsfeier des Papstes werde die katholische Welt „an der Seite des Vaters den vielgeliebten Sohn" (!) sehen dürfen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Döllinger's Antworten einen solchen Irrthum nicht ganz unbegreiflich erscheinen lassen. Sie

sind ausführlicher als man es von dem erwarten möchte, der einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt hat. Sie berühren allerlei Nebenfragen, wie verletzende Behandlung, die er erfahren, — mißgünstige Urtheile, die ein plötzlicher Wechsel der Anschauungen hervorrufen könnte. Sie führen vor Allem nicht eigentlich religiöse Motive in's Feld. Aber sie sind dennoch in Einem unabänderlich fest, in der wissenschaftlichen Ueberzeugungstreue, die unzweifelhaft auch das entscheidende Motiv für die Standhaftigkeit des Gelehrten gewesen ist. — Besondere Erwähnung verdient indeß, daß Döllinger gegenüber dem Nuntius sich ausdrücklich nicht als Glied einer schismatischen Gemeinschaft, sondern als „isolirt" bezeichnete. —

In wie trauriger Weise der seit zwanzig Jahren leidenschaftlich gesteigerte religiöse Gegensatz sich auf allen Gebieten, auch dem literarischen geltend macht, dafür liefert einen krassen Beweis der uns vorliegende Roman

Das Priestererbe. Zugleich ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Wiederkatholisirung Deutschlands von Fritz Peter. Leipzig 1890. Selbstverlag.

Es sei fern von uns, diesen Tendenzroman, der die angeblich unrechtmäßig zu Stande gekommene Erwerbung eines schlesischen Güterkomplexes durch den katholischen Klerus zu einer mittelmäßigen Criminalgeschichte verarbeitet, billigen oder gar empfehlen zu wollen. Allein berücksichtigt man, eine wie umfassende katholische Literatur Jahr für Jahr theils in belletristischer Form Vorgänge der neuesten Zeit gehässig verarbeitet, theils biographisch die der protestantischen und germanischen Kultur werthvollsten Gestalten verzerrt und verunglimpft, so wird man in dem Entstehen solcher Bücher auch auf der anderen Seite einen begreiflichen, ja nothwendigen historischen Prozeß sehen. Trotzdem hoffen wir, daß man auf protestantischer Seite lieber in scharfer Kritik als in Nachahmung solcher Tendenzschriften die richtige Abwehr erkennen mögen.

D. H.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Aristoteles. Metaphysik übersetzt von Hermann Bonitz. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Eduard Wellmann. Berlin, Georg Reimer 1890. Preis 6 Mk.

Bachem. Reichsgesetz betreffend die Gewerbegerichte. Zum praktischen und wissenschaftlichen Gebrauch erläutert von Dr. jur. Karl Bachem, Reichstags- und Landtags-Abgeordneter. Mit Einleitung und Sachregister. 144 Seiten 8°. In Leinwand gebunden M. 2. —. (Köln, J. P. Bachem.)

Bericht der Handels- und Gewerbe-Kammer zu Dresden. 1889. II. Theil. Dresden, Druck von C. Heinrich.

Brief, offener, an Se. Durchlaucht den Fürsten Bismarck von einem ehemaligen Nihilisten. Berlin, Ad. Zoberbier. 1890. M. 1. —

Carette. — Erinnerungen aus den Tuilerien. Von Madame A. Carette, geb. Bouvet. A. d. Franz. frei übertragen v. Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. I. Bd. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt. 1890. M. 4. —

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Annette v. Droste-Hülshoff.

Der Name Annette v. Droste-Hülshoff hat für uns alle einen guten literarischen Klang; ein Blick in jede Geschichte moderner deutscher Dichtung belehrt uns, daß wir in ihr Deutschlands größeste Dichterin zu verehren haben. Mit der Anerkennung dieser Thatsache aber begnügen sich die meisten Gebildeten. Die Werke dieser anerkannt großen Dichterin stehen unberührt und ungenutzt im Bücherschranke, das Erbtheil einer früheren, sentimentalen Generation, die noch Zeit hatte, Gedichte zu lesen. Damals als der Pulsschlag des Tageslebens noch regelmäßig und langsam ging, als es noch nicht galt, täglich lange Spalten der Zeitungen zu durcheilen, als die Politik eine aber nicht die einzige der brennenden Tagesfragen war, damals konnte man sich den Genuß gestatten, mit den Lieblingsdichtern auf vertrautem Fuße zu leben, ihre Stimmen auch im Alltagsleben zu vernehmen. Wie anders heut zu Tage! Zwar gelesen wird in unserer schnelllebigen Zeit, welche die geistige Beweglichkeit und Empfänglichkeit des Einzelnen steigert, vielmehr, als ehedem. Aber wie bezeichnend der Umstand, daß der Roman sich fast ausschließlich der Volksgunst erfreut. Das ihm eigene stoffliche Interesse reizt und befriedigt auch den im Kampfe mit den realen Forderungen des Tages abgestumpften Geist, der nichts weiter von der Lektüre seiner Mußestunden begehrt, als behagliches Ausruhen. Epische Gedichte zu lesen, deren knappe Gestalten seine Phantasie mitschaffend beleben soll, lyrische Verse zu vernehmen, die Herz und Gemüth in Feiertagsstimmung suchen, das erscheint dem modernen Menschen wie eine unberechtigte Zumuthung. — Wenn diese Thatsache es den Dichtern der Gegenwart doppelt schwer macht, Eingang zu finden, so bleibt doch andererseits die erfreuliche Erfahrung bestehen, daß trotz der vorwiegenden Richtung des modernen Lebens auf das Reale, wir alle aus der Jugend her über einen Schatz von Gedichten als geistiges, unveräußerliches Eigenthum gebieten. Weil tausend persönliche Lebenserfahrungen und Erinnerungen daran haften, sind sie uns in Fleisch

und Blut übergegangen, bilden sie gewissermaßen unseren geistigen Hausbedarf.

Warum findet sich unter diesen kaum ein Gedicht von Annette v. Droste-Hülshoff? Ist sie so sehr Kind ihrer Zeit, daß sie der Gegenwart nichts mehr zu sagen hätte? Siegreich gesellt sie sich jenen großen, zeitlosen Dichtern zu, deren Kranz ewig grün bleibt; aber um volksthümlich zu werden, fehlt ihr ein Zwiefaches: Ihre Gedichte, ernst und gedankenreich im Inhalt finden keinen Wiederhall im Herzen der Jugend, jener besten Hüterin aller Poesie; kunstvoll in Rhythmus und Gliederung entbehren sie der Sangbarkeit, der schmeichelnden Vermittlung der Musik. Heine's keckem Worte gegenüber, welcher als Kriterium aller Ursprünglichkeit, aller echten dichterischen Begabung allein das Lied gelten läßt, erscheint Annetten's Muse arm; messen wir sie nach dem Ausspruche Goethe's, der die Kraft und Wirkung eines Gedichtes in Situationen und Motiven sucht, so gebührt ihr die Palme. —

Es hat in jüngster Zeit nicht an Bestrebungen gefehlt, die Bedeutung der westfälischen Dichterin einem größeren Leserkreise zu erschließen. Die lückenhafte Ausgabe ihrer Schriften, von Levin Schücking, kurz nach ihrem Tode veranstaltet, ist durch eine sorgsam geordnete ersetzt worden. Zwei eingehende Biographien haben seine oberflächliche, aber warmherzig und pietätvoll geschriebene Lebensskizze wünschenswerth ergänzt. Denselben Quellen entlehnt, ist der thatsächliche Inhalt beider Arbeiten derselbe; da aber der Ton die Musik macht, so kann für den protestantischen Norden Deutschlands nur das eine der beiden Bücher in Betracht kommen. Während Hüffer in vornehmer Tendenzlosigkeit mit markigen Strichen ein objektives Bild der Dichterin zeichnet, schaut zwischen den Zeilen des Kreiten'schen Buches wieder und wieder das Antlitz des Jesuitenpaters hervor, der überall den eigenen, engen Maßstab anlegend, keine Gelegenheit versäumt in tendenziöser Weise Annette v. Droste-Hülshoff als gläubige Katholikin zu verherrlichen; wie schon Claassen vor ihm verkümmert er dadurch jedem protestantischen Gemüth die Freude an seiner Darstellung.

Annette v. Droste-Hülshoff steht zu hoch als Dichterin, um zu konfessionellen Parteizwecken gemißbraucht zu werden. Wohl hing sie mit kindlicher Verehrung dem Glauben ihrer Väter an; doch sah sie allezeit in ihm die Form für ein umfassenderes Christenthum, welches mehr das Gemeinsame, als das Trennende der Konfessionen betonte. Weder in ihren Gedichten noch in ihren Prosaschriften bekundet sie eine Spur von jenem starren Katholicismus, den Kreiten ihr nachrühmt. Sind ihre geistlichen Lieder nicht der schlagendste Beweis, daß es ihr fern

lag, die Welt durch ein bestimmtes Dogma bessern und bekehren zu wollen? Bekenntnisse eines strebenden, nach Frieden ringenden Gemüthes könnten sie, wenn nicht hie und da an specifisch katholische Vorstellungen anküpfend, jeder evangelischen Liedersammlung zur Ehre gereichen. Sie bekennt selber:

Zum Himmel führen tausend lichte Pfade;
Ein jeder Stand hat seine Bahn!

So fein abgetönt der Hintergrund ist, auf dem Hüffer Annetten's Bild wirksam und lebendig zeichnet, so bedeutet er doch für ihre innere Entwicklung wenig: Sie gehört zu jenen einsamen Naturen, die ihr Bestes aus sich selbst und nicht von der umgebenden Welt empfangen. Unberührt von einschneidenden Schicksalswendungen, nach innen und außen gleich sehr behütet durch ein gesundes Mittelmaß der Verhältnisse ist der Lebensweg der Dichterin ein einfacher gewesen. Im Gegensatz zu anderen großen Geistern, die zuerst im Kampfe des Lebens die Fittiche der Seele regen lernten, sich mühsam die Güter des Geistes erkämpfen mußten, standen ihr, dem Edelfräulein Mittel und Wege offen, den heißen Wissensdrang mühelos zu befriedigen, ihr schönes sich früh bekundendes Talent zu entwickeln. Daß es ihr je mehr sein würde, als eiu holder Schmuck des Lebens, kam weder ihr noch der Familie in den Sinn: Die Schranken ererbter, durch Gewohnheit geheiligter Vorurtheile umgaben eng und ehern die Tochter des vornehmen Hauses, ihr Wirken ausschließlich auf die Familie beschränkend. „Wie eng gebunden ist des Weibes Glück!" Ein streng religiöser Geist, der dem Kreise der Fürstin Gallitzin und ihrer Freunde entstammend, auf ein Menschenalter hinaus charakteristisch und bestimmend für die altadligen Familien des Münsterlandes blieb, drückte auch Annetten's Elternhaus einen ganz bestimmten geistigen Stempel auf. Die Gestalten beider Eltern, deren Wesen sich so eigenartig ergänzte, des milden, gütigen Vaters, der klugen, umsichtigen Mutter hat Annetten's Feder in ewig frischen Farben gezeichnet. Dankt sie diesen trefflichen Vorbildern die innere Tüchtigkeit ihres Wesens, die Gründlichkeit ihrer Bildung, den sittlichen Ernst ihrer Anschauungen, so ist für ihre dichterische Entwicklung das ununterbrochene Leben und Weben in und mit der Natur von weitreichender Bedeutung. Den größesten Theil ihres Lebens hat sie im engen Rahmen ihrer westfälischen Heimath zugebracht: Das Stammgut der Familie, Hülshoff, auf dem Annette von Droste am 10. Januar 1797 geboren ist, ging nach dem im Jahre 1826 erfolgten Tode des Freiherrn in den Besitz des ältesten Sohnes über; die Mutter

lebte von jener Zeit an mit ihren beiden Töchtern auf dem unweit gelegenen Wittwensitz Rüschhaus.

Goethe kennzeichnet den Einfluß der umgebenden Natur auf die menschliche Seele mit den Worten: „Wer sein Leben lang von hohen, ernsten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Mensch werden, als wer täglich unter lustigen Birken sich erginge.“ So trägt auch Annetten's Wesen ganz den Stempel der heimischen Natur: Einer ernsten, nordischen Landschaft gleich, deren herbe Schönheit sich nur langsam dem aufmerksamen Blick erschließt, deren grünende Fruchtbarkeit ebenso sehr von dem Fleiße und der Tüchtigkeit seiner Bewohner, als von der Freigiebigkeit des Bodens zeugt, offenbarte auch sie nur zögernd die Schätze ihres inneren Lebens, an dessen Vervollkommnung sie unablässig arbeitete. Ein echtes Kind des Münsterlandes steht sie vor uns: Zuverlässig und wahrhaftig, träumerisch und verschlossen, dem Scheine abhold, in tiefem Gemüth die heilige Gluth der Begeisterung nährend. Mit allen Fasern eines liebevoll aufhorchenden Herzens weiß sie sich in das geheimnißvolle Wirken der heimischen Natur zu versenken, für jede Stimmung, für jede Färbung, für jeden Laut den treffenden Ausdruck zu finden. Ob es gilt den duftigen Knospenzweig, die flatternde Libelle am heitern Sommertage zu schildern, ob es gilt die unheimliche Gewalt des phantastisch brauenden Nebels auf der winterlichen Einöde des Moores darzustellen: Ihrem Seherblick gestaltet sich jede Aeußerung der Natur zum Gedicht.

Geringe Anregung empfing die aufkeimende dichterische Begabung des Edelfräuleins von der Außenwelt. Nannte man sie auch „Zweite Sapho“, so war doch jene glückselige Zeit längst vorüber, da die Welt noch schönheitstrunken von einem edlen Gedichte, wie von einem bedeutenden Ereigniß froh bewegt wurde: Die Gemüther hatten, soweit sie überhaupt des Aufschwungs fähig waren, ganz andere Ziele im Auge, als die gedeihliche Entwicklung eines hoffnungsvollen Talentes. Im Gegensatz zu der in jenen müden Tagen über dem Münsterlande brütenden, dumpfen Gleichgültigkeit, am besten durch den Bericht des französischen Präfecten kurz vor der Leipiger Entscheidungsschlacht charakterisirt: „Votre Majesté n'a rien à craindre et rien à espérer de ce pays-ci“, war in einem kleinen Kreise guter Patrioten eine lebhafte Begeisterung erwacht, der auch Annette v. Droste im Jahre 1814 in einem achtzehn Strophen langen Gedichte beredten Ausdruck verlieh. Obgleich mehr schwülstig, als pathetisch, erschien es doch ihrem einzigen damaligen literarischen Freunde, dem Professor Mathias Sprickmann, eigenartiger, als die meisten zeitgenössischen Regungen. Ehedem ein

eifriges Mitglied des Hainbundes, war er, obgleich selbst nicht mehr schöpferisch thätig, doch Dank seiner zahlreichen literarischen Verbindungen und seines gesunden kritischen Blickes ganz der Mann, ein jugendliches Talent unter seine Fittiche zu nehmen. Wie rückhaltlos und dankbar Annette sich ihm erschloß, das lehrt ein Blick in die Briefe, die sie dem später nach Breslau berufenen väterlichen Freunde sendet; in jeder Zeile bekundet sich eine in ihren Zielen noch unklare, aber nach Bethätigung hungernde Seele. Durch Familienansprüche, durch Siechthum ihres zarten Körpers vielfach gehemmt, findet sie doch Zeit, ihre Kraft nach einander an einem Trauerspiel Bertha, an einer Rittergeschichte Walter und an einem unvollendet gebliebenen Roman Ledwina zu erproben. Nicht um ihrer selbst willen, sondern als Entwicklungsphasen eines bedeutenden, nach Klärung ringenden Talentes, sind sie lesenswerth. In allen dreien prägt sich eine ernste, fast düstere Lebensanschauung aus, wie sie der glücklichen, sorglosen Jugend so oft Bedürfniß ist. In Ledwina nur angedeutet, in Walter und Bertha ausgeführt, bildet eine unglückliche Liebesgeschichte das Leitmotiv. Wie weit sich hier Selbsterlebtes zum Gedicht gestaltet, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben: Die Angaben der Biographen widersprechen sich; während Schücking und Hüffer von einer unglücklichen Neigung Annetten's zu einem jungen, bürgerlichen Arzte zu erzählen wissen, verweist Kreiten auf Grund „zuverlässiger, mündlicher Mittheilungen“, jenen Bericht in das Reich der Mythe und will Gedichte, wie die „Taxuswand“, „Die Nadel im Baum“, „Kinderspiel“, durch welche jene ihre Auffassung stützen, dem zärtlichen Verhältniß der Tochter zum Vater entsprungen sehen. Aus dem Umstande, daß sich in dem bunten Liederstrauß Annetten's kein einziges Liebeslied findet, hat man folgern wollen, sie sei ihr lebelang von der menschlichsten aller Empfindungen, der Liebe Lust und Leid unberührt geblieben, eine Voraussetzung, die bei ihrer lebhaft erregbaren Seele psychologisch undenkbar erscheint. Läßt sich nicht eher vermuthen, daß sie, das verschlossene Kind des Nordens, das Preisgeben einer Herzenswunde scheute? Ueberdies drängte ihr Talent in früheren Jahren viel mehr zu epischer, denn zu lyrischer Bethätigung. Nur in ihren geistlichen Liedern lüftet sie den Schleier ihrer Seele. Obgleich zwei volle Jahrzehnte zwischen Beginn und Vollendung liegen, ist keins ihrer späteren Werke so abgeschlossen und einheitlich wie der Lieder-Cyklus, das „geistliche Jahr“. Der ursprüngliche Plan Annetten's, auf Anregung ihrer Großmutter für jeden Festtag im Kirchenjahr im Anschluß an den Evangelientext ein Lied zu schreiben, wurde im Bewußtsein wachsender Kraft, fröhlichen Gelingens dahin ausgedehnt, daß auch

jeder Sonntag im Kirchenjahr eine poetische Gabe erhielt. Als Ausdruck persönlicher Heilserfahrungen eignen sich diese Lieder trotz großer erbaulicher Kraft, nicht zum Gemeindegesang: Selten den Ton siegesfroher Gewißheit anschlagend, schildern sie meist das Ringen eines emporstrebenden Gemüthes, das wieder und wieder aus der Nacht des Zweifels emportaucht.

Die Grundstimmung der Gedichte kann nicht besser bezeichnet werden, als es in der Widmung geschieht, mit welcher Annette im Oktober 1820 den ersten Theil ihrer Mutter überreicht: „Dies Buch ist für die geheime aber gewiß sehr verbreitete Sekte derer, bei denen die Liebe größer wie der Glaube, für jene unglücklichen, aber thörichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können. Ach! es ist so leicht, eine Thorheit zu rügen; aber Besserung ist überall so schwer, und hier kann es mir oft scheinen, als ob ein immer erneuertes Siegen in immer wieder auflebenden Kämpfen das einzig zu Erringende, ein starres Hinblicken auf Gott, in Hoffnung der Zeit aller Aufschlüsse das einzig übrig Rathsame sei.... Ich darf hoffen, daß meine Lieder vielleicht manche verborgene kranke Ader treffen werden; denn ich habe keinen Gedanken geschont, auch den geheimsten nicht."

Immer von neuem tritt uns im Entwicklungsgange der Dichterin die befremdliche Erfahrung entgegen, daß auf freudige Entfaltung dichterischer Kraft lange Zeiten folgen, in denen diese völlig brach liegt. Nicht ein Mangel, sondern eine Fülle der Begabung, die Annette gleich sehr zur Musik, wie zur Poesie zog, hinderte sie jahrelang, sich unentwegt und gesammelt einem Ziele zuzuwenden. Dazu ein gebrechlicher Körper als Bleigewicht für ihre strebende Feuerseele, ein unendlich zartfühlendes Gemüth, dem Einklang mit der Umgebung Lebensbedürfniß war: Im reiferen Alter erst errang sich Annette die innere Selbständigkeit, im Gegensatz zur Familientradition in ihrem dichterischen Schaffen, eine Lebensaufgabe zu erblicken. —

Erst mehrere Jahre nach dem Tode des Vaters in der Stille des einsamen Wittwensitzes zu Rüschhaus regt sie von neuem, innerem Drängen gehorchend, die Schwingen. Rüschhaus ist ein alter Herrensitz, im Style eines geräumigen, westfälischen Bauernhauses erbaut: Weitab von der großen Landstraße, von Gärten und Ringgräben umgeben, von alten Bäumen beschattet, scheint es ganz geschaffen zu einem Musensitz. Im Entresol lag Annetten's Wohnzimmer, dessen bescheidene Ausstattung nichts von den Bedürfnissen einer verwöhnten Dame wußte. „Ein großes, altmodisches, mit schwarzer Serge überzogenes Kanapee,

ein braun angestrichener Tisch, ein Paar Rohrstühle und ein altes Klavier, dem man zuweilen anhörte, daß der Stimmer weitab in der Stadt wohnte, bildeten die Einrichtung.“ In diesen stillen Räumen, fern vom bunten Treiben der Welt, auf den Umgang von Mutter, Schwester und einer jüngeren Hausgenossin beschränkt, ausschließlich angewiesen auf den Reichthum des eigenen Innern, schaltete Annette jahraus, jahrein. Sie entbehrte nichts; inmitten der Einförmigkeit des winterlichen Landlebens war heiteres Begnügen die Grundstimmung ihrer Seele. Häusliche Beschäftigungen, Besuche bei Dorfbewohnern, an deren Freud und Leid sie regen Antheil nahm, bildeten ihren stillen Pflichtenkreis; wissenschaftliche und literarische Arbeiten füllten ihre Mußestunden aus. Ihrem lebhaften Naturgefühl war es Bedürfniß, einzudringen in das Werden und Wachsen der ewig regsamen Naturkräfte; auf Streifzügen durch Wald und Feld, durch Gebirge und Felshöhlen suchte sie die Spuren einer vorgeschichtlichen Entwicklung auf, um sie vergleichend aneinanderzureihen. Ihr schriftlicher Verkehr mit Gelehrten, die Doubletten mit ihr austauschen, ihre völlige Vertrautheit mit der einschlägigen Fachliteratur beweisen, daß es sich um ein wirklich wissenschaftliches Interesse, nicht um eine spielende Liebhaberei handelt. —

Die gleiche gewissenhafte Gründlichkeit, so charakteristisch für ihr ganzes Wesen, leitet sie bei ihren dichterischen Aufgaben: Hat sie ein Kind ihrer Zeit im „Walter“ der Romantik einen harmlosen Tribut gezollt, so vertritt sie nunmehr mit vollem Bewußtsein die Berechtigung eines gesunden Realismus. „Nur im Naturgetreuen durch Poesie veredelt vermag ich etwas zu leisten!“

In einem ausführlichen Brief stellt sie einer mit der Lokalität vertrauten Freundin genaue Fragen über das Hospiz auf dem St. Bernhard, über die dortige Kapelle, über die Gewohnheiten der Mönche, über Weg und Steg auf einsamer Paßhöhe, um auf Grund der also gewonnenen Kenntnisse ihr erstes größeres Epos: „Das Hospiz auf dem St. Bernhard“ aufzubauen. Ein dürftiger Stoff, — die bekannte Darstellung aus dem Pfennigmagazin, Barry der treue Bernhardinerhund trägt einen schlafenden Knaben in's rettende Asyl, — gestaltet sich unter ihrer Feder zur farbenreichen Erzählung: Auf gefährlicher Wanderung über den Bernhard-Paß wird der alte Benoit, der sein verwaistes Enkelkind nach Remy geleiten will, von der Dämmerung überrascht. Obgleich er, der ehemalige Bergführer Weg und Steg kennt, verliert er die Richtung und flüchtet rathlos obdachsuchend in ein offenstehendes Leichenhaus. Wohl ist er nun vor der Unbill der Witterung

geschützt; allein mit furchtbarer Gewalt drängen die Schauer der gespenstigen Umgebung auf seine Phantasie ein: So von neuem beginnt er die mühselige Wanderung, doppelt mühselig, weil sich die Wolken in einem Schneesturm entladen. Dem Ziele nahe erliegt der Greis der ungeheuren Anstrengung und wird im Schnee zusammensinkend eine Beute des Todes, indeß der Knabe von dem Bernhardinerhunde gefunden, den hülfreichen Mönchen zugeführt und so gerettet wird.

Der Reiz des Gedichtes liegt nicht so sehr in der lebendigen Darstellung der Begebenheit, in der treffenden Charakteristik der Personen, in der Kraft und Schönheit der vierfüßigen jambischen Verse, als in der wundervollen Schilderung des landschaftlichen Hintergrundes. Die Kunst der Farbenmischung, mit der Annette hier lediglich dichterischer Eingebung folgend, malt, was sie nie gesehen, erinnert an Schiller's Genie.

Wie ein Tropfen fremden Blutes erscheint in dem gesunden Talent der Dichterin eine Neigung, bei Eindrücken des Sinnverwirrenden, Schrecklichen mit peinigender Ausführlichkeit zu verweilen. Sie deutet sich bereits in dem „Hospiz auf dem St. Bernhard" an bei der Schilderung des Leichenhauses; sie tritt uns unheimlich und beängstigend entgegen in dem 2. Epos: „Dem Vermächtniß des Arztes." Dem Gedicht liegt ein psychologisches Problem zu Grunde: Eine junge, blühende Lebensentwicklung wird auf immer gehemmt durch die Erinnerung an ein grausiges Ereigniß. Der Schreiber des Vermächtnisses erzählt, wie er ein Sohn der Armuth und der Wissenschaft sich vor Jahrzehnten botanischer Studien halber in einem einsamen Böhmischen Gebirgsdorf aufgehalten habe. In einer dunklen Frühlingsnacht wird an sein Fenster gepocht; ein Unbekannter erbittet für einen Schwerverwundeten ärztliche Hülfe. Das Abenteuer reizt ihn; willig folgt er den Führern, die ihn auf pfadlosen Wegen mit verbundenen Augen an's Ziel geleiten. In einer Felsenhöhle liegt auf grobem Pelze hingestreckt ein Sterbender; neben dem in voller Lebenskraft vom feindlichen Stahl Getroffenen, kniet stumm und regungslos eine schöne Frauengestalt, in welcher der Arzt mit Entsetzen eine Dame der Wiener Aristokratie erkennt, die er vor drei Jahren als gefeierten Mittelpunkt eines glänzenden Kreises gekannt hat. Er erinnert sich dunkler Gerüchte: Sagte man ihr der Braut nicht ein sträfliches Verhältniß mit dem Freunde ihres Verlobten nach? Wie ein dichtes Netz senken sich tausend Fragen auf die geängstigte Seele des Arztes, der wohl ahnt, daß ihm die Mitwisserschaft um ein furchtbares Verbrechen das Leben kosten werde. Indeß er mit zitternder Hand dem Sterbenden ein Linderungsmittel giebt und umsonst Frage

auf Frage an die Gräfin richtet, lauscht er gespannten Ohres der Berathung, welche über sein Schicksal entscheidet. Er wird freigelassen, nachdem der Unbekannte, Geheimnißvolle ihn mit einem furchtbaren Fluche bedroht hat, wenn er je die Lippen öffnen werde. Noch in selbiger Nacht sucht er den Heimweg; gejagt von Todesangst, gepeinigt von den Gebilden seiner erhitzten Phantasie versinkt er endlich mitten in der Wildniß in einen Halbschlaf, aus dessen eisernen Klammern er sich nicht befreien kann, auch als er in unmittelbarer Nähe Stimmen und Tritte hört und deutlich den Eindruck empfängt, als würde jene Frau von ihren Peinigern zum Abgrund geschleift und hinabgestürzt. Als sich endlich gegen Morgen der Krampf löst, wankt er zu jener Stelle und sieht seine fürchterliche Ahnung bestätigt. Seit jenem Erlebniß welken die Wurzeln seiner Lebenskraft: Körperlich und geistig zum siechen Manne geworden, verfällt er langsam dem Irrsinn. Das Halbdunkel, das über der ganzen Erzählung brütet und den Leser nicht erkennen läßt, wie weit die Erlebnisse, Thatsachen, wie weit Wahngebilde sind, ist meisterhaft gewahrt; die Sprache ist leidenschaftlich bewegt, reich an ergreifenden Bildern. Was aber vermag das Aufgebot aller Kunst einem solchen unerquicklichen Gegenstande?

Dieses geflissentliche Wühlen in seelischen Leiden deutet auf krankhafte, nervöse Zustände hin, welche die Dichterin von Zeit zu Zeit lähmten. Daß sie im Besitze voller geistiger Kraft es meisterhaft verstand, übersinnliche Vorgänge klar und plastisch und doch mit unheimlich packender Gewalt darzustellen, zeigt ein später entstandenes Gedicht: Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers, eine poetische Bearbeitung der alten, deutschen Volkssage: Ein Roßtäuscher verschreibt sich voll Verzweiflung über den Verlust seiner Koppel dem Bösen und erhält von diesem ein Fläschchen mit dem Spiritus familiaris, der ihn zu einem reichen, aber fried- und freudlosen Manne macht. Vergebens sucht er dem Fluche zu entrinnen, sich von dem Fläschchen zu befreien. Allen Anstrengungen zum Trotz kehrt es immer wieder in seinen Besitz zurück, ihn an sein dunkles Verhängniß mahnend. Endlich gelingt es ihm, das Glas zu zertrümmern, und so die Gewalt des Bösen zu zersprengen. Ob auch die Fluth irdischen Unglücks über ihn hereinbricht, seine Seele ist frei, und ein gebrochener, aber nicht verdammter Mann stirbt er unter der alten Dorflinde, die seine Kinderspiele gesehen. Das leider wenig bekannte Gedicht ist in seiner knappen, markigen Sprache und seinem kunstvollen Strophenbau ein kleines Kabinetstück.

Während der langsam vorrückenden Arbeit an ihren beiden erzählenden Gedichten, — dem ersten widmet sie volle fünf Lebensjahre,

— fehlte es Annette nicht an anregender Theilnahme. Was ihrer strebenden Seele Lebensluft bedeutete, die Anerkennnng Gleichgesinnter wurde ihr durch den Verkehr mit einem jungen Gelehrten, Professor Schlüter in Münster zu Theil. Vom Jahre 1834 an, zu einer Zeit, als im engsten Kreise zu Rüschhaus durch die Verheirathung der älteren Schwester mit dem Freiherrn v. Laßberg eine große Lücke entstanden war, steigerten sich Annetten's früher nur zögernd und lose angeknüpfte Beziehungen zum Hause Schlüter zu einer warmen Freundschaft, förderlich und bedeutsam für ihren einsamen Lebensweg. Was ihr der Frau naturgemäß mangelte, wußte sie im Freunde doppelt zu schätzen: Eine umfassende, wissenschaftliche Bildung, einen an streng logisches Denken gewöhnten Geist, gepaart mit feinem ästhetischen Gefühl und schönem Enthusiasmus. Durch sein schweres Schicksal, — Schlüter erblindete im 30. Lebensjahr, — ausschließlich auf ein Leben nach innen angewiesen, hatte er volles Verständniß für die tausend Fragen, welche Annetten's erregbare Seele durchzitterten. Im Vollbewußtsein einer gefestigten, religiösen Lebensanschauung wußte er auch auf dem Gebiet ihre Zweifel siegreich zu bannen. Ihre Briefe an Schlüter (Münster 1877. Russel's Verlag) sind der lebendigste Beweis für die Ausgiebigkeit des gegenseitigen Verkehrs. Eine wundervolle Frische und Natürlichkeit spricht aus diesen Plaudereien, die besser als irgend eine Biographie, Annetten's volle Persönlichkeit wiedergeben: Allezeit den Blick auf das Große gerichtet, erfüllt von idealen Interessen, weiß sie doch den kleinen Dingen des Lebens mit anmuthigem Humor gerecht zu werden, verleugnet sie in keiner Zeile die liebenswerthe Frau. In wünschenswerther Weise würden diese Briefe durch die Veröffentlichung der Schlüter'schen Antwortschreiben ergänzt werden. Was Kreiten davon mittheilt, zeigt beides, wie warm anzuerkennen, wie schonungslos zu tadeln der Freund versteht. —

Das Jahr 1835 brachte eine Unterbrechung in die lebhaft hin- und herspielenden Beziehungen: Annette entschloß sich, wenn auch ungern und widerstrebend, dem Rathe der Aerzte gehorchend zu einem längeren Aufenthalte in der Schweiz. Nur ein Brief an Schlüter aus Eppishausen, dem Wohnsitze der Schwester liegt vor; aber in seinen tagebuchartigen, ausführlichen Aufzeichnungen giebt er ein lebendiges Bild der Stimmungen und Erlebnisse Annetten's. Weht eine leise Sehnsucht nach der heimathlichen Scholle, nach dem fernen Freunde durch die Zeilen, so weiß sie doch mit warmer Empfänglichkeit die herrliche landschaftliche Umgebung zu preisen: Ihre farbenreichen Naturschilderungen muthen uns wie ein schönes Gedicht an. Allgemach erwacht die Sanges-

lust, und als beste Frucht der Reise bringt sie eine Reihe von Balladen und landschaftlichen Stimmungsbildern heim: „Die Elemente", „die Weiherlieder", „der Säntis", „des Pfarrers Woche", „der Graf zu Thal" u. a. m. Mit den beiden epischen Gedichten zusammengestellt, sollten sie den entscheidenden Schritt in die Oeffentlichkeit wagen, nachdem endlich Frau v. Droste die lang vorenthaltene Erlaubniß gegeben hatte. Zunächst freilich schwebt über ihren geschäftlichen Bemühungen ein Unstern: Die erste Reinschrift geht verloren; der erste Verleger wird untreu. So ist im Jahre 1837 noch nichts weiter erreicht, als daß Annette ihr Manuscript wieder und wieder geprüft hat: „Ich habe den festen Vorsatz", schreibt sie mit dem ihr eigenen guten Humor, „jene beiden endlos gezupften und geplagten Gedichte einmal zur Ruhe zu bringen, — hätten sie Gefühl, mich dünkt, sie müßten ganz simpel geworden sein von all dem Corrigiren; ich glaube mitunter ist's auch so! Diese letzte Revue soll die strengste, aber sie soll auch die letzte sein; alles soll wieder vorgenommen werden, die ältesten und verworfensten Lesarten, und dann will ich mich abwenden und sehn nicht zurück, damit ich nicht auf meiner poetischen Bahn, wie Lot's Weib zur Salzsäule versteinert, ewig auf demselben Fleck stehen bleibe, allen corrigirenden Seelen zum warnenden Beispiel." An diese Worte schließt sie die Frage, welcher Aufgabe sie sich nunmehr zuwenden wolle und zählt dabei alle die Fragmente auf, welche in ihrem Schreibtisch geduldig der Vollendung harren. Ein Roman Ledonia, eine Kriminalgeschichte, die geistlichen Lieder, die Wiedertäufer, eine vaterländische Oper und das viel besprochene Gedicht „Christian von Braunschweig", „das freilich bisher nur in meinem Kopfe existirt".

Die Darstellung eines Kampfes: Kaum läßt sich ein ungeeigneterer Vorwurf für das dichterische Vermögen einer Frau ersinnen. Und doch ist Annette in der „Schlacht im Loener Bruch", ihrer Aufgabe vollkommen gerecht geworden. Ja, während sie sonst jahrelang brütete, arbeitet sie an dem spröden Stoff, der ihr, als dem Heimathboden entsprossen, doppelt anziehend und reizvoll erschien, mit wachsender Freudigkeit ohne jegliches Stocken. Wie unter dem Pinsel eines großen Malers entsteht unter ihrer gestaltenden Feder ein farbenreiches Gemälde mit vollem historischen Pomp, an dem jeder Strich charakteristisch ist. War es ihr, die in der heimischen Landschaft zu lesen verstand, wie in der eigenen Seele, ein Leichtes, das Lokalkolorit in voller Treue wiederzuspiegeln, so hat sie nicht minder die volle Beherrschung des Kulturgeschichtlichen dargethan. In kecken Pinselstrichen sind die trotzigen, bunt zusammengewürfelten Soldatengestalten des dreißigjährigen Krieges

hingeworfen; charakteristisch in Haltung und Geberde, lebendig in jeder Lebensäußerung. Der erste Gesang verweilt bei der Schilderung des Zuständlichen, reiht frei erfundene Episoden an einander und erschafft so den stimmungsvollen Hintergrund, auf dem sich bedeutsam die historischen Thatsachen des 2. Gesanges, die Niederlage Christians von Braunschweig durch Tilly abspielen. Das bindende Motiv des Ganzen bildet die Charakterschilderung Christian's, des „tollen Herzogs", dem sich naturgemäß die volle Theilnahme des Lesers zuwendet. Die Dichterin hat ihm eine solche Fülle feiner psychologischer Züge verliehen, ihn uns menschlich so nahe gebracht, so überzeugend dargethan, daß vielmehr fremde, als eigene Schuld sein Verhängniß gewesen, daß wir nicht anders können, als ihm, dem tragischen Helden Mitleid und Furcht zu zollen. Trotz großer Vorzüge, — die einleitenden Verse gehören zum Vollendetsten, was die Dichterin je geschrieben, — wird das Gedicht keine bleibende Statt im deutschen Leserkreise finden. Abgesehen von dem mehr und mehr Platz greifenden Vorurtheil gegen epische Dichtung überhaupt, liegt der Stoff dem modernen Menschen gar zu fern. Auch das Publikum von 1838 zögerte lange, bevor es mit dem bescheidenen Büchlein: „Gedichte von Annette Elisabeth v. D." Freundschaft schloß, und bis auf die Neige mußte die Dichterin den Kelch der Demüthigungen und Enttäuschungen leeren, die sich nur zu oft dem ersten öffentlichen Auftreten zugesellen: Der geringe Erfolg, — außer den als Honorar ausbedungenen funfzehn Freiexemplaren wurden überhaupt nur achtzehn verkauft, — schien alle üblen Prophezeihungen der Familie zu rechtfertigen. Erfüllt von gesundem Selbstbewußtsein ließ Annette mit gleicher Gelassenheit abfällige, wie überschwengliche Urtheile über sich ergehen: Sie bereute den Schritt in die Oeffentlichkeit nicht; war ihr doch mehr und mehr der Glaube an ihren innersten Beruf aufgegangen:

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?
Das fragt Ihr mich, als sei ein Dieb
Ich eingebrochen am Parnasse.
So hört denn: Hört, weil Ihr gefragt,
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, soweit der Himmel tagt
Und meine Macht von Gottes Gnaden!"

Trotz aller inneren Freudigkeit schwankt sie, welche Bahn, als die ihr gemäßeste sie betreten solle: Der eigene Zwiespalt wird durch die müßigen Rathschläge der guten Freunde gesteigert: „Jetzt, wo das Ding einen guten Fortgang hat, interessiren sich alle dafür, und jeder Narr maßt sich eine Stimme an über das, was ich zunächst schreiben soll,

und zwar mit einer Heftigkeit, daß ich denke, sie prügeln mich, wenn ich es anders mache, oder nehmen es wenigstens als persönliche Beleidigung auf. Und doch sagt der eine schwarz und der andere weiß. Die Münsterschen Freunde ermahnen mich, um Gottes willen auf dem Wege zu bleiben, den ich einmal mit Glück betreten, und wo meine Leichtigkeit in Vers und Reim mir einen Vortheil gewähre, den ich um keinen Preis aufgeben dürfe. Malchen Hassenpflug und die Bökendorfer dagegen wollen, ich soll eine Art Buch wie Bracebridge-Hall schreiben und Westfalen mit seinen Klöstern, Stiftern und alten Sitten, wie ich sie noch gekannt, und jetzt fast ganz verschwunden wären, zum Stoffe nehmen. Das läßt sich auch hören, aber ich fürchte, meine lieben Landsleute steinigen mich, wenn ich sie nicht zu lauter Engeln mache."

Zu den hier erwähnten Münsterschen Freunden, die sich allwöchentlich zu einem literarischen Kränzchen zusammenfanden, gehörten außer Schlüter, ein jüngerer begabter Dichter Junkmann, Levin Schücking und mehrere schriftstellernde Damen. Wie überall war auch Annette hier der bewunderte Mittelpunkt des angeregten Kreises: Ihrer liebenswürdigen, bedeutenden Persönlichkeit beugten sich willig alle Geister: „Ihre feine Gestalt mit den anmuthigen Bewegungen, ihr von einer reichen Fülle hellblonden Haares umrahmter aristokratischer Kopf, der mit den merkwürdig fein gezeichneten Zügen voll Geist und Anmuth doch durch die Uebergröße von Stirn und Auge nur eine wunderliche Art von Schönheit haben konnte, alles das mußte eine Erscheinung von großer Anziehungskraft für feinere Naturen bilden." Sie selber wußte in seltener Weise die Berechtigung fremder Individualitäten anzuerkennen, in jedem Menschen, der ihr entgegentrat, einen göttlichen Gedanken zu verehren. Selbst eine durch und durch historische Natur, erfüllt von Ehrfurcht vor dem Gegebenen, Gewordenen, wahrte sie sich doch allezeit einen freien Blick, ein warmes Gefühl für Wahrheit und Fortschritt, wo immer ihr beide entgegentreten.

Aus dieser Toleranz ihres Wesens, die keineswegs angeboren oder anerzogen, sondern die reife Frucht ernsten, sittlichen Strebens war, erklärt sich auch ihr Verhältniß zu Levin Schücking, das trotz mancher Wandlungen doch zeitweise zu einer aufrichtigen, gegenseitig ersprießlichen Freundschaft gedieh. Obgleich sie in früheren Briefen keinen Hehl daraus macht, wie sich ihre einfache, wahrhaftige Natur abgestoßen fühlt durch Schückings schillernde Eigenschaften, durch das unstät flackernde, durch übergroßes Selbstbewußtsein genährte Feuer seines Wesens, so ist sie doch bestrebt den guten Kern herauszufinden und den Jüngling, der ihr um seiner Mutter willen lieb ist, auf alle mögliche

Weise in seiner bedrängten Lage zu fördern: Sie empfiehlt ihn dem Minister Hassenpflug als Privatsekretär, sucht ihm bei dem Grafen Stollberg eine Anstellung zu verschaffen und ist glücklich, als er die seinen Liebhabereien und Fähigkeiten entsprechende Bibliothekarstelle bei ihrem Schwager Laßberg erhält.

Wenn auch erst das Jahr 1841, als Annette und Schücking Hausgenossen auf der alten Meersburg sind, den Höhepunkt ihres Verhältnisses bezeichnet, so weiß doch Levin schon aus früheren Zeiten dankbar von einem lebhaften Austausch literarischer Interessen zu melden: Die wöchentlichen Spaziergänge nach Rüschhaus waren für ihn, der damals mühsam sein Leben durch Stundengeben fristete, erfreulich und belehrend, da das Fräulein seinen schriftstellerischen Arbeiten um so freudigere Theilnahme entgegenbrachte, als diese sich um jene Zeit auf die beiden so theuere Heimath bezogen.

Durch die Romantiker belehrt, hatte man mehr und mehr gelernt, das Gute daheim zu suchen, das engere Vaterland durch Wort und Bild zu verherrlichen. So galt es für ein der Provinz Westfalen gewidmetes Prachtwerk den erläuternden Text zu schreiben, eine Aufgabe, die Schücking zugefallen war. Wo konnte er besseren Rath, thatkräftigere Unterstützung finden, als bei der westfälischen Dichterin, welcher die Gegenden an der Oberweser, im Paderborn'schen und im Sauerland aus der Kinderzeit her vertraut waren. Aus der Fülle der Heimathliebe schöpfend, liefert sie ihm seitenlange Beiträge, prosaische und poetische; unter letzteren, „die Gründung Kappenbergs", „das Fegefeuer des westfälischen Adels", „Meister Gerhard von Köln" u. a. m.

Durch die Theilnahme an den Arbeiten anderer wuchs die Lust am eigenen Schaffen: Freilich mußte Annette bei einem Versuch, das volle Menschenleben dramatisch zu gestalten die Schranke ihres Talentes erkennen. Ihr Lustspiel, „Perdu, Dichter, Verleger und Blaustrümpfe", erhebt sich nicht über den Werth einer geschickten Gelegenheitsdichtung. Um so glücklicher war sie in der Wahl eines anderen Stoffes, dem sie sich, alte Jugendpläne ausspinnend, mit voller Freudigkeit zuwandte: „Wissen Sie wohl, Professorchen", schreibt sie im Frühjahr 1841 dem Freunde in Münster, „daß ich jetzt ernstlichen Willens bin, ein ellenlanges Buch im Geschmack von Brace-bridge-hall auf Westfalen angewandt zu schreiben, wo auch die bewußte Erzählung von dem erschlagenen Juden hineinkommt. Das Schema zum ersten Theile, das Münsterland betreffend, habe ich schon gemacht und das ist für mich ein großer Schritt; denn eben dieses Ordnen und Feststellen der wie Ameishaufen durcheinander wimmelnden Materialien macht mir immer

zumeist zu schaffen; habe ich das erst überwunden, geht's in der Regel sehr schnell. Es wird drei Abtheilungen enthalten und den verbindenden Faden giebt der Aufenthalt eines Edelmannes aus der Lausitz bei einem Lehnsvetter im Münsterlande, der dann mit der Familie ihre Verwandten im Paderborn'schen besucht und durch's Sauerland zurückkehrt, wo sie auch einige Zeit bei Verwandten und Freunden verweilen. Dies sind die drei hervorstechendsten Provinzen Westfalens und zudem die einzigsten, wo ich vollkommen eingebürgert bin, um festen Grund unter mir zu fühlen. Es werden alle normalen Charaktere, Sekten, Institute, wie Damenstifte, Klöster, Sagen und Aberglauben dieser Gegenden darin vorkommen, theils geradezu in die Scene gebracht, theils in den häufig eingestreuten Erzählungen; ich hoffe Gutes von dem Buche." Angesichts dieses ausführlichen Planes ist es doppelt zu bedauern, daß die Dichterin ihn nur theilweise ausgeführt hat. Das wundervolle Fragment „bei uns zu Lande und auf dem Lande", und „die Bilder aus Westfalen" sind ein beredtes Zeugniß dafür, daß gerade hier ihr Talent sich in vollstem Maße hätte bethätigen können. In vollendeter Prosa werden die Zustände auf dem westfälischen Edelhofe, die Gestalten der Besitzer und der Untergebenen, die landschaftliche Eigenthümlichkeit der einzelnen Provinzen, der Typus ihrer Bewohner in Sitten und Gebräuchen mit dem Scharfblick der Eingeborenen geschildert. Leider ist es auch hinsichtlich der „eingestreuten Erzählungen" bei guten Vorsätzen geblieben; die Geschichte vom „erschlagenen Juden" ist später zu einer selbständigen Novelle „der Judenbuche" umgearbeitet worden. Nur eine Meisterhand konnte aus dem vorhandenen dürftigen Stoff, — dem Ganzen liegt eine wahre Episode zu Grunde, — dieses bis in die kleinsten, feinsten Details ausgeführte Sittenbild gestalten: Von neuem fragen wir, warum ließ sich ein so bedeutendes Talent an Stückweisem genügen? Wieder scheinen sich Bedenken der Pietät in ihrem feinfühlenden Herzen geregt zu haben: „Ich habe mein Buch über Westfalen bereits angefangen und ein ziemliches Stück hineingearbeitet; es scheint mir ganz gut; doch verlor ich den Muth, als ich meine lieben Eltern so deutlich darin erkannte, daß man mit Fingern darauf zeigen konnte. Das war eigentlich nicht meine Absicht; ich wollte nur einige Züge entlehnen, übrigens mich an die allgemeinen Charakterzüge des Landes halten; nun fürchte ich, jedermann wird es für ein Portrait nehmen und jede kleine Schwäche, jede komische Seite, die ich dem Publikum preisgebe mir als chamische Impietät anrechnen."

Versiegte so oft monatelang, gehemmt durch die Ungunst der Verhältnisse, sonderlich durch Annetten's schwankende Gesundheit, der Quell

ihres reichen Talentes, so bedurfte es oft nur eines geringen Anstoßes, um ihn frischer denn je emporsprudeln zu lassen: Das zeigt die Entstehungsgeschichte einer ihrer vollendetsten Balladen, des Geierpfiffes, der 1841 im Echtermeyer'schen Musenalmanach erschien. Die Dichterin hatte sich anheischig gemacht, über den ersten besten Titel in einem Leihbibliothekskatalog ein Gedicht zu machen: Und wahrlich ihr dichterisches Vermögen hat sie dabei nicht in Stich gelassen. —

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Auch für Annetten's Talent kam der Auferstehungsmorgen, an dem tausend frische Keime zu blühendem Leben erwachten. Was lockte sie hervor? War es das Sonnenlicht eines milderen Himmelsstriches, das sorglose der prosaischen Alltagspflichten ledige Dasein im gastlichen Hause des Schwagers, der gute Geist der alten sagenumsponnenen Meersburg oder das fröhliche Bewußtsein in nächster Nähe zwei Seelen zu haben, die mit Sympathie und Anerkennung jeder Offenbarung ihres Talentes lauschten, die Schwester und Levin Schücking? Wie schon erwähnt, weilte dieser als Bibliothekar auf der Meersburg. Annette begegnete ihm täglich an der heiteren durch keine gesellschaftlichen Schranken beengten Familientafelrunde. Winterliche Einsamkeit ließ den unterrichteten, mittheilsamen Hausgenossen doppelt willkommen erscheinen. Jeder Tag brachte die durch so viele gemeinsame Interessen verbundenen Geister einander näher: In seinen anmuthigen Plaudereien aus jener Zeit erzählt Schücking, er habe mit Empfindungen, die über sich selbst nicht klar gewesen seien, in die großen leuchtenden Augen der besten Freundin seines Lebens geblickt, und Annetten's Beziehungen zu dem jungen Schriftsteller können nicht besser geschildert werden, als es in der reizenden Episode geschieht, die sie selber dem ersten Roman Schücking's „eine dunkle That" einverleibt hat. Wie es bei Erstlingswerken der Fall zu sein pflegt, enthält das Buch viel Selbsterlebtes, und es ist nicht schwer in dem vornehmen Stiftsfräulein, welches mit antiken und mittelalterlichen Schriftstellern vertraut ist, Gemälde sammelt und auf dem Klavier ihren Gedanken freien Lauf läßt, die Gestalt der Dichterin zu erkennen, und die Worte, welche sie an den jungen Freund richtet, für baare Münze zu nehmen: „Ich will Sie wie einen Bruder liebhaben, ich will jemand haben, für den ich sorgen kann, wie ein Weib, an dem ich eine geistige Stütze habe; denn meine Umgebung reicht nicht aus für mich; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das auch Sie betreten; aber, wenn ich auch so gedankenarm wäre, wie meine Köchin; es wäre doch dasselbe;

ich will jemand haben, der mein ist, und dem ich wie einem geduldigen Kameel alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang zu pflegen und zu hegen, zu besitzen und zu leiten in mir ist und übersprudelt. Aber, wenn Sie deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Thörin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind etwas Schlimmeres: Ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältniß keinen Begriff hat.“ Dasselbe warme Freundschaftsgefühl kommt auch in ihren Versen an Schücking zum Ausdruck: Ueber die sich immer von neuem bekundende Verschiedenheit ihrer beiden Naturen triumphirt siegreich der Zug des Herzens:

„Hat das Geschick uns wie in frevlem Witze
Auf feindlich starren Polen gleich erhöht:
So wisse dort, dort auf der Scheidung Spitze
Herrscht König über alle, der Magnet.
Nicht fragt er, ob ihn Fels und Strom gefährde,
Ein Strahl fährt mitten er durch's Herz der Erde.“

Dieselbe Ueberzeugung unlösbaren inneren Zusammenhanges spricht ein anderes Levin Schücking gewidmetes Gedicht aus, das gleichfalls voraufgegangene Conflicte andeutend mit der warmherzigen Bitte schließt:

„Sieh her, nicht eine Hand Dir nur,
Ich reiche beide Dir entgegen,
Zum Leiter auf verlorne Spur,
Zum Liebespenden und zum Segen.
Nur ehre ihn, der angefacht
Das Lebenslicht an meiner Wiege;
Nimm mich, wie Gott mich hat gemacht
Und leih' mir keine fremden Züge.“

Mag ihr reiches Gemüthsleben nicht immer von ihm verstanden sein; für ihre künstlerische Begabung beweist er den sicheren Blick des erfahrenen Kritikers. Er ließ nicht ab, sie wieder und wieder auf das lyrische Gedicht, als das ihrem Talent gemäßeste Gebiet hinzuweisen, freilich mit dem Bemerken, daß fruchtbare lyrische Stimmungen sich nicht erzwingen ließen, sondern wie ein Gnadengeschenk des Himmels abgewartet werden müßten, eine ästhetische Doktrin, die Annette im Vollgefühl ihres dichterischen Vermögens nicht anerkennen wollte. Als schlagenden Beweis siegreicher Widerlegung bot sie dem Freunde eine Wette an, daß sie ihm täglich ein neues Gedicht liefern werde. Und sie hielt Wort. Im Verlauf weniger Monate entstanden die meisten der lyrischen Poesien, welche jetzt den Band ihrer Gedichte füllen. Es war, als wenn ein Lied das andere hervorlockte. Was ihr knospen-

gleich im Innern geschlummert, das brach jetzt, Ausdruck heischend, unaufhaltsam hervor. Nicht nur die neue Umgebung gestaltet sich zum Liede, wie in den Gedichten: „Am Bodensee", „Am Thurm", „Das alte Schloß", auch Klänge der Heimath werden wach: Endlos dehnt sich die Heide, unheimlich braut der Nebel über der einsamen Fläche, im Bunde mit ihm der bedrängende Aberglaube des Volkes; mit grüblerischem Scharfblick schaut das schwere westfälische Blut Visionen im zweiten Gesicht. So sind es ernste, gewichtige Stoffe, die in poetische Gewandung gekleidet, mit dem knappsten, treffendsten Ausdruck gezeichnet als landschaftliche Stimmungsbilder dem Leser einen packenden, unauslöschlichen Eindruck machen.

Wirken diese Gedichte markig und groß wie ein plastisches Kunstwerk, so weiß Annette anderen, mehr lyrischen Gebilden die ganze Fülle ihres reichen Gemüthes, den zarten Duft ihres anmuthigen Humors einzuhauchen, freudigen Wiederhall im Herzen des Hörers weckend. Im Besitze einer großen, sprachbildenden Kraft, der die deutsche Sprache eine ganze Reihe neuer oder wiederbelebter Ausdrücke verdankt, findet sie immer ein treffendes Bild, einen charakteristischen Ausdruck. Merkwürdigerweise scheint ihr dabei das absolute Sprachgefühl abzugehen; sprachliche Unebenheiten und Härten werden ihr nicht mit Unrecht vorgeworfen. —

Die edlen Früchte, welche der ergiebige Winter 1841 gezeitigt hatte, sollten der Welt nicht lange vorenthalten bleiben. Schücking's zahlreiche literarische Verbindungen erschlossen auch der Freundin den Weg in die Oeffentlichkeit. Das einflußreichste Organ der schönen Literatur „das Morgenblatt" brachte außer mehreren Gedichten, die Novelle „die Judenbuche" zum Abdruck. Es fehlte nicht an anerkennenden Stimmen und Schücking meldete Pfingsten 1843 aus Darmstadt: „Ich finde, daß Sie unterdessen rasend berühmt geworden sind; alles spricht von Ihnen, Menschen sogar, von denen man garnicht glauben sollte, daß sie sich für Literatur interessirten." Seit Jahresfrist hatte er, die Ufer des Bodensees verlassend, ein Erzieheramt angetreten, welches ihn aber auf die Dauer so wenig zu fesseln vermochte, daß Annette abermals Pläne zu seinen Gunsten schmiedete, als eine Aufforderung Cotta's sich an der Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" zu betheiligen, seiner Zukunft den erwünschten festen Halt gab. Die Verbindung mit der angesehenen Buchhandlung kam auch Annette zu Gute: In den Frühjahrsmonaten des Jahres 1844, welche sie abermals im Geschwisterhause verlebte, erschienen ihre neuen Gedichte im Cotta'schen Verlag.

Die 700 Gulden, welche der Buchhändler für eine Ausgabe von

1200 Exemplaren im Format von Uhland's Gedichten zugesagt hatte, ermöglichten ihr die Freude eigenen Grundbesitzes. Der Plan, sich am Bodensee heimisch zu machen, ging aus der Hoffnung hervor, daß in seiner kräftigen Luft Körper und Seele frische Schwungkraft gewinnen würden, daß es ihr vergönnt sein werde, hier unbeanstandet und unbeirrt aus dem vollen Born der ihr innewohnenden Poesie zu schöpfen. So hat sie um das bescheidene Gartenhäuschen, das sie in unmittelbarer Nähe des schwesterlichen Besitzthums erstand, ein dichtes Rankenwerk freundlicher Zukunftspläne gesponnen: Die Freude über ihr kleines Tusculum klingt hell aus allen ihren Briefen. Der erste Besuch, den sie hineinführen konnte, waren Schücking und seine junge Frau, die Schriftstellerin Louise v. Gall. „Es war freilich“, erzählt er, „wunderlich roth, blau und grün von einem Maler des Städtchens angestrichen; aber Annette konnte es nicht über sich gewinnen, den ländlichen, von seiner Arbeit hoch entzückten Künstler durch den Auftrag zu kränken, über seinen leuchtenden Farbenglanz einfachere Töne zu legen.“ Annette hatte auch ohne den Freund und Berather fleißig gearbeitet; sie konnte Schücking abermals eine Reihe Gedichte, für das Morgenblatt bestimmt, mitgeben; darunter das „Ich, der Mittelpunkt der Welt“, „die todte Lerche“, „die Golems“, „im Grase“, „spätes Erwachen“, die schönen, dem jungen, scheidenden Ehepaare nachgerufene Verse: „Lebt wohl“ und vor allem das der Heimath gewidmete Gedicht „Grüße“, ein Gedicht, so empfindungsstark und mächtig, wie kaum ein zweites ihrer Leier entquollen. Das Heimweh, welches in diesen Versen brennt, ließ sich nicht bannen: Beflügelten Schrittes eilte die Dichterin im Herbste 1844 dem Vaterhause zu, wo ihrer als freudige Ueberraschung, außer dem Honorar, 16 Freiexemplare und eine Reihe günstiger Rezensionen harrten. Was bisher nur vereinzelt ausgesprochen, die unbedingte Anerkennung eines echten, edlen Talentes, das erklang jetzt einstimmig von allen Seiten. Zahlreiche Zeitschriften wünschten Beiträge; Schriftsteller huldigten ihr, und Clara Schumann, die Gattin des Komponisten, bat für diesen um einen Operntext. So konnte die Dichterin, wenn sie die vergeblichen Versuche ihrer Jugend, die mühsame, so wenig anerkannte Arbeit für ihre epischen Gedichte mit dem raschen Erfolge einer beinah zufällig hervorquellenden Lyrik in Vergleichung brachte, mit ihren eigenen Versen sagen:

„Nur als ich entmuthigt ganz, Gedanken flattern ließ wie Flocken
Da plötzlich fiel auf meine Locken ein junger, frischer Lorbeerkranz.“

Wohl freute sich die Dichterin der allgemeinen Anerkennung; doch sah sie zu klar über den Werth der ewig wechselnden Tagesmeinung,

um ihr irgend welche Opfer zu bringen: „Mein Entschluß steht fester, als jemals, nie auf Effekt zu arbeiten, keiner beliebten Manier, keinem anderen Führer, als der ewig wahren Natur durch die Windungen des Menschenherzens zu folgen und unserer blasirten Zeit den Rücken zuzuwenden.“ Diesem Gelübde, dem sie auch in den schönen Versen: „Halt fest“ Ausdruck gegeben, ist sie allezeit treu geblieben.

„Uns allen ward der Kompaß eingedrückt,
Noch Keiner hat ihn aus der Brust gerissen:
Die Ehre nennt ihn, wer zur Erde blickt
Und wer zum Himmel das Gewissen.“

Wie diesen Versen, ist überhaupt den Gedichten aus jener Zeit ein lehrhafter, oft feierlicher Ton eigen: So mahnt sie mit dringendem Ernste, in „carpe diem“:

„Pflücke die Stunde, wär' sie noch so blaß,
Ein falbes Moos vom Dunst des Moores naß,
Ein farblos Blümchen, flatternd auf der Heide;
Ach, einst von allem träumt die Seele süß,
Von allem, was ihr eigen, sie verließ
Und mancher Seufzer gilt entflohnem Leide.“

so erinnert sie in einem anderen Gedichte an die unberechenbare Wirkung des flüchtig hingeworfenen Wortes:

„Das Wort gleicht dem beschwingten Pfeil,
Und ist es einmal Deinem Bogen
Im Tändeln oder Ernst entflogen,
Erschrecken muß Dich seine Eil'.
Dem Körnlein gleicht es, Deiner Hand
Entschlüpft, wer mag es wiederfinden?
Und dennoch wuchert's in den Gründen
Und treibt die Wurzeln durch das Land.“

Auch das vielsagende Gedicht: „Auch ein Beruf“ stammt aus jener Zeit; wer es recht zu lesen versteht, dem giebt es Aufschluß über viele innere Kämpfe, welche die Dichterin durchgemacht, bevor sie sich genügen ließ, ein Bild zu sein:

„Des Baums, der keinem Menschen eigen
Verloren in der Heide stand,
Nicht Früchte trug in seinen Zweigen,
Nicht Nahrung für des Heerdes Brand,
Der nur auf Gottes Wink entsprossen,
Dem fremden Haupte zum Genossen,
Dem Wanderer in der Steppe Sand.“

Entsprang diese ernste Stimmung dem Bewußtsein schwindender körperlicher Kraft, dem schmerzlichen Gefühl, daß es ihr nicht mehr

lange vergönnt sein werde aus der Fülle ihrer Gaben zu schöpfen, oder der bitteren Empfindung, in ihrem Streben mißverstanden zu werden? In den Freudenkelch ihrer berechtigten Erfolge fiel als bitterer Tropfen der Enttäuschung die alte Erfahrung, daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Die Familie scheint sich mindestens lau verhalten zu haben und schier unglaublich will es uns dünken, wenn ein Kenner wie Laßberg einem Freunde gegenüber urtheilen kann: „Nette's Gedichte gefallen J'nen also ser wol! Mir gefallen sie nicht! Originalität, Erfindung, dichterischen Schwung kann man inen zwar nicht absprechen; aber sie ermangeln der classischen Sprache gar ser, und welches Heer dem nicht Westfalen ganz unverständlicher Provinzialismen! one ganz reine, höchst gebildete Sprache kann ich keinen Dichter anerkennen." —

Den letzten Winter in der Heimath 1844—45 verlebte Annette in tiefer Einsamkeit zu Rüschhaus. Die Beziehungen zu Münster konnten bei ihrem ungünstigen Gesundheitszustande nicht mit früherer Lebhaftigkeit unterhalten werden; zudem war der alte Kreis gesprengt; die meisten Freunde hatten Münster verlassen, und Schlüter war in Folge einer vergeblichen Operation lichtscheuer denn je geworden; doch fand Annette bei den Verstimmungen der nächsten Monate an seiner hülfreichen Freundschaft die alte, bewährte Stütze. Die Veröffentlichung ihrer „Bilder aus Westfalen" in Görres historisch-politischen Blättern hatte, wie sie geahnt, böses Blut gemacht. Ein im Paderbornischen ansässiger Geistlicher erhob gegen die Beschreibung seiner Heimath lebhaften Widerspruch. Er vermuthete in dem nicht genannten Autor ein Mitglied des Adels und warf diesem in unliebsamer Weise vor, daß er die Untugenden des Landvolkes übertrieben habe, um die rücksichtslose Ausübung adliger Vorrechte zu entschuldigen.

Mußten diese Vorwürfe, die leider im weiten Kreise der Heimath Wiederhall fanden, das zartfühlende Gemüth der Dichterin empfindlich kränken, so erschien, gleichsam um das Maß unerquicklicher Erfahrungen voll zu machen, kurze Zeit darauf, Schücking's viel berufener Roman „der Ritterbürtige". Er enthält lebhafte Angriffe auf den westfälischen Adel, gestützt auf die Schilderung bestimmter Begebenheiten und Vorkommnisse, deren Mittheilung Schücking nur einer mit adligen Kreisen sehr vertrauten Persönlichkeit verdanken konnte. Was Wunder, daß man Annette dafür verantwortlich machte und sie manches Gehässige darüber hören ließ. Auf's Tiefste beleidigt durch den alten Freund, gewann sie nur mühsam ihre innere Ruhe wieder. Es ist erfreulich, daß Hüffer der ganzen Angelegenheit keine allzu große Tragweite beilegt, sondern sie lediglich als Taktlosigkeit, nicht aber als das Kapital-

verbrechen kenntzeichnet, welches andere daraus gemacht haben. Gewiß hat er Recht mit der Annahme, daß ein Wiedersehen, eine mündliche Aussprache, die ehedem so eng verbundenen Geister versöhnt haben würde. Es war ihnen nicht beschieden, und das Edelfräulein empfand die Entfremdung um so schmerzlicher, als sie den alten Freund mehr und mehr auf Seiten einer politischen Partei kämpfen sah, die sie als „ultraroyale Seele" verurtheilen mußte. Schücking hat der Dichterin über das Grab hinaus Verehrung und Liebe bewahrt; sein Verdienst ist es, zuerst das Bild ihrer Persönlichkeit gezeichnet, ihre Werke einem größeren Publikum erschlossen zu haben. Und wenn auch seine Lebensskizze ihr Wesen nur in oberflächlichen Zügen malt, so geben doch Liebe und Wärme der Darstellung einen wirksamen, lebendigen Ton. —

Die letzten Lebensjahre der Dichterin 1847 und 1848 brachten ihr schwere, köperliche Leiden: Trotz mannichfacher Kuren nahmen die Beschwerden stetig zu; Todesahnungen bewegten ihre Seele und mit der Empfindung des Scheidens für immer verläßt sie, sterbenskrank im September 1847 Münster, um am Bodensee, wenn nicht Genesung, so doch Linderung ihrer Leiden zu finden. Ihre Hoffnung schien sich zu erfüllen; noch einmal flackerte die Flamme ihres Seins empor bis zum letzten Augenblick Wärme und Harmonie verbreitend: Ihre letzte Lebenskraft galt der Ueberarbeitung ihrer geistlichen Lieder. Grell klangen die Sturmglocken der Revolution von 1848 in ihr stilles Gemach, die Kranke mit tiefem Entsetzen erfüllend. Sie hat den Fortgang der Bewegung nicht erlebt: Am 24. Mai ging sie zur ewigen Ruhe ein. Ihr Grab liegt auf dem kleinen Kirchhofe der Meersburg „bezeichnet durch einen flachen, in die Kirchhofsmauer eingelassenen Stein, von Epheu überwachsen, ernst, einfach, an einem Ort, der zur inneren Sammlung einladet und den Blick in weite Fernen eröffnet".

Wer sich an der Quelle ihrer Poesie erquickte, wird dankbar die Stätte aufsuchen, an der Deutschlands größeste Dichterin schlummert. —

M. L.

Arbeiterschutz, Concurrenzfähigkeit und Unternehmergewinn.

Der Reichstag ist in seinen vorläufigen Beschlüssen über den „Arbeiterschutz“ erheblich über die Vorlage der Regierung hinausgegangen. Infolge dessen hat der Minister von Berlepsch durch Umfragen bei den Industriellen eine Enquete veranstaltet, wie die Industrie sich zu den ihr angesonnenen Beschränkungen stellt. Die gesammten, auf mehrere 100 sich belaufenden Fragebogen eines sehr großen Bezirkes mit ihren Antworten sind durch meine Hände gegangen, vielfältige persönliche Berührungen mit Industriellen haben mir die Möglichkeit gegeben, die so gewonnenen Einblicke zu ergänzen und zu vervollständigen. Es mag von Interesse sein, die Ergebnisse dieser Untersuchung eines unbefangenen Beobachters weiteren Kreisen vorzulegen.

Zunächst ist als feststehend anzunehmen, daß die Bestimmungen, wie namentlich der Reichstag sie für wünschenswerth erachtet hat, in vieler Beziehung eine andere Disposition im Fabrikbetriebe nothwendig machen würden. Dies gilt namentlich von der Verkürzung der Arbeitszeit um eine Stunde für verheirathete weibliche Arbeiter im Gegensatz zu dem 11stündigen Maximal-Arbeitstage der unverheiratheten und ebenso von der Einführung der auf diese Stunde zur Hälfte zu verrechnenden $1^1/_2$ stündigen Mittagspause für solche Arbeiterinnen über 16 Jahre, die ein Hauswesen zu besorgen haben. Der Zweck dieser Maßregel ist ein so wichtiger — nämlich die Frau wenigstens in einer ihrer wesentlichsten Functionen dem Hauswesen wiederzugeben — daß er der eingehendsten Würdigung empfohlen werden muß.

Es ist zwar zuzugeben, daß diese Maßregel sich nicht für alle Orte von gleichem Segen erweisen würde, und zwar hauptsächlich nicht wegen der zurückzulegenden Entfernungen, — für eine außerordentlich große Anzahl von Arbeiterfamilien jedoch, vor allem solche mit kleinen Kindern würde sie einen Segen in des Wortes eigenster Bedeutung darstellen. Geradesogut wie jugendliche Arbeiter in ein und demselben

Betriebe kürzere Zeit beschäftigt werden, als erwachsene, ebensogut muß auch diese Einrichtung betreffs der zwei Kategorieen von Arbeiterinnen dort, wo sie zweckmäßig erscheint, sich ermöglichen lassen. Es kommt nur auf den guten Willen, ungleich weniger auf materielle Opfer an, denn thatsächlich beträgt die Zahl der ein Hauswesen besorgenden Arbeiterinnen überall nur einen verhältnißmäßig kleinen Procentsatz der Gesammtkräfte.

Eine leider nicht große Zahl von Unternehmern und zwar diejenigen, welche Verständniß für die sociale Frage haben und vor allem für die Rolle des Begriffs „„Familie““ in ihr, giebt denn in den Fragebogen auch zu, daß bei geeigneter Disposition über die Arbeit dieser weiblichen Fabrikkräfte die Reichstagsforderungen sehr wohl erfüllbar, und die anfänglichen Schwierigkeiten bei richtiger Vertheilung der Arbeitskräfte analog derjenigen von erwachsenen und jugendlichen Arbeitern sehr wohl zu überwinden sein würden. Die meisten aber haben trauriger Weise für den Fall der Annahme der Reichstagsbeschlüsse einfach die schlichte Entlassung aller verheiratheten Frauen in Aussicht gestellt, da es unverheirathete Arbeiterinnen ja in Hülle und Fülle gäbe. Sie werden diese Drohung auch wahr machen. Manche Arbeiterfamilien werden darunter leiden. Nichtsdestoweniger halte ich es für durchaus nothwendig, daß der Reichstag in diesem Punkte fest bleibt. Die Familie ist wichtiger als der höhere Verdienst und die Humanität wird in vielen Fällen doch über den Egoismus siegen.

Materiell ungleich größere Anforderungen stellt die Frage der Sonntagsruhe an die Industrieen und damit kommen wir dem Gebiete der Concurrenzfähigkeit und des Unternehmergewinns nahe.

Zunächst muß hier festgestellt werden, daß es nach den Enquete-Berichten zahlreiche Industrieen giebt, in denen die Arbeiter in regelmäßigem Betriebe nicht nur 12 und 18 sondern beim Schichtenwechsel volle 24 Stunden ununterbrochen arbeiten, ferner Arbeiter — namentlich Maschinisten, Reparateure, Monteure u. s. w. — welche überhaupt in Monaten gar keine Sonntags- (und auch nicht längere Alltags-) Ruhe oder nur eine solche von wenigen Stunden haben, abgesehen von der nothdürftigsten Schlafenszeit.

Zum näheren Verständniß für diese Thatsache ist es nöthig, auf die Natur der meisten Fabrikbetriebe kurz einzugehen. Es giebt 3 Arten von Betrieben:

1. solche, welche nur Wochentags und nur mit Tagschichten arbeiten,
2. solche, welche zwar eine Betriebsunterbrechung am Sonntag kennen, jedoch Tag- und Nachtschichten haben,

3. solche, welche eine Sonntagsruhe aus technischen Gründen nicht einführen können.

Die Gruppe ad 1 und 2 sind annähernd gleich zahlreich, obwohl die erste überwiegt, die 3. ist relativ klein (Hochöfen in der Eisen-, Ringöfen in der Ziegelbranche u. s. w.). Wir lassen diejenige ad 1 ganz außer Betracht, da in ihr die Sonntagsruhe meist genügend zur Geltung kommt, und desgleich diejenige ad 3, da hier ein continuirlicher Betrieb nothwendig ist.

Die mittlere angehend, so ist der Stillstand während des Sonntags ein verschiedener und zwar meist folgender: am einen Sonntag wird das Feuer nur „gedämpft" und die Arbeitspause währt von Sonntag früh 6 Uhr bis 6 Uhr Abends, am folgenden Sonntage werden die Oefen kalt gestellt, d. h. die Feuer werden meist Sonntag früh gelöscht.

Eine für alle Arbeiter mindestens 24 stündige oder etwas längere regelmäßige Sonntagsruhe ist daher nur möglich, wenn die Fabriken sich entschließen, ebenfalls regelmäßig für die Sonntagspause die Oefen zu löschen, während sie dies jetzt nur eine um die andere Woche thun.

So kommt es, daß die Arbeiter in derartigen Betrieben, ausgenommen diejenigen wenigen, welche in jeder 2. Woche schon Sonnabends Abends die Feuer löschen und erst Montag wieder anstochen, einen wirklichen Sonntag im sprachlichen Sinne des Wortes von Sonnabend Abend 6 Uhr bis Montag früh um 6 Uhr bis jetzt überhaupt nicht haben, denn entweder dauert die Arbeit bis Sonntag früh um 6 Uhr oder aber sie beginnt schon wieder am Sonntag Nachmittag um 6 Uhr. Und beides ist gewiß, wenn man die Ruhezeit des Nicht-Fabrikarbeiters damit vergleicht, tief bedauerlich, denn es leuchtet ein, daß der Arbeiter, der eine volle Woche hindurch 6 oder 7 Nächte hindurch gearbeitet hat, bei dem notorisch ungleich größeren Kraftverbrauch der Nachtarbeit, zunächst den Sonntag Vormittag bis mindestens zum Mittag verschläft, zumal er bereits am Montag früh zur Tagesschicht antreten muß, und daß andererseits der Arbeiter, der sogar schon am Sonntag Nachmittag um 6 Uhr wieder mit der Arbeit beginnen muß, mag es Sommerzeit sein, wo er mit der Familie den Nachmittag im Freien verbringen, oder Winter, wo er den Feiertag Abend in der Familie oder an einer Erholungsstelle genießen sollte, sein Loos tief beklagt, wenn er um sich sieht.

Die Vermeidung dieser Uebelstände ist nur möglich, bei einem mindestens 24 stündigen regelmäßigen Stillstand aller dieser Fabriken mit Tag- und Nachtbetrieb.

Diese Forderung ist durchführbar, denn die ununterbrochene Arbeit, die selbst Sonntags nur 12 Stunden ruht, wird in zahlreichen Branchen nicht etwa deshalb betrieben, weil der Betrieb, d. h. der Gang der Maschinen und die Produktionsart es erfordert, sondern nur, weil auf diese Weise das in den Maschinen steckende Capital etwas ertragreicher ausgenutzt wird. Man braucht gewiß nicht auf dem Standpunkte zu stehen, daß das Capital herzlos genug sei, den Maschinen zwar die Ruhepause zu hinreichender Reparatur zu gönnen, den Menschen aber nicht, und kann doch eine solche Auffassung der menschlichen Arbeitskräfte aufs tiefste beklagen, und zwar um so mehr, als bereits mehrfach Gewerbe, welche früher aus dem gleichen Grunde thunlichster Ausnutzung der Maschinenkräfte sogar auf Tag- und Nachtschichten nicht verzichten zu können glaubten, wie beispielsweise die große Textilbranche, Spinnerei und Weberei, — heute dieselbe so gut wie gar nicht mehr kennen und in den Enqueteberichten vielseitig eine solche Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft durchaus bekämpft wird. Würden diese Betriebe nicht besser thun, entweder ebenfalls nur einfache Tagesschichten oder doppelte je 8 stündige Tagesschichten etwa von 5 Uhr Morgens bis 1 Uhr Mittags und 1 Uhr Mittags bis 9 Uhr Abends einzuführen? Durch die Abkürzung der Pausen, die dann in der Mitte jeder Schicht nur $^1/_4$ Stunde zu betragen hätten, würde dann doch eine sehr intensive Minderabnutzung der Maschinen erreicht. Dieser Vorschlag sollte umsomehr in Erwägung gezogen werden, als zahlreiche Fabriken, thatsächlich schon eine 9 stündige Tagesarbeit eingeführt haben (7—5 Uhr mit je 2 Viertel und $^1/_2$ Stunde Pause) und zwar in der Erkenntniß, daß eine übermäßig lange Arbeitszeit nichts weniger als identisch ist mit gleich reichlicher Arbeit, vielmehr eine kürzere Arbeitszeit auch bei Maschinen-Arbeit auf Quantität und Qualität häufig günstig einwirkt, daß letzteres vor allem von der Nachtarbeit gilt und daß sie außerdem dadurch an Beleuchtung, Abnutzung der Betriebsmittel, Kohlen u. s. w. wesentliche Ersparnisse machen. Die gedachte Beobachtung der Abhängigkeit der Güte und Menge der Production von der nicht übertriebenen Ausnutzung der Arbeitskräfte trifft sowohl zu bei Roh- wie bei Veredelungsproduction, indem unter Umständen sogar in die Maschine Betriebsstörungen erfolgen. Dollfus war der erste, der diese Wahrheit erkannte und demgemäß, zum Schrecken seiner Collegen in der elsässischen Textilbranche, die Arbeitszeit entsprechend einschränkte*).

---

*) Anmerk. d. Red. In dem vortrefflichen Buche von Schulze-Gaevernitz „Zum socialen Frieden" sind im zweiten Band S. 261 eine große Reihe von Beispielen gesammelt, die oft in höchst überraschender Weise die Ueberlegenheit de-

Gelänge es den obigen Vorschlag durchzuführen, so würde jedem Arbeiter sowohl genügende Nachtruhe (und notorisch ist die Mortalität von Arbeitern, die Nachtschichten leisten, eine ungleich größere als bei denjenigen, welche nur Tags arbeiten) zu Theil, wie ihm außerdem Gelegenheit geboten werden, seiner Familie und etwaigem Nebenverdienst noch etwas freie Zeit zuzuwenden. Freilich wissen wir wohl, daß die „Gewohnheit" einer solchen sehr wohl möglichen Neu-Regelung der Arbeitszeit vorläufig im Wege stehen wird; geben doch die Enquete Antworten die schlagendsten Beweise für dieses Haupthinderniß aller socialen Reformen, — dennoch aber sollte sie ernstlichst zur Prüfung gezogen werden.

Abgesehen von dieser Frage der Tag- und Nachtschicht handelt es sich in der Hauptsache ferner um die Frage, ob es — und das gilt auch von den continuirlichen Betrieben — nicht bei gutem Willen und einiger Opferfreudigkeit möglich ist, an den Sonntagen die Arbeiten nur auf die Beobachtung der langsamer laufenden, wenn nicht ganz abzustellenden Maschinen bezw. auf die Bedienung der Centralkraftstellen zu beschränken. Sachverständige geben zu, daß bei außerordentlich zahlreichen Betrieben eine solche Einschränkung der Arbeit sehr wohl möglich sein würde, so daß auf diese Weise nur ein kleiner — und selbstverständlich wechselnder — Theil der Arbeiter Sonntags würde arbeiten müssen. das Gros aber Ruhe hätte. Zum Beweise für die Möglichkeit einer solchen Durchführung sei darauf hingewiesen, daß auf den Fragebogen in ein und derselben Branche oft Sonntagsarbeit für absolut nothwendig und ebenso für durchaus unnöthig erklärt wird, eine Doppel-Auffassung, die in der Mühlenbranche auch ihre practische Bethätigung erfährt: vor wenigen Jahren noch gingen alle Dampfmühlen Tag und Nacht, Sonntag und Alltag —, heute, ist die Sonntagspause schon wesentlich verbreitet und wie die betr. Unternehmer offen eingestehen, nicht mit pecuniärem Nachtheil, sondern mit Gewinn verknüpft.

Berechtigter noch als die bis jetzt besprochene Forderung ist diejenige, daß die Maschinisten, Monteure u. s. w. — bekanntlich die intelligentesten unter den Arbeitern, aber auch meist die mit den gegenwärtigen Verhältnissen unzufriedensten und unruhigsten Köpfe — ebenfalls eine ungleich umfangreichere Sonntagsruhe erhalten, als sie ihnen jetzt der Regel nach zu Theil wird. Denn diese Leute werden nicht nur in den eigenen Fabriken Sonntags mit Reparaturen beschäftigt, sondern auch noch in andere Etablissements geschickt, die keine für diese Zwecke

kürzeren und intensiveren Fabrikarbeit über die längere und deshalb schlechtere darthun.

geeigneten eigenen Kräfte besitzen, um dort während der Ruhepause gleiche oder ähnliche Arbeiten zu verrichten. So geschieht es, daß es thatsächlich Monate, ja noch längere Zeiträume giebt, in welchen diese Art Arbeiter überhaupt entweder gar nicht oder günstigsten Falls auf einige Stunden aus den Werktagskleidern und Maschinenräumen herauskommt — geschweige, daß von einer wirklichen Sonntagsruhe irgend die Rede sein kann.

Aber auch hier ist Abhülfe möglich, indem in den Betrieben soviel Kräfte für diese Zwecke mehr eingestellt werden, daß sich eben das Menschenrecht auf zeitweilige Ruhe verwirklichen läßt; und es kann dem Uebel auch schon dadurch abgeholfen werden, daß man Sonnabends früher schließt als Nachts 12 Uhr und außerdem noch Hilfskräfte einschult. Es kommt eben auch hier auf den guten Willen der Arbeitgeber zu einem gar nicht unbedeutenden Theile an.

Ein gleiches gilt von den Ueberstunden. So zweifellos es ist, daß gewisse Industrieen zu gewissen Zeiten das Bedürfniß haben — und zwar das berechtigte Bedürfniß — mit höherer Anstrengung der Kräfte zu arbeiten, als zu gewöhnlichen Zeiten (Saison-Artikel), ebenso gewiß ist es auch, daß diese Forderung inhaltlich übertrieben wird. Giebt es doch Industrien, welche den Wunsch ausgesprochen haben und es sogar für absolut nöthig halten, daß eine 13- und 14stündige Arbeitszeit während vier Monaten und noch länger innegehalten werde. Hier muß ganz entschieden von der Gesetzgebung eine Grenze gezogen werden, zumal die Anschauung, daß „wenn eine regelmäßig wiederkehrende größere Arbeitsmenge zu bewältigen ist, den durch dieselbe hervorgerufenen Uebelständen durch Mehreinstellung dauernder Kräfte auf das allereinfachste vorgebeugt werden könne" (wörtliches Citat aus der Antwort eines humanen Großindustriellen) vorläufig noch sehr spärlich vertreten ist.

Mit diesen Ausführungen haben wir noch concreter das Gebiet der Vertheuerung der Herstellungskosten — die „Concurrenzfähigkeit" und damit zugleich auch das des „Unternehmergewinns" betreten.

Es muß als zweifellos zugegeben werden, daß sowohl die verschiedenen Versicherungsgesetzgebungen wie die Lohnerhöhungen den Unternehmergewinn zunächst geschmälert haben. Noch zweifelloser aber steht auch fest, daß die Verkaufspreise sowohl der Massen-Roh-Productions- wie der Veredelungsstellen (Fabriken) ebenfalls in die Höhe gegangen sind und zwar fast ausnahmslos in ungleich höherem Maße, als die Productionskosten selbst: die genannte Steigerung hat meist sich in geometrischer Progression bewegt.

Die veröffentlichten Geschäftsergebnisse und gezahlten Dividenden der betreffenden Anstalten lassen einen Zweifel über diese Thatsache absolut

nicht zu, selbst wenn man die leider nur zu oft durch die unlauteren Mittel von Börsenspeculanten ins fabelhafte getriebenen Courswerthe ganz außer Acht läßt. Jeder Versuch, diese Wahrheit zu verdunkeln, ist von vornherein als auf falschen Unterstellungen beruhend abzuweisen. Daß die gedachten Einrichtungen der Socialpolitik und die Lohnsteigerungen solche sind, welche eine Concurrenz für die deutsche Industrie auf dem Weltmarkte nichts weniger wie unmöglich machen, beweisen die täglichen Ergebnisse von Submissionen im Auslande glücklicher Weise auf das allerklarste. Diese Ergebnisse — wenn auch bisweilen basirend auf außerordentlichen Unterbietungen — geben aber auch im Verein mit den gezahlten Dividenden weiter den Beweis, daß selbst eine noch um etwas vertheuerte Production, wie sie durch die Gewerbeordnungsnovelle allerdings unter Umständen herbeigeführt werden wird, noch durchaus nicht irgend für den Fortbestand unserer Industrie gefährlich werden kann. Vielmehr werden die Folgen einzig die sein, daß die betreffenden Werke sich mit einem Nutzen werden begnügen müssen, der um ein correspondirendes aber nur sehr unbedeutendes „Etwas" geschmälert ist. Eine von Interessenten lancirte Behauptung, die Industrie würde für jeden Arbeiter 120 Mark jährlich zuzusetzen haben, ist ohne jeden Beweis und ohne auch nur den Versuch rechnerischen Nachweises geblieben und in sich unglaubwürdig.

Der Moment jenes „Etwas", das allein in Frage kommt, zu subtrahiren ist gerade jetzt sehr günstig. Alle Industrieen haben im letzten Jahr florirt und wo Dividenden von 12, 15 und noch mehr Procent gezahlt werden, da muß auch ein Bruchtheil dieser Summen für den socialen Frieden und die berechtigten Forderungen der Arbeiter zum Opfer gebracht werden können. Ertragen kann die eventuelle Schmälerung des Unternehmergewinns unter allen Umständen werden. Wo das betreffende Etablissement im Privat- resp. Einzelbesitz ist, da ist der Reinertrag sowohl zur Unterhaltung des Werkes wie seines Eigenthums doch noch ausreichend, weil der Gewinn nur für *wenige* auszureichen hat, — wo aber eine Actiengesellschaft in Frage kommt, da kann es auf den Bruchtheil eines Gewinnes für die einzelne Actie wahrlich nicht ankommen, zumal notorisch die Actien derartiger industrieller Etablissements vorwiegend in den Händen des Großkapitals sich befinden.

Dem Referenten hat eine große Anzahl von Actionären bedeutender Montanwerke zugestanden, daß nicht *sie* das Impedimentum des Arbeiterschutzes bildeten, aus dem Grunde einer zu befürchtenden Schmälerung der Dividende, sondern die Directoren, die eine Verringerung ihrer — ja bisweilen in die Hunderttausende gehenden —

Tantièmen besorgen, und die ja fast regelmäßig nur sehr bedingt sachverständigen Aufsichtsräthe, welche ein gleiches Interesse haben. Und bis zu welchem Grade zahllose schwindelhafte Emissionspreise und Gründungsacte, die ein Etablissement bisweilen aus Jobberei um das Doppelte überwerthen, selbst bei den höchsten Preisen der Producte es hindern, daß noch eine „im ganzen angemessene Rente“ erzielt wird, das wird mit leichter Mühe Jedermann erkennen, der Gründungsprospecte zu lesen versteht und damit die Reinerträge und Arbeiterlöhne der Bilanzen vergleicht. Das Institut der Actien-Gesellschaften sollte hier die Gelegenheit benützen das, was es social und wirthschaftlich nur zu oft schwer gesündigt, wenigstens zu einem Theile wieder gut zu machen. Die Beschlüsse des Reichstages beziehen sich, und dieser Punkt kann nicht deutlich genug betont werden, in ihrer Wirkung allein auf die mittlere, Groß- und größeste Industrie, da der Kleinbetrieb weder mit Tag- und Nachtschichten noch gar mit continuirlichem Betriebe arbeitet.

Verweist man darauf, daß die kurzen fetten Jahre der Industrie bereits wieder vorüber sind und daß jetzt wahrscheinlich magere kommen werden, so ist das nur ein Grund mehr zum Vorgehen. Die vorausgehenden guten Jahre haben der Industrie Kraft gegeben, tritt jetzt wirklich ein Rückgang ein, so entsteht erfahrungsmäßig die Gefahr, daß die Industrien durch verstärkte Production sich zu halten suchen, während umgekehrt Einschränkung das Richtige wäre. Dieses ist nur zu erzielen, wenn Alle darin übereinstimmen. Die Industrie kann also nur dankbar sein, wenn ihr das Gesetz des Staates den wohlthätigen Zwang und damit die Einmüthigkeit auferlegt.

Für Export-Artikel kommt freilich die internationale Concurrenz in Betracht, aber nicht weniger als die Concurrenz ist auch die Bewegung der Arbeiter international. Nicht Deutschland allein und seine Industrie hat mit diesem Factor zu rechnen, sondern überhaupt alle Industrie-Staaten, wie die bisweilen völlig parallel laufenden Streiks in England, Belgien, Deutschland, Frankreich beweisen und deshalb tritt auch ebensogut wie für uns für jene Staaten eine Vertheuerung der Productionskosten ein. Die internationale Conferenz mag directe Ergebnisse nicht gehabt haben, sie hat doch allenthalben den Arbeitern eine bestimmte Richtung gewiesen und den Legislaturen einen Anstoß gegeben. Binnen kurzer Zeit müssen daraus allenthalben ähnliche Resultate hervorgehen*).

*) Anmerk. d. Red. Vergl. den Aufsatz von Prof. Cohn in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ N. F. Bd. 21 S. 225, wo der Verf. dar…

Somit erscheint das drohende Gespenst thatsächlich nur als ein Schemen, der bei klarem Blick nicht nur gar vieles von seinem schrecken-erregenden Aeußeren verliert, sondern sogar auf der anderen Seite ein freundlicheres Gesicht zeigt: das der Milderung der Gegensätze zwischen Capital und Arbeit. Wie einst das Capital, das sich mit der Erfindung des Dampfes die Industrie dienstbar machte, in ungeahnt kurzer Zeit zum gewaltigsten Gipfel gelangte, so will nun auch ihrerseits die Arbeit an den Früchten der Cultur ihr Theil haben.

Der Urgrund aller Wünsche der Arbeiter ist nicht sowohl der, möglichst viel an Gütern zu produciren, sondern der, zwar wohl ihre Kräfte in den Dienst der Production zu stellen, aber nicht in einer Weise, die ihm die Devise aufnöthigt: in producendo consumor. Die Arbeit soll in ihrem Träger auch den Menschen in cultureller Beziehung zur Geltung kommen lassen. Um diese Wünsche zu befriedigen, ist eine Verringerung der Unternehmerrente unvermeidlich.

---

hinweisen darf, daß seine in den „Preuß. Jahrb." Bd. 65 (Märzheft 1890) niedergelegten Ansichten bezüglich der Conferenz allenthalben durch die Ereignisse bestätigt worden sind.

Die Heranziehung der Actiengesellschaften zur Einkommensteuer.

Vom

Landrath Dr. Strutz.

Preußen steht am Vorabend wichtiger Ereignisse auf dem Gebiete seiner Steuerpolitik: die seit Jahren, selbst in Thronreden verheißene Reform der direkten Steuern, deren stetes Ausbleiben bereits in weiten Kreisen namentlich der der Regierung nahestehenden Parteien Mißstimmung hervorgerufen hat, soll nun endlich in Erscheinung treten. Der neue Leiter des Finanzministeriums gedenkt dem Landtage einen die Reform in vollem Umfang durchführenden Strauß von Gesetzentwürfen vorzulegen.

Der Streitfragen, die sich an diese Entwürfe knüpfen, wird Legion sein und eine der wichtigsten dürfte die der Heranziehung der Actiengesellschaften zur Einkommensteuer bilden.

Noch ist meines Wissens nicht bekannt, welche Stellung die Staatsregierung in ihrer Vorlage zu dieser Frage einnehmen wird. Doch glaube ich vermuthen zu dürfen, daß sie die Heranziehung vorschlagen wird. Zu dieser Vermuthung giebt einmal der Umstand Anlaß, daß schon der sog. Bitter'sche Einkommensteuer-Gesetzentwurf und sodann die von dem Finanzminister v. Scholz in der Session 1883/84 dem Landtage vorgelegten Entwürfe eines Einkommen- und eines Kapitalrentensteuergesetzes die Besteuerung der Actiengesellschaften in Aussicht nahmen. Freilich strich damals die Kommission des Abgeordnetenhauses diese Bestimmung. Es ist aber nicht anzunehmen, daß die Regierung hierdurch und durch die in der Kommission angeführten Gründe zum Verlassen ihres wohlbegründeten Standpunkts werde bewogen worden sein. Ich glaube dies umsoweniger, als dieser Standpunkt derjenige der Gesetzgebungen der meisten andern Staaten ist. So besteuern u. a., wenn auch in verschiedener Weise, Sachsen, Hamburg, Bremen, Lübeck

und von außerdeutschen Staaten Oesterreich, Ungarn, England und Italien das Einkommen der Actiengesellschaften. Was aber in den meisten andern Staaten durchgeführt ist und sich auch bewährt hat, wird wohl auch für Preußen durchführbar und praktisch sein. Freilich wird man bei uns mehr als in andern Ländern mit dem Widerstande des mobilen Kapitals zu rechnen haben; denn wohl nirgends hat dieses mit solcher Zähigkeit und leider auch mit solchem Erfolge sich gegen jede, auch noch so gerechte höhere Heranziehung zu den Staatslasten gewehrt, als in Preußen.

In dem Kampfe, den das mobile Kapital und dessen diensteifrige Vorkämpfer voraussichtlich eröffnen werden, wenn die Regierung die Heranziehung der Actiengesellschaften zur Einkommensteuer vorschlägt, fehlt es ihnen nicht an Succurs aus der Wissenschaft. Mit besonderer Ausführlichkeit und einem hohen Grade wissenschaftlichen Scharfsinns hat der bekannte Nationalökonom Carl Dietzel in seiner Schrift „Die Besteuerung der Actiengesellschaften" (Cöln 1859 Verlag von M. Du Mont-Schauberg), einer Schrift, die er verfaßte in seiner Eigenschaft als Secretair des Central-Vereins der Actiengesellschaften in Rheinland und Westphalen und im Auftrage dieses Vereins, die Einkommensteuer-Freiheit der Actiengesellschaften vertheidigt.

Dietzel geht in jener Schrift aus von einer Zweitheilung der juristischen Personen in „eigentliche" und „uneigentliche". Er definirt die juristische Person als „eine Rechtspersönlichkeit, welche nicht in einer physischen Person besteht, nicht mit einer physischen Person zusammenfällt" und die dadurch entsteht, „daß irgend etwas Anderes, als eine physische Person, von der Gesetzgebung mit dem Rechte ausgestattet wird, Subject von Rechtsverhältnissen zu werden, gleich einer physischen Person", und er nennt „eigentliche" juristische Personen diejenigen, die überhaupt nicht aus physischen Personen bestehen und in ihren ganzen wirthschaftlichen und Rechtsverhältnissen von allen physischen Personen durchaus geschieden sind, die ein Vermögen besitzen, über welches keiner physischen Person eine Verfügung zusteht, ein Einkommen, das lediglich als ihr Einkommen erscheint, indem es bestimmt ist, ihren Zweck zu verwirklichen, und das sie für sich selbst verwenden. „Uneigentliche" juristische Personen nennt er dagegen diejenigen, welche dadurch entstehen, daß „der Association einer Anzahl von physischen Personen zur Erreichung eines bestimmten Zwecks die Rechte einer juristischen Person beigelegt werden", die also nicht neben den physischen Persönlichkeiten, sondern aus physischen Persönlichkeiten, aus von den Theilnehmern ausgesonderten bestimmten Theilen ihrer eigenen Rechtspersönlichkeit

bestehen. Die eigentlichen juristischen Personen besitzen nach ihm ein eignes selbständiges Vermögen, während dasjenige der uneigentlichen nur aus Theilen des Vermögens physischer Personen besteht und nicht aufhört, Theil des Vermögens dieser physischen Personen zu bilden, also überhaupt kein selbständiges Vermögen ist. Da nun alles Einkommen entweder durch Arbeitsleistung oder durch Mitwirkung des Capitals zur Production erzeugt wird, der erstere Weg aber, da Arbeit an die menschliche Person gebunden ist, jeder juristischen Person verschlossen ist, so kann die juristische Person nur aus ihrem Kapital, d. i. Vermögen, Einkommen beziehen; nun hat die uneigentliche juristische Person kein eignes Vermögen, folglich kann sie auch kein Einkommen haben. Zu demselben Ergebniß führt Dietzel folgende Betrachtung: Einkommen eines Wirthschafts-Subjects ist der Ueberschuß des Werthes der von ihm producirten wirthschaftlichen Güter über den Werth der zu ihrer Production verwandten und consumirten Güter, welcher seiner Natur nach zur Verwendung für die Zwecke des Wirthschaftssubjects bestimmt ist; da nun die uneigentliche juristische Person keine eigenen Zwecke hat, sondern nur ein Mittel zur Erreichung der Zwecke der zu ihr vereinigten physischen Personen bildet, so kann sie auch kein Einkommen haben.

Von diesen Deductionen Dietzel's ist unzweifelhaft das richtig, daß es juristische Personen giebt, die aus einer Vielheit von physischen Personen bestehen, und solche, an denen physische Personen nicht betheiligt sind. Die Schlußfolgerungen aber, die Dietzel an diese Unterscheidung knüpft, können als zutreffend nicht angesehen werden.

Zunächst ist es schon willkürlich, die letztern als „eigentliche", die erstern als „uneigentliche" juristische Personen zu bezeichnen. Diese sind ebensogut eigentliche juristische Personen, wie jene. Eine Rechtsfiction ist, wenn man sich einmal dieser Erklärung der juristischen Personen anschließt, die juristische Person jeder Art, mag sie eine Stiftung, mag sie eine Personenvereinigung sein: eigentliches Rechtssubject mit Willens- und Handlungsfähigkeit ist dann nur das menschliche Individuum; die Korporation ist ebensowenig willens- und handlungsfähig wie die Stiftung; in dem einen Fall wird fingirt, daß der Wille und die Handlung der Mitglieder resp. deren berufener Vertreter der Wille und die Handlung der Korporation, im andern Fall, daß der Wille und die Handlung der Verwalter der Wille und die Handlung der Stiftung sei. Die Korporation ist ebensogut ein neben den physischen Personen bestehendes Rechtssubject wie die Stiftung; auch über ihr Vermögen steht keiner physischen Person eine Verfügung zu: der Actionär kann

wohl seine Actie verkaufen, er kann aber während des Bestehens der Gesellschaft nicht das eingezahlte Geld zurückfordern. Der Beschluß der Generalversammlung einer Actiengesellschaft über deren Vermögen aber ist ebensowenig wie derjenige der Verwalter einer Stiftung über das Vermögen dieser eine Willensäußerung der einzelnen physischen Personen, die an der Beschlußfassung theilgenommen haben, sondern es liegt in dem einen wie in dem andern Fall eine Willensäußerung der juristischen oder, wenn man will, fingirten Person vor. Das Vermögen der Actiengesellschaft ist ebensogut ein selbständiges wie das einer Stiftung, und der Actionär hat nur das Recht, unter gewissen Voraussetzungen zu fordern, daß ihm ein bestimmter Antheil an dem Einkommen oder dem Vermögen der Gesellschaft überlassen werde, aber er hat kein Miteigenthum an dem Vermögen der Gesellschaft, ist von ihr völlig getrennt, kann mit ihr wie mit jedem Dritten contrahiren. Die Actiengesellschaft ist somit ein nicht minder selbständiges Rechtssubject als die Stiftung: wie bei jener die Actionäre Anspruch auf Antheil am Gewinn und bei Auflösung der Gesellschaft am Vermögen derselben haben, so kann übrigens ein ganz ähnliches Verhältniß bei einer Stiftung stattfinden, wenn nämlich stiftungsmäßig bestimmte Theile des Ertrages bestimmten Personen zustehen und für den Fall der Auflösung der Stiftung festgesetzt ist, daß das Vermögen gewissen Personen zufallen soll, ja die Actiengesellschaft ist noch freier als eine solche Stiftung; denn bei jener bleibt es ihrem durch ihr Statut oder durch Beschluß der Generalversammlung ausgesprochenen Willen überlassen, wieviel sie von den Einnahmen als Dividenden den Actionären überlassen will, während dieser vorgeschrieben ist, wieviel sie den Empfangsberechtigten zu gewähren hat. Was Dietzel über den Mangel einer selbständigen Persönlichkeit bei der Actiengesellschaft sagt, würde nur zutreffen für eine bloße Societät, die, wie er auch selbst ausspricht, die Actiengesellschaft zweifellos nicht ist. Wie vom rechtlichen Gesichtspunkt die Actiengesellschaft eine durchaus selbständige juristische Persönlichkeit ist, gegen welche den einzelnen Actionären nur in ihrem Betrage von vornherein nicht feststehende Forderungsrechte zustehen, so betrachtet sie Roscher vom Standpunkt der Nationalökonomie mit Recht als eine Form des Kredits: da Kredit „die freiwillig eingeräumte Befugniß über fremde Güter gegen das bloße Versprechen des Gegenwerths zu verfügen" ist, so ist die Actiengesellschaft der Kreditnehmer, der Actionär der Kreditgeber.

Ebensowenig nöthigt die andere von Dietzel angestellte Betrachtung, welche darauf hinauskommt, daß Einkommen nur der von einem Wirth-

schaftssubject erzielte, seiner Natur nach zur Verwendung für die Zwecke des Wirthschaftssubjects bestimmte Ueberschuß des Werths der von ihm producirten wirthschaftlichen Güter über denjenigen der zur Production verwandten und consumirten Güter sei, zu der Schlußfolgerung, daß Actiengesellschaften ein Einkommen nicht haben. Richtig hieran ist nur, daß die Actiengesellschaft schließlich für die Zwecke des Actionärs arbeiten muß, da sie bei ihrer Auflösung über den vorhandenen Vermögensbestand nicht beliebig disponiren kann, sondern denselben den Actionären hinterlassen muß. Solange sie aber besteht, kann sie, wie jeder Privatmann, ihre Geschäftsgewinne zur Vermehrung ihres Vermögens in Gestalt von Reservefonds, Meliorationen und sonstigen Abschreibungen u. s. w. verwenden. Wieviel sie von dem Gewinn den Actionären als Dividende zukommen lassen will, ist entweder ihrem Belieben überlassen oder in dem Geschäftsvertrage vereinbart. Für den Actionär bilden die Abschreibungen während des Bestehens der Gesellschaft ebensowenig ein Einkommen, wie für den Besitzer von Staatspapieren eine den Curs steigernde Verbesserung in den Finanzen des betreffenden Staates; kommt aber die Gesellschaft zur Auflösung, so bildet das, was der Actionär über den Nennwerth seiner Actien erhält, einen Kapitalszuwachs, wie etwa eine Erbschaft, ein Lotteriegewinn.

Das Einkommen wird also, soweit es nicht zu Dividenden verwandt wird, für die Zwecke der Gesellschaft, zur Erweiterung und Verbesserung ihres Gewerbebetriebs, zur Erhöhung ihres Kredits, zur Steigerung ihrer wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit verwandt. Uebrigens gehört es auch durchaus nicht zum Begriffe des Einkommens, namentlich vom Standpunkt der Besteuerung aus, daß es für Zwecke des Wirthschaftssubjects verwandt wird; es genügt, daß es demselben zur Verwendung zur Disposition steht, und es kann daher nur fraglich sein, ob auch der zu Dividenden verwandte Theil des Einkommens einer Actiengesellschaft zu ihrem steuerpflichtigen Reineinkommen gehört. Hierauf wird unten näher eingegangen werden.

Wenn endlich Dietzel gelegentlich die Gemeinnützigkeit der Actiengesellschaften betont, die eine günstigere Behandlung bei der Besteuerung rechtfertigen soll, so mag man im Jahre 1859 von derselben überzeugt gewesen sein; bei den in den 70er Jahren entstandenen Actiengesellschaften war aber die Gemeinnützigkeit denn doch großentheils mehr als fragwürdiger Natur.

Die Schrift Dietzel's charakterisirt sich nach allem als ein äußerst geschicktes, scharfsinniges Plaidoyer für die Einkommensteuerfreiheit seiner Mandanten, der Actiengesellschaften in Rheinland und Westfalen.

Dietzel nahe kommt mit seiner Begründung der Einkommensteuerfreiheit der juristischen Personen Vocke in seiner großartig durchdachten Schrift „Die Abgaben, Auflagen und die Steuer". Er präcisirt seinen Standpunkt dahin, daß die Einkommensteuerpflicht auf der Leistungsfähigkeit der Staatsangehörigen beruhe, daß nur wirkliche Mitglieder des Staatsverbandes zu dessen Bedürfnissen beizusteuern hätten und die Leistungsfähigkeit in der Fähigkeit bestehe, über wirthschaftliche Mittel, die über das Maß des unbedingten Lebensbedarfs hinausgehen, zu verfügen; die juristische Person, Korporation wie Stiftung, habe aber keinen Lebensbedarf und keine Leistungsfähigkeit im Sinne der Besteuerung, da sie nie Selbstzweck und Staatszweck sei und sein könne, sondern nur eine fingirte Person sei. Er zieht hieraus für die Korporation die Schlußfolgerung, daß man nicht die Korporation besteuern dürfe, sondern nur deren Mitglieder „nach den Vortheilen, die sie von derselben genießen". Wenn Vocke mit diesem letzteren Satze sagen will, daß man beim Actionär nicht blos das Einkommen aus der vertheilten Dividende, sondern den gesammten nach Verhältniß seiner Actien auf ihn entfallenden Antheil am Jahresgewinn, also auch an dem zu Abschreibungen, Meliorationen u. s. w. verwandten Theil desselben besteuern solle, so könnte man sich hiermit, wenigstens wenn man auch die Ausländer als Theilnehmer inländischer Actiengesellschaften von dem hierdurch erzielten Einkommen heranzöge, vom lediglich fiscalischen Standpunkt in der Theorie wohl einverstanden erklären. Ich sage „in der Theorie", denn in der Praxis ist eine derartige Heranziehung des einzelnen Actionärs undurchführbar; müßte doch z. B. jede Veranlagungsbehörde sich in das Studium der Beschlüsse der Generalversammlung einer jeden Actiengesellschaft, von der sie Actionäre einzuschätzen hat, über die Bilanz und die Verwendung des Reingewinnes vertiefen. Eine Besteuerung des einzelnen Actionärs von seinem Antheil an dem nicht zu Dividenden, sondern zu Abschreibungen, Melioration, Reservefonds u. s. w. verwandten Theil des Reingewinns verträgt sich aber auch nicht mit dem Begriff einer *Einkommensteuer*, auch wie ihn Vocke auffaßt; denn es fehlt dem Actionär an der Fähigkeit, über diesen Antheil zu „verfügen"; jener Antheil an den Abschreibungen u. s. w. fällt also nicht unter den Vocke'schen Begriff der „Leistungsfähigkeit" und ebensowenig unter denjenigen des Einkommens des Actionärs. Wohl aber ist der nicht zu Dividenden verwandte Theil des Reingewinns einer Actiengesellschaft Einkommen *dieser*, denn er ist das, was die Gesellschaft nach Abzug dessen, was sie vermöge rechtlicher Verpflichtung an Andere zu leisten hat, an neuem Vermögen in der Wirthschaftsperiode erworben hat, oder

die Summe von Gütern, über welche sie unbeschadet ihrer früher eingegangenen rechtlichen Verpflichtungen und ohne Schmälerung ihres vor Beginn der laufenden Wirthschaftsperiode besessenen Vermögens frei verfügen kann. Bocke negirt dies dadurch, daß er der juristischen Person überhaupt die Eigenschaft eines selbständigen Wirthschaftssubjects abspricht, sie als eine nur fingirte Person bezeichnet. Acceptirt man aber auch die Rechtstheorie, daß die juristische Person auf einer bloßen Fiction beruhe, so erhellt nicht, weshalb der Staat diese Fiction in allen übrigen Beziehungen, wo es sich im Wesentlichen nur um Rechte der juristischen Person handelt, aufrecht erhalten, bei der Steuer, wo die juristische Person Pflichten übernehmen soll, aber aufgeben solle. Die juristische Person ist erwerbs- und vermögensfähig; es liegt kein Grund vor, weshalb sie nicht auch steuerfähig und -pflichtig sein sollte.

Die Rechtswissenschaft ist zweifelhaft, ob die juristische Person auf bloßer Rechtsfiction beruhe oder ob sie ein, sei es durch einen historisch-politischen Vorgang, sei es durch einen den nicht individuellen Willen verselbständigenden und in einen lebensfähigen Organismus verkörpernden constituirenden Act entstandenes ebenso reelles Rechtssubject wie der Einzelmensch sei. Die Volkswirthschaft kann darüber nicht zweifelhaft sein, daß speciell die Actiengesellschaft ein ebenso realiter vorhandenes, ebenso zu behandelndes Wirthschaftssubject ist wie das Individuum; ihr Verhältniß zum Actionär ist, wie schon erwähnt, einzig dasjenige des Kreditnehmers zum Kreditgeber. Daß sie zum Endzweck einen wirthschaftlichen Gewinn nicht ihrer selbst, sondern der Actionäre hat, tritt, solange sie besteht und thatsächlich ein eigenes Vermögen besitzt und vermehrt, nicht in Erscheinung und kann für eine Einkommensbesteuerung, die nicht den Endzweck des Einkommens berücksichtigt, sondern dasselbe bei dem Subject besteuert, dem es rechtlich zugehört, nicht in Betracht kommen. Sowohl die Ausführungen Dietzel's als auch diejenigen Bocke's treffen bei der bloßen communio, nicht aber bei der juristischen Person zu.

Was man sonst noch gegen die Besteuerung der Actiengesellschaften eingewendet hat, sind im wesentlichen die Einwände, mit denen unsere Manchestermänner gleich bei der Hand sind, sobald es sich darum handelt, das mobile Kapital einmal angemessen zu fassen. So hat man, ebenso wie gegen eine Börsensteuer, gegen eine Kapitalrentensteuer, auch gegen eine Heranziehung der Actiengesellschaften zur Einkommensteuer den Einwand erhoben, sie werde das Kapital in's Ausland treiben. Davon könnte aber nur die Rede sein, wenn die Actiengesellschaften von

der ausländischen Besteuerung günstiger behandelt würden; dies ist aber thatsächlich, wie schon Eingangs erwähnt, in den meisten Staaten, namentlich in den in erster Linie für Anlage von Kapitalien in Betracht kommenden nicht der Fall. Und dann ist eine Besteuerung des Geschäftgewinns mit 3 % überhaupt nicht so hoch, um zur Auswanderung des Kapitals zu nöthigen; liegen im Inland die wirthschaftlichen Verhältnisse günstig für ein Unternehmen, so spielt jene Steuer keine Rolle und schreckt Niemand von der Betheiligung ab; liegen sie aber nicht günstig, so geht das Kapital auch ohne Besteuerung in's Ausland. Diejenigen Unternehmungen aber, die eine 3procentige Besteuerung ihres Geschäftsgewinns nicht glauben tragen zu können, bleiben besser ungegründet, und die Besteuerung thut ein gutes Werk, wenn sie verhindert, daß das Publicum auf solche Gründungen hineinfällt.

Wenn man weiter von einer durch die Einkommensteuerpflicht der Actiengesellschaften bewirkten Doppelbesteuerung gesprochen hat, so kann hiervon doch sicher nur bezüglich des als Dividende vertheilten Theils des Einkommens die Rede sein; auf diesen Punkt wird unten näher eingegangen werden. Was zu Abschreibungen, Meliorationen, Reservefonds u. s. w. verwandt wird, ist, wie oben erwähnt, nicht Einkommen des Actionärs und wird bei diesem nicht besteuert. Eine Doppelbesteuerung durch Ertrag- und Einkommensteuer aber würde nichts der Actiengesellschaft Eigenthümliches sein, sondern es ist ihr im Gegentheil jetzt eigenthümlich, daß sie nur der Ertragsteuer unterliegt.

Mit der letzten Bemerkung komme ich gerade auf den wohl schwerwiegendsten Grund für die Einkommensteuerpflicht der Actiengesellschaften, auf ihre gegenwärtige nicht zu rechtfertigende Bevorzugung vor den Unternehmern, die sei es einzelne physische Personen, sei es Mehrheiten solcher ohne juristische Persönlichkeit sind. Diese dürfen in Abzug bringen von dem zu versteuernden Einkommen lediglich Schuldenzinsen, Lasten, die übliche Absetzung für die jährliche Abnutzung von Gebäuden und Utensilien, außerdem nur solche Ausgaben, welche behufs Fortführung des Betriebes im *bisherigen Umfang* nöthig waren, nicht dagegen irgend welche Ausgaben zu Erweiterungen des Geschäfts, Verbesserungen irgend welcher Art oder Tilgung von Schulden, geschweige denn zur Schaffung von Reservefonds. Ganz anders die Actiengesellschaft! Sie hindert nichts, von dem Reingewinn Ausgaben zu Geschäftserweiterungen, Meliorationen, Tilgung von Schulden, Bildung von Reservefonds zu machen und nur den Ueberrest dem Staat zur Besteuerung zu überlassen; sie haben es also vollkommen in der Hand, wieviel oder wie wenig von ihrem Einkommen sie versteuern wollen.

Es ist klar, wie enorm hierdurch die Actiengesellschaften vor den physischen Personen bevorzugt sind. Daß für diese Bevorzugung in dem Wesen der juristischen Person kein Grund liegt, ist oben gezeigt. Wie ungerecht sie aber ist, fällt noch mehr in die Augen, wenn man bedenkt, daß gerade die Actienunternehmen die größten und kapitalkräftigsten sind, daß es also mit den immer mehr zum Durchbruch kommenden socialpolitischen Grundsätzen einer Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit unter Schonung der minder starken Steuerkräfte und schärferer Heranziehung der stärkeren im schroffsten Widerspruch steht, die Actiengesellschaften vor den Einzelunternehmern zu bevorzugen. Der Einzel unternehmer hat ferner in der Regel sein ganzes Vermögen in dem Unternehmen stecken, sein und seiner Familie Existenz hängt von demselben ab; der Actionär dagegen betheiligt sich in der Regel nicht mit seinem ganzen Hab und Gut an einem Actienunternehmen; das Fehlschlagen des Unternehmens wird ihm daher wohl mehr oder minder schwere Vermögenseinbußen bringen, aber doch für die meisten Actionäre nicht den völligen Ruin zur Folge haben. Dieser Umstand und die größere Kapitalkräftigkeit wird auch dem Actienunternehmen in der Regel eine größere Widerstandskraft gegen übermäßige Ansprüche der Arbeiter geben als dem Einzelunternehmen; ersteres mit seinen Reservefonds &c., mit seinen bloß mit Vermögenseinlagen betheiligten Actionären wird es viel eher auf einen Strike ankommen lassen können, als der Einzelunternehmer, der mit seiner ganzen Existenz auf den Betrieb des Unternehmens angewiesen ist und auch meist nicht in der Lage war, derartige Reservefonds anzusammeln, wie die Actiengesellschaft. Auch allen nicht unberechtigten, mit Geldopfern verknüpften Bestrebungen zur Hebung des Arbeiterstandes wird sich die Actiengesellschaft, wenn sie will, leichter und länger entziehen können als der Einzelunternehmer: die Directoren einer Actiengesellschaft können sich all' solchen Anregungen gegenüber hinter das Nichtwollen der — ihren Persönlichkeiten nach im einzelnen nicht allgemein bekannten — Actionäre verschanzen; der Einzelunternehmer besitzt gegenüber den auf ihn direct ausgeübten Einwirkungen ein derartiges Deckungsmittel nicht, auf ihn fällt das allgemeine Odium, wenn er sich solchen Einwirkungen gegenüber ablehnend verhält. So sehen wir denn auch, daß es bisher namentlich Einzelunternehmer, wie Fürst Pleß, Freiherr von Stumm gewesen sind, die mit Maßregeln zur Hebung des Arbeiterstandes vorgegangen sind.

Eine bekannte Thatsache ist es, daß durch die preußische Gewerbesteuer die Großbetriebe lächerlich niedrig besteuert werden, und zwar je

größer das Unternehmen, um so niedriger*). Da sich nun ein sehr großer Theil der Großbetriebe in den Händen von Actiengesellschaften befindet, so kommt auch dieser Vortheil den Actienunternehmungen besonders zu gute. Die leistungsfähigsten Steuersubjecte werden also zu einer Ertragsteuer nur minimal, zur Einkommensteuer aber nur zu einem, obenein in ihr Belieben gestellten Theile herangezogen!

Für das in den Händen von Inländern befindliche Actienkapital kommt zu der minimalen Ertragsteuer doch wenigstens noch die Einkommensteuer von der Dividende — nota bene wenn sie nicht, was jetzt wohl, wenigstens soweit sie den üblichen Zinsfuß überschreitet, beinahe die Regel ist, sich der Besteuerung entzieht —; für das in ausländischer Hand befindliche bildet dagegen die Gewerbesteuer von vielleicht $^3/_4$ oder noch weniger Procent nur des als Dividende vertheilten Theiles des Einkommens die einzige directe Steuer. Damit findet sich der ausländische Actionär für alle Vortheile, die er im Inland für sein werbendes Kapital genießt, ab! Es liegt aber auch deshalb nicht der geringste Grund vor, das in inländischen Actien angelegte ausländische Kapital steuerfrei zu lassen, weil das aus Grundeigenthum, gewerblichen oder Handels-Anlagen im Inland erworbene Einkommen von Ausländern besteuert wird.

Die vorstehenden Ausführungen sind zu dem Resultat gelangt, die Frage, ob die Actiengesellschaften als solche der Einkommensteuer zu unterwerfen seien, entschieden zu bejahen. Die Frage nach dem Steuerobjekt bedarf nur nach einer Richtung einer Erörterung, nämlich hinsichtlich des als Dividende an die Actionäre herausgezahlten Theiles des Einkommens. Soll diese Dividende bei der Actiengesellschaft als Theil ihres Einkommens und dann nochmals bei dem einzelnen Actionär als Theil von dessen Einkommen versteuert werden oder soll die Besteuerung nur bei der Gesellschaft oder endlich nur bei dem Actionär erfolgen?

Die Antwort auf die erste Frage folgt aus dem, was oben über das Verhältniß der Actiengesellschaft zum Actionär gesagt ist. Es ist dasjenige des Schuldners zum Gläubiger; nur ist kein fester Zinsfuß, sondern eine je nach der Geschäftslage zu normirende, allerdings mehr oder weniger in das Belieben des Schuldners gestellte Rente vereinbart, wie denn auch die gegenwärtige Steuergesetzgebung die Dividende als Rente auffaßt. Wenn nun auch die Höhe der Rente nicht von vornherein rechtsverbindlich festgestellt ist, so liegt doch immerhin

*) Vgl. meinen Aufsatz „Die Reformbedürftigkeit der Preußischen Gewerbesteuer“ in Bd. LXII der Preußischen Jahrbücher.

eine Rechtsverbindlichkeit, einen Theil des Einkommens dem Actionär herauszuzahlen in der Obligation. Es ist daher nur gerechtfertigt, die Dividende nach Analogie der Schuldenzinsen bei der Besteuerung zu behandeln, und es würde an sich richtig sein, bei der Gesellschaft nur den nicht als Dividende vertheilten Theil des Jahresgewinns als Reineinkommen der Gesellschaft zu behandeln und zu besteuern. Steuertechnisch aber ist es einzig rationell, auch die Dividende in ihrer Gesammtheit bei der Gesellschaft zu besteuern und dafür das Dividenden-Einkommen des einzelnen Actionärs steuerfrei zu lassen; denn andernfalls würde sich die Dividende, wie dies jetzt der Fall ist, immer großentheils der Besteuerung entziehen, und selbst soweit dieses nicht geschähe, würde eine durch Besteuerung bei der Gesellschaft nur für eine Veranlagungsbehörde entstehende Arbeit durch Besteuerung bei dem Actionär zahlreichen Veranlagungsbehörden auferlegt, nämlich sich über die Höhe der Dividenden der einzelnen Gesellschaften zu informiren, und es würde diese Information doch immer nur mangelhaft erfolgen: man würde sich vielfach damit begnügen, die landesüblichen Zinsen in Ansatz zu bringen. Durch die Einführung einer speciellen Declarationspflicht könnten allerdings diese Uebelstände wesentlich gemildert werden; beseitigt würden sie aber auch nicht, zumal das aus Inhaberactien fließende Einkommen sich besonders leicht verheimlichen läßt und daher hier, wenn es den landesüblichen Zinsfuß übersteigt, ein besonderer Reiz zur Abgabe unrichtiger Declarationen vorhanden sein würde, der durch Besteuerung bei der Gesellschaft unschwer zu beseitigen ist. Wird die Dividende bei der Gesellschaft besteuert, so wird man allerdings den Veranlagungsbehörden nicht zumuthen können, von Amtswegen zu eruiren, wieviel von dem Einkommen des einzelnen Censiten auf bereits versteuerte Dividende abzurechnen ist, umsoweniger, als der Besitz von Actien von Tag zu Tag wechseln kann. Es wird vielmehr dem Actionär überlassen werden müssen, seinerseits bei der Veranlagungsbehörde den Antrag auf Absetzung des Dividenden-Einkommens zu stellen; die Veranlagung hätte dann lediglich von dem aus andern Einnahmequellen als dem Besitz von Actien fließenden Einkommen zu erfolgen. Freilich sind Vorkehrungen gegen Durchsteckereien nöthig, damit nicht dieselbe Actie mehrfach als abzusetzende Einnahmequelle producirt wird. Solche Vorkehrungen lassen sich aber treffen: man lege nur den Actionären die Verpflichtung auf, innerhalb eines für die ganze Monarchie einheitlich zu normirenden Termins bei Verlust des Anspruchs auf Freilassung des Dividenden-Einkommens denselben unter Beifügung der Actien bei der Veranlagungsbehörde

anzumelden. Die Actien werden dann entweder abgestempelt oder bis nach Ablauf jenes Termins bei den Kreiskassen asservirt und erst wenn sie zur Erhebung nochmaliger Berücksichtigungsansprüche nicht mehr verwandt werden können, zurückgegeben.

Die vorstehend für Actiengesellschaften gewonnenen Resultate treffen ebenso zu für Kommanditgesellschaften auf Actien; natürlich muß hier auch den persönlich haftenden Gesellschaften gestattet werden, Freilassung des schon von der Gesellschaft versteuerten Theiles ihres Einkommens zu verlangen. Man ist von manchen Seiten noch weiter gegangen und hat auch die offene Handelsgesellschaft, die Kommanditgesellschaft, die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften der Einkommensteuer unterwerfen wollen, indeß m. E. mit Unrecht. Denn bei allen diesen sind die Verhältnisse vollständig andere, als bei den Actiengesellschaften und den Kommanditgesellschaften auf Actien, und es ist unschwer durch Einsicht der Gesellschafts- und Genossenschaftsregister die Heranziehung der Kommanditisten und Genossenschaften zu erreichen. Dagegen wird man allerdings gegen eine Besteuerung auch anderer juristischen Personen, als der Actiengesellschaften, namentlich der Stiftungen, vom theoretischen Standpunkt grundsätzliche Einwendungen nicht erheben können; wohl aber lassen sich praktische Erwägungen dagegen geltend machen. Ein Eingehen auf diese Verhältnisse liegt aber außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes.

Zur Unterrichtsfrage.

Sint ut sunt. Für das alte Gymnasium wider die Neuerer. Fünf Thesen von Dr. Adolf Lasson. Berlin, Walther & Apolant, 1890.

Von den Schriften über die Gymnasialreform muß es schon jetzt heißen: wer zählt die Bücher, nennt die Namen, die streitend hier zusammenkamen! Und doch mehren sie sich immerfort, und auch wir wollen sie vermehren, wenn nicht mit einer eigenen Schrift, doch mit einem neuen Artikel. Es giebt einmal Themen, über die unendlich viel gesagt werden kann und noch lange nicht genug, oder richtiger, über die unendlich viel geredet wird und die Wahrheit doch nicht gefunden. Ein Glück, wenn sie überhaupt noch, wenn auch spät, erscheint. Wenn in einer praktischen Frage die Wahrheit spät erscheint, so werden die Menschen vielleicht durch Schaden klug, vielleicht auch tragen sie ihren Schaden mit Schaden für ihre Gesundheit, aber nicht für ihr Leben. Ich fürchte sehr, daß wir jetzt zu einer Gymnasialreform kommen, weil der Ansturm gegen das alte Gymnasium zu groß, und weil in der That eine Abhülfe der unleugbaren Uebelstände nicht zu verschieben ist, daß wir aber den rechten Weg gründlich verfehlen werden.

Hier liegt nun eine Schrift vor uns, die, wie schon der oben angeführte Titel andeutet, alles beim Alten lassen will. Dem kann man nicht beistimmen. Dennoch kann es leicht sein, daß unter der Sündflut von Schriften über die Gymnasialreform dies die geistvollste ist. Der Verfasser kommt nur deshalb nicht zu dem richtigen Schluß, weil er die Frage nicht in ihrem ganzen Umfang erörtert hat. Er vertheidigt das alte Gymnasium und bringt über den Grundgedanken dessen Systems vielleicht das beste vor, was darüber gesagt worden. Aber er erörtert nicht eingehend genug die Frage, für welche Berufe in der heutigen Gestalt unseres Nationallebens die Gymnasialbildung unerläßlich ist. Um eine Grenze dieses Erfordernisses zu ziehen, stellt er den schönen Satz auf: „Die Gymnasialbildung soll ihre Zöglinge ausrüsten, dem leitenden Stande in vorbildlicher Würdigkeit angehören zu können." Vortrefflich, aber zu unbestimmt. Zunächst bleibt unklar, ob die Gymnasialbildung die ein-

zige Brücke zum Eintritt in den leitenden Stand werden soll, oder nur die Brücke dazu, diesem Stand in vorbildlicher Würdigkeit angehören zu können. Die einzige Brücke ist sie schon jetzt nicht. Mit Recht hat man dem Verfasser entgegengehalten, daß man ja Gutsbesitzer sieht, die ihre Gymnasialbildung nicht vollendet haben und doch zum leitenden Stand gerechnet werden müssen als Landräthe, Parlamentarier, vielleicht als Oberpräsidenten und Minister. Der Verfasser hat nicht deutlich erklärt, was er unter leitendem Stand versteht. Nicht die Gesammtheit der regierenden Stellen bildet den leitenden Stand, sondern die Gesammtheit derer, die an der geistigen Leitung der Nation theilnehmen, die die heilige Flamme der schöpferischen Fortbildung des nationalen Geistes unterhalten, in wie bescheidenen, vielleicht amtlosen Lebensstellungen sie sich im übrigen befinden mögen. Dieser leitende Stand ist, wie sogleich erhellt, ein freier Beruf ohne äußere Grenzen, dessen Zugehörigkeit vielleicht erst eine Nachwelt feststellt. Unser Verfasser hätte also seine zweite These besser in die Formel gebracht: zum Antheil an der Fortbildung des nationalen Geistes gelangt man nur durch die klassische Bildung.

Ich glaube mit diesem Vorschlag kaum dem Widerspruch unseres Verfassers zu begegnen. Unsere Wege trennen sich erst bei den praktischen Folgerungen. Ich sage: die Zahl der Lebensstellungen ist viel zu groß, für deren Erwerb die Gymnasialbildung gefordert wird; der Verfasser scheint darin alles beim Alten lassen zu wollen. Doch es ist Zeit, daß wir seinen Gedankengang zusammenhängend ins Auge fassen, den er in fünf Thesen gegliedert hat.

In seiner ersten These führt er aus, daß unser deutsches Schulwesen das eigenartige Produkt unserer nationalen Kulturentwicklung sei und daher wohl Verbesserungen, aber keine Aenderungen der Grundlage zulasse. Auch dieser Gedanke ist zu unbestimmt. Das Produkt einer geschichtlichen Entwicklung ist am Ende jeder Zustand, aber darum ist noch lange nicht jeder Zustand haltbar. Um einem Zustand jene Rechtfertigung zu Theil werden zu lassen, müßte man erst einsehen, ob die geschichtliche Entwicklung eine gesunde war und nicht vielmehr gekreuzt von übermächtigen und verderblichen Einflüssen. Eine zweite Unbestimmtheit der These liegt darin, daß man einen Zustand auf seine wahren Grundlagen zurückführen und gerade damit radikal ändern kann. So hat die Reformation, indem sie das religiöse Leben auf die Grundlage des echten Christenthums zurückführte, die bestehende Gestalt des kirchlichen Lebens völlig zerschlagen. Ganz ähnlich könnte es kommen, daß man, um das Unterrichtswesen der Gegenwart auf

seine thatsächlich historisch und zugleich lebensfähige Grundlage zurückzuführen, die gegenwärtige Gestalt desselben zerschlagen müßte.

Mit der zweiten These des Verfassers, welche den Zweck des Gymnasiums in die Vorbildung für den leitenden Stand setzt, haben wir uns bereits beschäftigt. Wir kommen zur dritten These, in welcher der Glanzpunkt der Schrift liegt und auf deren Ausführung wir alles Lob häufen, das wir dem kleinen Buch aus voller Ueberzeugung gespendet. Hier handelt es sich nämlich um das Mittel, durch welches der Gymnasialunterricht seinen Zweck erreicht. Nicht genug danken können wir es dem Verfasser und ihn nicht genug hochachten dafür, daß er in die verworrene Gedankenlosigkeit dieser Tage sein klares Wort hineinruft wie einen Imperativ der reinen Vernunft. Da schreien diese Wirrköpfe wie in einem Narrenhaus durcheinander: man könne ja die alten Schriftsteller in Uebersetzungen lesen, man solle die Jungens von der Grammatik befreien und sie dafür in die Kochtöpfe und Suppen des Alterthums einführen, oder meinetwegen auch in die Sakralien und Rechtsalterthümer, oder gar in das Heerwesen und die Politik. Endlos ist der Unsinn, und je weiter man darin waten muß, desto höher schlägt er uns über dem Kopf zusammen. Nein, der Mittelpunkt, die Hauptsache des Gymnasialunterrichts ist die Sprache und nichts als die Sprache und folglich die Grammatik. Damit der jugendliche Geist das Wesen der Sprache erfasse, dafür giebt es aber kein vollkommeneres Mittel, als die Einführung in die beiden Kultursprachen des Alterthums, in die griechische und lateinische.

Wir haben also zwei Behauptungen aufgestellt, von denen jede ihren Beweis verlangt. Erstens: das vornehmste Bildungsmittel des menschlichen Geistes ist das Erfassen des Wesens der Sprache. Zweitens: um das Wesen der Sprache zu erfassen, ist das vollkommenste Mittel das Studium der griechischen und lateinischen Sprache.

Was ist die Sprache? Die Sprache ist das dem menschlichen Lautvermögen entnommene System der Klangzeichen für das System der objectiven Vernunft, mit andern Worten für den Organismus der Gedanken, durch welchen der menschliche Geist sich die unendliche Mannigfaltigkeit der erscheinenden Gegenstände und Bewegungen begreifend unterwirft. Wenn diese Arbeit des Begreifens eine unendliche ist, so ist sie doch eine abgeschlossene insofern es einen Augenblick giebt, in welchem der menschliche Geist zustandekommt mit der Feststellung der möglichen Beziehungen. Inwiefern die grüne Farbe den Schöpfungen der Pflanzenwelt anhaftet, darüber mag die Untersuchung ins Unendliche fortschreiten, daß aber der Pflanzenwuchs und seine Färbung im

Verhältniß von Ding und Eigenschaft stehen oder noch allgemeiner, daß die Beziehung von Ding und Eigenschaft, worauf sie auch passe oder nicht passe, eine ewige Beziehung ist, die das Reich der Erscheinungen regiert, mit dieser Erkenntniß kommt der menschliche Geist zustande, und wenn er damit zustande gekommen ist, drückt er sie in der Sprache aus. So ist denn das Eindringen in das Wesen der Sprache recht eigentlich die erste unentbehrliche Vorstufe zum Verständniß, zur Aneignung der schöpferischen Kraft des Geistes. Dies ist der Beweis für unsere erste Behauptung.

Nun der Beweis der zweiten. Lernt denn nicht jeder Mensch seine Muttersprache? Reicht ihre Kenntniß nicht hin, ihm jenes Verständniß zu verschaffen? Nein, kluger Frager, ganz und gar nicht! Höre den Altmeister Goethe; er sagt: Wer keine fremde Sprache kennt, kennt seine eigene nicht. Wie kommt das? Daher kommt es, weil wir die Muttersprache mit halbem Bewußtsein als ein fertiges Gebilde uns aneignen, aus dessen Aneignung wir nicht die logischen Beziehungen selbst, sondern nur ihre fertigen, oft mangelhaften Ausdrücke kennen lernen. Daher lehrt uns die Muttersprache wohl denken, aber nur oberflächlich, zu dem Herd des Denkens dringen wir mit ihr nicht vor. Erst die überraschende Beobachtung, daß ein und dieselbe logische Beziehung in verschiedenen Sprachen mit verschiedenen Mitteln ausgedrückt wird, daß die eine Sprache in der Unterscheidung solcher Beziehungen reicher, feiner, geschickter ist, als die andere, erst diese Beobachtung giebt uns den klaren lebendigen Gedanken dieser Beziehung selbst. Nun kann kein Mensch alle Sprachen lernen, und am wenigsten würde es dienen, die Jugend mit einer Menge des Sprachenstoffes zu überhäufen. Wenn das Sprachstudium dieses bezweckt, den jugendlichen Geist zur Erfassung der logischen Beziehungen anzuleiten, die wir durch das fertige, halb bewußtlos erlernte Gebilde der Muttersprache nur unsicher hindurch erkennen, so bedarf es zweierlei: wir müssen zum Studium eine Sprache wählen, die in ihren Mitteln zum Ausdruck des logischen Systems möglichst abweicht von der Muttersprache und die zugleich, wenn es möglich ist, eine solche Sprache zu finden, den höchst möglichen Grad der Vollkommenheit im Ausdruck des logischen Systems erreicht hat. Diese Sprache ist zu finden, oder vielmehr, sie ist schon längst gefunden, es ist die lateinische, in der That die vollkommenste Sprachschöpfung des menschlichen Geistes. Denn diese Sprache hat nicht nur für alle wesentlichen Unterschiede der Logik schöne klangvolle Formen, sie hat mit einem wunderbaren Instinkt die Grenze innegehalten, wo es genug ist an diesen Unterschieden, die man ins

Unendliche fortsetzen kann. Hin und wieder überschreitet auch sie diese Grenze, hin und wieder läßt sie einen wichtigen Unterschied unausgedrückt, aber diese Mängel sind nichts gegen die überwiegende Vollkommenheit des Ganzen. So erreicht diese Sprache die beiden Endpunkte der sprachlichen Vollkommenheit, indem sie zugleich die kürzeste und die vollständigste, zugleich die deutlichste und die anregendste zum Denken ist. Gleich die griechische Sprache schleppt aus der Periode jugendlicher Sprachbildung, wo der Geist in der Entdeckung der Unterschiede schwelgt und jede Entdeckung fixiren möchte, eine Menge überflüssiger Formen mit sich in ihrem Dualis, Optativ, Aorist und vielen Verbalformen. Die Erwähnung dieser Sprache führt uns auf die Frage, ob denn, wenn die Erlernung einer Sprache mit den oben erwähnten Eigenschaften nöthig ist, es nicht genug ist an der einen lateinischen Sprache. Wir sagen Nein! und begründen dieses Nein. An Reichthum und Feinheit der Ausdrucksmittel ist die griechische Sprache unvergleichlich. Sie ist, wie schon bemerkt, darin auch verschwenderisch bis zum Ueberfluß, aber der zur höchsten Bildung, d. h. der zum Ringen nach dem Selbstverständniß des menschlichen Geistes berufene Kopf gelangt zu dieser Bildung nicht, es sei denn er habe beides kennen und bis zu einem gewissen Grade handhaben gelernt, den höchsten Reichthum und die höchste Feinheit der Ausdrucksmittel, der sich aus einfachen, einander verwandten und vertrauten Wurzeln entwickelt, und andrerseits die gedrängte Kraft, die den Reichthum, indem sie ihn erkennen und wirken läßt, zusammenhält und verschließt.

Wir haben auf unsere Weise ausgeführt, was Lasson auf seine Weise in der Erläuterung seiner dritten These ausführt. Wir haben damit ein Beispiel gegeben von der Verschiedenheit der Sprachmittel und wie fördernd es ist, dieselben Gedanken in verschiedenen Ausdrucksformen zu erfassen. Diese Förderung sollte zunächst uns selbst zu Gute kommen, und wir bitten den Leser dieses Aufsatzes dringend, sich Lassons meisterhafte, andersgeartete Ausführung nicht entgehen zu lassen.

* * *

Wir kommen jetzt zu den wichtigen Folgerungen für die praktische Lösung der heutigen Unterrichtsfrage. Der Kürze und Uebersichtlichkeit wegen möchten wir ebenfalls Thesen aufstellen. Die erste These müßte die Frage nach den andern Theilen des Gymnasialunterrichts betreffen, wenn die Einführung in die beiden alten Sprachen den Haupttheil bildet. Unsere betreffende These würde sein: kein menschlicher Kopf kann ohne Schaden an seiner Kraft und gesunden Ausbildung mehr

als drei Sprachen auf einmal zum Studium machen, also sei die dritte Sprache des Gymnasiums die deutsche, die Muttersprache, und weiter keine. Wir verlieren kein Wort mehr über die Thorheit, die deutsche Sprache zum Mittelpunkt des Unterrichts machen zu wollen. Nur durch die immerwährende, lebendige Vergleichung mit dem entgegengesetzten Charakter der alten Sprachen kann es ein Studium der deutschen Sprache geben, das diesen Namen verdient. Mehr an Sprachen darf nun aber um keinen Preis auf dem Gymnasium gelehrt werden, weder Französisch noch Englisch, noch Volapük, noch sonstige Spielereien. Aber warum nicht? wird man uns einwenden. Sollen gebildete Jünglinge bis gegen das zwanzigste Jahr herumlaufen, ohne ein Wort Französisch, das ihre zwölfjährigen Schwestern längst parliren? Wir sagen: ja, so soll es sein, so muß es sein, das ist der kategorische Imperativ der Vernunft. Hier die Gründe. Setzt man gegen die in Geist und Struktur verwandten Sprachen des Alterthums den Kontrast mehr als einer modernen Sprache, so verwirrt man den jugendlichen Geist, man raubt ihm die Ehrfurcht vor dem sprachbildenden Genius als dem höchsten Organ der Vernunft. Der jugendliche Sinn wird zu der Meinung fast genöthigt, daß alles Sprachwesen Willkür und Gedächtnißsache ist. Der Zweck, den das Studium der alten Sprachen erreichen soll, wird durch das gleichzeitige Erlernen mehrerer modernen Sprachen gestört und vereitelt. Das Eine oder das Andere: entweder man erzieht eindringende, gewissenhafte Denker, oder man bildet Oberkellner. Aus denselben Köpfen Philosophen und Oberkellner zu machen, geht ein für alle Mal nicht.

Ists denn so großes Unglück, wenn auf den Gymnasien noch kein Französisch gelehrt wird? Wenn die Gymnasialbildung das leistet, was sie soll, dann muß jeder ihrer wirklichen Empfänger jede moderne Sprache in vier Wochen lernen können. Die Grammatik in ein bis zwei Nachmittagen, die Vokabeln in einem Monat. Die Aussprache und die idiomatischen Wendungen kann das Gymnasium ohnedies niemals geben, diese lassen sich nur erlernen durch den lebendigen Verkehr, der kürzer oder länger ausfallen mag, mit geborenen Genossen der fremden Sprache. Vielleicht sagt man: aber an die fremde Aussprache kann nur der jugendliche Mund sich gewöhnen! Wir sagen: Nun, so errichtet doch eine Akademie für Oberkellner! D'Israeli kam nach Berlin auf den Kongreß und konnte nichts als sein Englisch. Alle Engländer sprechen schlecht französisch. Wenn man schon eine fremde Sprache spricht, ist es auch noch nöthig, sie gut zu sprechen? Wer das Talent und den Geschmack hat, mag danach streben, aber daraus einen Beruf jedes gebildeten Deutschen zu machen, ist eine deutsche Jämmerlichkeit.

Also die beiden alten Sprachen und die deutsche auf dem Gymnasium und sonst keine Sprache. Aber was denn sonst? Gern möchten wir das Kapitel von der vortrefflichen Mathematik auch abhandeln, aber der Aufsatz darf nicht zu lang werden. Daher genüge die Bemerkung, daß ich den jetzigen Zustand nicht wesentlich geändert wünsche.

Nun kommt die Frage nach den konkreten Dingen, in die das Gymnasium einführen soll und einführen muß; denn in den Regionen, wo die reinen Formen wohnen, wenngleich der Dichter sie die heiteren nennt, vermag kein Geist, am wenigsten der jugendliche, ausschließlich zu weilen. Also gebe man, je nachdem Zeit und Talent der Lehrer es erlauben, bei dem Unterricht in den alten Sprachen so viel aus dem Leben des Alterthums, als man kann. Man ertheile einen lebendigen Geschichtsunterricht, über dessen Anordnung und Beschaffenheit wir uns jetzt ebenfalls nicht verbreiten können, so wenig wie über den Religionsunterricht, der in den Unterrichtsfächern eine ganz eigenartige Stellung einnehmen muß. Was aber die Naturwissenschaften anbetrifft, so beschränke man sich auf das Elementare und zur Orientirung in den täglich umgebenden Erscheinungen Unentbehrliche, soweit es anschaulich zu machen ist. Man bedenke zweierlei. Erstlich ist das Gymnasium nicht zu denken als eine Vorbereitung auf das Studium der Naturwissenschaften, und zweitens liegt diese Vorbereitung vielmehr im Sprachstudium, als in den weit oder nicht weit vorgeschobenen Anfangsgründen der Naturwissenschaften. An dieser Stelle macht Lasson wiederum eine meisterhafte Bemerkung. Die heutige Naturwissenschaft ist weit mehr Philosophie, weit mehr Spekulation als exakte Wissenschaft, was sie zu sein unaufhörlich sich brüstet. Es ist ihre Ehre, daß sie ohne es zu wissen und zu wollen, zur Philosophie wird, und es gereicht ihr nicht zum Vorwurf, daß sie eine höchst unsichere, gewagte, schwankende, widerspruchsvolle Philosophie ist. Aber es gereicht ihr allerdings zum Vorwurf, daß sie das mangelhafteste Bewußtsein über sich selbst hat, und mit den gewagtesten Hypothesen um sich wirft als mit exakten Forschungsresultaten. Die heutige Naturwissenschaft ist für das Gymnasium viel zu schwer, behauptet mit dem größten Recht Lasson, und ihre Einführung in die jugendlichen Köpfe würde nur deren heillose Verwirrung zur Folge haben. Die Spektralanalyse ist gewiß eine wundervolle Erkenntniß, aber die jetzt herrschende Darstellung derselben ist ungefähr die siebente. Wie steht es mit den Centralkräften der Atome und mit der einheitlichen Weltkraft, die die Bildungen dieser Kräfte zusammenbringt? u. s. w. u. s. w. Aus diesem Hypothesenmeer und den kühnen, aber nicht immer gewissenhaften Spe-

rationen, mit denen man die Hypothesen aufbaut, einen Unterrichtsgegenstand zu machen, ein Bildungsmittel des ungeübten und ungereiften Geistes, ist eines der ungeheuerlichsten Ansinnen einer an phantastischen Forderungen überreichen Zeit.

Jetzt aber zum Schluß und zur Hauptfrage. Für wen soll dieses Gymnasium sein? Kurz und gut: es soll sein die Gelehrtenschule. Ein pädagogischer Schriftsteller, der jetzt wenig mehr genannt wird, weil er es nicht zu einer sicheren Bildung gebracht, obwohl ihm weder Geist noch Wissen fehlte, der längst verstorbene Mager, hat für die Bildungsstände eines Kulturvolks eine vortreffliche Bezeichnung gefunden. Er sagte: in einem gebildeten Volk muß ein dreifaches Bewußtsein vorhanden sein: Volksbewußtsein, Zeitbewußtsein, Weltbewußtsein; danach muß die Schule sich gliedern. So sagen auch wir: Volksschule; Mittelschule, der wir gern den stolzesten Namen gönnen, also etwa Nationalschule, an die sich die verschiedenen technischen Fächer je nach dem Zweck der betreffenden Schule anzuschließen haben; endlich die Gelehrtenschule. Auf der Volksschule kann von Sprachen nur Deutsch gelehrt werden, in der diesem Stadium angemessenen Weise; auf der Nationalschule nur Deutsch mit zwei modernen Sprachen; auf der Gelehrtenschule nur die drei Sprachen in der vorher begründeten Weise.

Das heutige Unglück und theilweise Verderbniß des Gymnasiums kommt aus dem Eindringen fremdartiger Zwecke in seinen eigenthümlichen Bildungszweck, der keine Verunstaltung duldet. Zur Katastrophe ist aber die Verunstaltung des Gymnasiums durch die Berechtigung zum einjährigen Dienst getrieben worden, die auf ihm ersessen werden kann. Hinweg mit dieser verderblichen Berechtigung! Sie werde keinem Gymnasiasten zu Theil, als dem, der die Abiturientenprüfung bestanden hat. Sie möge außerdem Allen zu Theil werden, die die Abiturientenprüfung der Nationalschule bestehen. In dieser Frage kommt es nur auf den richtigen Entschluß an und nicht mehr auf eine Erwägung, die längst abgeschlossen sein sollte. Nun aber kommt die eigentliche Schwierigkeit. Das ist die Frage, an welche Bedingungen ist die Berechtigung zum Universitätsstudium zu knüpfen?

Ich glaube, man könnte es eine Zeitlang versuchen, den Bildungsgang der in meinem Sinn reformirten Gelehrtenschule zur allseitigen Bedingung des akademischen Studiums zu machen. Man könnte versuchen, ob darin nicht eine so dringend wünschenswerthe Abhaltung von dem ungesunden Zudrang zu diesem Studium läge. Wenn aber nicht, nun so schließe man an die technischen Hochschulen juristische, medizinische und naturwissenschaftliche Fakultäten an, deren Prüfungen das

Recht zum juristischen Staatsdienst bis zu gewissen Stufen, zur medizinischen Praxis und zum mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht auf allen Bildungsanstalten gewähren. Die alte Universität muß die gelehrte Hochschule bleiben und muß bei allen Hörern die klassische Bildung voraussetzen. Mögen die Mediziner, Juristen, Mathematiker und Physiker der technischen Hochschulen sehen, wie sie diese Fächer ihren Zuhörern beibringen, die keine klassische Bildung, sondern nur das Abiturientenzeugniß der Nationalschule haben. Ich gehe nicht so weit zu behaupten, daß auf diesem Wege garnichts Gutes zu erreichen sei, wenn es auch nicht das Beste sein kann.

Ich erwähne noch den Vorschlag, der in diesen Jahrbüchern von Cauer gemacht worden. Dieser will auf der jetzigen Universität die Abiturienten der sogenannten Realschulen, also hoffentlich auch die Abiturienten meiner Nationalschule für alle Fakultäten zulassen. Er meint, es sei Sache jedes Studenten zu sehen, welchen Nutzen er ohne klassische Vorbildung aus dem akademischen Unterricht ziehen kann. Damit wird aber die Aufgabe der nachakademischen Staatsprüfungen in einer Weise erhöht, der, wie immer offenbarer wird, diese Prüfungen nicht zu entsprechen vermögen, die uns schon jetzt kaum vor dem Eindringen eines geistigen Proletariats in die Staatsämter bewahren. Außerdem entsteht die Gefahr, daß der Lehrstand der akademischen Vorlesungen immer tiefer sinkt.

So bleibe ich bei meinem Vorschlag. Denn die neuen Fakultäten der technischen Hochschulen, die ich vorschlage, würden nur für einige Berufe und auch für diese nur einen Theil Aspiranten liefern, für den man besondere Prüfungen einrichten könnte.

Ich habe diesen Vorschlag ausgesprochen, um die Seele zu retten; denn wozu wir gelangen werden, das wird eine elende Vermittlung sein: Latein, Deutsch, Französisch oder gar, was der höchste Grad der Zeitvergeudung ist, Englisch, Mathematik, Naturwissenschaft. Alles bis auf das Englisch, das nur ein guter Lerngegenstand ist, gute Lehrgegenstände an sich, die sich aber durch ihr Nebeneinander und Durcheinander um Eindringlichkeit, Kraft und Nutzen bringen.

Vor einer solchen Vermittlung wird uns kein erleuchteter Minister bewahren, denn die Entscheidung der Unterrichtsfrage muß, wenn nicht formell, doch thatsächlich bei der Lehrerwelt liegen, deren Parlament ja bald in Berlin zusammentritt. Aber dieses Parlament wird nicht besser sein, als alle andern. Dixi et salvavi animam.

Constantin Rößler.

Eine Reise in's heilige Land im 4. Jahrhundert.

Von

Prof. Dr. G. Krüger in Gießen.

Noch heute, zumal zur Osterzeit füllt sich Jerusalem mit Pilgern von allerlei Art und Frömmigkeit, und alle Reisenden stimmen überein, daß solcher Besuch eine mächtige Wirkung auszuüben vermag, trotz Allem, was hier der wahren Andacht entgegensteht und was uns abzuschrecken geeignet ist: trotz der wüsten Scenen, die sich grade um die Osterzeit am heiligen Grabe abspielen, trotz des Geschreies und Gelärmes der Charfreitagnacht mit ihren wilden Processionen, trotz des Wunderschwindels, der mit dem jährlich neu vom Himmel fallenden Osterfeuer getrieben wird, und trotz der Prügeleien, die sich daran schließen. Mit der gleichen Ehrfurcht und dem gleichen festen Glauben wie vor 1500 Jahren hält man auch heute noch in Jerusalem daran fest, daß es die wirkliche Stätte der Leidensgeschichte ist, welche die Kuppel der Grabeskirche und all die unzähligen Kapellen und Kapellchen decken, wenn auch alle einsichtigen Beurtheiler sich darin einig sind, daß weder das Grab Christi lag, wo es heute gezeigt wird, noch überhaupt Golgatha, die Schädelstätte, an dem Orte denkbar ist, den man jetzt für sie in Anspruch nimmt.

In den ersten Jahrhunderten vernehmen wir nichts von Pilgerzügen nach Jerusalem, kaum von vereinzelten Besuchen: der eine oder andere Kirchenlehrer zieht hinauf, vielleicht weniger getrieben von andächtiger Theilnahme, als weil ihm daran gelegen ist, Fühlung zu suchen mit den führenden Elementen der befreundeten Kirche, und wenn später Hieronymus von den vielen Bischöfen, Märtyrern und in der christlichen Lehre wohlbewanderten Männern redet, die seit der Himmelfahrt des Herrn nach Jerusalem gekommen seien, so hat er den Mund, wie er nicht selten thut, etwas vollgenommen und recht daran gethan, wenn er der Aufzählung dieser Männer mit einem: es würde zu weit führen,

aus dem Wege geht. Anders ist es im 4. Jahrhundert geworden. Wie dieses Jahrhundert uns in der Theologie und den mancherlei Glaubensbekenntnissen einzelner Kirchenlehrer und der Gesammtheit der Kirche den ungeheuren Umschwung vor Augen führt, den das ursprüngliche Christenthum auf dem Gebiet der Lehre durchgemacht hat, so auch für die Wandlungen im kirchlichen Leben. Creaturvergötterung, um es mit einem Worte zu bezeichnen, ist es was in die Kirche einzieht und sich ganz vornehmlich in der erschreckend zunehmenden Heiligen- und Reliquienverehrung äußert. Solche Creaturvergötterung und daneben der Zug nach dem mönchischen Leben, sei es allein oder in der Gemeinschaft mit Anderen, hat auch den Wandertrieb nach den heiligen Stätten lebendiger gemacht, zum Theil hervorgerufen. Dieser Trieb ist schon im 4. Jahrhundert zur krankhaften Sucht geworden, und einsichtige Kirchenlehrer haben ernsthaft davor gewarnt. Gregor von Nyssa, dem auch die Gefahren und Versuchungen nicht unbekannt waren, die besonders für Frauen mit solchen Reisen verbunden waren, hat doch vornehmlich den grundsätzlichen Gesichtspunkt geltend gemacht, daß man Gott ebenso gut wo anders als grade in Jerusalem verehren könne; und selbst Hieronymus hat in guter Stunde den Ausspruch gethan: „Es kommt nichts darauf an, ob du in Jerusalem bist, sondern wie du in Jerusalem bist, du kannst selig werden in Gallien wie in Palästina." Aber grade der Eifer und die vielen Worte, mit denen Gregor seine Sache vertheidigt, eine Sache, die uns so selbstverständlich scheint, weisen darauf hin, daß man eben die Seligkeit in höherem Maße verbürgt glaubte, wenn einer in Jerusalem anzubeten Gelegenheit gefunden hatte. Hieronymus, der die frommen Frauen, die sich um ihn sammelten und die an seinen schönrednerischen Lippen hingen, veranlaßte das geräuschvolle Stadtleben zu Rom mit der Stille der Mönchsgemeinschaften in Palästina zu vertauschen, hat oft genug deutlich bewiesen, wie wenig Verständniß er für seinen eigenen, eben angeführten Satz besaß. Der große Brief, den er seinen Freundinnen Paula und Eustochium dictirt hat, um Marcella, ihre geistige Mutter und Lehrerin zu bewegen ihnen nach Palästina zu folgen, giebt dafür genug Belege. Zwar ist es auch hier interessant zu sehen, wie der Heilige mit allem Aufwand seiner an den alten Rhetoren geschulten Beredsamkeit den Einwand zu widerlegen sucht, daß an dem Lande, wo der Herr gemartert ward, kein Segen haften könne, wie er die Schriftstellen zusammensucht, durch die die Gegner widerlegt werden, und sich auf das Wort des Psalmisten beruft, der da befiehlt, an der Stätte anzubeten, wo des Herrn Füße standen (Ps. 131, 7). Aber er spricht

gewiß nicht nur im Ton der tiefsten eigenen Ueberzeugung, sondern auch im Sinne gar vieler seiner Zeitgenossen, wenn er mit dem Hinweis darauf, daß man Griechisch nicht lernen könne, ohne zu Athen, Lateinisch nicht, ohne zu Rom gewesen zu sein, behauptet: „Wie sollen wir glauben, daß Jemand ohne dieses unser Athen das Ziel seiner Bestrebungen erreicht habe?" Und nun folgt der pompöse Ausruf: „Wer nur in Gallien die erste Rolle spielt, eilt hierher. Der vom Festlande unseres Erdkreises getrennte Britanne, wenn er was von Religion versteht, verläßt das Abendland und sucht die Stätte auf, die er bisher nur aus der heiligen Schrift kannte. Was soll ich die Armenier aufzählen, die Perser, Inder und Aethiopen, was braucht es den Hinweis auf das mönchtragende Aegypten, auf Pontus, Cappadocien, Syrien und Mesopotamien, auf das ganze Morgenland? Sie Alle eilen hierher nach dem Worte des Heilands: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier", sie Alle stellen uns Muster verschiedenartiger Tugenden vor Augen. Ihre Sprache ist ungleich, aber sie Alle beseelt die gleiche Ehrfurcht vor dem Heiligen" (religio).

Vor einigen Jahren (1887) wurde aus einer Handschrift in Arezzo eine Reisebeschreibung veröffentlicht, der wir viele interessante Mittheilungen über das Wallfahrtswesen jener Zeit und über den jerusalemischen Gottesdienst verdanken, und von der nähere Kenntniß zu nehmen sich wohl der Mühe lohnt*). Der Herausgeber hat auf Grund einiger Andeutungen des Schriftchens selbst den sicheren Nachweis geführt, daß es sich darin um eine Reise in's Morgenland handelt, die unter der Regierung Theodosius des Großen zwischen 380—385 von einer angesehenen Dame aus Südgallien unternommen wurde. Da sich die Reisende, wenigstens in dem uns erhaltenen Theile ihres Werkes, nicht nennt, so war Gamurrini auf's Rathen angewiesen und hat wahrscheinlich zu machen gesucht, daß wir in der Reisenden Silvia, angeblich die Schwester jenes Rufinus zu sehen haben, der schon unter Theodosius eine angesehene Stellung einnahm und später als Vormund und Minister des Kaisers Arcadius im Osten des Reiches durch seine geizige und grausame Verwaltung allgemeinen Haß erweckte. Wäre diese Vermuthung richtig, so müßten wir zwar große Hochachtung vor der Enthaltsamkeit, nicht aber vor der Reinlichkeit unserer Reisenden haben. Denn in der Historia Lausiaca, einer der zahlreichen, allerdings recht unglaubwürdigen Mönchsgeschichten jener Zeit, heißt es von Silvia: sie habe einem kranken Diacon, der, um die Gluth des Fiebers zu

*) S. Silviae Aquitanae peregrinatio ad loca sancta ex codice Arretino edid. J. F. Gamurrini. Romae 1887. Editio minor 1888.

dämpfen, sich in's kalte Wasser gestürzt hatte, erzürnt zugerufen „Sieh, ich bin nun 60 Jahre alt; außer meinen Fingerspitzen, und das der Communion wegen, hat keines meiner Glieder je das Wasser berührt, auch nicht wenn ich krank war; und wenn mich die Aerzte zwingen wollten, habe ich doch nicht nachgegeben und überhaupt meinem Fleische nichts gegönnt, weder die Ruhe des Bettes noch die Bequemlichkeit einer Sänfte.“ In unserem Buche findet sich doch nichts, das bei der Reisenden auf derlei Ausschweifungen schließen ließe — sie reist im Gegentheil mit mancher Bequemlichkeit, und aus diesem wie aus anderen Gründen scheint mir die Identificirung zweifelhaft — wohl aber erhalten wir einen hohen Begriff von der Ausdauer, mit der sie sich den mancherlei Strapatzen einer zum Theil jedenfalls sehr anstrengenden Reise unterzogen hat, daneben auch von ihrer Wißbegierde, die durchaus nicht immer als bloße Neugier gelten darf, von der Schnelligkeit, mit der sie das Gesehene erfaßt, wie endlich von der Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der sie es niedergezeichnet hat.

Silvia — so wollen wir die Reisende der Einfachheit halber nennen — giebt ihren „Schwestern“ daheim, d. h. wohl den Nonnen ihres Klosters, eine eingehende Beschreibung der großen Orientreise, die sie in den verflossenen drei Jahren gemacht hat. Sie ist von Gallien nach Constantinopel und von dort durch Kleinasien nach Jerusalem gereist, welche Stadt sie sich zum Standquartier für eine Reihe von größeren und kleineren Ausflügen wählte. Zuerst hat sie Betlehem besucht und dort an den Gräbern Davids und Salomos und in der Kapelle der Hirten andächtig verweilt. Dann nach Hebron und die durch die Patriarchengeschichte geheiligten Oertlichkeiten. Ganz Palästina hat sie bereist und alles aufgesucht, wo eine treue Erinnerung aus der Schrift Alten oder Neuen Testaments sie fesseln konnte. Nach Befriedigung dieser ihrer Sehnsucht hat sie ihre Schritte Aegypten und der Thebais zugewandt, auch hier die gleichen Zwecke verfolgend. Wieder nach Jerusalem zurückgekehrt, vermag sie doch nicht lange still zu sitzen. Die Sehnsucht treibt sie, den Sinai zu sehen und die Stätten aufzusuchen, denen der Name Mosis den hellen Glanz verleiht. Bei dieser Reise setzt der uns erhaltene Theil des Werkchens ein, während wir die Kunde des Bisherigen nur einem magren Auszug verdanken, den ein Mönch von Monte Cassino, Petrus Diaconus, im 13. Jahrhundert angefertigt hat*).

Was wir nun erfahren zeigt, daß unsrer Pilgerin zwar die Be-

---

*) Von Gamurrini gleichfalls abgedruckt.

friedigung ihrer frommen Sehnsucht in erster Linie stand, daß sie dabei aber doch das Auge offen gehalten hat für ihre Umgebung und es der Mühe werth fand, ihre „Schwestern“ darüber zu unterrichten. Sie hat die Oertlichkeit genau beschrieben, und ihre Schilderung wird sicher von großem Interesse sein für diejenigen, welche sich mit der Topographie des heiligen Berges beschäftigen. Sie hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Gebirge nach allen Richtungen zu durchstreifen, um nichts Wichtiges ungesehen zu lassen. Sie betont, daß es eine beschwerliche Fußwanderung gewesen sei: nicht langsam, oder „wie wir zu sagen pflegen in Schneckenwindungen“ (in cochleas) sei es bergan gegangen, als sie den höchsten Gipfel erstieg, den eigentlich von ihr so genannten Berg Sinai, sondern auf dem graden Wege habe sie hinanklimmen müssen, und nur ihr Herzenswunsch und Gottes Beistand habe sie die Anstrengung aushalten lassen. Die Mönche, die das Gebirge verstreut bewohnen, sind ihre Führer. Daneben wird sie, wie wir nach einer späteren Stelle einnehmen dürfen, von Militär begleitet. Die Gastfreundschaft der Mönche weiß sie öfters zu rühmen: sie erzählt, daß der Presbyter der Kapelle, die sich oben auf dem Gipfel erhebt, ihr Früchte gereicht habe, und macht dazu die Bemerkung, daß die Mönche in der Nähe ihrer kleinen Einsiedeleien sich Bäume gepflanzt und Obstgärtchen angelegt haben, natürlich nicht auf der Höhe des Bergs, denn der ist durchweg steinig, sondern unten am Fuß des letzten Gipfels, auf dem Hochplateau, wo ein kleines Rinnsel der Erde Fruchtbarkeit verleiht. Oben auf dem Gipfel hat Silvia Rundschau gehalten; sie ist überrascht von dem Anblick, der sich ihr bietet: bis nach Aegypten und Palästina glaubt sie zu schauen und sieht unter sich das rothe Meer; der Gipfel selbst erscheint in so gewaltiger Höhe, daß alle andren ringsum wie Hügelchen verschwinden. Die zuvorkommenden Mönche sind alles zu zeigen bereit; vornehmlich den Dornbusch, aus dem Gott im Feuer zu Moses redete, „der noch heute grünt und Triebe hervorbringt“. Aber auch die Stätte, wo Gott sprach: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land“, und all die Stellen, wo sich Israel aufhielt, während Moses bei Gott weilte. Alles ist diesen Mönchen bekannt: sie kennen den Felsen, aus dem Moses das Wasser schlug, die Stelle, wo es Manna regnete und wo die Wachteln erschienen, wo Moses das Feuer löschte. Und nirgends versäumt unsere Pilgerin die Schrift aufzuschlagen und di[illegible] [illegible]nlesen, die sich hier abgespielt haben, mit Dank [illegible] Lobpreisung seiner Wunderthaten, in ganz ge[illegible] sie als stets beobachtet hervorhebt: erst Gebet,

dann die Lection, dann ein passender Psalm, und wieder ein Gebet. Der Rückmarsch geht am Meeresstrand entlang. Das Phänomen von Ebbe und Fluth erregt ihr höchstes Interesse, sie beschreibt die Zeichen, welche die Faraniten zur Kennzeichnung des Wegs errichtet haben und ist erstaunt über die Sicherheit, mit der die Kameele auch nachts diese Zeichen zu beachten pflegen. Ramesse im Lande Gosen ist nur noch ein Marktflecken, aber die großen Ruinen weisen auch jetzt noch auf seine einstige Größe hin. Hier weist man ihrer Leichtgläubigkeit die angeblichen Statuen von Moses und Aaron vor, aus einem Stein gehauen und sehr wahrscheinlich nur das Bildniß irgend eines ägyptischen Königs mit dem Osiris. Auch eine Sycomore wird ihr gezeigt, die noch von den Patriarchen gepflanzt sein soll, und deren kümmerliche Ueberreste ihr als ein willkommenes Zeichen der Echtheit erscheinen; beiläufig erfahren wir, daß man auch damals schon sich gern ein Andenken vom Heiligthum mitnahm, denn: „Wer irgend konnte, nahm sich von diesem Baum ein Zweiglein mit, das ihm zu Nutzen gereichte". So erzählte wenigstens der Bischof von Arabia, einer nahe bei Ramesse gelegenen Ortschaft. Hier hat Silvia ihre Begleitmannschaft entlassen: durch Gosen hindurch führten nun sichere Straßen, wo sie die Bedeckung nicht zu benöthigen glaubte. Der Weg nach Tanis, der Geburtsstadt Mosis, erscheint ihr als der schönste, den sie je gemacht: er führt sie an Weinbergen und Balsampflanzungen vorbei, reiche Obstgärten, wohlbestellte Aecker liegen an den Seiten, und besonders der Weg am fruchtbaren Nilarm erregt ihr Entzücken, zumal in dem Gedanken, daß einst die Kinder Israel hier ihre Güter besessen haben. Von Tanis geht es dann über Pelusium nach Jerusalem zurück.

Doch die Ruhelose hält es nicht lange. Sehr bald bricht sie wieder auf, um den Berg Nebo zu besteigen. Auch diese Tour wird mit großer Ausführlichkeit beschrieben: wir folgen der Reisenden zunächst bei einem bequemen Eselritt, den doch beim letzten Theil des Weges die beschwerliche Fußwanderung wieder ablöst. Aber die Mühe wird auch belohnt. Schon auf dem Wege trifft Silvia auf ein köstliches Wasser und erhält auf ihr Befragen die Antwort, daß es das Wasser ist, aus dem Moses die Kinder Israel in dieser Wüste gespeist hat. Und gar oben auf dem Gipfel erwartet sie das größte Wunder. In dem Kirchlein, das dort steht, unter der Kanzel, liegt etwas erhöht ein Stein, ungefähr von der Größe eines Grabsteins. Es ist nichts Geringeres als das Grab Mosis, das hier gezeigt wird; freilich kein Mensch war dabei, als er begraben ward, aber Engel haben ihn hier beigesetzt. So haben's die jetzigen Mönche von den früheren gehört,

und diese wieder von anderen, so daß eine lange Traditionskette für die Wahrheit der Angabe spricht. Vom Gipfel des Berges aus wird wieder eine Umschau gehalten, und der gut unterrichtete Presbyter der Kapelle weiß alles zu erklären. In der Ferne sieht man Segor, die einzige von den fünf sodomitischen Städten, die noch übrig ist. Die Salzsäule, in die Lots Weib verwandelt wurde, ist freilich nicht mehr zu sehen; das todte Meer hat sie verschlungen. Silvia sieht sich genöthigt ausdrücklich zu betonen: „Den Platz haben wir gesehen, aber keine Säule, und so kann ich euch über diese Sache nicht falsch berichten." Vielleicht denkt sie daran, mit welcher Theilnahme die „Schwestern" die Nachricht von dem Vorhandensein der Säule gelesen haben würden, aber das kann sie nicht bewegen, ihrem Bericht etwas hinzuzusetzen. Was hätte sie vielleicht darum gegeben, hätte man ihr die Salzsäule zeigen können!

Wieder in Jerusalem, entschließt sie sich auf die Vorstellung einer Anzahl Mönche hin, die eben von dort zurückgekommen waren, die Grabstätte Hiobs zu besuchen, eine weite Reise von acht Tagemärschen. Aber wie reich ist die Ausbeute an „historischen" Erinnerungen! Den Jordan aufwärts kommt man zunächst nach Sedima, dem früheren Salem, und die geheimnißvolle Gestalt Melchisedechs taucht vor den Blicken auf. Kann man doch den Ort noch sehen, wo dieser Gott das reine Opfer, d. i. Brod und Wein, darbrachte, auch die Ruinen seines Königsschlosses, und die Stelle, wo ihm Abraham begegnete. Aber, was interessanter ist als alles, Silvia erinnert sich, daß im Johannes-Evangelium geschrieben steht: „Johannes taufte zu Enon, nahe bei Salim" (Joh. 3, 25). Den Ort muß sie sehen, und der Presbyter, der ihr die andren Sehenswürdigkeiten gezeigt hat, ist bereit sie zu dem nur zweihundert Schritte entfernten Quell hinzuführen: der sprudelt in einem sehr schönen Obstgarten, und vor ihm breitet sich ein kleiner Teich aus, derselbe Teich, in dem Johannes getauft hat und in dem noch immer getauft wird. Weiter aufwärts den Fluß passirt die kleine Karawane den Ort, wo die Höhle des Elias gezeigt wird; auch den Bach Crith, aus dem der Prophet während der Theuerung trank und wo ihn die Raben speisten. Hier fehlt ein Blatt der Handschrift, und vom Grabe Hiobs erfahren wir nur aus dem Munde vielleicht des dort ansässigen Eremiten die Geschichte seiner Auffindung. Einem Mönche war im Traum die Stätte offenbart worden; man gräbt nach und stößt auf eine Höhle, der man etwa 100 Schritte folgt, bis auf abermaliges Graben ein Stein mit der Inschrift Hiob auftaucht. Ueber diesem Steine ward eine Kapelle errichtet, und der Leichnam

des heiligen Mannes liegt unter dem Altar, dem gewöhnlichen Platz dieser Art Reliquien, verborgen.

Nun macht sich Silvia — drei Jahre sind inzwischen verstrichen — auf den Heimweg, doch nicht ohne interessante Abstecher zu machen. Nach Edessa treibt sie zunächst der Wunsch, an der Stelle der Marterung des h. Thomas anzubeten, aber auch den Ort kennen zu lernen, an dem jener Abgar lebte, den Christus eines Briefwechsels gewürdigt hat. Wir erhalten eine eingehende Erzählung der Legende, daß die Perser von den Mauern Edessas durch Vorzeigung jenes Briefes Christi, der als Stadttalisman galt, zurückgeschreckt worden seien; die Pilgerin läßt sich eine Abschrift des Briefwechsels mitgeben und verfehlt nicht zu bemerken, daß das edessenische Exemplar reichhaltiger sei als die in ihrem Vaterlande bekannte Recension, eine Nachricht, die für die kritische Geschichte dieser Legende von Wichtigkeit ist. Charrae ist der äußerste Punkt, zu dem Silvia nun noch vordringt. Dort wird das Haus Abrahams gezeigt, das er bewohnte, bevor das Wort des Herrn an ihn erging nach Aegypten auszuwandern. An dieser Stelle wird jetzt das Andenken des h. Helpidius gefeiert, der in so hohem Ansehen steht, daß zu seinem Feste am 22. April alle, auch die sonst stets in der Einsamkeit verharrenden Einsiedler herbeieilen*). Die übrigen heiligen Orte der Urgeschichte zu besuchen bleibt unserer Pilgerin versagt: denn Chaldäa war damals, wie ihr der Bischof mittheilt, nicht im Besitz der Römer. Der Rückweg nach Constantinopel, von wo der Bericht abgesendet ist, wird wieder durch die Städte Kleinasiens genommen. Zu Seleucia in Isaurien trifft Silvia eine gute Bekannte aus Jerusalem, die Marthana, Vorsteherin eines Klosters der „Enthaltsamen"**), die sie freudig aufnimmt. Dort zu Seleucia haben sie auch die Geschichte der h. Thecla gelesen, die hier hohe Verehrung genießt.

Die naive Art und Weise, mit der dieser einfache Reisebericht abgefaßt ist, die Treuherzigkeit und leichtgläubige Einfalt, die daraus spricht, hat etwas ungemein Anziehendes und Gewinnendes. „Neugierig wie ich einmal bin (ut sum satis curiosa), fragte ich auch hiernach" ist eine Wendung, die Silvia selbst gebraucht und die sie kennzeichnet. Sie plaudert in dem „unverbildeten Vulgärlatein ihrer Heimath" (Usener), ohne an Wiederholungen Anstoß zu nehmen und mit sichtlicher Behag-

*) Von einem Märtyrer dieses Namens ist jetzt nichts mehr bekannt.

**) Diese „Enthaltsamen", Apotactitae, verzichteten gänzlich auf den Genuß von Fleisch und Wein. Zu den Manichäern gerechnet, wurden sie 381 und 383 durch Edicte des Theodosius für Ketzer erklärt.

lichkeit, in dem brennenden Wunsch, den „Schwestern“ daheim alles haarklein mitzutheilen, was sie erlebt hat. Schon darum verdient dieser Bericht die Beachtung, die wir ihm haben zu Theil werden lassen, ganz abgesehen von den mancherlei Notizen, die wir ihm entnehmen können. Wir bedauern sehr, daß uns die genaue Beschreibung gerade der palästinensischen Oertlichkeiten verloren gegangen ist*). Doch haben wir dafür einen Ersatz, der uns den Verlust verschmerzen läßt.

Am Schlusse nämlich ihres Reiseberichtes leitet Silvia mit einem: „Ihr Lieben (affectio vestra) möchtet gewiß gerne erfahren, welcher Art der Gottesdienst ist, der an den heiligen Stätten gehalten wird“, zu einem neuen Theile über, der uns interessante Aufschlüsse über den jerusalemischen Kultus dieser Zeit gebracht hat, interessant besonders deshalb, weil Silvias Bericht die einzige Urkunde ist, die sich über den Gottesdienst, zumal den Festgottesdienst, an einer katholischen Kirche im 4. Jahrhundert eingehend verbreitet.

Von den hohen Festen des Kirchenjahrs feierte die jerusalemische Kirche um das Jahr 380 die folgenden: Epiphanien, Darstellung Christi im Tempel (Reinigung Mariä), Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten. Dabei ist für die Kultusgeschichte zunächst von Interesse, daß man zu Jerusalem um diese Zeit zwischen dem Weihnachtsfest und Epiphanien noch nicht unterschieden hat. Man hat vielmehr die Geburt des Herrn, entsprechend dem Brauch der Kirche in früherer Zeit, an letzterem Tage, dem 6. Januar gefeiert. Während das Weihnachtsfest zu Rom unter Bischof Liberius bereits 354 am 25. December begangen wurde, während schon 379 die kleine orthodoxe Gemeinde von Constantinopel unter Leitung Gregors von Nazianz dieses Datum annahm und Antiochien unter Chrysostomus 388 ihrem Beispiel gefolgt ist, hat Jerusalem wohl erst um die Mitte des 5. Jahrhunderts unter Bischof Juvenal dem alten Brauch entsagt, als die letzte der großen Kirchen der Christenheit**). Dem entspricht nun, daß das Fest der Darstellung Jesu im Tempel als Quadragesima der Epiphanie, also am 40. Tage nach dem Geburtsfeste, dem 14. Februar, gefeiert wurde. Uebrigens steht die Feier dieses Tages für jene Zeit in der Kirche noch einzig da; sie hat sich nur langsam durchgesetzt und ist z. B. in Constantinopel erst unter Justinian 542 begangen worden. In Jerusalem muß es sich

*) Berichte hierüber aus dieser und etwas späterer Zeit gesammelt in: Tobler, Itinera Hierosolymitana I. Genf. 1879.

**) Hierzu und auch zum Folgenden vgl. die vortrefflichen Auseinandersetzungen über das Weihnachtsfest in Useners Religionsgeschichtlichen Untersuchungen (Bonn 1889) im 3. Capitel und dazu den Aufsatz von Prof. Weizsäcker in dieser Zeitschrift Bd. 64.

nach der Beschreibung der Silvia schon damals um ein hohes Fest gehandelt haben, dessen Tradition weit in die Vergangenheit zurückzureichen scheint. Der Osterzeit ging nach abendländischem Brauch ein 40tägiges **Fasten** (Quadragesimalfasten) vorauf. Silvia giebt dagegen diese Fastenzeit für Jerusalem auf acht Wochen an. Der Unterschied erklärt sich, wie sie hinzufügt, daraus, daß man im Morgenland am Samstag und Sonntag nicht fastet, so daß also auch hier nur 40 Fasttage bleiben, genauer 41, denn der letzte Samstag, der Charsamstag gilt als Fasttag. Für eine besondere Feier des **Palmsonntags** bringt Silvia ein willkommenes Zeugniß; sie war bisher nur aus zwei Homilien des Epiphanius von Salamis für diese Zeit bekannt und ist für das Abendland erst vom 7. Jahrhundert ab nachweisbar. Der Gottesdienst an diesen Festtagen wird je nach der Eigenart des Festes in den verschiedenen Kirchen der Stadt und Umgegend gehalten, meist in den drei Hauptkirchen der inneren Stadt, d. h. der Kirche des h. Grabes (Auferstehungskirche, Anastase), des Kreuzes (Crux) und der großen Kirche auf Golgatha (Martyrium, an der Stelle der Kreuzesfindung), alle drei dicht neben einander gelegen, aber, wie es scheint, damals noch nicht in der Weise wie heute, wo der ursprüngliche Bauplan durch ein Heer von kleinen Kapellen ganz verwischt ist, zu einem Ganzen verbunden. Dazu kommen die Kirche auf dem Sion, die beiden Kirchen auf dem Oelberg und die in Betlehem von Constantin über der Höhle errichtete, in welche die Legende die Geburt des Herrn verlegt hat.

Von besonderer Bedeutung sind unter den Festen **Epiphanien** und Ostern. Leider ist, durch Wegfall eines Blattes der Handschrift, der Anfang der Beschreibung des Geburtsfestes des Heilandes uns verloren gegangen. Doch läßt sich aus dem Erhaltenen noch erkennen. daß am Vorabend des Geburtstages der Bischof mit allen Geistlichen, Mönchen und vielen Laien nach Betlehem hinauszog, um dort in der Geburtshöhle in feierlichem Gottesdienst die Nacht zu verbringen. Doch machte man sich lange vor Tagesanbruch wieder auf und ging langsamen Schrittes zur Stadt zurück, denn noch vor dem ersten Hahnenschrei galt es in der Auferstehungskirche zu sein, um den Tag des Herrn mit Gebet, Gesang und Segen zu begrüßen. Dann gab es eine kurze Rast für alle mit Ausnahme der Mönche; aber schon mit der zweiten Tagesstunde, also etwa um 8 Uhr, begann der eigentliche Gottesdienst in der großen Kirche auf Golgatha, der nun durch vier Stunden die Gemeinde zusammenhielt, bis endlich ungefähr um Mittag. wiederum in der Auferstehungskirche, das Volk entlassen wurde. Gegen Abend fand dann in der Auferstehungs- und Kreuzeskirche noch ein

„Lichtergottesdienst“, also eine Vesper statt. In dieser Weise wurde das Fest volle acht Tage hindurch gefeiert, den einen Tag in dieser, den anderen in einer anderen Kirche; den Ort verkündete der Archidiacon jeweils für den folgenden Tag.

Noch größer und jedenfalls noch anstrengender waren die Feierlichkeiten in den Osterwochen. Schon die vorangehende Fastenzeit stellte große Anforderungen. Zwar bemerkt die Pilgerin ausdrücklich, daß Niemand gezwungen werde, in dieser Beziehung mehr zu thun als er vermöge; auch erwachse dem, der das Höchste leiste, daraus kein besonderer Ruhm, und wer zurückbleibe, werde nicht getadelt. Immerhin gab es Leute, die nach dem Mittagessen am Sonntag nichts wieder zu sich nahmen bis nach der Communion am Samstag, sogenannte Hebdomadarii, „Wochenfaster“. Andere fasten die halbe Woche, wieder andere zwei Tage durch, und es wird auch gestattet, jeden Abend Nahrung zu sich zu nehmen. Das ist freilich das Aeußerste. Für die Charwoche giebt die evangelische Geschichte die Oertlichkeiten, an denen der Gottesdienst gehalten wird, an die Hand. Die Nacht von Gründonnerstag auf Charfreitag wird auf dem Oelberg verbracht. Noch vor Morgen zieht man — selbst die kleinen Kinder werden mitgenommen — nach Gethsemane; und in aller Frühe, „zu der Stunde, wo man sich zu erkennen anfängt“, begiebt sich der Zug nach der Kreuzeskirche zurück. Alles nimmt an dieser Procession Theil; hochgestellte und einfache Leute, Reiche und Arme, auch entzieht sich Niemand der vorangegangenen Vigilie. In der Kreuzkirche hält zunächst der Bischof eine kurze ermahnende Ansprache als Vorbereitung auf die Hauptfeierlichkeit des Tages, die Anbetung des Kreuzes [adoratio crucis], die etwa von 8 Uhr ab stattfindet. Vorher ist Ruhe, doch lassen sich's Viele nicht nehmen, zur Kirche auf Sion hinaufzusteigen, um an der Säule anzubeten, an die der Herr zur Geißelung gebunden ward. Nun kommt die Hauptfeier. Vor dem Bischof, der auf seiner Kathedra sitzt, wird ein mit weißem Leinen gedeckter Tisch aufgestellt, darauf ein vergoldeter Silberschrein, der das heilige Kreuz enthält. Das wird herausgenommen, und der Bischof faßt es an den Enden, Diaconen umgeben ihn als Wächter: denn es ist vorgekommen, daß Jemand ein Stück aus dem Kreuze herausbiß und damit entwischte*). Einer nach dem Anderen tritt andächtig hinzu, küßt das Kreuz und geht vorüber, Niemand darf es berühren. Darüber ist der Mittag herangekommen, aber noch

*) Davon weiß auch Procop in seiner Geschichte des persischen Krieges (6. Jahrh.) zu erzählen: ein Syrer habe ein Stück des h. Kreuzes gestohlen, das nun zu Achanea hoch verehrt werde.

bis weit in den Nachmittag hinein werden die Gebete, Lesungen und Predigten fortgesetzt, erst gegen Abend wird das Volk entlassen. Von der Fußwaschung am Gründonnerstag findet sich noch keine Spur. Ueber die Feier des Ostersonntags schweigt die Pilgerin bis auf einige kurze Notizen, so z. B. daß der Bischof an diesem Tage zweimal Messe hält; sie hat im Uebrigen nichts gefunden, was von der abendländischen Sitte abweicht. Himmelfahrt ward auffallender Weise nicht auf dem Oelberg, sondern zu Betlehem gefeiert, so daß man das irdische Leben des Herrn feiernd da beschloß, wo es begonnen hatte. Lang ausgedehnt war die kirchliche Feier des Pfingstsonntags, die vom frühen Morgen bis um Mitternacht Klerus und Gemeinde in Bewegung hielt.

Wir gewinnen aus diesen und ähnlichen Schilderungen unserer Reisenden den Eindruck, daß es damals schon war wie es heutzutage in einer großen katholischen Kirche bei hohen Festen hergeht. Der Klerus ist in fortwährender Thätigkeit und Bewegung; auch das Predigen scheint ihn viel in Anspruch genommen zu haben. Amüsant ist, mit welchem Nachdruck Silvia mehrmals darauf hinweist, daß Lesungen und Predigten, ganz besonders aber auch die Psalmen stets dem Tage und Orte der Feier angepaßt worden seien; sie scheint das von Hause aus durchaus nicht gewohnt gewesen zu sein. Ueber die Theilnahme der Gemeinde am Gottesdienst erfahren wir genug, um den Eindruck zu erhalten, daß sie recht rege war. Freilich wird nicht alles buchstäblich zu nehmen sein. Damals wie heute wird die Menge ab- und zugegangen sein. Daß aber auch auf die dauernde Theilnahme der Einzelnen gerechnet wurde, zeigt sich aus der wiederholten Angabe, daß zu gewissen Zeiten kleine Pausen eintraten, in denen der Gemeinde Zeit zum Ausruhen gegeben wurde, und wenigstens Silvia hat sich die Anstrengung nicht verdrießen lassen alles mitzumachen. Daß Scenen von Lärm und Prügelei vorgekommen seien, wie sie von den heutigen Reisenden gemeldet werden, dürfen wir nicht annehmen; die offenbar sehr ernsthafte Silvia würde nicht verfehlt haben dergleichen anzumerken. Aber die orientalische Erregbarkeit der Gemeinde schimmert aus ihrem Berichte öfter hindurch. Mehrmals erzählt sie von lautem Schluchzen und Weinen, in das die Menge bei Verlesung der Leidensgeschichte oder sonstiger ergreifender Stellen der Evangelien ausgebrochen sei, aber auch von dem lauten Beifallsklatschen, das die Auslegung des Bischofs unterbricht und noch außerhalb der Kirche hörbar ist.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die begeisterte Beschreibung, die Eusebius im Leben Constantins von der Pracht und dem Glanze der großen Constantinischen Kirche entwirft, bei unserer Pilgerin eine

willkommene Bestätigung findet. Sie ist wie geblendet von allem was sie zu sehen bekommt. Man merkt es ihrer Beschreibung an, wie sie davon ergriffen war: „Den Schmuck der Kirchen an diesem Tage (sie spricht von der Geburtsfeier), sei es in der Auferstehungs- oder Kreuzes-kirche, oder auch in Betlehem zu beschreiben, würde überflüssig sein. Außer Gold, Edelsteinen und Seide sieht man nichts: Decken und Vorhänge sind ganz von golddurchwirkter Seide, alle Kirchengeräthe von Gold und mit Edelsteinen bedeckt. Wer zählt all die lichtaus-gießenden Candelaber, Kerzen und Lampen, wer vermag ihre Fülle zu nennen? Ich habe keine Worte, um den reichen Schmuck des Bau-werks selbst zu beschreiben, das Constantin unter Theilnahme seiner Mutter, mit allen Mitteln seines Schatzes, mit Gold, Mosaiken und köst-lichem Marmor belud!"

Zum Schluß noch ein Wort über das, was die Pilgerin uns über Taufe und Taufunterricht zu Jerusalem mitzutheilen weiß. Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß wir grade für den jerusalemi-schen Unterricht die Katechesen besitzen, die der Bischof Cyrill als Pres-byter in den Jahren 347 und 348 gehalten hat und daß eben dieser Cyrill zur Zeit der Reise der Silvia aller Wahrscheinlichkeit nach noch Bischof war, da er nach gemeiner Annahme erst 386 gestorben ist. Was uns Silvia erzählt, giebt uns die Möglichkeit uns in die Situation hineinzuversetzen, in der jene Katechesen gehalten wurden. Haupttauftag ist der Charsamstag, die Vorbereitung auf die Taufe währt die ganze Fastenzeit hindurch. Wer die Taufe wünschte, hatte sich bei Beginn der Fastenzeit zu melden, und der dazu beauftragte Presbyter notirt die Namen. Am ersten Tage der Fasten wird dann für den Bischof mitten in der großen Kirche auf Golgatha (Martyrium) eine Kathedra errichtet, die Presbyter setzen sich um ihn her, der übrige Klerus steht. Nun werden die „Competenten" einer nach dem andern herangeführt. Bei Jedem fragt der Bischof die Nachbarn nach seinem Leumund, ob er ein nüchterner und kein eitler Mensch sei u. a. m., und wird er befriedigend berichtet, so notirt er den Namen eigenhändig unter die Aufzunehmenden. Wer schlecht besteht, wird zurückgewiesen: „Gehe hinaus und bessere dich; hast du das gethan, so magst du dich auf's neue zum Bade melden." Das geschieht bei Männern und Frauen, und ein Fremdling, dem die Zeugen fehlen, hat es nicht leicht zugelassen zu werden. Während der Vorbereitungszeit werden die Com-petenten täglich in der Frühe von den Klerikern exorcisirt; dann ver-sammeln sich Alle um den Bischof, der nun den Unterricht beginnt. Der ist öffentlich, wer da will aus der Gemeinde mag zuhören, freilich

nur die bereits Getauften; den Katechumenen, d. h. denen, die noch nicht zur Taufe vorgemerkt sind, ist der Zutritt versagt.

Der täglich dreistündige Unterricht besteht zunächst in einer Erklärung der heiligen Schriften von der Genesis an, und zwar wird zuerst der buchstäbliche „fleischliche" Sinn gebracht und dieser dann in geistlichem Sinne gedeutet. Auch die Heilswahrheiten des Christenthums, insbesondere die Bedeutung der Auferstehung (des Fleisches) werden auseinandergesetzt. Erst nach der fünften Woche empfangen die Competenten das Glaubensbekenntniß, d. h. es wird ihnen vorgesagt zum Auswendiglernen — denn die Sitte der alten Kirche verbot die schriftliche Fixirung — und erklärt. So geht es die ersten sieben Wochen hindurch. Am Morgen des Palmsonntags nahm der Bischof auf einer Kathedra Platz, die ihm in der Apsis der Martyriumskirche errichtet wurde, und nun mußten Alle, Männer und Weiber, geleitet von ihren Vätern und Müttern — worunter gewiß auch die Taufpathen zu verstehen sind als die geistlichen Eltern — herantreten, um das Glaubensbekenntniß herzusagen. Daran schloß sich eine Ansprache des Bischofs: „Sieben Wochen hindurch seid ihr nun das Gesetz der Schrift gelehrt worden; auch von den Glaubenswahrheiten hat man euch erzählt, soweit ihr als Katechumenen sie verstehen könnt. Die tieferen Wahrheiten, die Geheimnisse der Taufe werdet ihr erst erfahren, wenn ihr im Namen Gottes getauft seid: in der Osterwoche sollt ihr sie in der Auferstehungskirche hören." Damit wird auf denselben Unterschied hingewiesen, den auch Cyrill macht, wenn er von den vorbereitenden zu den mystagogischen an die Neugetauften gerichteten Katechesen mit diesen, übrigens etwas weitschweifigen Worten überleitet: „Schon lange wünschte ich, o ihr ächten und vielgeliebten Kinder der Kirche, von diesen geistigen und himmlischen Geheimnissen zu euch zu reden. Allein, weil ich wohl wußte, daß das Gesicht weit zuverlässiger sei als das Gehör, so wartete ich die gegenwärtige Zeit ab, um euch, da ihr nun in Folge eurer eigenen Erfahrung für das, was ich darüber sagen werde, besser vorbereitet seid, bei der Hand zu nehmen und in die lichtreichere und wohlriechendere Wiese dieses Paradieses hineinzuführen. Insbesondere seid ihr, nachdem ihr der göttlichen und lebendigmachenden Taufe gewürdigt worden, auch für die noch göttlicheren Geheimnisse empfänglich geworden. Da wir euch demnach jetzt einen Tisch mit den vollkommeneren Lehren vorsetzen müssen, wohlan, so wollen wir euch in denselben genau unterrichten, damit ihr den Sinn und die Bedeutung jener Acte, die an euch an jenem Abende der Taufe vorgenommen sind, verstehet." Diese höhere Katechisirung findet, nach dem Bericht der Silvia, am h. Grabe

und bei verschlossenen Thüren statt. Dabei sprach der Bischof, obwohl er syrisch verstand, stets griechisch, und die Presbyter mußten seine Worte denen, die nur syrisch konnten, verdolmetschen, ebenso den lateinisch Redenden.

Leider ist uns auch dieser Abschnitt über den Gottesdienst nicht vollständig erhalten. Die Erzählung bricht ab in einer Beschreibung des jerusalemischen Kirchweihfestes, das jedes Jahr am 13. September, zugleich dem Datum der Kreuzesfindung, mit dem gleichen Pomp und dem gleichen Zulauf von nah und fern gefeiert wurde, den schon Eusebius für die eigentliche Einweihung der Kirchen vom h. Grabe und auf Golgatha durch Constantin geschildert hat. Auch jetzt kamen zu dem Feste Einsiedler und Mönche selbst aus fern gelegenen Provinzen, aus Mesopotamien, Syrien, Aegypten und der Thebais, und es galt für wenig, wenn sich nur 40 bis 50 Bischöfe zu dieser Zeit in der Stadt versammelten. Auch dieses große Fest wurde durch acht Tage hindurch gefeiert, und lautere Fröhlichkeit herrschte dann in der Gemeinde. Wahrlich, Feste hatte sie genug zu feiern, zumal wenn man bedenkt, wie viele Märtyrer- und Heiligentage ihr sonst noch Anlaß gaben, die Arbeit mit dem Lobgesang zu vertauschen!

Briefwechsel eines Theoretikers und eines Praktikers über Arbeiterorganisation und Streiks.

Der Theoretiker.

Lieber Freund!

Der Kernpunkt der Arbeiterfrage ist nach meiner Ansicht, die sich wesentlich an den Arbeiten Gustav Schmollers gebildet hat, nicht die Lohnerhöhung, sondern die Lohnsicherheit und die sociale Stellung des Arbeiters. Die Lohnerhöhung ist es nicht. Der Arbeiter legt zwar selbst meist das Hauptgewicht auf den Lohn, aber das ist kein Beweis, daß der Sitz des Uebels, an dem er leidet, wirklich an dieser Stelle zu suchen ist. Es ist notorisch, daß sich die materielle Lage des Arbeiterstandes im letzten Menschenalter sehr verbessert hat. Ein Mann, dem gewiß die besten Informationen darüber zu Gebote stehen, der Präsident des Reichsversicherungsamts Dr. Bödiker, hat ja kürzlich eine Zusammenstellung veröffentlicht, die zu dem Schluß kommt, daß der Arbeitslohn der Industrie sich in den letzten 40 Jahren verdoppelt bis verdreifacht habe, während die Preise der Lebensbedürfnisse wohl zum Theil gestiegen, zum Theil aber sogar gesunken sind. Die Arbeitszeit hat sich ebenfalls vermindert. Trotzdem ist die Unzufriedenheit größer geworden, und es ist ja auch klar, daß ein Arbeiter, selbst wenn er plötzlich 50 Pfennige oder 1 Mark mehr Tagelohn bekommt, was für ihn sehr viel ist, er darum schwerlich aufhören wird Socialdemokrat zu sein; denn sein ganzer socialer Status bleibt mit hohem oder niedrigem Lohn derselbe.

Die erste Bedingung, ihm einen andern Status zu verschaffen, war ihm einen sichern Boden unter die Füße zu geben, durch die Krankheits-, Unfall- und Invaliditätsversicherung. Denn so lange diese drei Gefahren seinen Haushalt, er mochte ihn sich noch so verständig und sparsam einrichten, in jedem Augenblick umzustürzen drohten, konnte er an die Gewinnung einer festen staatsbürgerlichen Position überhaupt nicht denken. Diese erste Schwierigkeit ist überwunden; ein festes Fundament ist gelegt.

Die Frage, die nunmehr brennend ist, ist die des Verhältnisses der Arbeiter zu den Arbeitgebern, von dem die Lohnfrage nur der Auswuchs ist. Die Einen glauben noch an das englische Ideal: große, organisirte Arbeitervereine auf der einen, Fabrikantenvereine auf der andern Seite. Es ist richtig, daß diese Organisation viel Gutes geschaffen hat, und daß durch Verhandlungen beider Theile oder durch Schiedsgerichte mancher Streit beigelegt, mancher Streik vermieden worden ist. Jedenfalls ist dieser Zustand viel besser als bei uns die vollständige Anarchie, bei der die Inscenirung und Leitung der Streiks stets den Wüstesten zufällt. Aber die Organisation der Gewerkvereine hat doch auch sehr große Mängel. Der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit wird wohl organisirt, aber dadurch auch verewigt. Das letzte, fortwährend im Hintergrund lauernde Mittel bleibt der Streik, und der Streik ist immer und unter allen Umständen ein großes wirthschaftliches und ein noch größeres ethisches Uebel. Diese großen selbständigen, der natürlichen Einwirkung der Arbeitgeber entzogenen Arbeiterorganisationen können auch einmal, wenn sie unter die Führung von Socialisten gelangen, eine große Gefahr bilden. Das Ideal nach dem man streben muß, ist eine Wirthschaftsordnung, welche den Streik möglichst vollständig ausschließt.

Schon oft vorgeschlagen ist das System der Gewinnbetheiligung der Arbeiter. Es ist auch zuweilen versucht, aber fast immer gescheitert und mit Recht. Der Zuschuß, den der Arbeiter auf diese Weise zu seinem Tagelohn erhält, ist etwas zu Unsicheres, als daß darauf ein sociales System zu gründen wäre. Die meisten Etablissements sind auch nicht in der Lage einen solchen Zuschuß mit Regelmäßigkeit zu gewähren.

Dennoch steckt ein Funke von Wahrheit in dem Gedanken. Die Wirkung des Gewinnantheils muß aber nicht in dem Geldvortheil gesucht werden, der dem Arbeiter zufällt, sondern in der Möglichkeit ihm dadurch einen andern socialen Status zu verleihen.

Ich denke mir eine Arbeiterschaft von 400 Köpfen, die in drei Klassen getheilt wird: die Korporation der Altgesellen 100 Mann; der Gesellen 200 Mann; der Lehrlinge 100 Mann.

Die Altgesellen erhalten von dem Fabrikherrn folgenden Contract.

Sie sind lebenslänglich angestellt gegen den in ihrem Fach ortsüblichen Tagelohn und scheiden nur aus

wenn sie entweder selber mit der gesetzlichen Kündigung den Dienst verlassen,

oder arbeitsunfähig werden, also durch die Invaliditätsversicherung versorgt werden,

oder bei Vergehen auf Grund eines regelmäßigen Verfahrens unter Zuziehung des Arbeiterausschusses.

Sie erhalten Gewinnbetheiligung neben ihrem gewöhnlichen Lohn.

Freiwerdende Stellen in der Corporation besetzt der Fabrikherr aus den ältesten und bewährtesten Gesellen unter Anhörung des Arbeiterausschusses.

Begründung:

Die Gewinnbetheiligung einer solchen geschlossenen Corporation ist etwas ganz anderes als die allgemeine Gewinnbetheiligung. Diese ist dem Arbeiter vielleicht oft einträglich, macht ihn aber völlig abhängig vom Fabrikanten, der ihn täglich entlassen und dadurch um den Gewinn bringen kann. Der Altgeselle, wie ich ihn vorschlage, ist unabsetzbar, wie ein Beamter, eine Eigenschaft, die man unmöglich der gesammten Arbeitermasse geben kann. Die Corporation der Altgesellen ist auf's engste mit der Fabrik verbunden; sie enthält die ältesten und tüchtigsten Arbeiter, die nunmehr das höchste Interesse haben, jede Lohnstreitigkeit durch friedliche Verhandlung und nicht durch Streik zum Austrag zu bringen. Das Opfer, das die Actionäre zu bringen haben, braucht nicht sehr groß zu sein und der Gewinnantheil jedes einzelnen Altgesellen ist doch schon ein erklecklicher. Auch die schwächer fundirten Etablissements werden das Opfer gern bringen können, wenn sie dadurch die Streikgefahr beschwören. Fällt auch in einem oder einigen Jahren einmal garnichts ab, so bleibt die Institution doch in Kraft, da die Altgesellen unabsetzbar sind und sich im Hinblick auf die Actionäre, die sich auch nach der Decke strecken müssen, besserer Zeiten getrösten. Das System der Gewinnbetheiligung aller Arbeiter hingegen geht sofort in die Brüche, wenn einmal ein paar Jahre kein Gewinn zu vertheilen ist.

Die Corporation der Gesellen erhält nur den gewöhnlichen Lohn. Jeder Geselle aber hat bei guter Führung die Aussicht, einmal unter die Altgesellen aufzurücken und dadurch eine völlig gesicherte Lebensstellung zu erlangen. Was soll den Arbeiter heute abhalten, sich an einem Streik zu betheiligen? Vielleicht erreicht er etwas, schlimmstenfalls schränkt er sich einige Zeit ein. Ein Ziel, dem er zustrebte, um dessentwillen er sich moralisch zusammennehmen muß, hat er nicht vor sich. Von seinem 18., spätestens 25. Jahre an verdient er dasselbe, was er als 50jähriger auch noch verdienen wird — wenn nicht ein glücklicher Streik ihm eine Verbesserung verschafft. Verzankt er sich in der einen Fabrik, so geht er in eine andere. Durch die Scheidung der beiden Klassen der Altgesellen und Gesellen bekommt das ganze Leben des Arbeiters einen

anderen Inhalt. Das Aufrücken zum Altgesellen ist für den Mann das, was in der guten alten Zeit und heute noch im Kleinbetriebe das Aufrücken vom Gesellen zum selbständigen Meister bedeutet. Die Hoffnung auf die Altgesellenschaft wird daher auch die Gesellen so eng an die Fabrik fesseln, daß ein Streik so gut wie unmöglich wird.

Die dritte Klasse sind die Lehrlinge. Niemand kann in die Klasse der Gesellen kommen, der nicht fünf Jahre Lehrling gewesen ist. Die Lehrlinge erhalten nur zwei Drittel ihres Lohnes ausgezahlt, das letzte Drittel wird auf der Sparkasse angelegt und kann nur mit Zustimmung eines vom Arbeiterausschuß bestellten Pflegers abgehoben werden: etwa wenn der Bursche zum Militär geht, längere Zeit krank ist, Eltern zu unterstützen hat oder dergl. Diese Einrichtung ist von der höchsten Wichtigkeit, denn es ist ein besonders schwerer Nachtheil unserer heutigen Wirthschaftsordnung, daß die jungen Leute zu früh den vollen Lohn erhalten. In dieser Zeit gewöhnen sie sich Bedürfnisse an, die sie nachher, wenn sie Familie haben, nicht mehr befriedigen können. Kein Wunder, daß sie dann von Hungerlöhnen sprechen und den Streikpredigern Recht geben.

Wird die Fabrik unter dieser Bedingung Lehrlinge bekommen? Ich denke: ja; die Altgesellen, die den ganzen Vortheil ihrer gesicherten und behäbigen Stellung erkennen, werden schon dafür sorgen, daß es an Nachwuchs aus ihrer Verwandtschaft und Bekanntschaft nicht fehle.

Wird die lebenslängliche Anstellung der Altgesellen der Fabrik Ungelegenheiten bereiten und die Disciplin schwächen? Wird, mit anderen Worten, der Arbeiterausschuß streng genug sein mit der Bestrafung in Disciplinarfällen? Ich glaube sicherlich.

Schmoller in seinem Aufsatz über „Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen" (Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart, S. 429 und 430) führt Zeugnisse von den Directoren großer Fabriken an, die die Disciplin ihrer Werke an Arbeiterausschüsse übertragen haben und ihnen eine große Strenge und den besten Erfolg nachrühmen. Die Leute haben ja selber ein großes Interesse daran. Eventuell kann man noch eine Appellations-Instanz außerhalb bestimmen. Denn die Disciplin in der Fabrik darf natürlich keinen Augenblick gefährdet oder auch nur im mindesten erweicht werden.

Müssen wegen Einschränkung der Production Arbeiterentlassungen stattfinden, so können sie natürlich immer nur Gesellen und Lehrlinge treffen. Auf Wunsch muß man ihnen versprechen, sie bei Neueinstellungen zu berücksichtigen und ihnen die Zeit anzurechnen.

Man kann auch vielleicht eine vierte Klasse nur auf Zeit ange-

nommener Arbeiter ohne näheres Verhältniß zur Fabrik einrichten, die eintretenden Falls zuerst zur Entlassung kommen, so daß es also schon ein Vortheil ist, zur Gesellenschaft zu gehören.

Wird nun etwa durch die vorgeschlagene Organisation die Abhängigkeit der Arbeiter von dem Arbeitgeber zu groß? Allerdings und das ist ja der Zweck, wird es den Arbeitern fast unmöglich gemacht, ihre Forderungen, sei es im Lohn, sei es in der Arbeitszeit oder in der Fabrikordnung mit Gewalt, durch Streiks durchzusetzen. Auf der anderen Seite aber wird ihnen in den unabsetzbaren Altgesellen eine Spitze und eine Vertretung von solcher Unabhängigkeit und solchem moralischen Gewicht gegeben, daß man sich der Hoffnung hingeben darf, daß diese alle vernünftigen und begründeten Forderungen durch friedliche Verhandlung beim Arbeitgeber durchsetzt. Das Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber wird ein so viel engeres, daß man auf beiden Seiten das Bestreben präsumiren darf, sich so weit als irgend möglich entgegenzukommen. Damit ist das Gewaltmittel der Streiks überflüssig gemacht und die Gefahr einer gar zu großen Abhängigkeit des Arbeiterstandes ausgeglichen. Materiell erhält er gegen den jetzigen Zustand eine nicht unerhebliche Verbesserung, die doch die Industrie zu tragen vermag, da ihr nunmehr die Streikverluste erspart bleiben. Die Hauptsache aber ist nicht die materielle Verbesserung, sondern der völlig andere sociale Status eines unabsetzbaren Altgesellen im Vergleich mit dem eines heutigen, jedem Hauch der Willkür eines Werkmeisters preisgegebenen Fabrikarbeiters.

Der Praktiker.

Lieber Freund! Der Kern Deines Planes ist der Vorschlag, einen Theil der Arbeiter als Altgesellen lebenslänglich anzustellen. Leider muß ich von vornherein erklären, daß ich diesen Vorschlag für völlig unausführbar halte. Einen gesetzlichen Zwang schließt Du ja selber aus und freiwillig wird keine Fabrik sich jemals darauf einlassen. Der Nutzen, den Du von der Einrichtung erwartest, soll sein, daß sie die Streiks verhindert. Streiks giebt es aber immer nur dann, wenn in Folge erhöhter Production Mehrbedarf an Arbeitern entsteht. Auf diesen Theil der Arbeiter würde aber weder die neue Organisation direct eine Einwirkung ausüben, noch ist sie indirect durch den Einfluß der Altgesellen zu erwarten. Denn erfahrungsmäßig haben die alten ja auch jetzt schon practisch meist lebenslänglich an einer Fabrik beschäftigten Arbeiter auf die fluctuirenden zu- und abströmenden Arbeitermassen nicht den geringsten Einfluß. Endlich frage ich, was wird

aus den lebenslänglichen Contracten wenn eine Fabrik zeitweise stillstehen muß, wenn sie liquidirt oder wenn sie in Concurs geräth?

Der Theoretiker.

Lieber Freund! Deine Einwände schlagen mich noch nicht nieder; ich will sie der Reihe nach zu erledigen suchen.

Wenn eine Fabrik in Concurs geräth, so haben die Inhaber der lebenslänglichen Contracte, die Altgesellen, nicht mehr und nicht weniger Rechte als andere Gläubiger auch, d. h. in diesem Falle garkeine. Der Gefahr, durch Zahlungsunfähigkeit seines Contrahenten seine Ansprüche zu verlieren, ist Jedermann im wirthschaftlichen Leben ausgesetzt. Da der Werth der Altgesellenschaft im Gewinn-Antheil besteht und von diesem im Concurs nicht mehr die Rede sein, auch die dauernde Beschäftigung nicht mehr gewährt werden kann, so ist einfach zu statuiren, daß mit dem Concurs die Institution eo ipso verlischt. Mit dem laufenden Arbeitslohn hat die Gewinn-Betheiligung und die ganze Institution nichts zu thun.

Wenn die Fabrik liquidirt, so muß sie suchen sich wegen ihrer Verpflichtungen auf irgend eine Weise abzufinden. Am einfachsten scheint es, wenn gleich im Contract dieser Fall vorgesehen und eine gewisse Entschädigungssumme festgesetzt wird, mit der die Arbeiter sich zu begnügen haben.

Die Frage, was soll geschehen, wenn eine Fabrik zeitweise stillsteht, beantworte ich mit der anderen: was geschieht denn jetzt, wenn eine Fabrik zeitweis stillsteht? Häufig werden die Arbeiter einfach entlassen. Ist nun das Stillstehen ihrer eigenen Fabrik eine zufällige, singuläre Erscheinung, so finden sie wohl anderwärts Arbeit. Steht die Fabrik aber still wegen einer allgemeinen Geschäftskrisis, so finden sie anderwärts keine Arbeit und können nach der menschenfreundlichen Anschauung der rein individualistischen Wirthschaftslehre verhungern oder Vagabunden werden. So ist es ja im Jahre 1874 gegangen, als plötzlich 200000 Vagabunden in Deutschland auftauchten und die Ultramontanen erklärten, das käme vom Culturkampf und den Simultanschulen, die die religiöse Gesinnung im Volke zerstörten, in Folge dessen es auch arbeitsscheu geworden sei. Diese aus religiöser Verwahrlosung Arbeitsscheuen wollen wir nun weiter stromern lassen; bezüglich derjenigen aber, die arbeiten wollen, ist schon längst die Forderung aufgestellt, daß die öffentliche Wirthschaftsordnung ihnen auch Arbeit geben müsse. Auch praktisch ist dieser Forderung ja schon oft nachgekommen worden bei allgemeineren Nothständen durch öffentliche

Arbeiten, die der Staat oder die Commune veranstalteten, in einzelnen Fällen durch die Fabriken, welche ihre Leute wenigstens mit halber oder viertel Arbeit beschäftigten; manchmal blos mit dem Putzen der Maschinen, entweder aus Mitleid, oder um sich ihren Stamm tüchtiger Leute für die Zukunft zu erhalten. An dieser Stelle liegt noch ein großes Problem der Socialpolitik. Die Natur verlangt, daß der Mensch nicht nur für die Zeit, wo er arbeitet, sondern auch wo er durch irgend welche Umstände verhindert ist zu arbeiten, sich nähre. Für Zeiten der Krankheit, der Invalidität und des Alters hat man durch ein Zusammenwirken des Arbeiters selbst, seines Arbeitgebers und des Staats ausreichende Reservefonds jetzt geschaffen. Das natürliche Recht verlangt, daß der Fabrikant auch für die Zeit, wo er der Kräfte des Arbeiters nicht mehr bedarf, gewisse Verpflichtungen übernimmt. Es würde mir daher durchaus billig erscheinen, wenn die Fabrik ihren Altgesellen gegenüber für den Fall, daß sie selbst vorübergehend keine Arbeit hat, es auf sich nimmt, ihnen entweder selbst anderweitig Arbeit zu verschaffen, ohne daß sie dadurch ihre Ansprüche an die Fabrik verlieren, oder aber, wenn eine solche Arbeitsbeschaffung nicht gelingt, ihnen ein gewisses Wartegeld von einem Drittel oder der Hälfte des Tagelohnes zu zahlen. Sie genügt damit nicht nur einer moralischen Pflicht, sondern hat auch selbst den Vortheil davon, sich den Stock ihrer besten Arbeiter für die Zukunft zu erhalten. Daß wirklich eine Fabrik längere Zeit vollständig stillsteht, ist ja ohnehin ein sehr seltener Fall.

Dies führt uns auf den vierten und schwierigsten Punkt der Einwände: das Verhältniß zu den fluctuirenden Arbeitern. Ich gebe es von vornherein zu, daß diese durch die geplante Organisation weder direct noch indirect berührt oder wenigstens sicherlich nicht in ihrer Lage verbessert, vielleicht sogar geschädigt werden. Diese Leute werden nach wie vor auf die Straße gesetzt, wenn die Arbeit aufhört. Es ist ihnen daher garnicht zu verdenken, daß sie, wenn die Gelegenheit günstig ist, sie zu benutzen suchen und Streiks insceniren, die der Erpressung verzweifelt ähnlich sehen. Das ist nicht der Fehler der Individuen, sondern des Systems. Will man die Arbeiter schelten wegen ihrer Streiks, so muß man auch die Fabrikanten schelten wegen der Entlassungen bei Arbeitslosigkeit. Nur durch sehr tief greifende socialpolitische Schöpfungen kann dieses Gebrechen völlig geheilt werden. Nun ist es aber doch nicht richtig, daß diese Leute allein die Streiks machen. Zwar entstehen die Streiks meist nur dann, wenn die Production vermehrt und neue Arbeiter eingestellt werden. Gefährlich aber werden sie erst dadurch, daß die ständigen Arbeiter sich an dem Streik betheiligen. Nur diese Leute

pflegen ja auch in der Lage zu sein den Streik längere Zeit aushalten zu können. Ich behaupte also, daß allerdings die Hauptstreikgefahr durch die Schaffung des Instituts der Altgesellen beseitigt wird und weil dem so ist, daß es auch im Interesse jeder einzelnen Fabrik liegt, sich dieses Institut zu schaffen. Deshalb scheint es mir doch nicht so völlig aussichtslos ohne Nachhülfe der Gesetzgebung durch die freie Initiative der Industrie dieses Stück des socialpolitischen Problems zu lösen. Der Staat hat übrigens selbst Betriebe genug, möge er in diesen mit gutem Beispiel vorangehen, das wird genügen.

Sollte wirklich einmal durch die Androhung eines Streiks eine Fabrik sich genöthigt sehen, ihren fluctuirenden Arbeitern eine Lohnerhöhung zu gewähren, so ist es selbstverständlich, daß die ständigen Arbeiter daran theilnehmen. Andernfalls würde die Fabrik ihre Arbeiterorganisation, die sie sich doch selber geschaffen, mit eigener Hand zerstören.

Der Praktiker.

Lieber Freund! Ich habe mittlerweile das citirte Buch von Schmoller gelesen, namentlich die beiden schönen Aufsätze „Ueber Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen“ und über „Gewinnbetheiligung“ und daraus allerdings die Ueberzeugung gewonnen, daß sowohl eine Organisation in unserer Fabrikarbeiterklasse nothwendig, als auch, daß an mehreren Stellen schon Aehnliches mit gutem Erfolg durchgeführt ist. Die Uebertragung der englischen Gewerkvereine auf unseren Boden, wie sie Professor Brentano und andere Gelehrte erstreben, würde ich für Selbstmord halten. Ich habe das Buch von Schulze-Gaevernitz darüber gelesen und unter Anderem als „Programm“ eines solchen Vereins gefunden „Abschaffung der noch bestehenden indirecten Steuern außer der auf Branntwein. Progressive Einkommen- und Erbsteuer“. Diese Vereine sind also nicht bloß sociale, sondern politische im stärksten Sinne des Worts. Man stelle sich eine solche Organisation der gesammten Arbeiterschaft in Deutschland vor, die ein solches Steuerprogramm aufstellte — es wäre die Sprengung unseres Staats! Organisationen aber sind nothwendig, es kommt darauf an, die richtigen zu suchen. Man muß also wohl gegenüber den Vorschlägen, die gemacht werden, nicht mit den Einwänden, die man erhebt, sofort das „also unmöglich“ verbinden, sondern zunächst versuchen, ob sich der Einwand nicht, ohne der Grundidee zu widersprechen, mit einer praktischen Specialbestimmung pariren läßt. So ist in Deinem Plan der Fall des Concurses und der Liquidation, so wie Du es schreibst, wohl ohne Schwierig-

Politische Correspondenz.

Aus Oesterreich.

Wien, im Oktober.

Während in den meisten jetzt tagenden Landesvertretungen unserer Königreiche und Länder meist wirthschaftliche und administrative Angelegenheiten verhandelt werden, in welchen vorwiegend nur die besonderen Interessen dieser Länder zu wahren sind, haben die Verhandlungen des böhmischen Landtages eine hervorragende politische Bedeutung, weil von ihnen die künftige Stellung der beiden streitenden Nationen, welche das stattliche Königreich bewohnen, abhängt. Die Deutschen drängen dazu, daß die in den Ausgleichsbestimmungen als nothwendig anerkannten Gesetze zur Behandlung kommen, weil sie eine Bürgschaft dafür haben wollen, daß ihre Theilnahme an der Verwaltung Böhmens nicht ohne allen Erfolg für ihre Ansprüche und Bedürfnisse bleibe und daß sie ausreichenden Schutz gegen tschechische Angriffe auf ihren Besitzstand genießen. Mehr bezweckt der sogenannte böhmische Ausgleich nicht, er schließt alle Bestrebungen, den Deutschen die Herrschaft im Lande wieder zuzuführen, gänzlich aus und ist einzig von der Absicht geleitet, allmählich ein friedliches Nebeneinanderleben beider Nationen anzubahnen. Gerade die Mäßigung, welche sich die Führer der Deutschen bei den Wiener Verhandlungen auferlegt haben, hat ihre Stellung zu einer weit würdigeren und korrekteren gemacht, als sie jemals während der Regierung des Grafen Taaffee gewesen war. Der Fehler, der durch den überstürzten Austritt aus dem Landtage gemacht worden war, ist ausgebessert und es kann mit Bestimmtheit erwartet werden, daß bei klugem Festhalten an der neugeschaffenen Rechtsgrundlage die endliche gesetzmäßige Sicherung der unerläßlichen Forderungen der Deutschen eintreten muß. Die Ansichten über den Ausgleich haben sich unter diesen, und zwar nicht nur unter den Deutschböhmen, sondern überhaupt unter den Deutschen Oesterreichs um so günstiger gestaltet, je mehr sich die Tschechen gegen denselben gesträubt haben, in je größeren Widerspruch sie deshalb mit der Regierung gerathen sind. Die Mehrheit der tschechischen Abgeordneten, welche heute bereits der radikalen, jungtschechischen Partei gehört, will kein Abkommen, durch welches die Versöhnung mit den deutschen Landesgenossen erreicht werden könnte, sie will nicht

ie Gleichstellung der beiden Nationen, sondern die Alleinherrschaft im Königeiche. Ein neues Staatsrecht, das mit der alten ständischen Verfassung nur ιußerlich in Zusammenhang gebracht werden, innerlich jedoch eine dieser ganz mbekannte nationale Tendenz erhalten würde, soll ihr das Uebergewicht über »ie Deutschen für alle Zeiten sichern. Die Alttschechen, welche bisher durch das Zusammengehen mit dem Großgrundbesitze die Führung im Landtage besessen and gute Beziehungen zur Regierung aufrecht erhalten hatten, zeigen sich völlig unbrauchbar, um noch ferner die Stützen derselben zu bleiben. Ihre Ausgleichsfreundlichkeit hat sich als Heuchelei erwiesen, nur wenige von ihnen haben den Muth gefunden, für die von ihnen gegebenen Zusagen auch öffentlich einzutreten, von der Nothwendigkeit derselben, von der Berechtigung der deutschen Ansprüche und von dem ernsten Willen, ein Zusammenwirken beider Nationen zum Wohle des Landes zu ermöglichen hat keiner gesprochen. Zunächst suchte man für die Tschechen noch eine besondere Belohnung für die Anerkennung des Ausgleiches zu erwirken: die tschechische Amtssprache in allen Kategorien der Gerichtsbehörden. Als sich die Jungtschechen damit nicht begnügten, wurde der Ausgleich überhaupt preisgegeben, indem die Theilnehmer an den Wiener Verhandlungen den Werth ihres Mandates in Zweifel ziehen und von ihren Preßorganen die Behauptung aufstellen ließen, die Partei sei an die Beschlüsse ihrer Vertreter nicht gebunden. Der einzelne Delegirte habe sich allerdings verpflichtet, für die Ausgleichsvorlagen zu stimmen, für die Zustimmung seiner Auftraggeber habe er keine Verpflichtung übernehmen können. Damit scheint erwiesen zu sein, daß jede Verhandlung mit den Tschechen als einer parlamentarischen Vereinigung zwecklos ist, da es doch nicht angeht, jeden Abgeordneten, ja vielleicht jeden Wähler besonders auf die Abmachungen zu vereinigen. Der slawische Charakter hat sich siegreich Bahn gebrochen, indem er das Prinzip proklamirte: die Unehrlichkeit ist unser angestammtes Recht. Schon die Bestellung des von den Deutschen als Renegaten allgemein gehaßten Schuldirektors Heinrich zum Deutschen Delegirten durch die Prager Stadtverordneten war eine absichtliche Verhöhnung der den Tschechen von der Regierung zugemutheten versöhnlichen Stimmung; die Kommissionsverhandlungen über das Gesetz für den Landeskulturrath, welches einen wesentlichen Bestandtheil des Ausgleiches bilden soll, geben täglich Gelegenheit, die Spitzfindigkeit und Verschlagenheit jener Nation zu bewahren, die der Welt glauben machen will, der hohe Kulturzustand, dessen sich Böhmen erfreut, sei ihr Werk. Durch Verdrehungen, die mit Berufung auf die Logik und stylistische Richtigkeit begründet werden, suchen Alt- und Jungtschechen in edlem Wetteifer die Wirkung der Gesetzesvorlage, welche jeder Nation die Besorgung ihrer Geschäfte in selbständigem Wirkungskreise zutheilt, zu vereiteln, indem die ersteren mit der Miene der Unschuld, die anderen mit der Frechheit der Gassenjungen den deutschen Kollegen Grobheiten an den Kopf schleudern. Die Wortführer der Deutschen schlagen bis jetzt den einzig richtigen Weg in den Verhandlungen ein, der ihrer würdig ist: sie vertheidigen mit Entschiedenheit ihren Standpunkt und ignoriren das ungezogene

Benehmen ihrer Gegner, von denen man ja doch unmöglich Großherzigkeit und politischen Anstand erwarten darf. Es gibt kein Blatt in der Geschichte Böhmens, auf dem ein Beispiel derartiger Anwandlungen verzeichnet wäre. Es war ganz überflüssig, sich über die Haltung der Prager Stadtverordneten so sehr zu ereifern. Gegen Akte kleinlicher Bosheit kommt man mit Pathos und sittlicher Entrüstung nicht auf. Wo die Gegner das formelle Recht auf ihrer Seite haben, läßt man sie nach ihrer Art gewähren. Die Deutschen sind ja doch nicht dazu berufen, denjenigen, die aus ihrem Hasse gegen sie niemals ein Hehl machen, gute Sitte und Lebensart beizubringen.

Die Regierung giebt bis jetzt zu keiner Klage Anlaß; der Statthalter Graf Thun hat mit aller Bestimmtheit und Deutlichkeit versichert, daß die Regierung an dem Sinne der Ausgleichsabmachungen strenge festhalten wolle; er hat auch der Auffassung der Deutschen in allen entscheidenden Fragen zugestimmt. Graf Taaffe ist offenbar noch überzeugt, daß er durch Zähigkeit und Geduld sein Ziel erreichen und den Tschechen den Ausgleich aufzwingen werde. Ob er der Großgrundbesitzer ganz sicher ist, läßt sich noch nicht sagen. Die Forderungen der Deutschen in Bezug auf die ihnen bei der Neueintheilung der Wahlkörper zu gewährenden Mandate sind etwas hoch gespannt, mindestens eben so hoch als die, welche Graf Belcredi im Namen der mährischen Feudalen erhob. Sich über die letzteren lustig zu machen, wie es in den liberalen Wiener Blättern geschah, und in einem Athem von dem „Rechte" der deutschen Großgrundbesitzer auf 21 Sitze im böhmischen Landtage zu sprechen, ist ein journalistisches Kunststück, das allerdings nur Geschwindigkeit, gar keine Gewissenhaftigkeit erfordert. Man kann sehr gut den Standpunkt vertreten, daß die Deutschen keinen Grund finden, den Tschechen in Mähren besondere Zuvorkommenheit zu zeigen, so lange die Macht in ihren Händen ist; aber diese Machtfrage mit dem Scheine des Rechtes bekleiden zu wollen, ist in diesem Falle eine Unehrlichkeit, die durch die parallel laufenden Verhandlungen zwischen der sogenannten feudalen Mehrheit und der sogenannten verfassungstreuen Minderheit des böhmischen Großgrundbesitzes etwas gar zu grell beleuchtet wird. —

Die Wiener Presse bemüht sich, auch den Verhandlungen im niederösterreichischen Landtage über die Einbeziehung der Vororte in das Gemeindegebiet von Wien eine große Bedeutung für das gesammte Reich beizulegen. Diese Anschauung wurzelt aber nur in den Kreisen der Liberalen des Wiener Gemeinderathes; außerhalb derselben glaubt Niemand ernstlich daran, daß Wien durch diese administrative Maßregel einen wesentlich anderen Charakter erhalten werde, am wenigsten aber, daß die Aufnahme von großen Landstrecken mit ausgesprochen ländlichen Verhältnissen, eine gesunde Entwickelnng einer Großstadt befördern könne. Die „Strafwiener" von St. Veit, Floridsdorf und ähnlichen Dörfern werden zur Belebung der Donaustadt deshalb nicht beitragen, weil sie das Ochsenfleisch nun ebenso theuer bezahlen müssen, als die Bewohner der Ringstraßenpaläste. Sie werden die große Zahl der Unzufriedenen vermehren, die heute unter der Fahne der „Vereinigten Christen" gegen die nicht sehr kluge

und geschickte Verwaltung der liberalen Gemeinderathsmehrheit anstürmen und in blindem Eifer nicht nur das Tadelnswerthe derselben bekämpfen, sondern auch vernünftige und nothwendige Einrichtungen, wie den neu einzusetzenden Stadtrath, der wenig reden und viel leisten soll, zurückweisen. Ob in Wien die ehrlichen, vernünftigen Leute jemals wieder Oberwasser gewinnen, darüber ist heute noch kein Urtheil gestattet.

Die 3%ige Anleihe. Die Socialdemokraten. Das Moltke-Jubiläum.

Der Monat Oktober hat zwei Wünsche erfüllt, die wir in den Preußischen Jahrbüchern mehrfach ausgesprochen haben. Die preußische und deutsche Regierung haben sich entschlossen 3% ige Anleihen auszugeben und die Polizei unterläßt jeden Versuch durch Anwendung kleiner Mittel die Socialdemokratie einschränken zu wollen. Die Ausgabe der 3% igen Consols hat zwar im Augenblick keine große praktische Bedeutung, aber sie zeigt, daß mit Herrn Miquel ein neuer selbständiger und entschlossener Geist in unsre Finanzverwaltung eingezogen ist. Noch vor einem Jahr lehnte Herr von Maltzahn in der Budgetcommission des Reichstages die 3% ige Rente unbedingt ab, namentlich auch mit dem Grunde, daß sie als Vorläuferin der Conversion der 4% igen aufgefaßt werden würde. Gerade deshalb, weil sie das natürlich und nothwendig sein muß, begrüßen wir die Ausgabe des 3% igen Papiers mit besonderer Freude und beglückwünschen Herrn Miquel, daß er sich durch die allerungünstigsten äußeren Umstände nicht hat abschrecken lassen, mit dieser Reform voranzugehen. Bei dem niederen Ausgabekurs, zu dem man sie hat unterbringen müssen, ist die thatsächliche Verzinsung des Papiers eine fast 3½% ige; der Zinsgewinn des Staates also nur ein geringer. Der Werth liegt wesentlich darin, daß jetzt bei der nächsten Niederbewegung des Zinsfußes die Verschwendung des Staates mit der Erhaltung der 4% igen Consols den Steuerzahlern so deutlich vor die Augen geführt wird, daß die Conversion endlich nothwendig erfolgen muß. Wie verderblich das System, den Zinsfuß künstlich hochzuhalten, ganz abgesehen von der ungeheueren Inanspruchnahme des Steuersäckels, auf die wirthschaftlichen Verhältnisse des Volkes wirkt, hat die Kursbewegung der deutschen Renten im Lauf des letzten Jahres deutlich gezeigt. Wir waren glücklich so weit, daß die 4% ige und 3½% ige Rente fast gleich, und die 3% ige Rente nicht viel niedriger stand (4% ige 107—108; 3½% ige 105—106; 3% ige sächsische 97) d. h. mit anderen Worten: die 4% ige Rente stand viel zu niedrig, weil alle Welt die Conversion erwartete. Es war also eine Sache der Speculation geworden, abhängig von der Schätzung der Conversionswahrscheinlichkeit, ob man 4% ige Rente kaufte oder nicht. Die soliden Leute, die sich auf Speculiren nicht einlassen wollten, kauften die niedriger verzinslichen Papiere. Nun brachte die Conjunctur ein Anziehen des Zinsfußes, damit schwand die

Gefahr einer nahen Conversion, die 4%igen Papiere also befestigten sich und konnten ihren Curs ziemlich behaupten, während die ganze Wucht der veränderten Lage sich auf die geringeren Renten warf. So haben wir das beschämende Schauspiel erlebt, daß preußische und deutsche Staatspapiere (3½%ige) in weniger als einem Jahr um etwa 7%, die sächsische 3%ige Rente gar um 10% gefallen ist. Statt eines naturgemäßen gleichmäßigen Sinkens legte sich die ganze Last der Niveau-Veränderung fast ausschließlich auf diese Seite. Schuld daran, daß die solidesten Vermögen auf diese Weise geschädigt sind, ist die deutsch-preußische Finanz-Verwaltung, welche es Jahre lang mit ansah, daß vermöge eines unberechenbaren und unsicheren Elements sich ganz unnatürliche Kursbildungen festsetzten bei einem Papier, das der Staat nicht nur ein wirthschaftliches, sondern sogar ein sittliches Interesse hat, vor solchen Zufällen, so weit es irgend möglich ist, zu bewahren. Zum Glück sind ja die Besitzwechsel in diesen Papieren, abgesehen von der eigentlichen Geschäftswelt, nicht so sehr häufig und deshalb der Kreis der Geschädigten nicht so sehr groß. Wenn der Zinsfuß wieder sinkt und die 3½%igen Papiere wieder über Pari gehen, wird hoffentlich die Conversion auf der Stelle und mit aller Energie in Angriff genommen werden. Jetzt müssen wir uns glücklich schätzen, daß Herr von Scholz wenigstens die preußischen Eisenbahn-Prioritäten noch grade vor Thoresschluß in 3½%ige Papiere verwandelt hat.

Ueber die Gründe des Anziehens des Zinsfußes, der Stockung und Unsicherheit in der industriellen Entwickelung sind bestimmte Ansichten bisher nicht recht verlautbart. Das Heraufgehen des Zinsfußes mag eine Nachwirkung des industriellen Aufschwunges sein, der Capital angelockt hat und auch jetzt noch in der Stockung, um sich zu halten, Capital sucht und gern höhere Zinsen dafür bezahlt. Die Stockung selbst mag aus verschiedenen Ursachen, Erreichung des natürlichen Culminationspunktes, Ueberspeculation, Ueberspannung der Kohlenpreise, schädliche Wirkung der ungeheuren Valuta-Schwankungen im Verkehr mit Rußland und Indien herrühren. In der letzten Zeit hat sich neben allen denen offenbar auch folgendes Moment geltend gemacht. In Rußland wie in Oesterreich ist der Gedanke aufgetaucht, zur Metall-Währung überzugehen. In Rußland sind bereits, sei es zu diesem Zweck, sei es zu einem anderen, sehr bedeutende Gold-Massen angesammelt. Die amerikanische Silberbill hat diese Tendenz noch verstärkt, namentlich auch in Oesterreich den Anstoß gegeben, das Werk schnell in die Hand zu nehmen, ehe das Silber wieder den alten Preisstand erreicht hat.

Da die jährliche Gold-Production jetzt nur noch etwa 100—150 Millionen Mark jährlich zu Münzzwecken für die ganze Welt übrig läßt, so ist das Gold im russischen Staatsschatz dem sonstigen Weltverkehr entzogen worden: das Zerren an der kurzen Golddecke hat also wieder begonnen. Die Börsen haben Geldmangel und drücken auf die Industrie durch Vertheuerung des Credits.

Gehen die beiden Staaten wirklich auf das Ziel der Goldwährung los,

verbrennen also für einige Milliarden Papiergeld, um es durch Metall zu ersetzen, nähern sie sich auch nur diesem Ziel durch vorläufige Aufsammlung großer Metallmassen, so muß das nothwendig eine sehr starke Rückwirkung auf den Geldmarkt und die Volkswirthschaft der ganzen civilisirten Welt ausüben. Nicht bloß und auch nicht einmal so sehr durch die Sistirung der Silberprägung, als durch das Einziehen der Papiergeldmassen in Frankreich, Italien und Amerika ist die große wirthschaftliche Krisis der 70ger Jahre wesentlich verursacht worden. Der Uebergang Rußlands und Oesterreichs zur Goldwährung müßte — wenn er anders wirklich denkbar erscheint — wohl nicht so starke, aber doch ähnliche Wirkungen haben, jedenfalls die Wirkungen der verstärkten Silberausprägung in Amerika mehr als ausgleichen.

So sehr bildet die Cultur-Welt eine Einheit, daß nicht nur von amerikanischen und russischen Zollsystemen, sondern auch von ihren Geldprincipien und Währungsgesetzen, Silberbill und Valuta-Regulirungs-Plänen das wirthschaftliche Leben anderer Staaten, wie Deutschland und England maßgebend bedingt wird*).

* * *

Wir wenden uns zu der zweiten Erscheinung, die wir mit Anerkennung zu begrüßen hatten, dem Verhalten der Polizei gegenüber den Socialdemokraten und diesen selbst. Der Minister des Innern ist offenbar entschlossen, die Socialdemokraten sich selbst zu überlassen. Schon halten sie Versammlungen, die überhaupt nicht mehr polizeilich überwacht werden. Dazu gehört gegenüber der schlotternden Angst unseres Philisteriums ein hoher und rühmlicher Muth der Verantwortung, auch wenn die Socialdemokraten den Behörden vorläufig die Zurückhaltung noch nicht schwer machen.

Alle Welt ist erstaunt, wie gemäßigt sie sich auf ihrem Parteitag in Halle aufgeführt haben, Manche vielleicht entrüstet über die Heuchelei, die in dieser Mäßigung steckt. Sie haben es ja selber offen genug ausgesprochen, daß die Mäßigung nur Taktik sei, daß das alte revolutionäre Ziel und Princip darum unverändert bleibe. Immerhin die Taktik der Mäßigung, die Abwendung von der Gewalt, die Aufnahme des Kampfes auf parlamentarischem Boden ist da. Soll man sich darüber freuen oder soll man sagen, daß sie nun doppelt gefährlich sind, da sie nun auch manchen wohldenkenden Mann, der sich ihnen sonst fern gehalten hätte, einfangen werden? Unzweifelhaft wird dies ein-

*) Bei dieser Gelegenheit bitten wir einen Fehler corrigiren zu dürfen in unserer Polit. Correspondenz über die amerikanische Silberbill (Augustheft). Es ist daselbst angegeben, die Amerikaner hätten als Maximalpreis für den Ankauf des Silbers die Relation 1 : 18 bestimmt. So schien es nach den damals noch unsichern Nachrichten. Man hat jedoch sofort die Relation 1 : 16 gewählt. An unserm Räsonnement wird dadurch nichts geändert; nur ist natürlich der Silberpreis nicht sofort in eine so hohe Relation eingesprungen, sondern bewegt sich, von der Speculation heftig hin- und hergetrieben, noch ziemlich darunter (1 : 17½—19½), immer aber noch in einer Höhe, daß die Vorhersagungen der Bimetallisten noch nicht widerlegt erscheinen, da Silber vor dem Beginn der Bewegung bereits wie 1 : 23 zu Gold gestanden hat.

treten, unzweifelhaft haben die Socialdemokraten sehr klug gehandelt und für ihr eigenes Interesse den besten, für uns also den gefährlichsten Beschluß gefaßt: nichts desto weniger muß man ihn mit großer Genugthuung begrüßen. Es ist das Resultat der Bismarckschen Politik: das Socialistengesetz auf der einen Seite, das Respect gelehrt hat vor der Obrigkeit, und die Socialgesetze und das allgemeine Stimmrecht auf der anderen, die es unmöglich machten, den guten Willen und das Entgegenkommen der bestehenden Gesellschaftsordnung gänzlich zu läugnen. Dieser Erfolg ist von unabsehbarer Wichtigkeit. Was sind denn die Socialdemokraten auf parlamentarischem Boden? Sie haben einen unerhörten Sieg erfochten und haben — 35 Stimmen! Als die Deutsch freisinnigen bei den Septennatswahlen etwa so viel erlangten, sagte man: sie haben eine unerhörte Niederlage erlitten. Die 35 socialdemokratischen Stimmen im Parlament sind um nichts gefährlicher, als 35 Anhänger Herrn Eugen Richters: im Gegentheil, sie sind viel besser, denn sie dienen uns als Treiber, um die Bourgeoisie in die Socialreform hineinzuängstigen, während sie vor Herrn Richter und seinen Freunden höchstens Widerwillen, aber keine Furcht hat. Gefährlich ist die Socialdemokratie ausschließlich durch die Provocation zu Gewaltthaten und die Verwilderung, die sie in die Massen bringt. Enthält sie sich jetzt selbst der stärksten Grade ihrer Gifte und stellt sich auf den Boden einer praktisch den Gesetzen sich unterwerfenden Opposition, einer Opposition, die mit dieser Einschränkung, sie mag noch so bösartig und leidenschaftlich sein, doch immer um nichts schlimmer sein kann, als die Richtersche — nun dann ist die Gefahr nicht vorüber, aber dann haben wir doch den Kampf grade da, wo wir ihn zu haben wünschen, wo er, da das politische Leben ohne Kampf nun einmal nicht sein kann, sogar nützlich ist. Unendlich verkehrt sind deshalb die Klagegesänge über das allgemeine Stimmrecht oder gar Projecte zu dessen Einschränkung. In dem Moment, wo wir die Socialdemokraten aus dem Parlamente verdrängten, würden sie wieder Revolutionäre werden, die Polizei müßte sie niederhalten und im Vertrauen auf die gute Polizei und „das Militär“ würde die Bourgeoisie jede Thätigkeit und jedes weitere Opfer für Social-Reformen verweigern. Es wird ohnehin schon schwer genug damit halten.

Der Reichstag mit dem allgemeinen gleichen Stimmrecht gehört ganz ebenso wie das Kaiserthum zu den Fundamentalinstitutionen des deutschen Reichs. Wer das Volk wieder aus seinem Antheil an der Regierung verdrängen und statt dessen durch Beschränkung des Stimmrechts eine Herrschaft der Mittelklassen aufrichten will, handelt wie Jemand, der vorschlüge, an Stelle des Königs von Preußen einen der Herrscher der Mittelstaaten zum Kaiser zu machen. Die Macht liegt heute bei den Massen, die Macht muß man auf seiner Seite haben, um den Staat ordnungsmäßig zu regieren und deshalb mußte man zu geordneter Verhandlung und Verständigung den Massen eine Repräsentation geben. Wer diese Ordnung, wie es heute die „Kölnische Zeitung“ thut, angreift, handelt nicht bloß fehlerhaft, sondern revolutionär; er ebnet den Socialdemokraten den Weg zum Angriff auf Institutionen, die uns ebenso heilig sind, wie jenen

ihr Antheil an der Volksvertretung. Der Anspruch des Mittelstandes, zu regieren auf Grund seiner „Bildung" ist nichts als eine neue Auflage der Lehre vom „beschränkten Unterthanenverstand": der Bürger und Besitzende findet ihn beim nichtbesitzenden Arbeiter, der Edle fand ihn früher beim Bürger und Bauern, die hochwohlweise Regierung bei ihren lieben Unterthanen insgesammt. Wer da glaubt, daß die „Bildung" und nicht die Macht das Element sei, das zur Regierung berufen werde, der müßte logischer Weise, da „Bildung" durch Addiren bekanntlich nicht größer wird, zu dem Schlusse kommen, daß nicht Jedermann, der hier und da in Elementarschulen und Zeitungen ein Krümchen aufgelesen, sondern daß der gebildetste und klügste Mann allein und discretionär die höchste Gewalt ausübe.

Wenn nun aber die Socialdemokraten im nächsten Reichstag statt 35 100 Stimmen haben? Nun — dann hätten sie immer erst ein Viertel und auch so weit werden sie es ganz sicherlich niemals bringen, aus dem einfachen Grunde, daß es bei weitem nicht so viele Wahlkreise giebt, in denen die Besitzlosen in der Majorität sind. Wahlkreise, in denen sie die unbedingt sichere Majorität haben, giebt es im ganzen Reiche noch nicht ein Dutzend.

* * *

Wir können es uns nicht versagen mit einigen Worten auf das Moltkejubiläum zurückzukommen. Wir verzichten darauf, die Bedeutung des Mannes charakterisiren zu wollen; was darüber mit allgemeinen Sentenzen gesagt werden kann, ist gesagt worden; die feinere und bestimmtere Individualisirung ist nur auf der breiten Grundlage einer concreten Darstellung seiner Thaten ausführbar. Moltke hat es mit seinem Vorgänger Scharnhorst gemein, zu den am schwersten zu charakterisirenden Persönlichkeiten der Weltgeschichte zu gehören. Es ist die unendliche Selbstbescheidung in der Größe, die so schwer zu fassen ist. Die Größe hat das Recht selbstbewußt aufzutreten in der Welt, gewaltig, auch gewaltsam sich der Dinge zu bemächtigen, deren Meister zu sein sie sich berufen fühlt. Um so anziehender erscheint sie, wo sie sich freiwillig dieses Rechtes begiebt. Aber indem die Menschheit diese stille Selbstbeschränkung verehrt, wird es ihr schwer, sie völlig zu begreifen. Die zukünftigen Historiker werden noch damit zu ringen haben; die Kunst, die den Menschen nach dem Leben bildet, hat es bereits erfahren. Wir können das unseren Lesern mit einer kleinen Erzählung belegen, die statt weiterer Worte, unseren Beitrag zum Moltkejubiläum bilden mag.

Nicht alle Bilder des Meisters Lenbach dürfen als gelungen gelten. Da er den Menschen von innen heraus, nicht bloß nach seinen äußeren Zügen malt, so giebts auch für ihn wie für den Historiker schwerer und leichter zu charakterisirende Individualitäten. Der Titan Bismarck und der kleine verhutzelte Gelehrte Döllinger, das sind so die rechten Erscheinungen für sein Auge und seinen Pinsel. Noch nach Jahrhunderten wird man vor seinen Bismarckbildern stehen und sagen: so muß er ausgesehen haben der Begründer des neuen deutschen Reiches. Nicht so mit den Bildern seines die Schlachten schlagenden

Genossen. Lenbach selbst war sich bewußt, hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben zu sein, als er das erste Porträt Moltke's für die Nationalgallerie lieferte und Moltke selber hat einem Kunstkenner, mit dem er über das Bild sprach, den Grund dafür angegeben. Ich ging einmal durch die Nationalgallerie, erzählte er, und als ich an mein eigenes Bild kam, standen davor Leute aus der Provinz, die mich nicht erkannten und sich über das Bild unterhielten. „So bös sieht er aber garnicht aus“, sagte Einer von ihnen. „Das kommt davon“, erklärte der Feldmarschall, „daß Lenbach etwas vom Helden hat in mich hineinlegen wollen, das ich ja garnicht habe.“

Nichts schöner, als wenn der Held das von sich selber sagt — sollen wir es ihm darum glauben? Sollen wir Jenen zustimmen, die in ihm einen bloßen „Schlachtendenker“ feiern oder ihn gar damit besonders zu rühmen meinen? Ganz und garnicht. Die Aufgabe der Kunst, der historischen wie der bildnerischen, wird gerade sein, das Heldenhafte, das im Krieger immer das Höchste bleibt, in dieser eigenthümlichen Moltke'schen Ausprägung zu fassen: Meister Lenbach war sich des rechten Zieles wohl bewußt, er hat es nur noch nicht gleich erreicht. D.

Rußland und seine Actionssphäre. — Italien. — Frankreich.

Berlin, Ende October 1890.

Die Entwicklung, die Rußland seit dem Regierungsantritt Alexanders III. nach und nach genommen, hat in diesen neun Jahren allmählich Früchte gezeitigt, die dem Auge Europas eine Erscheinung von sehr durchgebildetem Charakter zeigen. Der neue Kaiser zeigte sich von Anfang bemüht, seiner Regierung den Charakter d'un gouvernement éminément national aufzuprägen. Die Rathgeber, denen er folgte, die Tolstoi, Pobedonoszew, Katkow prägten ihm den Glauben ein, daß alles Unglück in Rußland bis auf das tragische Ende des letzten Kaisers von dessen liberalen Reformen herrühre. So wurden diese Reformen Stück für Stück rückgängig gemacht, mit der deutlichen Absicht, zu dem Regierungssystem Nikolaus I. zurückzukehren. Dahin ist man in der That wieder gelangt, und wie ja die Restauration stets weiter geht, als das Original, mit recht erheblichen Verschärfungen. Aber auch der andere Charakterzug jeder Restauration tritt hervor, daß man aus den gewandelten Zuständen in die zurückverwandelten Einiges herübernimmt, was man entweder nicht beseitigen kann, oder das man glaubt, benutzen zu können. So hat denn das wiederaufgelebte Nikolaische Rußland der überwundenen jüngsten Vergangenheit einen Zug entlehnt, der seinem Original der allerfremdeste war. Eine gewisse Preßfreiheit, die unter Alexander II. eingeführt worden, ist geblieben, natürlich auch sie mit einer wesentlichen Modification. Alexander II. wollte mit der gewährten Preßfreiheit, deren Rechte und Schranken dem französischen Preßgesetz unter Napoleon III. nachgeahmt wurden, eine nützliche Discussion der inneren Ein-

richtnngen herbeiführen, eine Hülfe bei der Ausbildung der ebenfalls neugewährten Selbstverwaltung, der Justizreformen u. s. w. Die freigelassene Presse aber nahm den Gang, den sie in solchen Fällen fast immer nimmt, sie wurde zum Echo zweier feindlich entgegengesetzten Richtungen, einer vorwärts drängenden und einer rückwärts drängenden, einer revolutionären und einer reactionären. Auch das ist eine immer wiederkehrende Erscheinung, daß die reactionäre Presse, deren unbestrittenes Haupt in Rußland der seitdem verstorbene Katkow wurde, scheinbar das größere Talent und die größere Folgerichtigkeit für sich hatte. Es ist leichter, ein ganzer Reactionär, als ein ganzer Revolutionär zu sein, der man nur werden kann, wenn man die gefährliche Region der Verrücktheit zu durchschreiten sich nicht scheut.

Alexander II. mußte auch die traurigste Erfahrung machen, die den Herrschern nicht erspart wird, die den Despotismus zu lockern versuchen, während sie, um den Mißbrauch der Freiheit zu verhüten, keine in der Schule der Freiheit erzogenen Kräfte vorfinden. Es ist die undankbare und vielleicht unlösbare Aufgabe solcher wohlwollenden Herrscher, hin- und hergetrieben zu werden zwischen unzufriedenen Freunden, denen alle Gewährungen zu viel dünken, und zwischen noch nicht versöhnten Feinden, deren Mißtrauen oder böser Wille immer neue Pfänder verlangt und immer weitere Niederlegung der Schranken. So wie der Kampf der Stickluft und Außenluft in einem lange verschlossenen Raum die Verderbniß der fliehenden Luft erst recht empfindlich macht, so werden in einem despotischen Staat die Greuel des Despotismus niemals stärker empfunden, als in dem Augenblick, wo ihnen die Stütze entzogen wird, wo sie aber in drei Viertheilen des Staates noch sich behaupten. Dieser Haß traf den wohlwollendsten Herrscher, der je auf dem Zarenthron gesessen, man verlangte von ihm, daß er sogleich das ganze Gebäude von der verdorbenen Luft reinige, und die Unmöglichkeit, dieses Verlangen zu erfüllen, zog auf ihn die schlimmsten Morderfindungen des Nihilismus. Was Wunder, daß die Absperrung der Luft, die solchen Sturm und Wirrwar anrichtete, als die einzige Rettung erschien!

Aber Rußland hatte unter Alexander II. nicht bloß den Versuch einer innern Wandlung erfahren, auch seine europäische Stellung hatte sich völlig verändert. Gerade unter dieser Regierung war Polen gewissermaßen zum dritten Mal erobert worden und waren zu dem Riesenumfang des Reiches ungeheure Erwerbungen in Asien gekommen. Aber in der Mitte Europas war das deutsche Reich entstanden, Fürst Gortschakow glaubte, unter völliger Nichtachtung dieses Reiches, noch nicht den letzten, aber den vorletzten und entscheidenden Schritt zur Eroberung der Türkei machen zu können. Statt dessen bewirkte er die Annäherung der Centralmächte, die er mit seiner vermeinten Geschicklichkeit auf immer zu entzweien geglaubt hatte, und mußte Rußland die Erfahrung machen lassen, daß er, der den Beistand Deutschlands entbehren zu können glaubte, weil er die Stütze Frankreichs gefunden, vor dem Einspruch Englands und Oestreichs die Hand von der Türkei zurückziehen mußte. Bisher hatte

Rußland, d. h. der in Betracht kommende Theil seiner leitenden Klassen, geglaubt, daß es im Orient thun könne, was es wolle, und namentlich die Stunde zur Aufpflanzung des russischen Kreuzes in Constantinopel wählen könne, wie es ihm beliebe. Nun hatte es die Stunde gewählt und mußte sich überzeugen, daß die Wahl nicht bei ihm stand. Durch diese beiden Erfahrungen, durch diejenige, die mit dem Tod Alexanders II. gemacht worden, und durch diejenige, die mit dem Scheitern des Eroberungszuges nach Constantinopel gemacht worden, war der Regierung Alexanders III. das doppelte Ziel gegeben: im Innern die Wiederherstellung der alten Zarenmacht, nach außen die Erhebung der russischen Kraftmittel auf den Punkt, daß in der Welt keine Macht vorhanden ist, die Rußland in den Weg treten kann. Mit großer Folgerichtigkeit, wie man jetzt allzu gut erkennt, um es nicht einräumen zu müssen. sind diese Ziele verfolgt worden. Die Ergebnisse neunjähriger Arbeit treten jetzt so deutlich hervor, daß diejenigen, denen mit solchen Anstalten gedroht wird, keine Zeit mehr zu versäumen haben, um ihnen zu begegnen.

Wir erwähnten, daß zu den Mitteln der neurussischen oder neu-nikolaischen Politik eine aus der Regierung Alexanders II. beibehaltene, aber wesentlich modificirte Preßfreiheit gehört. Es giebt eine Anzahl verbreiteter und reich ausgestatteter Tagesblätter, die von keiner Censur gehemmt werden, aber unter einer unerläßlichen Bedingung: sie dürfen mit keiner Silbe die innern russischen Zustände berühren. So stellen diese Blätter nichts dar, als die Unterhaltung der herrschenden Klasse über das Ausland und die russischen Beziehungen zum Ausland. Diese Unterhaltung wird mit einer Ungenirtheit geführt, wie sie kaum dagewesen ist seit den berüchtigten Selbstgesprächen Napoleon I. in seinem Moniteur, über dessen Unschicklichkeit und Rücksichtslosigkeit einst Friedrich von Gentz sich so bitter ereiferte. Aber diese russische Preßfreiheit dem Ausland gegenüber ist eine süße Nahrung für das Selbstgefühl der herrschenden Klassen, lenkt diese Klassen und damit immerhin einen beträchtlichen Theil der russischen Bildung ab von jedem Gedanken innerer Reform und gewährt selbst dem kaiserlichen Hause eine pikante Unterhaltung. Man erquickt sich täglich an dem Gefühl, daß man so mächtig ist, gar keine Rücksicht auf die übrige Welt nehmen zu dürfen, eine Rücksicht, die heute selbst von der englischen Presse in beträchtlichem Maße geübt wird.

Nur eine große Frage der auswärtigen Politik giebt es, zu deren Erörterung die russische Preßfreiheit sich nicht versteigen darf. Diese Frage heißt: soll Rußland, wenn die Kraft des Reiches durch die militärischen Rüstungen, durch die auf jede Weise bewirkte Speisung der Finanzquellen, durch die Ausbeutung der asiatischen Erwerbungen, durch die weitest gehende Steigerung aller Verkehrsmittel auf den höchsten erreichbaren Punkt gebracht ist, zuerst die Eroberung des südlichen Orients in Europa und Asien in Angriff nehmen oder soll zuerst das deutsche Reich zermalmt werden?

Man braucht sich über diesen Punkt noch nicht zu entschließen, die Vorbereitungen nehmen ja noch geraume Zeit in Anspruch. Der Kaiser, das weiß

man, sieht den Moment, wo der Entschluß gefaßt werden muß, ungern herannahen; nicht weil er so zärtlich den Frieden liebt, sondern weil er ahnt und fühlt, daß der Augenblick, wo Rußland mit dem höchsten Aufgebot seiner Kraft um das höchste Ziel ringt, eine Katastrophe bilden muß für das Reich und für das Zarenthum, eine Katastrophe, die selbst durch einen unbestrittenen Sieg nicht abgewendet werden könnte. So gefällt sich denn die russische Presse darin, alle Tage zu behaupten, wie imponirend und behaglich die Stellung sei, wo Rußland wie eine drohende Wolke über die Welt lagert, immer versichernd, daß die Stunde zur Versendung der Blitze von ihm allein abhänge, daß es die Wahl dieser Stunde sich vorbehalte und daß bis zu dieser Wahl alles in der Schwebe bleiben müsse. Gewiß ist diese Stellung imponirend, aber sie hat doch den Uebelstand, daß sie eine lange Dauer nicht erträgt ohne unversehens den gefährlichen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen zu thun oder eigentlich zu erleiden. So macht sich denn in der bewegenden Kraft der russischen Politik, die man in der panslavistischen oder Eroberungspartei zu suchen hat, längst eine Ungeduld bemerklich, den Beginn der großen Thaten nicht länger zu verschieben. Man weiß, daß an der Spitze der Gegner, welche den Aufschub verlangen, der Finanzminister steht, und daß er seine wirksamste Stütze an dem Kaiser findet. Der Finanzminister behauptet, daß vor den Kriegesthaten noch viele Thaten der finanziellen Kräftigung zu vollbringen seien, aber ein Freund des dauernden Friedens, d. h. ein Fürsprecher der Genüge Rußlands an seinem jetzigen ungeheuren Umfang, ist auch er nicht, so wenig wie es der Kaiser sein darf.

In der auswärtigen Aktionssphäre Rußlands macht sich die Ungeduld eines Theiles der herrschenden Partei sehr stark bemerklich. Zwar von Herrn Hitrowo in Bukarest hat man in der jüngsten Zeit weniger gehört. Sicher hat er es noch lange nicht aufgegeben, sich an Bulgarien die Zähne auszubeißen, aber er macht augenblicklich eine Pause. Seinen Revolutionsausschuß, mit dem er im gegebenen Augenblick Rumänien der russischen Aktion dienstbar zu machen strebt, hört er nicht auf zu pflegen. Bemerklicher hat sein Kollege in Constantinopel sich gemacht. Diesem ist es gelungen, nicht nur die Armenier aufzustacheln, die Pforte zwischen die Wahl zu stellen: Autonomie oder Revolution, er hat auch den Patriarchen in Constantinopel aufgestachelt, von der Pforte den Widerruf ihrer Bestätigung der bulgarischen Bischöfe in Macedonien zu verlangen. Da das Verlangen nicht bewilligt wurde, hat der Patriarch Dionysios seine Stellung niedergelegt, natürlich nur äußerlich und so, daß er seine angeblichen Vertreter willenlos inspirirt. Er hat sie dahin inspirirt, daß sie die Schließung der griechischen Kirchen, also die Schließung des griechischen Gottesdienstes anbefohlen haben. Das ist nicht mehr noch minder, als eine Aufforderung der griechischen Bevölkerung zur Revolution. Wenn wirklich Herr von Nelidow diese Inspiration inspirirt hat, was allerdings von einigen Seiten bezweifelt wird, so hat er auf den unmittelbaren Ausbruch eines russisch-türkischen Krieges hingearbeitet. Denn Rußland könnte die griechische Bevölkerung,

wenn es einmal zum Aufstand gekommen wäre, unter keinen Umständen im Stich lassen. Aber bereits kommt von Constantinopel die Nachricht, daß Herr von Nelidow seiner Abberufung entgegensehe und daß das Patriarchat daran sei, die griechischen Kirchen wieder zu öffnen.

Man muß die Bestätigung dieser Nachrichten abwarten. Der Vorfall, wenn er sich in der angegebenen Weise beendigen sollte, was immerhin wahrscheinlich ist, würde einen merkwürdigen Beleg geben einerseits für das selbstständige Vorgehen der panslavistischen Häupter, andrerseits für die Festigkeit der obersten Stellen, den Krieg noch für längere Zeit zu vermeiden.

* * *

Die Politik der europäischen Staaten, von denen Rußland durch Kulturform und Antipathie sich ausschließt, ist reich genug an innern Vorgängen. Aber alle diese Vorgänge hängen entweder mit der Frage zusammen: wann kommt der panslavistische Krieg? oder sie lassen uns, solange die Entscheidung dieser Frage nicht zu erkennen ist, bis zu einem gewissen Grade gleichgültig. Daher überblicken wir heute nur die wichtigsten europäischen Erscheinungen im raschen Fluge.

In Italien hat der Ministerpräsident Crispi sich entschlossen, von seinem Plane abzugehen, die Wahlen der Deputirtenkammer bis zum Ablauf des Mandates der jetzigen Kammer zu verschieben, also bis zum Mai des nächsten Jahres. Infolge eines am 25. Oktober erschienenen Dekretes werden die Wahlen im November stattfinden. Crispi scheint zu diesem vielleicht nicht ganz vortheilhaften Schritt durch ein Mitglied seines Kabinets, den Justizminister Zanardelli, bewogen worden zu sein. Die Italiener sind durch die Geschichte ihres Vaterlandes zu der Annahme gedrängt worden, daß die Ergreifung des konstitutionellen Systems ihnen die Rettung aus Zerrissenheit und Knechtschaft gebracht habe. Daher ist für viele wackere Männer dort die ganze konstitutionelle Doktrin mit allen ihren absurden Sätzen ein unantastbares Credo. Zanardelli glaubt, daß die Uebereinstimmung der jetzigen Kammer mit der Meinung der Wähler bezweifelt werden müsse, und so verlangt er eine sofortige Neuwahl oder stellt seinen Rücktritt in Aussicht. Crispi kann aber diesen mäßigen Musikanten nicht gehen lassen, weil er bei der Linken die eigentliche Stütze des jetzigen Kabinets ist. Crispis, des Mitkämpfers der Tausend von Marsala, waschechter Glaube an die Volkssouveränität ist längst verdächtig geworden. Der Radikalismus, so weit er nicht Irredentismus ist, verläßt sich auf Zanardelli, der so dem Kabinet unentbehrlich wird. Denn dieses Kabinet ruhet auf der Einigkeit aller nicht irredentistischen Elemente, es kann weder ein bloßes Ministerium der Rechten noch der Linken sein. Die Frage aber, welche der Irredentismus gegenwärtig aufwirft, ist die Frage, ob die italienische Nation eine Politik gut heißen soll, welche dem Dreibund treu bleiben will. Für diese Treue hat Crispi bei dem Gastmahl zu Florenz am 8. Oktober in einer glänzenden staatsmännischen Rede das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale geworfen. Dafür empfängt er in der ersten Woche des

vember zu Mailand den kollegialischen Besuch des deutschen Reichskanzlers. Man faßt diesen Besuch mit Recht auf als die Vorstellung eines neuen Kollegen bei dem älteren. Aber außerdem liegt doch sehr auf der Hand, daß die ersten Diener der Monarchen von Deutschland und Italien sich nie wichtigere Dinge zu sagen hatten, als in diesem Augenblick. Denn wenn auch auf beiden Seiten der wohlerwogene Wille vorhanden ist, den Dreibund zu erhalten, so tritt die Politik dieses Bundes doch in eine neue Phase. Amerika hat nicht nur die Zollverwaltungsbill Mac Kinleys angenommen, sondern es ist wirklich auch zur Annahme der Tarifbill gekommen, die wir mit aller Welt für unwahrscheinlich gehalten hatten. Seitdem geht durch alle heller blickenden Geister ein Regen und Rauschen von der Nothwendigkeit einer Einigung Mitteleuropas, deren Gebot so dringend, daß jenseits desselben nur die äußersten Gefahren liegen. Wie diese Einigung herbeizuführen, worin sie bestehen, welche Ziele sie sich stecken soll, das ist alles noch vollkommen dunkel. Daher wäre es auch ein unentschuldbarer Irrthum, zu wähnen, daß die Zusammenkunft in Mailand abschließende Entscheidungen nach dieser Richtung bringen könne. Aber einen fruchtbaren Gedankenaustausch über die Lebensfrage Mitteleuropas darf die mitteleuropäische Welt von dieser Zusammenkunft erwarten. Es wird jedenfalls noch eine längere Zeit vergehen, bevor aus diesem Gedankenaustausch politische Actionen sich entwickeln, und noch längere Zeit, bevor Ergebnisse solcher Actionen zu Tage treten. Aber die Wichtigkeit der Tage von Mailand bleibt unverkennbar.

* * *

In Frankreich giebt es eine innere Frage, die jetzt alles beherrscht. Es ist die Frage, ob aus den Elementen der monarchischen Parteien eine zum wohlthätigen Eingreifen in die Geschicke des Landes befähigte republikanische Rechte gebildet werden kann. Mit jener Verbindung von esprit, bon sens und finesse, welche gewissen Erzeugnissen des französischen Geistes einen so unvergleichlichen Stempel verleiht, wird dieser Plan in einer Anzahl politischer Organe verfochten. Die Monarchisten, die es aus rein persönlichen Gründen sind, die Boulangisten, die nur ihre Fahne eingesteckt haben, und die Radicalen suchen den Plan zu vereiteln, von dem die Zukunft Frankreichs mehr als von jedem andern abhängt, weil sein Gelingen allein diese Zukunft dem Spiel der Intriguen und Gewaltsamkeiten entreißen kann.

Auch die große Frage der Einigung Mitteleuropas hängt von diesem Siege des bon sens über die Verblendung ab. Die Macht der Verblendung, im Innern gefesselt, wird auch auf dem Feld der auswärtigen Politik nicht mehr herrschen können.

ω.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Am 14. October ist das Denkmal Lessing's im Berliner Thiergarten enthüllt worden, eine Feier, seit langer Zeit erhofft, als Erstattung einer lange schon lastenden Schuld freudig begrüßt, dennoch nicht von mancher peinlichen Empfindung lösbar. Dem Begründer unseres klassischen Drama's wird ein Denkmal gesetzt, — in dem Augenblick, wo die Strömung des Tages meint sein Werk beiseite schieben, ja umstürzen zu können. Mit begeisterten Worten feiert der Redner die Verdienste des großen Mannes; aber den freudig lauschenden Zuhörer verläßt nicht der bittere Nebengedanke, ob dieses Verdienst noch in fortdauernder Wirkung lebendig sei. Wieviele von den „Novitäten", die in jeder Saison dem Publikum vorgeführt werden, würden Lessing's Kritik ertragen! wieviele gehen überhaupt noch von Voraussetzungen aus, welche ein Urtheil nach Lessing's Maßstäben auch nur zuließen! Freilich haben ja andererseits Lessing's Dramen immer noch ihren Zuschauerkreis gefunden; aber der unüberbrückbare Zwiespalt, der zwischen den immer noch gern gesehenen klassischen Stücken und den mit ihnen unvermittelt wechselnden modernen Producten sich aufgethan hat, ist gerade das deutlichste Symptom des völlig abhanden gekommenen ästhetischen Bewußtseins. Die Aufgabe der Kritik wird dadurch im vollen Sinn des Worts unerfüllbar; denn es fehlt an allgemein anerkannten Begriffen, auf denen der Kritiker fußen könnte. Er schreibt für sich selbst, und auch wenn er in voller Kraft der Ueberzeugung an der Geltung jener klassischen Maßstäbe festhält, so weiß er, daß nur wenige es ihm danken.

Unter den neuen Erscheinungen dieses Herbstes ist zweifellos die interessanteste:

Die Haubenlerche. Schauspiel in vier Akten von E. von Wildenbruch.

Nach dem ersten Akte dieses Stücks erwartet man ein Tendenzdrama, wie es der antipoetischen Sinnesart unserer Zeit entspricht; man ist erfreulich überrascht, im weiteren Verlauf von dieser Befürchtung befreit zu werden und zu erkennen, daß der Dichter sich mit keiner seiner disputationslustigen Personen identifizirt, sondern sie alle mit gleicher Unparteilichkeit behandelt.

Wenn ein Dramatiker es zuwege bringt, das Leben der Gegenwart kräftig und sicher darzustellen, ohne doch seine poetische Freiheit dabei aufzugeben, so

ist das eine Leistung, die des verdienten Erfolges sicher sein kann. Er hat auch diesem Stück nicht gefehlt. Fragt man nach den besonderen Mitteln, womit der Dichter ihn erzielt, so wird man die äußerst geschickte Führung der Handlung vor Allem nennen müssen. Das Drama ist durchaus Intriguenstück, nicht Charakterstück. Die Charaktere, die es uns vorführt, der edeldenkende aber weltunkundige Hausherr, sein frivoler, nichtsnutziger Bruder, seine langweilige Cousine, sie sind Menschen, die abgeschlossen vor uns stehen, denen wir keine Entwickelung prophezeihen. Ebenso in dem Arbeiterkreise: weder die Frau Schmalenbach noch der wackere Büttgeselle haben in sich irgend welche Räthsel, die sie dem Zuschauer aufgeben oder an deren Lösung ihre eigenen Erfahrungen noch werden arbeiten müssen; nur der prächtig gezeichnete alte Onkel macht vor unseren Augen eine Art Entwickelung durch, insofern er die „Leute mit das viele Geld" anfänglich nicht ertragen kann, später aber als seine Nichte zu ihnen gehören soll, sie plötzlich zu schätzen weiß. Und auch die Hauptperson des Ganzen, Lene, die Haubenlerche, ist eine Gestalt, die Jedem gefallen muß, aber für die Zukunft nichts mehr verspricht als was sie schon jetzt hat. Wir fühlen uns niemals versucht zu fragen: „Was wird aus ihr?" — sondern nur „Was geschieht mit ihr?" Aber eben dies fragen wir mit einem Antheil, einer Lebhaftigkeit, welche die dramatische Kunst des Dichters auf's Glänzendste erweist. Wie das Schicksal des Arbeitermädchens zuerst durch den vorurtheilslosen und edelmüthigen, aber ihr doch höchst unerwünschten Entschluß ihres Brodherrn, dann durch den tückischen und gleißenden Egoismus seines Bruders bestimmt wird, das verfolgen wir mit Spannung und Mitleid, welche endlich durch den Sieg der gesunden und unverdorbenen Natur der Heldin wohlthuend gelöst werden. Gegen die Ausführung des Schlusses freilich kann ein Einwand nicht zurückgehalten werden: zu schnell ist die Lösung; sowohl in den äußeren Ereignissen wie in der psychologischen Entwickelung nicht vollkommen motivirt; das Zusammenströmen aller Personen an dem einen Orte wirkt lustspielmäßig. Das Stück hätte für fünf Akte ausgereicht; aber der erfahrene Dramatiker wußte wohl, daß der vierte Akt im fünfaktigen Drama die undankbarste Aufgabe ist, und so gab er uns den vierten und fünften in eins verschmolzen.

Das Lokalkolorit des Stücks, sowie der Dialekt sind mit der Geschicklichkeit behandelt, die schon aus den „Quitzow's" bekannt ist; so erfreulich aber auch an sich der Beweis ist, daß diese Technik nicht das ausschließliche Eigenthum einer bestimmten tendenziösen Schule ist, so sehr ist doch andererseits der Wunsch zu betonen, daß diese Dialektdichtung stets nur Ausnahme in der Kunstübung bleibe. Die Poesie bedarf, um das Höchste zu leisten, der höchst entwickelten Sprachform; diese findet sie nicht einmal in dem urwüchsigen Volksdialekt, geschweige denn in dem hauptstädtischen Jargon der Halbbildung. —

Im Spiegel. Schauspiel in drei Akten von Hugo Lubliner.

Der schärfste Gegensatz zu dem vorigen, ein Stück aufdringlichster Tendenz. Der Gedanke des Verfassers, gegen den die Literatur beherrschenden Russen-

und Skandinavenkultus, Front zu machen, würde von uns freudig begrüßt werden, wenn die Ausführung nicht so sehr mißlungen wäre. Vermag der Dichter nicht eine Handlung so zu gestalten, daß sein Gedanke und aus ihrem Verlauf und Abschluß in vollkommener Natürlichkeit und Nothwendigkeit sich ergiebt, so schenke er uns lieber eine belehrende Abhandlung, ohne sie ein Schauspiel zu benennen. In diesem Drama aber ist nicht nur die Führung der Handlung eine gezwungene und nicht überzeugende, sondern es ist die Tendenz auch in breit ausgeführten Reflexionen und Ergüssen und an Stellen vorgeführt, wo Empfindung und Verstand das Ungehörige und Störende bemerken müssen und die Illusion, wenn sie kaum eingetreten, mit einem Schlage wieder vernichtet wird. Je mehr die Satire gegenüber der literarischen Modesucht des Tages am Platze ist, desto mehr ist es zu bedauern, wenn sie so unglücklich gehandhabt wird. Wie sehr sie aber am Platze ist, das beweist am Besten das neuerdings durch die Aufführung der „Freien Bühne“ zur Beachtung gekommene Schauspiel

Der Vater. Von A. Strindberg.

Das Stück muthet den Leser an wie eine Karikatur, ja eine Parodie Ibsen'scher Stücke. Was Ibsen mit höchster Kunstfertigkeit bis auf den möglichsten Grad gesteigert hat, die Prägnanz jeder Scene, jeder Rede und Gegenrede, das Zusammendrängen der Ergebnisse einer langen Entwickelungsreihe in wenige Akte, das wird hier in's Unmögliche erhoben. Wir sollen glauben, daß in Folge einer unglücklichen Situation, die schon seit Jahren andauert, ein geistig gesunder Mann vor unsern Augen in einer Nacht zum Geisteskranken werde. Es wird ferner, was Ibsen besonders in seinen letzten Dramen, — in der „Frau vom Meere“ schon in krankhafter Weise geübt hat, — die Betrachtung der realen Verhältnisse als Ausdruck zu Grunde liegender mystischer Kräfte — in's völlig Willkürliche und Widersinnige gesteigert. In einer Rittmeistersgattin und einigen sie umgebenden Weibern sollen wir Megären erblicken, die vermöge einer innewohnenden mystischen Energie den Mann unrettbar in's Verderben stürzen. In der grenzenlosen Niederträchtigkeit jener Frau sollen wir die natürliche Aeußerungsweise dieser mystischen Natur des Weibes erkennen! Aber mehr als alles Andere erscheint der Schluß wie eine Parodie Ibsen's. Man kennt jene ausgesponnenen, dramatisch bedenklichen, aber dialektisch immer meisterhaften Explikationen, in den Ibsen seine Charaktere sich vor einander erschließen und erklären läßt. Hier erfolgt eine ähnliche Explikation, aber merkwürdiger Weise richtet sie sich an einen irrsinnig Gewordenen, dem dann freilich für seine Gegenreden noch einige mangelhafte Verstandeskräfte wieder geliehen werden. Aber auch hiervon abgesehen ist jene Erklärung an sich vollkommen unbegreiflich; wenn die Frau, welche mit satanischer Berechnung ihren Mann bis zum Wahnsinn gebracht, ihm mit kältester Ruhe versichert, daß sie sich vor Gott und ihrem Gewissen unschuldig fühle und durchaus nicht seine Feindin sei, so ist das entweder der Ausspruch

einer gleichfalls Wahnsinnigen oder wenn es Hohn sein soll, eine Scheußlichkeit, die, weil völlig zwecklos, unbegreiflich bleibt.

Wenden wir uns von den Versuchen, solche exotische Giftgewächse auf das deutsche Theater zu verpflanzen, zu den Bestrebungen, unsern eigenen dramatischen Reichthum der Bühne zu gewinnen und zu erhalten. Einer der wenigen Namen, in dessen Verehrung sich alle Parteien begegnen, ist der Heinrich's von Kleist.

Sein Käthchen von Heilbronn hat neuerdings Karl Siegen auf Grund des ursprünglichen Plans neu für Bühne und Haus bearbeitet (Leipzig, P. Beyer 1890).

Der Titel (wie auch die Vorrede) ist etwas irreführend; denn wenn der „ursprüngliche Plan" Kleist's auch benutzt ist, so ist die wesentlichste Veränderung, die das Stück erfährt, doch von ihm ganz unabhängig. Was den Zweck des Unternehmens betrifft, so möchten wir freilich einen Haus-Kleist nicht eingeführt sehen; da aber das „Käthchen von Heilbronn" zweifellos zu den Stücken gehört, welche für die Bühne einer besonderen Einrichtung bedürfen, so ist unter letzterem Gesichtspunkt der Versuch Siegen's durchaus berechtigt. Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser mit mehr Pietät als manche Vorgänger verfahren ist; so hat er den großen Monolog Strahl's im Anfang des zweiten Aktes beibehalten. Aus dem im „Phöbus" erschienenen Fragment hat er für die beiden ersten Akte manches glücklich verwerthet; ferner hat er den durch Tieck bekannt gewordenen anfänglichen Gedanken Kleist's, Kunigunde als ein unheimliches Wesen aus dem Wasserreich sich enthüllen zu lassen, wieder aufgenommen; endlich, was das Einschneidendste hat er die ganze Lösung des Conflictes, die sich aus der kaiserlichen Abstammung Käthchens ergiebt, verworfen und statt dessen die Entscheidung ausschließlich in die Seele des Grafen Strahl verlegt. Letzteres ist gewiß uns sympathischer; aber zur Ausführung dieser ganz neuen psychologischen Wendung bedarf es einer gewichtigeren und freieren Dichterkraft, als sie Siegen zu Gebot steht. Er hat das Hauptproblem einfach umgangen und läßt den Grafen im zweiten Akt auf die Stimme seiner Ahnen hören, im fünften Akt ihn das rundweg vergessen. Seine eigenen Zusätze sind in so breiten Strichen gezeichnet, daß sie auf der Bühne, durch den Schauspieler belebt, wohl genügen mögen, dem ruhig sich hingebenden Leser aber öfters leer erscheinen. Gottschalk's marktschreierische Verkündigung des Hauptinhalts im fünften Akte mag auf dem Theater Wirkung thun, dem Leser erscheint sie komisch, und auch das ächt Kleistisch bittere Schlußwort will man sich nicht durch das banale Heilrufen übertönen lassen. Wir können den Bearbeiter zu seinem Bühnenerfolge beglückwünschen, wollen aber nicht hoffen, daß seine Bearbeitung die Lectüre des ächten Kleist verdränge.

Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild von Hugo von Knebel-Doeberitz. Mit einem Bildniß. Weimar. H. Böhlau 1890.

Diese Biographie eines viel genannten, aber doch wenig bekannten Mitglieds des Weimarer Dichterkreises ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Ohne in den häufigen Fehler der Familienchronisten zu verfallen und den Ahnen über das Maß zu verherrlichen, zeichnet der Vf. auf Grund reichen handschriftlichen Materials die Persönlichkeit Knebel's in ihren Licht- und Schattenseiten, sowohl ihren gesunden ehrenfesten Kern wie die Mängel ihrer Entwickelung und die Unebenheiten ihrer Aeußerungsweise. Als der Mann, der wollte und strebte, ohne doch zu gedeihlichen Ergebnissen zu gelangen, der von den Besten geliebt und geschätzt wurde, ohne den Werth seines Wesens weiteren Kreisen offenbaren zu können, wird er uns geschildert. Auch seine Schriften, deren gelungenste doch die Uebersetzungen blieben, werden uns als Errungenschaften einer langen, bald unterbrochenen, dann wieder aufgenommenen Arbeit vertraut und erregen unsern Antheil. Goethe, Herder und Wieland treten in ihrem freundschaftlichen, nur selten und vorübergehend gestörten Verhältniß zu Knebel uns vor Augen; am interessantesten und fesselndsten aber der Herzog, der auch diesen Mann in ächt fürstlicher Weise zu beurtheilen und nach seiner Art zu behandeln wußte. Die Krisen des Verhältnisses erinnern in mancher Art an die Ereignisse des „Tasso" und fallen auch in die Zeit, als Goethe an diesem Drama thätig war. Knebel fühlt sich in Weimar nicht wohl, weil er (seit 1780) keine amtliche Beschäftigung dort hat; der Herzog weiß, daß er sich zu einer solchen nicht eignet, und weist auf den Werth hin, den seine Persönlichkeit als solche für seine Freunde habe; Knebel ist damit nicht genügt; er drängt hinaus, um schließlich doch zwar nicht in Weimar, aber in Jena seinen dauernden Sitz aufzuschlagen. Von 1781—1790 spielen diese Schwankungen sich ab, für die im vierten und fünften Akte des Tasso die Parallelen zu finden sind; (die beiden ersten Akte des Tasso waren 1781 in den Grundzügen schon vollendet).

„Das geschäftslose Leben behagte ihm auf die Dauer nicht", sagt sein Biograph, „denn er besaß nicht die Kraft sich anhaltend wissenschaftlichen Arbeiten hinzugeben und sah sich als Pensionär und Nichtsthuer beneidet und angefeindet". Seine Erwägungen, die ihn schließlich den Herzog um seine gänzliche Entlassung zu bitten veranlaßten, mögen Tasso's Worten an Lenore Sanvitale ähnlich gewesen sein:

„O Leonore, welch' Vertraun ist das!
Hat er von seinem Staate je ein Wort,
Ein ernstes Wort mit mir gesprochen?" . . .
„Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt".

Und ganz in der Art des Herzogs von Ferrara antwortet Carl August in einem großartigen Briefe (October 1781):

„Ist's möglich, daß eine Seele wie Du bist, mein lieber Knebel, der so wohl und scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in

anderen eingewickelt liegen, herausklauben, an's Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel über sich selbst, über das was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? . . . Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land: ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit zubringt, aus fremden Ländern Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Samen zu bekommen oder auszulesen? . . . Bist Du nun so im Bösen über Dich selbst verblendet, daß Du leugnen kannst, Du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Du uns gering genug, daß Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben, wie wir Dich thun, wärest Du uns hierinnen unnütz oder überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst Du nun diese schöne Laufbahn, dieses würdige Geschäft aufgeben, alle Dir eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menschen die Dich nichts mehr angehen oder mit Denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältnis hast, hinwerfen? . . . . Und warum? Um etwa ein paar Cancellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? . . . Wem bist Du mehr Nutzbarkeit schuldig als denen die Dich lieben, und wem nützest Du weniger, wenn Du alles zerreißest, was Dich mit ihnen bindet, aufhörst zu thun und sei es, was es wolle, was Du für ihnen thatst, und Dich ihnen fremd und abgebunden machst? Achtest Du Dich denn so wenig oder hältst Du Dich für so allein, daß Du glaubst, höchstens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande lösest, die uns mit Dir binden?"

Die Gedanken dieses Briefs sind fast durchgängig in den Reden der Personen wiederzufinden, die Tasso, der sich „überflüssig" glaubt, zum Bleiben in Ferrara zu bereden suchen.

„Das bist Du nicht, das kannst Du nimmer werden:
Du weißt vielmehr, wie gern der Fürst mit Dir,
Wie gern die Fürstin mit Dir lebt . . ."
„Du gibst so vielen doppelten Genuß
Des Lebens; lern' ich bitte Dich,
Den Werth des Lebens kennen, das Du noch
Und zehnfach reich besitzest!"
„Du bist nicht unnütz, eben weil Du ruhst."
„Du klagst, anstatt zu danken, wenn er Dich
In unbedingter Freiheit lassen mag,
So ehrt er Dich, wie er Dich ehren kann."
„Du denkst nur Dich und denkst den Fürsten nicht."
„Ist's edel, nur allein an sich zu denken
Als kränktest Du der Freunde Herzen nicht?
Ist's Dir verborgen, wie mein Bruder denkt,
Wie beide Schwestern Dich zu schätzen wissen?"

Um den Wünschen Knebel's aber auch entgegenzukommen, schlug der Herzog ihm eine Reise vor: „Ist's deiner Natur gut sich zu verändern, so reise!

Da du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde. Gehe also Deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechsel nach, kehre dann reconvalescirend wieder zu uns" u. s. w. Ebenso räth Alphons dem Tasso:

„Doch, guter Tasso, wenn es möglich wäre,
So solltest Du erst eine kurze Zeit
Der freien Welt genießen, Dich zerstreuen,
Dein Blut durch eine Kur verbessern."

Knebel folgte dem Rath; er reiste, blieb Weimar einige Zeit fern und kehrte dann zurück. Aber schon 1789 taucht der frühere Mißmuth wieder auf. Von Neuem richtet Knebel an den Herzog die Bitte um eine amtliche Verwendung, die nicht erfüllt wird. Es ist wieder der unglückliche Ehrgeiz Tasso's, der ihn sagen läßt: „Es ist nicht genug, daß man (Jemandem) Nahrung und Bücher giebt und nun gleichsam zu ihm sagt: „Setze Dich hin und schreibe unsterbliche Werke und unterhalte die Gesellschaft." Diese zweite Krise, die ebenso auslief wie die erste, ereignet sich allerdings erst unmittelbar nach der Vollendung des Tasso; wir können aber davon überzeugt sein, daß Knebel, ehe er sich zu diesem Schritt entschloß, ihn schon oft Goethe vorgelegt und von ihm die Abmahnungen Lenore's und Antonio's zu hören bekommen hatte.

Eine Tasso-Charakteristik von Knebel hat Goethe schon im Juli 1778 in sein Tagebuch verzeichnet:

„Knebel hat eine falsch wahre hypochondrische Art die Sachen zu sehen, die ihm noch wird bös Spiel machen."

Doch war es Knebel verliehen, mit fortschreitendem Alter mehr und mehr sich von diesem inneren Hemmnis zu befreien, und sein Leben je höher es kam, desto harmonischer zu gestalten. O. H.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Cauer. Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken von Dr. Paul Cauer Kiel, Lipsius und Tischer 1890. Preis 2 Mk.

Dullo. Die Preußischen Verwaltungsgesetze. Die Landgemeinde- und Städteordnung, die Kreis- und Provinzial-Ordnung, das Landesverwaltungs- und Zuständigkeitsgesetz mit Anmerkungen von Gustav Dullo, Stadtsyndikus a. D. Berlin. J. J. Heine.

Dullo. Gesetzeskunde und Volkswirthschaftslehre in gemeinverständlicher Darstellung von Gustav Dullo, Stadtsyndikus a. D. Berlin. J. J. Heine.

Froebel. Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse von Julius Froebel. I. Band. Stuttgart 1890. Cotta'sche Bch. Nf. Preis 10 M.

Hase. Werke von Karl von Hase. Halbband XXI. enthaltend: Karl von Hase's Leben. I. Abth. Jugenderinnerungen. Leipzig 1890. Breitkopf und Härtel.

Heinze. Deutsche Poetik. Umriß der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst. Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre von Paul Heinze und Rudolf Goette. Dresden 1891. Paul Heinze's Verlag. Preis 5 M.

de Lagarde. — Ueber die von Herrn Paul Güßfeldt vorgeschlagene Reorganisation unserer Gymnasien. Von Paul de Lagarde. Göttingen, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1890. 60 Pf.

Preyer. Eine neue deutsche Schule. Von Hofrath Dr. phil. und med. W. Preyer, Universitäts-Professor in Berlin. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung. 1890. Preis 60 Pf.

Rintelen. Der Civilprozeß. Systematisch bearbeitet für die ordentlichen Gerichte des Preußischen Staates und für das Reichsgericht auf Grund der Reichsgesetzgebung und der Preuß. Landesgesetzgebung, sowie der Vorschriften der Preußischen Landesjustizverwaltung. Von V. Rintelen, Geheimen Ober-Justiz-Rath. Berlin, Otto Liebmann. Liefrg. 1. u. 2. Preis à Liefrg. M. 2. —

Scartazzini. Prolegomeni della Divina Commedia par G. A. Scartazzini. Leipzig, F. A. Brockhaus 1890.

Schmidt. Geschichte d. dtsch. Verfassungsfrage während d. Befreiungskriege u. d. Wiener Kongresses 1812 bis 1815. Von Wilhelm Adolf Schmidt. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Alfred Stern. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1890. M. 7,50.

Schmitz, Dr. M. Fürst Karl Anton von Hohenzollern und die Bedeutung seiner Familie für die Zeitgeschichte. Eine geschichtlich-politische Studie. 3. völlig umgearbeitete Aufl. Mit einem Porträt des Fürsten in Lichtdruck. Neuwied. Heuser's Verlag. Preis M. 2. —

Seuffert. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhardt Seuffert, unter Mitwirkung von A. Sauer, F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs. 29—30. Lieferung. Stuttgart. G. J. Goeschen 1888 bis 1890.

Siegen. Kleist's Käthchen von Heilbronn. Auf Grund des ursprünglichen Plans neu für Bühne und Haus bearbeitet von Karl Siegen. Leipzig Paul Beyer 1890.

Siemens, Wilhelm. — Von William Pole, Ehren-Secretär der „Institution of Civil Engineers". Mit Porträts, Abbildungen u. einer Karte Berlin, Julius Springer. Preis 8 Mark.

Warnecke. Die Deutschen Bücherzeichen (Ex-Libris) von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart von F. Warnecke. Mit einem Titelbilde von E. Doepler d. J., 21 Abbildungen und 26 Tafeln. Berlin 1890. J. A. Stargardt — Probeheft. — Preis des completen Werkes 30 M.

Wehrsystem. Ein neues Wehrsystem von V. v. d. M. Dresden 1897. E. Pierson. Preis 1 M.

Antisemiten-Spiegel, die Antisemiten im Lichte des Christenthums, des Rechtes und der Moral. I. Lief. Preis 20 Pf. Danzig, A. W. Kafemann.

Baenitz. Das neue Gymnasium und das neue Realgymnasium. Ein Wort an alle Freunde höherer Bildung. Von M. Baenitz. Berlin, Rich. Wilhelmi.

Baur. Das Leben des Freiherrn vom Stein, dritte durchgesehene Ausgabe. Mit dem Bildniß Stein's. Von Wilh. Baur. Berlin, H. Reuther's Verlag. Preis gebd. 2 Mk. 40 Pf.

Berner. Geschichte des preußischen Staates. I. Abth. Von Dr. Ernst Berner. Preis 2 Mk. (vollständig in 7—8 Abth. à 2 Mk.). München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Bolte. Guilelmus Grapheus Acolastus. Herausgegeben von Johannes Bolte. Aus den Lateinischen Litteraturdenkmälern des XV. u. XVI. Jahrhunderts herausgegeben von Max Herrmann u. Siegfried Szamatólski. Berlin, Speyer u. Peters.

Burns. Gedichte. Von Robert Burns. Uebersetzt von Edmund Ruete. Bremen, M. Hinsius Nachf. Preis 2 Mk. 50 Pf., gebd. 3 Mk. 50 Pf.

Bußler. Preußische Feldherren und Helden. Kurzgefaßte Lebensbilder sämmtlicher Heerführer, deren Namen preußische Regimenter tragen. Band I. Von Wilh. Bußler. Gotha, G. Schloeßmann. Preis 4 Mk.

Carette. Erinnerungen aus den Tuilerien. II. Band. Von A. Carette. Breslau, Schlesische Buchdr. vorm. Schottländer. Preis 4 Mk.

Doehler. Die Pflicht. Sociales Drama in 5 Akten von Gottfried Doehler. Berlin, F. Fontane.

Eisenhart. Gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht. Ein rückhaltloses Wort zur Reform der deutschen Reichsverfassung von Wolfgang Eisenhart. Halle a. S., Adolf Kegel.

Fester. Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus. Von Richard Fester. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Buchh. Preis 5 Mk. 50 Pf.

Friedrich der Große. Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. XVIII. I. Hälfte (Jan.—Juni 1759). Berlin, A. Duncker.

Goethe-Ruckstuhl. Von der Ausbildung der deutschen Sprache. Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung.

Hecht. Worin besteht die Hauptgefahr für das humanistische Gymnasium und wie läßt sich derselben wirksam begegnen. Von Dr. Max Hecht. Gumbinnen. C. Sterzel's Buchhandlung.

Jahnke. Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken. Reich illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Von Hermann Jahnke. Lief. 7—11 à 50 Pf.

Knebel. Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild von Hugo von Knebel-Doeberitz. Mit einem Bildniß. Weimar, H. Böhlau. Preis 2 Mk. 80 Pf.

Kohut. Moltke als Denker. Goldene Worte aus sämmtlichen Werken, Reden und Briefe des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke. Berlin, S. Gerstmann.

Lasson. Zeitliches und Zeitloses. Acht Vorträge von Adolf Lasson. Leipzig Georg Wigand.

Litzmann. Friedrich Hölderlin's Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Mit einem Bilde der Diotima nach einem Relief von Ohmacht. Von Carl C. T. Litzmann. Berlin, W. Hertz. Preis 10 M.

Marschall, Adolph Freiherr von, Religiöse Weltanschauung. 3. vervollständ. Aufl. Berlin, H. Reuther's Verlag. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Martensen. Aus meinem Leben. Mittheilungen. Drei Abtheilungen in einem Bande. Mit dem Bildniß des Verfassers. Deutsche vom Verf. autoris. Ausg. 2. verb. Aufl. Von Dr. H. Martensen. Berlin, H. Reuther's Verl. Preis 4 Mk.

Minor. Schiller. Sein Leben und seine Werke. Band II. Von J. Minor. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. Preis 10 Mk.

Modenwelt. Zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der „Modenwelt" 1865—1890. Berlin, Frz. Lipperheide.

Müller, Dav., Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung. 13. verb. Aufl. besorgt von Prof. Dr. Fr. Junge. Berlin, Franz Vahlen. Preis 5 Mk. 20 Pf.

Ohlert. Die deutsche Schule und das klassische Alterthum. Eine Untersuchung der Grundlagen des gymnasialen Unterrichts. Von Oberlehrer Arnold Ohlert. Hannover, Carl Meyer. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Pietzker und Treutlein. Der Zudrang zu den gelehrten Berufsarten, seine Ursachen und etwaigen Heilmittel. Zwei vom Allgemeinen Deutschen Realschulmänner-Verein preisgekrönte Arbeiten. Mit 24 Figuren im Text. Von Fr. Pietzker und P. Treutlein. Braunschweig, Otto Salle. Preis 2 Mk. 40 Pf.

— Schule und Kulturentwicklung. Vortrag gehalten im Verein für Schulreform zu Berlin. Von Fr. Pietzker. Braunschweig, Otto Salle. Preis 80 Pf.

Raydt. Mehr Erziehung für die deutsche Jugend. Ein Wort zu den Verhandlungen über die Schulreform von H. Raydt. Hannover-Linden. Carl Manz.

Rintelen. Der Civilprozeß. 3. Lief. Von V. Rintelen. Berlin, O. Liebmann. Preis 2 Mk.

Sander. D. Friedrich Lücke, Abt zu Bursfelde und Professor der Theologie zu Göttingen (1791—1855). Lebens- und Zeitbild aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts von F. Sander. Mit Lücke's Bildniß nach dem Gemälde des Prof. Karl Oesterley. Hannover-Linden, Verl.-Anst. von Carl Manz. Preis 6 Mk.

Schmeding. Die Bedenken Sr. Excell. des Herrn Ministers von Goßler gegen die Aufhebung des Gymnasialmonopols. Von Prof. Dr. Schmeding. Braunschweig Otto Salle.

Schubert. Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung. Von Dr. Hans von Schubert. Berlin, H. Reuther's Verlag. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Goethes Glaubwürdigkeit in Dichtung und Wahrheit.

Von

Karl Kochendörffer.

In den Urtheilen über Goethe, den Menschen, die uns von Zeitgenossen überliefert sind, welche zu ihm in Beziehung traten, finden wir eines vor allen wiederkehrend, die Hervorhebung seiner Offenheit und Wahrhaftigkeit. Männer, die keineswegs zu seinen unbedingten Bewunderern zählen, Frauen, denen sein Leben am Maßstabe des bürgerlichen Sittencodexes gemessen nicht ganz vorwurfsfrei erscheinen wollte, während sie für seine hohe sittliche Weltanschauung kein Verständniß besaßen, sie ließen sich in gleicher Weise überwältigen von der hohen Wahrheit in seiner Natur, die allen Schein, alle Heuchelei verabscheute. Wir, die wir den großen Dichter nur aus seinen Werken kennen, finden in ihnen die Bestätigung dieses Urtheils: sie alle, „die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens sind", athmen die Wahrhaftigkeit eines edlen und großen Charakters*). In keinem seiner Werke kann dieser Grundzug seines Wesens klarer begriffen werden, als in seiner Selbstbiographie, über deren inneren Zusammenhang mit seinen übrigen Werken er im 7. Buche sich äußert: „Alles was von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist." Dichtung und Wahrheit ist denn auch von der Kritik der Zeitgenossen, denen die geschilderten Begebenheiten und Personen noch nahe genug lagen, um sie mit der Goetheschen Darstellung vergleichen zu können, als durchaus getreu und zuverlässig allseitig aufgenommen worden. Schreibt doch selbst Bertuch, dem man eine be-

*) Goethe selbst hat es wiederholt ausgesprochen, daß auch seine Gedichte nur Wiedergabe eignen Erlebens seien. Vgl. Albert Bielschowsky in diesen Jahrbüchern 60, 335.

sondere Vorliebe für Goethe wahrlich nicht nachrühmen kann, an Böttiger: „Den 2. Theil (von Dichtung und Wahrheit) habe ich mit steigendem Interesse gelesen; wenn manches Breite seines jetzigen Lebensalters mit eingeflossen ist, so ist dagegen im Ganzen eine Offenheit, eine Entwickelung mancher interessanten Punkte neuerer Literatur, ein so reines psychisches Hingeben seiner Selbst, daß ich diese Confessions von Goethe nicht erwartet hätte. — Die Macht der ersten Eindrücke der frühen Jugend sind hier wahr und treffend an seinem Beispiele durchgeführt; wer Goethe genauer kennt, findet ihn mit allen seinen Liebhabereien und Eigenschaften wieder." (Goethe-Jahrbuch 1889, 156.) Der Recensent der Heidelberger Jahrbücher F. M. O. (Maier), der gar manches auszusetzen findet, erklärt „überhaupt zeigt Goethe sich allerwärts als der Grade, Rechtliche, Unpartheyische gegen sich und Andere, als der wahrheitsliebende Mann". Und Varnhagen weiß in Fouqués und Neumanns Musen (Berlin 1812) dem was wir heute noch ebenso fühlen, schönen Ausdruck zu geben in seinem Urtheil: „Wenn diese Wahrhaftigkeit im allgemeinen uns so rein entgegenleuchtet, so können wir nicht begreifen, wie man der Ueberzeugung nur entgehen kann, daß auch das Persönliche eben so treu, eben so wahr erzählt ist, als die größeren Umgebungen der Welt geschildert werden. Wir verschmähen die hundertfältigen Bestätigungen und Zeugnisse, die Mitwissende dem Dichter zur Beglaubigung der erzählten Thatsachen geben mögen, und halten uns an die inneren Kennzeichen der Wahrheit." (Jul. W. Braun, Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen. Bd. 3, 308 f.)

Wir haben daher mit gutem Rechte uns gewöhnt, Goethes Dichtung und Wahrheit als eine historische Quelle ersten Ranges für seine Entwickelung und seine Zeit anzusehen. Wir glauben nicht nur, daß Goethe das Richtige trifft, wenn er im Vorworte der Biographie das Ziel steckt: „Dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt", sondern wir empfinden es auch, daß ihm die Aufgabe in unübertroffener Weise zu lösen gelungen ist. Dabei finden wir in dem Titel „Dichtung und Wahrheit" keinen Widerspruch gegen die Absicht historischer Treue, deren der Biograph sich befleißigen soll. Wir sehen es nicht so an, als habe Goethe im Gegensatze zu dem obersten Gesetze der Geschichtschreibung es besonders betonen wollen, daß nicht alles was er erzähle auch wahr sei. Dichtung würden erfundene oder falsche Dar-

stellung geschehener Thatsachen, wenigstens Dichtung in Goethes Sinne würden sie nie sein. Wenn Goethe den Titel wählte, so that er es am wenigsten aus dem von ihm gewiß nicht unerwogen gebliebenen Bedenken, daß im Laufe der langen Jahre, die zwischen den Begebenheiten und der Darstellung lagen, gar manche Einzelheiten in ihrer zeitlichen Folge wie in ihrer Wirkung auf einander sich verschoben haben konnten, ja mußten; vielmehr weil er mit der Lebensbeschreibung zugleich ein Kunstwerk meisterhafter Darstellung und schöner Komposition, mit einem Worte also Dichtung geben wollte. Indem er Geschichtschreibung und Dichtung, von denen die eine aussagt, was wirklich geschehen ist, die andere was wohl geschehen könne, in glücklicher Harmonie vereinigt, verliert bei ihm zwar die Geschichtschreibung, deren Gegenstand das Einzelne ist, einiges zu Gunsten der Dichtung, die das Allgemeingültige darstellt. Es mögen einzelne Details hinzugethan, manche zeitlich getrennte Episoden an einander gerückt, ein innerer Zusammenhang betont sein, wo bloß äußerliche Verknüpfung vorlag. Aber Goethe hat sich damit keines Verstoßes gegen die von ihm entwickelte Hauptaufgabe des Biographen schuldig gemacht. Daten des täglichen Lebens erfahren wir zwar wenige und oft ungenau, aber was mehr werth ist, wir sehen Ursache und Wirkung, wir lernen Zeit und Verhältnisse kennen, die Goethe zu dem werden ließen, was er uns geworden ist. Ob die Gretchenepisode in Frankfurt während der Krönung Josephs II. spielte, oder früher, ob die Reise von Straßburg nach Saarbrücken 1770 oder 1771 fällt, und der daran von Goethe angeknüpfte Besuch in Sesenheim mit einer anderen Reise in Verbindung gebracht werden muß, das thut der Wahrhaftigkeit der Schilderung nicht den geringsten Abbruch. Derlei poetische Freiheiten hat sich Goethe oft und bewußt gestattet, ihre Berechtigung aus künstlerischen Rücksichten auch mehrfach hervorgehoben, so Dichtung und Wahrheit 14. Buch. (Weim. Ausg. 28, 252): „Wenn Redner und Schriftsteller in Betracht der großen Wirkung, welche dadurch hervorzubringen ist, sich gern der Contraste bedienen, und sollten sie auch erst aufgesucht und herbeigeholt werden; so muß es dem Verfasser um so angenehmer sein, daß ein entschiedener Gegensatz sich ihm anbietet, indem er nach Lenzen von Klingern zu sprechen hat.“ So zeichnet auch der Maler nicht mit photographischer Treue die Landschaft ab, sondern entwirft nach seinen Skizzen ein freies durch die Kunst erhöhtes Abbild von ihr. Mag er immerhin ungenau kopiren, er wird, sofern er nur ein echter Künstler ist, eines und zwar ein wesentliches wiedergeben, was der beste Photograph nicht geben kann: die Seele der Natur.

Um das Charakteristische von Dichtung und Wahrheit nunmehr kurz hervorzuheben, wie es uns bislang erschienen ist, so sehen wir Dichtung in der kunstvollen Darstellung, in dem harmonischen Aufbau und der feinen Gliederung der Erzählung, Wahrheit dagegen in der lebensvollen Schilderung des eigenen Entwickelungsganges auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; im großen und ganzen also, wenn man die Worte nicht pressen will, Dichtung in der Form, Wahrheit im Inhalte. Herrn von Loepers Ueberzeugung ist auch die unsrige, daß es Goethes Wahrheits- und Realitätssinn unmöglich gewesen sei, auf die Tafel seines eigenen Lebens falsche Ziffern zu schreiben. Daß diese Ueberzeugung falsch, daß sie weiter nichts ist als Voreingenommenheit, die für den größten deutschen Dichter freilich erklärlich, aber darum nicht weniger verwerflich ist, das erfahren wir durch J. Froitzheims Abhandlung: Goethe und Heinrich Leopold Wagner. Ein Wort der Kritik an unsere Goetheforscher*). Froitzheim, dessen emsigen archivalischen Forschungen wir schon manchen hübschen Beitrag zur äußeren Geschichte der Sturm- und Drangzeit in Straßburg verdanken, hat sich hier zur Aufgabe gesetzt, Wagner gegen zwei Vorwürfe in Schutz zu nehmen, die sich auf Goethes Aussagen stützen, den einen der Verfasser der Farce Prometheus Deukalion und seine Recensenten zu sein, den andern in seinem Drama die Kindermörderinn Goethen das Sujet der Gretchenkatastrophe weggeschnappt zu haben. Es ist hier nicht der Ort und nicht meine Absicht, diese beiden Aufstellungen Froitzheims einer Kritik zu unterwerfen; nur soviel muß ich bemerken, daß mir weder durch den großen Aufwand von Auszügen aus Kirchenakten und sonstigen Protokollen die Frage der Kindermörderinn in ein anderes Licht gerückt, noch die Verfasserschaft Wagners am Deukalion durch die Breittretung des alten zuletzt von Pröhle vergnüglich aufgewärmten Klatsches im mindesten in Zweifel gestellt zu sein scheint. Der Zweck dieser Zeilen ist den ebenso überraschenden wie ungenügend motivirten Angriff auf Goethes Glaubwürdigkeit in Dichtung und Wahrheit zu beleuchten, den Froitzheim, um für das Hauptthema seiner Schrift die Bahn zu bereiten, in einer Einleitung und einem Schlußsatze versucht hat.

Froitzheim sagt über die „Art und Weise, wie Goethe seinen Lebensgang dargestellt hat“: „Hier hat der Dichter der Versuchung nicht widerstanden, die Wahrheit zu seinen Gunsten im Kerne zu verändern, deshalb aber weitgehenden Vorwürfen von vornherein durch den Titel Dichtung und Wahrheit vorzubeugen gesucht.“ In seiner Einleitung

*) Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen, Heft 10. Straßburg 1889.

sucht er an zwei eklatanten Fällen nachzuweisen, wie unzuverlässig Goethe bei seiner Lebensbeschreibung gearbeitet hat, und im Epiloge wird an einem dritten Falle Goethes ganze Unwahrhaftigkeit gezeigt.

„Schon das dichterische Streben, so leitet Froitzheim seine erste Anklage ein, sich überall in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen, verleitet Goethe dazu, seine Person über Gebühr zu erhöhen, indem er in tendenziöser Weise Ansichten und Urtheile anderer als sein alleiniges Eigenthum beansprucht." Sich in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen ist des Selbstbiographen gutes Recht und Pflicht; seine Person über Gebühr zu erhöhen, natürlich tadelnswertheste Eitelkeit. Goethe zeiht sich einmal in Dichtung und Wahrheit, Buch 15, der Eitelkeit, indem er über sein Verhältniß zu Zimmermann bemerkt: „Da mich nun überhaupt das was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte, und ich mir dagegen auch wieder eitel zu sein erlaubte, das heißt, dasjenige unbedenklich hervorkehrte, was mir an mir selbst Freude machte, so kam ich mit ihm gar wohl überein." Diese Art Eitelkeit — unser heutiger Begriff von dem Worte müßte uns eigentlich eine andere Bezeichnung dafür wählen lassen — tritt uns in Goethes Erzählung oft entgegen, sie macht seine Biographie nur um so lebenswahrer. Aber die von Froitzheim gemeinte, die verwerfliche Eitelkeit, welche sich um jeden Preis aus der Reihe hervordrängen will, sie habe ich vergeblich jetzt in Dichtung und Wahrheit gesucht, und früher nie empfunden. Im Gegentheil schont Goethe sich nicht in seinen Bekenntnissen und deckt seine Fehler und Schwächen ohne falsche Scheu auf. Das ist nun freilich Gefühlssache, und wer sich die gegentheilige Ansicht gebildet hat, wird schwerlich durch meine Behauptung sich bekehren lassen. Aber wohl kann die Betrachtung des einzelnen Falles, in welchem Goethe in tendenziöser Weise Ansichten und Urtheile anderer als sein alleiniges Eigenthum beanspruchen soll, Aufschluß ertheilen, wo die wahre und wo die falsche Beurtheilung liegt.

Es handelt sich um den Eindruck, den die Gobelins auf Goethe machten, mit welchen beim Empfange von Marie Antoinette in Straßburg die Wände des eigens erbauten Lusthauses ausgeschmückt waren. Die Bilder des Hauptsaales enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa und also ein Beispiel der unglücklichsten Heirath. „Hier nun, so berichtet Goethe, wurden alle Maximen, welche ich in Oesers Schule mir zu eigen gemacht, in meinem Busen rege. Daß man Christum und die Apostel in die Seitensäle eines Hochzeitgebäudes gebracht, war schon ohne Wahl und Einsicht geschehen, und ohne Zweifel hatte das Maß der Zimmer den königlichen Teppichverwahrer geleitet; allein

das verzieh ich gern, weil es mir zu großem Vortheil gereichte; nun aber ein Mißgriff wie der im großen Saale brachte mich ganz aus der Fassung, und ich forderte lebhaft und heftig meine Gefährten zu Zeugen auf eines solchen Verbrechens gegen Geschmack und Gefühl. — Was! rief ich aus, ohne mich um die Umstehenden zu bekümmern: ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem ersten Schritt in ihr Land so unbesonnen vors Auge zu bringen! Giebt es denn unter den französischen Architekten, Decorateuren, Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen! Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Gränze entgegen geschickt. Ich weiß nicht was ich noch alles weiter sagte, genug meine Gefährten suchten mich zu beschwichtigen und aus dem Hause zu schaffen, damit es nicht Verdruß setzen möchte. Alsdann versicherten sie mir, es wäre nicht jedermanns Sache, Bedeutung in den Bildern zu suchen; ihnen wenigstens wäre nichts dabei eingefallen, und auf dergleichen Grillen würde die ganze Population Straßburgs und der Gegend, wie sie auch herbeiströmen sollte, so wenig als die Königin selbst mit ihrem Hofe jemals gerathen." An diese Worte Goethes knüpft Froitzheim an: „Gerade die große Lebendigkeit der Darstellung macht diesen 40 Jahre nach den erlebten Ereignissen verfaßten Bericht sehr verdächtig. Das Unpassende, solche Bilder in den Empfangssaal einer Verlobten zu hängen, war denn doch zu handgreiflich, als daß es eines Goethe bedurft hätte, um die Genossen, die Bevölkerung Straßburgs, wie sie auch herbeiströmen sollte, oder die Dauphine und deren Hofstaat auf jene Unschicklichkeit aufmerksam zu machen."

Ist denn nun wirklich die Lebhaftigkeit der Darstellung ein verdächtiges Zeichen? Und würde die berichtete Thatsache keinen Verdacht erwecken, wenn sie ledern und langweilig mitgetheilt wäre? Wehe dann Goethen und seiner Wahrheitsliebe, sie wäre unrettbar diskreditirt. Wo blieben alle die Züge aus Kindheit und Jünglingsalter, die uns in so lebhafter Darstellung vorgeführt werden, daß wir sie selbst mitzuerleben glauben? Und wenn das Unmögliche, bei Goethen Unmögliche, wirklich statthaben sollte, trockene Aufzählung der Ereignisse, dann gerade würde der Titel des Buches „Dichtung und Wahrheit" nicht passen. Dichtung würde ein solch formloses Werk nicht sein, ob Wahrheit, bliebe ebenso zweifelhaft, als es Froitzheim jetzt scheint. Denn lügen läßt sich im prosaischen Stile doch nicht schlechter als in dich-

terischem. Nun hatte aber Goethe gerade an dieser Stelle wirklich hinreichende Veranlassung, jener Scene sich zu erinnern und in der Erinnerung lebhaft zu werden. Um von der Aufregung, Schaulust und Neugier, in welche die Durchreise der künftigen französischen Königin Straßburgs Bevölkerung und gewiß nicht zum wenigsten den beobachtungslustigen Goethe versetzte, ganz zu schweigen, für Goethe war es ein ganz bedeutendes seine Kunstanschauung und Kunstverständniß mächtig förderndes Ereigniß, zum ersten Male die berühmten Raphaelischen Teppiche sehen, bewundern und studiren zu dürfen. Welchen Eindruck gerade sie auf ihn gemacht haben, erfahren wir aus der italienischen Reise, da Goethe Neapel, das in so vieler Beziehung ihn fesselte, verläßt, um rechtzeitig zum Frohnleichnamsfest in Rom sein zu können, zu welchem die Tapeten öffentlich ausgestellt wurden.

Die Lebhaftigkeit der Darstellung erinnert an eine ähnliche, im 8. Buche, von dem Dresdner Aufenthalte, als Goethe von unendlichem Verlangen getrieben, doch einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken, von Leipzig nach Dresden reist und die dortige Gallerie auf sich wirken läßt. Wie er damals während der ganzen Dauer seines Aufenthaltes für nichts anderes Sinn hat, nichts sehen will als die Gemäldegalerie, so begnügt er sich auch hier nicht, wie wohl die meisten andern, mit einmaligem Ansehen, sondern weiß sich schon vor der Ankunft der Dauphine und später wiederholten Eintritt zu verschaffen. „Jener gewaltige Hof- und Prachtstrom war nunmehr vorübergeronnen und hatte mir keine andere Sehnsucht zurückgelassen als nach jenen Raphaelschen Teppichen, welche ich gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte. Glücklicherweise gelang es meinen leidenschaftlichen Bemühungen, mehrere Personen von Bedeutung dafür zu interessiren, so daß sie erst so spät als möglich abgenommen und eingepackt wurden."

Und noch in einer andern Beziehung lassen sich beide Vorkommnisse vergleichen. Die Lebhaftigkeit, mit der Goethe beim Anblicke der Gobelins zu lauten Aeußerungen ohne Rücksicht auf seine Umgebung sich hinreißen läßt, hat ihr Seitenstück in seinem Benehmen in Dresden. „Ich besuchte die Galerie zu allen vergönnten Stunden und fuhr fort, mein Entzücken über manche köstliche Werke vorlaut auszusprechen. Ich vereitelte dadurch meinen löblichen Vorsatz unbekannt und unbemerkt zu bleiben; und da sich bisher nur ein Unteraufseher mit mir abgegeben hatte, nahm nun auch der Galerie-Inspektor, Rath Riedel, von mir Notiz und machte mich auf gar manches aufmerksam, welches vorzüglich in meiner Sphäre zu liegen schien." Die Möglichkeit, auch

diese Episode etwa ins Fabelreich zu versetzen, ist ausgeschlossen, da Riedel zur Zeit des Erscheinens von Dichtung und Wahrheit noch am Leben war, Goethe also nicht wohl ins Blaue hineinphantasirt haben dürfte.

„Aber, sagt Froitzheim, das Unpassende, solche Bilder in den Empfangssaal einer Verlobten zu hängen, war denn doch zu handgreiflich, als daß es eines Goethe bedurft hätte, auf die Unschicklichkeit aufmerksam zu machen." Mir will das nicht einleuchten. Es giebt nichts leichteres, als über geschehene Dinge den Propheten spielen. Welcher Deutsche wäre heute thöricht genug bestreiten zu wollen, daß nur durch Blut und Eisen, nicht aber durch Reden und Beschlüsse das deutsche Reich gegründet werden konnte? Und doch hatte es eines Bismarck bedurft, um den uns so wunderbar einfach scheinenden Satz zum Ausdruck zu bringen! Und als das Bismarck'sche Wort gefallen war, wie unzählige der allerklügsten Politiker wußten nichts damit anzufangen, als es an den Pranger zu stellen. So darf man auch die von Froitzheim verfochtene Handgreiflichkeit mit allem Vorbehalt aufnehmen. Der Bau und die Ausschmückung des Straßburger Empfangsgebäudes war im Auftrage Ludwigs XV. geschehen, die Ausführung lag in den Händen, nicht von Bedienten, sondern hochgestellten Hofbeamten. Den Empfang der Braut auf französischem Boden möglichst feierlich und glänzend zu gestalten, war ganz gewiß das äußerste Bestreben des französischen Hofes. So wurde der kostbarste Wandschmuck gewählt, den der Hof besaß, die berühmten Teppiche nach Raphaels Cartons und für den Hauptsaal „viel größere, glänzendere, reichere und von gedrängten Zierrathen umgebene Hautelissen nach Gemälden neuerer Franzosen". Sicherlich war bei dieser Auswahl kein Gedanke an den Gegenstand der Darstellung maßgebend — denn, wie Goethe richtig bemerkt, auch die Anbringung der Raphaelischen Teppiche in den Nebenräumen war ohne Einsicht geschehen — sondern einzig und allein die Kostbarkeit der gewirkten Stücke, die ja einen ungeheuern Werth repräsentirten. Der Umstand, daß die Gobelins in dem Empfangsgebäude hingen, daß all den Personen, welche mit ihrer Auswahl und Unterbringung zu thun gehabt hatten, nichts anstößiges an dem Vorwurf der Bilder aufgefallen war, ist Beweis genug, daß das Unpassende so handgreiflich denn doch nicht sein konnte, daß ein jeder mit Fingern darauf deuten mußte. So hat auch weder der Berichterstatter des Frankfurter Journals vom 29. April 1770, noch Silbermann in seiner Lokalgeschichte der Stadt Straßburg, 1775 irgend einen Anstoß daran genommen (v. Loeper, Anm. 331). Aber auch hier weiß Froitzheim

Rath: „Erzählt doch die Baronin von Oberkirch, welche als 16jähriges Mädchen beim Empfang der Dauphine zugegen war, in ihren längst vor Dichtung und Wahrheit geschriebenen Memoiren 1, S. 35: „On avait élevé, pour recevoir l'archiduchesse, un pavillon composé de trois parties dans l'île du Rhin. Je ne sais qui imagina d'y placer de sottes tapisseries répresentant Médée et Jason avec leurs massacres et leurs querelles de ménage. La princesse en fut frappée et sa suite autant qu'elle. — Ah! dit la jeune dauphine à sa femme de chambre allemande, voyez quel prognostic!" Wenn Marie Antoinette, ein 14jähriges Mädchen, das Unpassende solcher Bilder empfand, um wie viel mehr die urtheilsfähigeren Studiengenossen Goethes!"

Der Bericht der Baronin von Oberkirch mag genau den Thatsachen entsprechen. Wird aber dadurch bewiesen, daß auf alle Beschauer die Teppiche denselben Eindruck gemacht haben müssen wie auf Marie Antoinette? Daß diese bei ihrem Schritt über die Grenzen des deutschen Reiches, der für ihr Leben einen hochbedeutenden Abschnitt bildete, von dem was ihr zuerst auf fremdem Boden entgegentrat, lebhafter berührt werden mußte, als die große Menge, ist doch nur natürlich. Wer in eine unbestimmte Zukunft schreitet, der sieht leicht in allem ein Omen, und ein solcher Wandrer sieht wohl gerne die Schafheerde zur Linken, die ihn in ruhigen Tagen völlig gleichgültig gelassen hätte. Da Frauen eine feinere Empfindung zu haben pflegen für alle Eindrücke, welche das Gemüth berühren, so kann gar nichts auffallendes darin gesehen werden, wenn Marie Antoinette etwas empfindet, was die unbetheiligten Zuschauer, auch urtheilsfähigere Köpfe, nicht zu empfinden vermochten. Da die Angabe der Frau von Oberkirch auch nicht den geringsten Widerspruch gegen Goethes Erzählung enthält, so ist sie, weit entfernt als Gegenbeweis dienen zu können, nur ein Zeugniß für Goethes feines Gefühl.

Wenn aber Froitzheim fortfährt: „Uebrigens ist die Aehnlichkeit zwischen den Goetheschen Schlußworten und dem Satze „la princesse en fut frappée et sa suite autant qu'elle" zu groß, als daß wir nicht irgend eine Wechselbeziehung zwischen beiden annehmen müßten. Dann aber hat Goethe sich nicht gescheut, die Beweismittel für seine Widerlegung in Stützen für seine eigene Behauptung zu verwandeln, ein allzukühnes Verfahren, dem wir noch weiterhin begegnen werden", so giebt uns diese Insinuation Veranlassung auch die Kehrseite der Medaille zu betrachten. Ich darf wohl nachdrücklich darauf aufmerksam machen, daß Froitzheim der Erzählung Goethes von einem Ereignisse das er selbst erlebt hat, also einem Zeugnisse, wie es zuver-

lässiger nicht verlangt werden kann, wenn nur der Zeuge zuverlässig ist, die Aussage einer Person entgegenhält, und zwar mit dem Präjudiz der größeren Glaubwürdigkeit, die ihrerseits nur erzählt, was sie von einem andern erfahren hat, in diesem Falle von der Kammerfrau der Erzherzogin, vermuthlich aus dritter oder vierter Hand. Für Froitzheim ist ja Goethe der Beklagte, für welchen jede Aussage, auch wenn sie, wie wir später sehen werden von einem recht unzuverlässigen Zeugen herrührt, gravirend ist. Wir aber, die wir Goethen gleiches Recht vindiciren, dürfen auch den Bericht der Frau von Oberkirch prüfen. Sie kann ja selbst ungenau berichtet sein. Vielleicht hatte gerade Goethes Tadel die Augen der Umgebung der Prinzessin geöffnet und auch diese selbst noch empfänglicher für die böse Vorbedeutung gemacht. Denn daß Goethes Aeußerung weiter nach oben drang, läßt sich annehmen. Er wird ja, „damit es nicht Verdruß setzen möchte" (doch wohl bloß mit den aufsichtsführenden Beamten) von seinen Freunden aus dem Hause geschafft. Sie kann aber ebenso gut auch selbst bei der Aufzeichnung ihrer Memoiren ungenau verfahren sein und der Erzherzogin in den Mund gelegt haben was Goethen gehörte. Die Verfasserin der Memoiren, die spätere Baronin Oberkirch ist Henriette Waldner von Freundstein, eine Straßburgerin, eine der vielen Damen, für welche Lenz in seiner Phantasie in Liebe erglühte; dem Straßburger Kreise also, in welchem Goethe sich bewegte, nicht fremd, diesem selbst vielleicht nicht unbekannt. Sie mag also Goethes auffallendes Benehmen gelegentlich erfahren und seine Grundanschauung für richtig gehalten haben. Jedenfalls würde, wenn die Sache sich so verhielte, ihr späterer Irrthum ein durchaus harmloser sein und weiter keiner Entschuldigung bedürfen, während das was Froitzheim Goethen in die Schuhe schieben will geradezu unwürdig wäre. Mag man aber schließlich über der Frau von Oberkirch Mittheilung denken, wie man will, sie so wenig, wie die sonstigen Einwände Froitzheims sind im Stande, Goethen der Unwahrheit zu überführen.

Wir wenden uns jetzt dem zweiten Falle zu und lassen zunächst dem Ankläger das Wort.

„Während Goethe in der genannten Erzählung nur insofern tendenziös verfährt, als er Urtheile anderer sich allein zueignet, wird sein Verfahren in dem Bericht über den Mißerfolg seiner Dissertation schon bedenklicher.

Bekanntlich hatte Goethe das Thema gewählt, daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich

lossagen dürften. „Ich ging bei dieser Arbeit um so kühner zu Werke", schreibt Goethe, „als ich sie eigentlich nur meinen Vater zu befriedigen schrieb und nichts sehnlicher wünschte und hoffte, als daß sie die Censur nicht passiren möchte." — Nun wahrhaftig! eine Selbstgenügsamkeit, die man einem Greise, nicht aber einem Jüngling von Goethes Selbstbewußtsein zutrauen darf!

„Ich überreichte nun meine Hefte der Fakultät, und diese betrug sich glücklicherweise so klug als artig. Der Dekan, ein lebhafter, gescheiter Mann, fing mit vielen Lobeserhebungen meiner Arbeit an, ging dann zum Bedenklichen derselben über, welches er nach und nach in ein Gefährliches zu verwandeln wußte und damit schloß, daß es nicht räthlich sein möchte, diese Arbeit als akademische Dissertation bekannt zu machen. Der Aspirant habe sich der Fakultät als einen denkenden jungen Mann gezeigt, von dem sie das Beste hoffen dürfe; sie wolle mich gern, um die Sache nicht aufzuhalten, über Theses disputiren lassen. Ich könne ja in der Folge meine Abhandlung, wie sie vorliege oder weiter ausgearbeitet, lateinisch oder in einer andern Sprache herausgeben, dies würde mir, als einem Privatmann und Protestanten, überall leicht werden, und ich hätte mich des Beifalls um so reiner und allgemeiner alsdann zu erfreuen. Kaum verbarg ich dem guten Manne, welchen Stein mir sein Zureden vom Herzen wälzte; bei jedem neuen Argument, das er vorbrachte, um mich durch seine Weigerung nicht zu betrüben oder zu erzürnen, ward es mir immer leichter im Gemüth und ihm zuletzt auch, als ich ganz unerwartet seinen Gründen nichts entgegensetzte, sie vielmehr höchst einleuchtend fand und versprach, mich in Allem nach seinem Rath und nach seiner Anleitung zu benehmen."

Auch hier macht die Lebendigkeit und feine psychologische Entwickelung dem nüchtern Denkenden den Bericht verdächtig. Zudem hat Goethe die Zurückweisung seiner Dissertation allzusehr als eigenen Wunsch hinzustellen gesucht, als daß wir nicht deshalb schon gegen die Glaubwürdigkeit desselben mißtrauisch werden sollten."

Natürlich hat Froitzheim hier wieder den Bericht eines andern gegen Goethe ins Treffen zu führen, der darum, weil er etwas anderes vorbringt als Goethe mittheilt, glaubwürdiger ist. Doch ehe wir uns diesen näher betrachten, müssen wir bei Goethes Angaben noch etwas verweilen. Sie bedürfen der Ergänzung, da Froitzheim nur ein Bruchstück von dem mittheilt, was Goethe mit Beziehung auf seine Promotion äußert. Zunächst giebt dieser uns Aufschluß über seine juristischen Kenntnisse zu der Zeit, wo er nun endlich einen Abschluß machen

mußte. Das Resultat ist nicht gerade sehr befriedigend. „Das eigentliche Wissen ging mir ab, und keine innere Richtung drängte mich zu diesen Gegenständen.“ Trotzdem macht er sich an die Bearbeitung eines Themas, muß jedoch bald einsehen, „daß er nicht fortkommen könne und daß, um eine besondere Materie abzuhandeln, auch ein besonderer und lang anhaltender Fleiß erforderlich sei, ja daß man nicht einmal ein solches Besondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen wo nicht Meister, doch wenigstens Altgeselle sei.“ Auf Anrathen der Freunde entschließt er sich daher auf Ausarbeitung eines Traktates zu verzichten und nur über Thesen zu disputiren. „Allein mein Vater, dem ich deßhalb schrieb, verlangte ein ordentliches Werk, das ich, wie er meinte, sehr wohl ausfertigen könnte, wenn ich nur wollte, und mir die gehörige Zeit dazu nähme.“ Und so wählte denn Goethe in dieser Verlegenheit jenes allgemeine Thema „daß nämlich der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften“. „Ich ging bei dieser Arbeit um so kühner zu Werke, als ich sie eigentlich nur meinen Vater zu befriedigen schrieb, und nichts sehnlicher wünschte und hoffte, als daß sie die Censur nicht passiren möchte. Ich hatte noch von Behrisch her eine unüberwindliche Abneigung, etwas von mir gedruckt zu sehen, und mein Umgang mit Herdern hatte mir meine Unzulänglichkeit nur allzudeutlich aufgedeckt, ja ein gewisses Mißtrauen gegen mich selbst war dadurch völlig zur Reife gekommen.“ Die Arbeit wird vollendet. „Eine reinliche Abschrift wurde meinem Vater sogleich zugeschickt, welcher zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenständen ausgeführt worden sei, jedoch mit der Kühnheit des Unternehmens als ein völlig protestantisch Gesinnter wohl zufrieden war. Mein Seltsames wurde geduldet, meine Anstrengung gelobt, und er versprach sich von der Bekanntmachung dieses Werkchens eine vorzügliche Wirkung.“ Hier setzt die von Froitzheim mitgetheilte Scene bei dem Dekan der juristischen Fakultät ein.

Wenn man diese Scene in dem gehörigen Zusammenhange betrachtet und die nähere Begründung kennen lernt, warum Goethe froh war seine Arbeit nicht gedruckt zu sehen, dann erscheint uns Goethes Handlungsweise keineswegs als Ausfluß einer solchen Selbstgenügsamkeit, die man einem Greise, nicht aber einem Jüngling von Goethes Selbstbewußtsein zutrauen darf. Selbstbewußt ist Goethe zwar wie nur einer, aber er prahlt nicht mit Dingen, die er nicht besitzt, seine Eitelkeit besteht, wie er selbst sie treffend charakterisirt, darin dasjenige

unbedenklich hervorzukehren was ihm an ihm selbst Freude macht. Das juristische Studium hat ihm nie Freude gemacht, auf seine juristischen Kenntnisse ist er nie stolz gewesen und vor seiner Promotion hatte er am allerwenigsten Grund dazu. Nächst dem Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit, das Herder in ihm verstärkt hatte, war es nach Goethes Aussage vor allem Behrischens Einfluß, der ihn vor dem Drucken eigener Sachen Scheu empfinden läßt. Diese Aussage entspricht durchaus der Wahrheit. Im 7. Buche von Dichtung und Wahrheit erzählt er von Behrisch: „Meine eigenen Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ mich gewähren; nur unter der Bedingung, daß ich nichts sollte drucken lassen", und an einer andern Stelle: „Er (Behrisch) sprach hierauf mit großer Verachtung von der Buchdruckerei, agirte den Setzer, spottete über dessen Gebärden, über das eilige Hin- und Wiedergreifen, und leitete aus diesem Manoeuvre alles Unglück der Literatur her." So wunderlich diese Begründung von Behrisch sein mag, so ist doch bei der Unterordnung in die sich Goethe ihm gegenüber schickte ganz unzweifelhaft, daß seine Belehrungen auf fruchtbares Erdreich fielen. Eine schöne Bestätigung erhalten wir dafür in einem Briefe Goethes an seine Schwester vom 12. bis 14. Okt. 1767 (Goethe-Jahrbuch 1886, 72) worin sich Behrischens Einfluß unschwer erkennen läßt. „Einer von den klügsten Streichen den ich gemacht habe, war, so viel als möglich von meinen Dingen die mich jetzt prostituiren würden, mit aus Frankfurt genommen habe. Und doch ist nicht alles weg, die Amine, und die Höllenfahrt, sind zurückgeblieben und haben mir schon manchen Aerger gemacht. Die eine spielen die guten Leute und machen sich und mich lächerlich, die andre drucken sie mir in eine vermaledeyte Wochenschrifft, und noch dazu mit dem J. W. G. Ich hätte möge Toll darüber werden. — Ich schickte euch gern die Annette wenn ich nicht befürchten müßte daß ihr mir sie abschriebt. Denn auch sogar das Büchelgen das ich so sehr ausgeputzt und verbessert habe, wollte ich niemanden communicirt haben. Biß hierher hat es zwölf Leser und zwo Leserinnen gehabt, und nun ist mein Publikum aus. Ich liebe gar den Lärm nicht." Schwerer aber fällt noch ins Gewicht als dieses eigene Zeugniß von Goethes Abneigung vor dem Drucke seiner Arbeiten der Umstand, daß wirklich bis zum Momente der Promotion von Goethe nichts veröffentlicht worden war. Die einzige Ausnahme, die Leipziger Lieder, welche von Bernhard Theodor Breitkopf in Melodien gesetzt waren, wurden von diesem 1769, als Goethe wieder in Frankfurt war, ohne Nennung des Autors herausgegeben. Und Goethe würde, wenn er Lust gehabt hätte seinen Namen

bekannt gemacht zu sehen, Stoff genug gehabt haben, der die Herausgabe verdient hätte, ich erinnere nur an die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen. So wäre also die Dissertation, die er vom Vater gedrängt ohne große Lust und Liebe hingeworfen, die ihn durchaus unreif deuchte, das erste Werk gewesen, das er veröffentlicht hätte. Ich meine das Selbstbewußtsein Goethes tritt gerade darin stark hervor, daß er „nichts sehnlicher wünschte und hoffte, als daß sie die Censur nicht passiren möchte". Dieses Selbstbewußtsein hielt ihn auch später davon ab, den ihm vom Dekan gewiesenen Weg zu gehen und das Schriftchen als Privatmann herauszugeben, obgleich der Vater ihn hierzu veranlassen wollte. „Er wollte es daher besonders herausgegeben wissen; ich stellte ihm aber vor, daß die Materie, die nur skizzirt sei, künftig weiter ausgeführt werden müßte. Er hob zu diesem Zwecke das Manuscript sorgfältig auf, und ich habe es nach mehreren Jahren noch unter seinen Papieren gesehen."

Was uns in der Goetheschen Erzählung überzeugend wahr, weil seinem Charakter gemäß, anmuthet, soll nach Froitzheim eitel Flunkerei sein. Warum? Nun, weil Herr Elias Stöber anders berichtet. Und „Elias Stöber, damals 52 Jahre alt, war Lehrer an den Unterklassen des Straßburger Gymnasiums, Prediger an Alt-St. Peter und Prof. extraord. in der theologischen Fakultät der Universität, also ein Mann in durchaus geachteter Stellung!" Dagegen freilich kommt Goethe nicht auf! Besagter Elias Stöber also wird von seinem Vetter, dem Hofrath Friedrich Dominikus Ring um Auskunft über die Herren Silvius und Goethe gebeten, ob sie sich für Hofmeisterstellen in adligen Häusern eignen würden, und berichtet am 4. Juli 1772 über Goethe wie folgt: „Der H. Göthe hat eine Role hier gespielt, die ihn als einen überwitzigen Halbgelehrten und als einen wahnsinnigen Religions-Verächter nicht eben nur verdächtig, sondern ziemlich bekannt gemacht hat. Er muß, wie man fast durchgängig von ihm gläubt, in seinem Obergebäude einen Sparren zu viel oder zu wenig haben. Um davon augenscheinlich überzeugt zu werden, darf man nur seine vorgehabte Inaugural-Dissertation de Legislatoribus lesen, welche selbst die Juristische Fakultät ex capite religionis et prudentiae unterdrückt hat; weil sie hier nicht können abgedruckt werden anders, als daß die Professores sich hätten müssen gefallen laßen mit Urtheil und Recht abgesetzt zu werden." Auf erneute Anfrage Rings, worauf das Urtheil über Goethe beruhe, erwiedert er am 7. August 1772: „Was ich Ihnen, werthester Freund, von des H. Göthe seiner vorgehabten Inaugural-Dissertation gemeldet, das habe aus dem Munde des H. Prof. Reissseissen vernommen,

welcher damals Decanus facultatis gewesen und, soviel ich mich zu erinnern weiß, hat er mir gesagt, daß dem Candidaten seine ungereimte Arbeit zurückgegeben worden. Sie dörfte wohl bey keiner guten Policey zum Druck erlaubt und gelaßen werden; wie wohl der H. Autor damit gedroht."

„Um von seiner Verrücktheit überzeugt zu werden, darf man nur seine vorgehabte Inaugural-Dissertation lesen!" So kann sich doch nur einer ausdrücken, der sie gelesen hat! Stöber also muß sie gelesen haben! Wie? Der theologische Extraordinarius eine juristische Dissertation, die zurückgewiesen und nicht veröffentlicht wurde? Das ist ja nicht denkbar! Nun, es ist auch nicht geschehen, wie uns Stöber in seiner zweiten Epistel eingesteht: „Was ich Ihnen von des H. Göthe Dissertation gemeldet, das habe aus dem Munde des H. Prof. Reisseissen vernommen." Also eine Unwahrhaftigkeit Stöbers, oder ganz gelinde ausgedrückt, eine Ungenauigkeit, die geeignet ist, ihm den Anschein des Wohlunterrichteten zu geben, der er in Wirklichkeit nicht war. „Welcher damals Decanus Facultatis gewesen", zweite Ungenauigkeit; denn Reisseissen war, wie Froitzheim nachweist, erst nach Goethes Weggang von Straßburg Dekan. Reisseissen nun, der selber demnach seine Kenntniß erst durch die Erzählung des Dekans hatte, hat dem Elias Stöber gesagt, d. h. soviel sich dieser Stöber zu erinnern weiß, 1) daß dem Candidaten seine ungereimte Arbeit zurückgegeben worden, 2) diese Arbeit dörfte wohl bey keiner guten Policey zum Druck erlaubt und gelassen werden, wiewohl 3) der Herr Autor damit gedroht." So sieht Froitzheims Gewährsmann aus, der erst in den Tag hinein redet, dann, gezwungen sich selbst über den Ursprung seiner Aussagen Rechenschaft zu geben, sich besinnt und auf einen falschen räth, und schließlich nicht einmal mehr deutlich sich zu erinnern weiß, was er eigentlich von dem vermeintlichen Dekan vernommen habe. Und das ist der Mann, das ist seine Aussage, die einem Goethe entgegengestellt werden! Denn „die innere Wahrscheinlichkeit spricht nicht für Goethes, sondern für Stöbers Bericht". Es hieße den Leser beleidigen, wenn ich diesem Stöberschen Geträtsch gegenüber noch ein Wort zur Rechtfertigung des Goetheschen Berichtes hinzufügen wollte. Ein würdiger Sekundant wird Stöbern in der Person des Klatschsammlers K. A. Böttiger an die Seite gestellt, und aus dessen Worten und einem Briefe Goethes an Salzmann, worin er schreibt „es sei ihm vergangen Doctor zu sein", was auf eine ärgerliche Erinnerung hinweise, der Schluß gezogen, „daß Stöbers Bericht von Goethes Drohung aus innern und äußern Gründen geschichtlichen Werth behält". Wieder hat Froitzheim

das gerade Gegentheil aus dem Briefe herausgelesen von dem was darin steht. Der Brief lautet: Lieber Mann, der Pedell hat schon Antwort: Nein! Der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Cärimoniel weggerechnet, ist mirs vergangen Doktor zu seyn. Ich hab so satt am Lizentieren, so satt an aller Praxis, daß ich höchstens nur des Scheins wegen meine Schuldigkeit thue, und in Teutschland haben beide Gradus gleichen Wehrt. Ich danke Ihnen für Ihre Vorsorge, wollten Sie das mit einem Höflichkeitssäftgen Herrn Professor andeuten, würden Sie eine Nach-Post bringen, soviel als eine Gelegenheitsvisite." Die nothwendige Voraussetzung dieses Briefes ist doch: Die Fakultät hatte bei Goethen anfragen lassen, ob er nicht noch doktoriren wolle, und zwar einmal direkt (der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit!), worauf Goethes Antwort an den Pedell; dann auch durch Vermittelung des Aktuars Salzmann, der Goethes ablehnenden Bescheid „mit einem Höflichkeitssäftgen Herrn Professor andeuten" soll. Nun frage ich, was in aller Welt hätte die Fakultät zu einem solchem Schritte bewegen können, wenn Stöbers Bericht von Mißhelligkeiten Goethes mit ihr, von einer Drohung die zurückgewiesene Dissertation doch zu drucken, auf Wahrheit beruhte. Auch das „Höflichkeitssäftgen" wäre in dem Falle ganz überflüssig gewesen. Der Ausdruck Goethes „mir ists vergangen Doktor zu seyn" bezieht sich nicht auf unangenehme Erinnerungen an seine Promotion, sondern, wie die Verbindung mit dem folgenden klipp und klar erweist, auf Goethes Widerwillen gegen die ganze Juristerei, in dem ihn seine Frankfurter Advokatenpraxis nur noch bestärkt hat. Ihretwegen will er sich keine unnöthige Mühe mehr machen, haben doch in Deutschland beide Grade gleichen Werth.

Ich gehe mit etwas größerer Zuversicht zur dritten Anklage über, da ich mir einbilde die beiden ersten entkräftet zu haben. Diese Zuversicht ist auch erwünscht, denn die dritte Anklage Froitzheims erscheint schwerer und zugleich dem schnellen Urtheil begründet genug. Sie lautet: „Goethe und Lenz waren bekanntlich im Sommer 1771 Mitglieder der Salzmannschen Gesellschaft. „Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden", schreibt Goethe im 11. Buche, „der lese den Aufsatz Herders über Shakespeare in dem Hefte Von deutscher Art und Kunst, ferner Lenzens Anmerkungen übers Theater, denen eine Uebersetzung von Love's labour's lost hinzugefügt war". Nach dieser deutlichen Erklärung hatte Lenz seine „Anmerkungen", welche dem regelmäßigen französischen Theater den Krieg erklärten, im Sommer 1771 in Straßburg vorgelesen, bevor noch

Götz von Berlichingen, welcher 1773 erschien, geschrieben war. Was aber sagt Goethe von eben diesen Anmerkungen am Anfang des 14. Buches? „Kaum war Götz von Berlichingen erschienen, als mir Lenz einen weitläuftigen Aufsatz zusandte. Diese Blätter waren betitelt „Ueber unsere Ehe". Das Hauptabsehen dieser weitläufigen Schrift war, mein Talent und das seinige nebeneinander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir gleich zu setzen ... Ich erwiderte sein Vertrauen freundlichst, und weil er in seinen Blättern auf die innigste Verbindung drang, so theilte ich ihm von nun an Alles mit, sowohl das schon Gearbeitete als was ich vorhatte; er sendete mir dagegen nach und nach seine Manuskripte, den „Hofmeister", den „Neuen Menoza", die „Soldaten", Nachbildungen des Plautus und jene Uebersetzung des englischen Stücks als Zugabe zu den Anmerkungen über das Theater. Bei diesen war es mir einigermaßen auffallend, daß er in einem lakonischen Vorberichte sich dahin äußerte, als sei der Inhalt dieses Aufsatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, schon vor einigen Jahren als Vorlesung einer Gesellschaft von Literaturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit also, wo „Götz" noch nicht geschrieben gewesen. In Lenzens Straßburger Verhältnissen schien ein literarischer Zirkel, den ich nicht kennen sollte, etwas problematisch; allein ich ließ es hingehen und verschaffte ihm zu dieser wie zu seinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne auch nur im Mindesten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung ausersehen hatte." Der Vorwurf Goethes hat nur dann Sinn, wenn Goethe bestreiten will, daß Lenz seine „Anmerkungen übers Theater" bereits im Sommer 1771 in Straßburg vorgelesen habe. Aber oben hat Goethe selbst das gerade Gegentheil erzählt. Wahrhaftig, hier hat Goethes „Dichtung" sich in einem unlösbaren Widerspruche gefangen!" Man meint Froitzheims schadenfrohes Schmunzeln zu sehen, daß er nun aber Goethen ordentlich eins versetzt hat. Nur schade, gleich der erste Satz Froitzheims, die Grundlage für seine Bezichtigung Goethes, trifft nicht zu. Goethe und Lenz waren im Sommer 1771 nicht Mitglieder der Salzmannschen Gesellschaft! Der Beweis für diese, vielleicht auch andere als Froitzheim überraschende Behauptung, ist leicht zu erbringen.

Zunächst und hauptsächlich kommt in Betracht, was Goethe selbst in Dichtung und Wahrheit über Salzmann und die Gesellschaft berichtet. Salzmann war bekanntlich, wie uns Goethe im 9. Buche erzählt, der Präsident der Tischgesellschaft, welcher Goethe in Straßburg empfohlen war. „Schon in den Sechzigern, unverheirathet, hatte er diesen Mittags-

tisch seit vielen Jahren besucht und in Ordnung und Ansehen erhalten". Einzelne der Tischgenossen, darunter besonders Jung-Stilling und Lerse beschreibt Goethe genauer und gibt uns dadurch ein lebendiges Bild des Kreises, dem er angehörte. „Ohne die äußern Formen, welche auf Akademien so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschloßene Gesellschaft vor, die wohl mancher andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte." Aus dem 10. Buche gehört hierher: „Die Thätigkeit jener Männer (Klopstock und Gleim) stand in ihrer schönsten Blüthe, als wir jungen Leute uns auch in unserem Kreise zu regen anfingen, und ich war so ziemlich auf dem Wege mit jüngeren Freunden, wo nicht auch mit älteren Personen, in ein solches wechselseitiges Schönethun, Geltenlassen, Heben und Tragen zu gerathen ... Das bedeutendste Ereigniß, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holstein-Eutin, der sich in traurigen Gemüthszuständen befand, auf Reisen begleitet und war mit ihm bis Straßburg gekommen. Unsere Societät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen sich ihm zu nähern, und mir begegnete dies Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig." Schließlich kommt auch im 11. Buche Goethe zweimal auf die Gesellschaft zu sprechen. „An unserm Tische ward gleichfalls nichts wie Deutsch gesprochen. Salzmann drückte sich im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber unstreitig dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutscher; Lersen hätte man als Muster eines deutschen Jünglings aufstellen können; Meyer von Lindau schlenderte lieber auf gut Deutsch, als daß er sich auf gut Französisch hätte zusammen nehmen sollen, und wenn unter den Uebrigen auch mancher zu gallischer Sprache und Sitte hinneigte, so ließen sie doch, so lange sie bei uns waren, den allgemeinen Ton auch über sich schalten und walten." „Und so wirkte in unserer Straßburger Societät Shakspeare, übersetzt und im Original, stückweise und im Ganzen, stellen- und auszugsweise, dergestalt, daß wie man bibelfeste Männer hat, wir uns nach und nach in Shakspeare befestigten. ... Will jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herders über Shakspeare, in dem Hefte von Deutscher Art und Kunst; ferner Lenzens Anmerkungen übers Theater, dem eine Uebersetzung von Love's labour's lost hinzugefügt war."

Ich habe hier absichtlich sämmtliche Stellen zusammengebracht, wo Goethe statt wie gewöhnlich das unbestimmte „Wir" zu gebrauchen,

bestimmter den Kreis benennt, in welchem er sich bewegt. Zweierlei springt in die Augen. Erstens wird ausgegangen von der Tischgesellschaft Goethes, und diese bleibt auch in den folgenden Erwähnungen des Kreises das logische Subjekt. Bestimmt genannt wird sie ja wieder in der zuerst angeführten Stelle des 11. Buches. Zweitens wird nirgends von einer literarischen Thätigkeit gesprochen, welche die Mitglieder der Gesellschaft gemeinschaftlich betrieben hätten. Wir erhalten keineswegs den Eindruck einer geschlossenen literarischen Gesellschaft mit Satzungen, geschriebenen und vorgelesenen Abhandlungen, Protokollen, sondern den eines zwanglosen Kreises von gebildeten Jünglingen, denen reger Austausch ihrer Gedanken über Kunst und Wissenschaft die liebste Unterhaltung ist. Was damals über Shakespeare gedacht, gesprochen und verhandelt worden, das ist, sagt Goethe, zu ersehen aus Herders Aufsatz über Shakespeare und aus Lenzens Anmerkungen übers Theater. Jener ist 2 Jahre, diese 3 Jahre nach Goethes Weggang von Straßburg gedruckt. Herder hat niemals, auch nicht als Gast, einer Straßburger Gesellschaft angehört, und jene Aufsätze von Deutscher Art und Kunst sind nachweislich erst nach seinem Straßburger Aufenthalte niedergeschrieben worden. (Vgl. Haym, Herder, 1, 425 Anm. 2.) So kann Goethes Aeußerung über Herders Schrift eben nur dahin verstanden werden, daß die Ansichten und Urtheile, die in ihr niedergelegt sind, den besonderen Inhalt der Straßburger Unterhaltungen ausgemacht haben, daß ihr Ursprung also, nicht ihre Vollendung, auf den Straßburger Freundeskreis zurückzuführen sei. Dann kann auch die Erwähnung von Lenzens Schrift nur denselben Sinn haben. Wie darf da Froitzheim die Schlußfolgerung machen, „nach Goethes deutlicher Erklärung habe Lenz seine Anmerkungen im Sommer 1771 in Straßburg vorgelesen, bevor noch Götz geschrieben war"?

Es möchte mir nun wohl eingewendet werden, Goethe rede ja doch selbst von der „Gesellschaft", der „Societät", also müßte diese auch bestanden haben. Dem ist zu entgegnen, daß in Goethes Sprachgebrauch darunter ganz im allgemeinen die menschliche und bürgerliche Gesellschaft verstanden wird. Dichtung und Wahrheit selbst bietet dafür Belege. Bd. 28, 59: „Der Einfluß der Societät auf die Schriftsteller nahm immer mehr überhand: denn die beste Gesellschaft, bestehend aus Personen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und diese ward dadurch ganz gesellschaftlich und vornehm." Bd. 27, 374: „Nur mußte ich in der Societät, wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen." Ich mag die Beispiele nicht mehren. So viel ist nunmehr klar, Goethes Worte in Dichtung und Wahrheit

berechtigen uns nicht, unter der Gesellschaft etwas anderes zu verstehen als diejenige, welche sich bei den Jungfern Lauth unter Salzmanns Vorsitz zum Mittagsessen einfand, beziehungsweise eines Theiles davon, der sich näher zu einander hingezogen fühlte. Dazu stimmt, daß auch in dem von Goethe entworfenen autobiographischen Schema nur der Tischgesellschaft, keiner andern in Straßburg gedacht wird.

Glücklicherweise sind wir in der Lage diesen negativen Beweis aus andern Quellen positiv zu stützen. Im Herbst des Jahres 1770 kam Johann Heinrich Jung genannt Stilling nach Straßburg um Medizin zu studiren und nahm an dem Lauthschen Mittagstische theil. An Goethe schloß er sich bald in Freundschaft an. Darüber berichtet er in seiner Lebensgeschichte: „Herr Goethe gab ihm in Ansehung der schönen Wissenschaft einen andern Schwung. Er machte ihn mit Ossian, Shakespeare, Fielding und Sterne bekannt; und so gerieth Stilling aus der Natur ohne Umwege wieder in die Natur. Es war auch eine Gesellschaft junger Leute zu Straßburg, die sich die Gesellschaft der schönen Wissenschaften nannte, dazu wurde er eingeladen und zum Mitglied angenommen; auch hier, lernte er die schönsten Bücher und den jetzigen Zustand der schönen Literatur in der Welt kennen." Die unmittelbare Nebeneinanderstellung Goethes und der literarischen Gesellschaft, wodurch beide zugleich deutlich geschieden werden, ist der beste Beweis, daß Goethe nicht Mitglied der Gesellschaft war. Doch wir verdanken Jung noch tiefern Einblick. Im Mai 1771 reist er plötzlich von Straßburg ab an das Krankenbett seiner Braut und läßt sich mit ihr, nach dem sie halbwegs genesen ist, am 17. Juni trauen. Am 22. Juni schreibt er einen Brief an die Straßburger literarische Gesellschaft, der er beigetreten war, unter der Adresse: Monsieur Monsieur Roederer S. S. Theologiae Magister im Wilhelmer Collegio bey der Neuen Kirchen zu Strasburg. (Mitgetheilt von Froitzheim in dem Buche: Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776. Straßburg 1888. S. 18ff.) Hier bedankt er sich für die Glückwünsche zu seiner Heirath und für die Präsente, die ihm die Sozietät gemacht hatte. Bald darnach kehrt er nach Straßburg zurück. „Sein erster Gang, heißt es in seiner Biographie, war zu Goethe. Der Edle sprang hoch in die Höhe, als er ihn sah, fiel ihm um den Hals und küßte ihn." „Bist Du wieder da, guter Stilling!" rief er, „und was macht dein Mädchen?" Stilling antwortete: „Sie ist mein Mädchen nicht mehr, sie ist nun meine Frau." „Das hast Du gut gemacht", erwiderte jener; „Du bist ein exzellenter Junge." Goethe wußte demnach nichts von Jungs Hochzeit, was gar nicht denkbar wäre, wenn er der Gesellschaft angehört hätte, der Jung die Mittheilung über

seine Verheirathung gemacht, und die ihm dazu gratulirt und Geschenke verehrt hatte.

Jung adressirte seinen Brief an Johann Gottfried Röderer, ein Zeichen, daß dieser ein hervorragendes Mitglied, wahrscheinlich der Sekretär der Gesellschaft war. An eben diesen Röderer schreibt Goethe von Frankfurt am 21. September 1771: „Es war uns nicht gegeben, näher bekanndt zu werden, und durch den Umgang uns wechselweise zu nutzen, und doch sind wir vielleicht besser verbunden, als manche Jugendgesellen . . .“ In einem Postskriptum fügt er hinzu: „Wenn Sie es als Theolog übers Herz bringen können, so versagen Sie mir Ihre Stimme nicht, da ich bey der Gesellschaft durch Hrn Jung um einen Ehrentag des edlen Shakspeares ansuche.“ Ein für uns höchst wichtiger Brief, aus dem allerlei ersichtlich. Die an erster Stelle angeführten Worte schließen Goethes Theilnahme an der von ihm schlechtweg „Gesellschaft“ titulirten literarischen Vereinigung ebenso völlig aus wie oben die Erzählung und der Brief Jung-Stillings. Nicht minder das Postskriptum. Denn wenn Goethe Mitglied gewesen wäre, so brauchte er nicht durch Jung bei der Gesellschaft um einen Ehrentag Shakespeares nachzusuchen. Als „alter Herr“ würde er das selber gethan haben. Wichtiger aber ist noch eins. Goethes Bitte klingt ein wenig zaghaft, als traue er der Gesellschaft eigentlich nicht recht zu, daß sie für Shakespeare sich begeistern könne. Eine solche Auffassung würde unverständlich sein, wenn Goethe gewußt hätte, daß Lenz im selben Jahre seine Anmerkungen über das Theater in eben derselben Gesellschaft gelesen hätte, worin er das bisherige Theater verwirft und Shakespeare verherrlicht. Goethe hat demnach faktisch nicht gewußt, daß Lenz jene Abhandlung in Straßburg 2 Jahre vor Götz vorgelesen hat. Aber auch Goethes Zweifel, „in Lenzens Straßburger Verhältnissen schien ein literarischer Zirkel den ich nicht kennen sollte, etwas problematisch“, findet in der Thatsache seine Berechtigung, daß Lenz zu jener Zeit wirklich nicht Mitglied der Gesellschaft gewesen ist. Seine Anmerkungen übers Theater wenigstens hat er, falls sie überhaupt dort gelesen worden sind, als Gast vorgelesen. „Sie werden mir“ entschuldigt er sich, „als einem Fremden, nicht übel nehmen, daß ich mit einer gewissen Freiheit von den Dingen rede.“ (Tiecks Ausg. 2, 203.) So sehen wir denn auch hier Goethes Wahrheitsliebe gegen Froitzheims leichtfertigen Angriff aufs glänzendste gerechtfertigt.

Ein Räthsel bleibt noch zu lösen, nämlich Salzmanns Verhältniß zu jener literarischen Gesellschaft, als deren Gründer und Leiter er bislang in den Literaturgeschichten gilt. Merkwürdig genug wäre schon,

daß Jung=Stilling den mehrfach erwähnten Dankesbrief an Röderer, nicht an Salzmann richtete, wenn dieser das Haupt der Gesellschaft gewesen wäre. Noch auffallender aber müßte es sein, daß Goethe trotz seinen innigen Beziehungen zu Salzmann — unter allen Tischgenossen war ich derjenige der sich am meisten an ihn anschloß, sagt Goethe selber — weder Mitglied seiner Gesellschaft geworden ist, noch ihrer überhaupt mit einem Wort erwähnt. Da liegt der Gedanke nahe, daß die landläufige Ansicht auf einem Irrthum beruhe. Ein solcher ist bereits von Froitzheim in seiner schon erwähnten Arbeit: Zu Straßburgs Sturm= und Drangperiode betreffs der im Jahre 1775 erfolgten Neugestaltung der Straßburger literarischen Gesellschaft festgestellt. Weil nämlich diese (laut dem von Stöber im 8. Bande der Alsatia und dann wieder von Froitzheim herausgegebenen Protokoll am 2. November 1775) in dem Hause des Aktuars Salzmann constituirt wurde, so hatte man auch die Vorträge, welche nach dem Sitzungsprotokolle von Herrn Salzmann gehalten worden sind, dem Aktuar Johann Daniel Salzmann, Goethes Freunde, zugeschrieben. Dabei war übersehen worden, daß er in dem uns erhaltenen Mitgliederverzeichniß gar nicht aufgeführt ist, sondern sein mit Goethe gleichalteriger Vetter Friedrich Rudolf Salzmann, der Erzieher des Freiherrn von Stein. Während dieser als Mitglied wie die übrigen nur einfach „Herr" Salzmann genannt ist, wird Johann Daniel das einzige Mal wo er vorkommt, ausdrücklich von jenem durch den Titel „Aktuarius" unterschieden. Auch hält er nicht selbst einen Vortrag, sondern eine Abhandlung von ihm „Von der Glückseligkeit in bürgerlichen Gesellschaften" wird am 8. Aug. 1776 durch Herrn Michaelis vorgelesen. Obwohl er also nicht Mitglied war, hat er doch, als alter Straßburger, der mit den meisten Mitgliedern befreundet war, immer Beziehungen zu der Gesellschaft gehalten: So kann ihm Lenz von Kochberg aus am 23. Oktober 1776 den Auftrag geben: „Grüßen Sie die Deutsche Gesellschaft." (A. Stöber, der Aktuar Salzmann, S. 84.) Kaum aber wird er sich an ihren Sitzungen betheiligt haben, sonst hätte Philipp Christoph Kayser, Goethes junger musikalischer Freund, nicht am 18. Juli 1776 an Röderer schreiben konnen: „Gib doch diesen andern Brief an Aktuar Salzmann, der bey Jgfr Lauthen am Tisch aß und Lenzens Freund ist — Du wirst ihn wohl kennen. (A. Stöber, Johann Gottfried Röderer. Alsatia, N. F. 1868—72. S. 55.)

Aber auch wenn man an den jüngern Salzmann denken wollte, da der ältere außer Betracht kommt, könnte man diese nachgoethesche Gesellschaft nicht mit Recht als eine Salzmannsche bezeichnen. Er tritt

gar nicht besonders hervor, wird nur am 18. März 1776 „bis auf die Rückkunft des Herr Lenz" zum Sekretär gewählt. Der eigentlich Treibende ist Lenz, der gleich bei der Gründung als Sekretär auftritt und sich viel Mühe gibt einen andern Geist hineinzubringen. Da er nicht mehr nach Straßburg zurückkehrte, ging die Gesellschaft, nachdem sie noch ³/₄ Jahre existirt hatte, ein. Vom 9. Jan. 1777 datirt ihr letztes Protokoll.

Es fragt sich nun, ob der Aktuar Salzmann als Gründer und Leiter jener ältern Gesellschaft angesehen werden kann, die zu Goethes Zeit in Straßburg existirt hat. An und für sich ist das schon recht unwahrscheinlich. Wie wollte man sich dann erklären, daß er, als sein Freund Lenz die Gesellschaft reorganisirte oder doch reorganisiren half, nicht einmal mehr Mitglied geblieben ist, obwohl er „dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutscher" Lenzens Absicht einer deutschen Gesellschaft gewis von allen am freudigsten zustimmte. Ueber seine Betheiligung an der älteren Gesellschaft kann freilich kein Zweifel sein. Denn seine „kurzen Abhandlungen über einige wichtige Gegenstände aus der Religions- und Sittenlehre", welche Goethe 1776 hat drucken lassen, sind nach der Vorrede für eine Gesellschaft junger Freunde bestimmt gewesen, und jede einzelne trägt an der Stirn das Datum ihrer Vorlesung. Die erste ist vom 16. Febr. 1772, also lange nachdem Goethe Straßburg verlassen. Mithin wird auch erst nachher Salzmanns nähere Verbindung mit der Gesellschaft erfolgt sein. Sein Interesse für sie, die Theilnahme an ihren Sitzungen werden bestätigt durch 2 Briefe Lenzens an ihn von Fort-Louis (mitgetheilt von A. Stöber, der Aktuar Salzmann S. 65 und der Dichter Lenz und Friedericke von Sesenheim S. 56). Im ersten vom Mai 1772 fragt Lenz an: „Ist Ihre Abhandlung schon vorgelesen? Und wie haben sich Ott und Haffner das letztemahl gehalten — Ich zähle auf Ihr Urtheil davon." Im andern schreibt er: „Wollen Sie meine letzte Uebersetzung aus dem Plautus lesen, so fodern Sie sie unserm guten Ott ab, denn ich glaube schwerlich, daß sie so bald in der Gesellschaft wird vorgelesen werden. Sie haben mir keine Nachricht gegeben, wie Sie mit der letztern gegenwärtig zufrieden sind. Vernachlässigen Sie diese Pflanzschule Ihrer Vaterstadt nicht, theurer Freund, vielleicht könnten wohlthätige Bäume daraus gezogen werden, auf welche Kindeskinder, die sich unter ihrem Schatten freuten, dankbar schnitten: Auch dich hat Er pflanzen helfen."

Die Worte des zweiten Briefes möchten bei oberflächlicher Beurtheilung leicht den Eindruck erwecken, daß Salzmann in der That Begründer und Leiter der Gesellschaft gewesen sei; aber auch nur bei oberflächlicher Beurtheilung. Denn der überschwengliche Lenz würde

für eine Gründung Salzmanns gewiß eine andere Bezeichnung als „Pflanzschule Ihrer Vaterstadt“ gehabt, würde wohl auch nicht von „pflanzen helfen“ geredet haben. Auch hätte der junge Mann, der kaum Mitglied geworden sein konnte, keine Veranlassung gehabt dem Gründer zuzurufen: „Vernachlässigen Sie diese Pflanzenschule nicht.“ Und schließlich, nun nur noch eins anzuführen, würde doch Salzmann als dem Haupt der Gesellschaft, auch die Bestimmung der Vorlesungen zugestanden haben, mindestens die Reihenfolge bekannt gewesen sein. Kurz und gut, alles spricht dagegen, daß Salzmann eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft gespielt habe, und alles dafür, daß er nur Freund und Berather der soviel jüngern Mitglieder, kaum selbst Mitglied gewesen ist.

Und nun endlich auch die Aufklärung über die räthselhafte Gesellschaft, zu der uns die in den Lenzischen Briefen erwähnten Haffner und Ott den Weg weisen. Beide Namen finden sich wieder in dem Mitgliederverzeichniß der Neugründung von 1775; Ott wird auch ausdrücklich erwähnt in Jung-Stillings Schreiben an Röderer vom 22. Juni 1771. Auch der letztere steht auf der Liste von 1775. Kein Zweifel: die Gesellschaft über die Lenz sich 1772 mit Salzmann unterhält, ist dieselbe welcher Jung 1771 beigetreten ist, dieselbe welche überall als die Salzmannsche bezeichnet wird. Damit aber ist zugleich erwiesen, daß sie ganz unabhängig vom Aktuar Salzmann entstanden ist. Denn hören wir, was A. Stöber (in seinem Joh. Gottfr. Röderer S. 142) schreibt: „Schon auf dem Gymnasium hatten mehrere der vorzüglichsten Schüler mit Blessig einen Verein gebildet zu gemeinschaftlichem Lesen schönwissenschaftlicher Bücher und Beurtheilung eigener schriftlicher Arbeiten: dazu gehörten die Brüder Johannes und Friedrich von Türkheim, die Brüder Spielmann, Schübler, Rudolf Salzmann u. A. Im Jahr 1767, nachdem dieselben bereits mehrere Jahre schon die Universität besucht, gaben sie ihrem Vereine mehr Ausdehnung und nannten ihn Société de Philosophie et de Belles-Lettres. Die Sitzungen wurden durch den beliebten anregenden Professor Müller geleitet, Blessig war beständiger Sekretär. Neben dieser Gesellschaft, die oftmals durch Vorlesungen von Denkschriften auch öffentlich auftrat, schloß sich der unermüdliche Jüngling (Blessig) ebenso an die vom Aktuar Salzmann geleitete vielfach besprochene literarische Gesellschaft.“ Von den hier genannten finden sich in dem Mitgliederverzeichniß von 1775 wieder Blessig, Rudolf Salzmann, Professor Müller und Johannes v. Türkheim. 7 Mitglieder also der schon auf dem Gymnasium gegründeten Société de Philosophie et de Belles-Lettres lassen sich in der 1775 neuorganisirten Gesellschaft nachweisen, nnd damit ist erwiesen, daß diese die

Fortsetzung jener Société ist. Mit der Gründung keiner von beiden hat der Aktuar Salzmann zu schaffen. Die „vielbesprochene vom Aktuar Salzmann geleitete literarische Gesellschaft“ hat einfach nie existirt, zum Glück auch für den „unermüdlichen“ Blessig, dem die Mitgliedschaft in beiden wissenschaftlichen Vereinen auf die Dauer doch etwas beschwerlich hätte werden können. Der Aktuar Salzmann aber muß sich bescheiden als das, was er nach Goethes Bericht gewesen ist, fernerhin angesehen zu werden, als Präsident der Tischgesellschaft bei den Jungfern Lauth und als „der allgemeine Pädagog“.

Jetzt können wir auch völlig verstehen, warum Goethe jener Gesellschaft nicht beigetreten ist. Nach Straßburg war er freilich gegangen, um dort französisches Leben, französische Sprache und Literatur zu studiren und sich für Paris vorzubereiten. Aber wie bald wurde er bekehrt und sich seines durch und durch deutschen Wesens bewußt! Zum Theil fand er deutsche Art und Weise in dem Kreise, den er betrat vor, zum größern Theil trug er sie selbst hinein. Am mächtigsten aber förderte ihn darin Herder, dessen vernichtende Kritik der französischen Literatur, ihm was von Glauben an sie noch in ihm war raubte, dessen Begeisterung für Volkspoesie, für Homer, Shakespeare und Ossian und für „Deutsche Art und Kunst“ ihm neue Ideale offenbarte. Wie unter solchen Voraussetzungen Goethe gar nicht daran denken konnte, Mitglied der Société de Philosophie et de Belles-Lettres zu werden, so ist es auch nur erklärlich, daß er von Lenz, der in den gleichen Anschauungen lebte, später nicht annehmen konnte, er sei zu dieser Société in ein, wenn auch nur vorübergehendes Verhältniß getreten. Hatte ihm doch Lenz noch im Jahre 1775 von dem „vaguen Geschnarch von Belliteratur“ geschrieben, das sich in der neuen (der deutschen) Societät breit mache, gegen welches er anstürmt „mit Ossians Helden das alte Erdengefühl in ihnen aufzuwecken, das ganz in französischen Liqueurs evaporirt ist.“ (Zöppritz, aus Jacobis Nachlaß 2, 317.)

Ich bin zu Ende. Wenn es mir gelungen ist, Froitzheims Anklagen zurückzuweisen, so ist hoffentlich damit nicht nur erreicht, daß ihnen nicht geglaubt wird, sondern was mehr werth ist, daß künftigen Angriffen auf Goethes Wahrheitsliebe der Weg verlegt ist. Dann hat auch Froitzheim für sein Wort der Kritik an unsere Goetheforscher Dank verdient. Denn, um mit Varnhagens Worten zu schließen: „So wird selbst durch das scheinbar Ungetreue die Treue bewährt, und aus der Beschuldigung entsteht eine neue Bewunderung der weisen Wahrhaftigkeit des Dichters.“

Pflichtexemplare und Fachbibliotheken.

Von

Dr. Johannes Franke in Göttingen.

An anderer Stelle (S. 202 meiner Schrift über die Abgabe von Pflichtexemplaren) habe ich ausgeführt, daß die Motivirung des Pflichtexemplarzwanges sich frei halten müsse von allen erfahrungsmäßig wandelbaren Gesichtspunkten, wie sie in der vielfach üblichen Verknüpfung desselben mit preßpolizeilichen Zwecken oder mit der Gesetzgebung über den Autorschutz liegen. Dagegen hat die Begründung aus dem Bedürfniß der Wissenschaft m. E. die meiste Aussicht, auf allen Seiten und für lange Zeiten dasjenige Maß von Verständniß zu finden, welches die wünschenswerthe Erhaltung der Einrichtung allein verbürgt. Ich erblicke ferner eine Gefahr für den Fortbestand des Lieferungszwanges darin, wenn wir von der in weiten Kreisen, nicht bloß buchhändlerischen, als ungerecht empfundenen unentgeltlichen Lieferung der Exemplare nicht rechtzeitig Abstand nehmen. Die Unentgeltlichkeit läßt sich aus der Nothwendigkeit der Abgabe für das gemeine Wohl jedenfalls nicht begründen, und es ist daher wahrscheinlich, daß sie in Kurzem von den Parlamenten beseitigt wird; mit ihr aber, aus Unkenntniß seiner selbständigen Bedeutung für die Bibliotheken, der Lieferungszwang. Da diese Ansicht mehrseitig und, wie ich mich überzeugen konnte, auch in Fachkreisen getheilt wird, und es nicht unwahrscheinlich ist, daß die uralte Streitfrage in Preußen bald zur Entscheidung gelangt, so mag es gerechtfertigt sein, diejenigen Punkte von allgemeinerer Bedeutung einer Kritik zu unterwerfen, welche bei der Einführung einer Geldentschädigung in Frage kommen. Die naheliegenden Fragen der Sammlung und Aufbewahrung des Pflichtverlages werden dabei von Neuem geprüft werden, und es mögen diese Ausführungen zugleich als eine Ergänzung zu meiner früheren Darstellung dieses Gegenstandes angesehen werden, welche sie in der Sammlungs- und Aufbewahrungsfrage zum Theil abändern.

Der Anspruch des Staates auf zwangsweise Hergabe der Druckerzeugnisse würde, wenn die rechtliche Begründung zum Ausgangspunkt das Bedürfniß der Wissenschaft, also das Wohl der Gesammtheit nähme und folgerichtig das Recht des Eigenthümers auf Ersatz seines Vermögensverlustes in gesetzlicher Form Anerkennung fände, unter den Rechtsbegriff der Zwangsenteignung fallen. Damit würde das auch in Preußen und im Reich traditionell noch fortbestehende Band zwischen Pflichtexemplarzwang und Preßgesetzgebung eigentlich gelöst sein, — ein formeller Schlußstein zu der factisch längst erfolgten Ablösung dieses Rechtsinstitutes von Censur- und Ueberwachungszwecken. Es würde hinfort ein Gewerbeartikel im öffentlichen Interesse enteignet werden, wofür der Expropriator den Besitzer einfach nach den Grundsätzen des Enteignungsverfahrens schadlos zu halten hätte.

Die Bestimmungen des preußischen Enteignungsgesetzes vom 11. Juni 1874 sind formell hierauf nicht anwendbar, da sie nur die Enteignung von Grundeigenthum betreffen. Eine generelle Regelung hat die Zwangsenteignung von Mobilien bisher überhaupt nicht gefunden. Besondere gesetzliche Feststellungen sind daher von Fall zu Fall erforderlich. Sie haben stattgefunden u. A. im Preuß. Allg. Landrecht I, 11 § 7, worin die Abgabe von Getreide im Fall einer Hungersnoth angeordnet wird, in den Viehseuchengesetzen Preußens und des Reiches, in dem preußischen Gesetz über das Deichwesen, welches die zwangsweise Verabfolgung von zur Abwehr der Wassergefahr dienlichen Materialien vorschreibt, in dem preußischen Gesetz gegen die Verbreitung der Reblaus und in den Militärlastengesetzen des Deutschen Reiches*).

Alle diese Gesetze durchdringt im Allgemeinen das Princip der Entschädigung und nach dieser Analogie würde also auch für den vom Staate enteigneten Druckartikel ein Geldersatz aus öffentlichen Mitteln geboten sein. Es läßt sich indeß nicht leugnen, daß bei dem heute bestehenden Brauch der Aufbewahrung des Pflichtverlages in den Universitätsbibliotheken es eine saure Pflicht dieser Bibliotheken wäre — selbst wenn besondere Fonds dafür ausgeworfen würden — Bücher zu bezahlen, welche der großen Mehrzahl nach erst in Jahrhunderten eine wissenschaftliche Ausnutzung erfahren. Der unleugbare, hier als bekannt vorauszusetzende finanzielle Nothstand unserer Universitätsbibliotheken fällt dabei schwer ins Gewicht. Sollen wir für unabsehbar ferne

*) Vgl. Stobbe, O., deutsches Privatrecht, Bd. 2. A. 2. S. 169 ff. — Förster-Eccius, preuß. Privatrecht, Bd. 2. A. 5. S. 135 ff. — Laband, P., Staatsrecht, Bd. 3. Abt. 1. S. 311 ff.

Bedürfnisse kommender Geschlechter Mittel flüssig machen, da wir doch die der eigenen Zeitgenossen nicht voll befriedigen können?

Zwei Wege giebt es nun, zu verhüten, daß die aufgewandten Kapitalien für die Mitlebenden unfruchtbar angelegt werden. Einmal, wenn wir Lieferungszwang und Entschädigung nur ausdehnen auf diejenigen Druckerzeugnisse, welche für das Lesepublikum der Universitätsbibliotheken allein Interesse haben. Damit würde jedoch das Pflichtexemplarinstitut überhaupt hinfällig werden, dessen Bedeutung weniger darin liegt, daß das wissenschaftlich und actuell Werthvolle, welches auch sonst angeschafft werden würde, als daß das für die Gegenwart Werthlose, die litterarische Kleinproduction im weitesten Umfange einen Zufluchtsort in den Bibliotheken findet und so der Zerstörung entgeht.

Der andere und richtigere Ausweg würde der sein, Einrichtungen zu treffen, daß der aufgenommene Pflichtverlag nicht wie bisher bloß zum kleinsten Theil, sondern ganz oder möglichst ganz den Interessen der Gegenwart nutzbar gemacht wird und doch zugleich an einem sicheren Ort auch der künftigen wissenschaftlichen Forschung erhalten bleibt. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir den Universitätsbibliotheken zum größten Theil die Pflichtexemplare zu Gunsten von Fachbibliotheken entziehen und sie nur soweit in jenen noch lassen, als sie für die zum Organismus der Universität vereinigten Fächer überhaupt in Frage kommen. Es ist unverkennbar, daß der wissenschaftliche Charakter der neuerscheinenden Litteratur sich früher weit mehr in den Grenzen des Universitätsinteresses bewegte als heutzutage. Daher mochte es früher gerechtfertigt sein, die litterarische Gesammtproduction den Bibliotheken dieser Körperschaften zu überweisen. Heute aber haben neben den Universitäten die technisch-wissenschaftlichen Fächer eine gleiche Bedeutung und Selbständigkeit im Staatsorganismus erlangt, und zahlreiche polytechnische Hochschulen, land- und forstwirthschaftliche, gewerbliche und Handelsakademien sind entstanden, die auf das Leben der Gegenwart einen noch immer im Steigen begriffenen Einfluß ausüben. Es hat mit dem Inslebentreten der Parlamente das Interesse der Völker an den Staatswissenschaften, den großen socialen Fragen, den Verkehrseinrichtungen rasch zugenommen, und dementsprechend sind die statistischen, Parlaments- und Ministerialbibliotheken in größerem Umfange entstanden; es haben die zahllosen Schulschriften, die militärwissenschaftliche Fachlitteratur in Specialsammlungen Aufnahme gefunden. So ist eine ganze Reihe von Arbeitsgebieten mit wissenschaftlichem Charakter neu hinzugekommen, welche nicht in die Universitäten eingefügt worden sind, die aber nicht minder wie diese an der litterarischen Production

mit einem ansehnlichen Procentsatze betheiligt sind. Diesen Antheil, der den Bibliotheken dieser zu eigenen Instituten vereinigten Fächer allein zukommt, stecken wir zu unfruchtbarem Dasein seit Jahren in die Universitätsbibliotheken. Zwar ist die systematisch betriebene Forderung aller Verlagsartikel erst die Folge der rationelleren bibliothekarischen Verwaltungsmethodik der Neuzeit. Hier in Göttingen wird erst seit etwa 15 Jahren der Pflichtverlag vollständig eingefordert. Aber es sind ungeeignete Schriften, die auf Grund der Bestimmungen einliefen, von der Aufnahme doch nicht grundsätzlich ausgeschlossen worden. Wenigstens weisen die hiesigen Zugangslisten bis weit ins vorige Jahrhundert hinein alljährlich zahlreiche Pflichtartikel dieser Art auf. So ist Raff's „Geographie für Kinder" vom Jahre 1776 an schnell hinter einander in 8. Auflagen bezw. Bearbeitungen, desselben Verfassers „Naturgeschichte für Kinder" vom Jahre 1775 an sogar in 11 Auflagen der Bibliothek einverleibt worden. Auch andere heterogene Bücher fanden Aufnahme, wie z. B. von Wissel's „der Jäger im Felde oder kurze Abhandlung wie der Dienst bei leichten Truppen im Felde zu verrichten" in 2 Auflagen (1778 und 1784) u. s. f.

Jedes dieser unbenutzt stehenden Werke hat aber bei der Aufnahme der Verwaltung durch Katalogisiren, Binden u. s. w. Kosten verursacht und verursachte es seitdem bei allen Reinigungen, Umzügen, Umkatalogisirungen, Revisionen, wie durch Fortnahme von Aufstellungsraum alljährlich in mit den Zinszuschlägen steigendem Maße.

Im Staatshaushalt für 1890/91 sind für die 11 Institutsbibliotheken (einschl. Münster und Braunsberg) im Ordinarium zusammen 435 775 Mark ausgeworfen worden, welcher Summe ein zu erhaltender und vermehrender Gesammtbestand von 2 034 220 Buchbinderbänden (nach der Zählung vom März—April d. J.) gegenübersteht. Rechnet man den Gebäude- und Inventarwerth dieser Bibliotheken zu rund 3 000 000 Mark, so treten zu obiger Summe an jährlichen Zinsen (à $3^1/_2$ Proz.) noch 105 000 Mark = 540 775 Mark. Man kann also sagen, diese Zahl von 2 034 220 Bänden stellt an die Staatskasse eine jährlich wiederkehrende Anforderung, welche für jeden Band sich auf etwa $26^1/_2$ Pfennige beläuft. Hierbei sind die Zinsen der Anschaffungskosten für die Bücher und die außerordentlichen Zuwendungen aus Staatsmitteln unberücksichtigt geblieben. Man kann diesem Kostenaufwand gegenüber wohl verlangen, daß jeder Band, welcher in die Bibliothek eingestellt wird, auch einen gewissen Nutzen für das Ganze abwirft, mindestens, daß er überhaupt benutzt wird. Von den 600—800 Bänden des hannoverschen Provinzialverlages kann aber höchstens $^1/_6$—$^1/_4$

für die gegenwärtige wissenschaftliche Ausnutzung in Betracht kommen. Da der Provinzialverlag in den übrigen Landestheilen nicht wesentlich andere Verhältnisse aufweist, steigert sich also der jährliche Aufwand für diese nutzlosen Mitverzehrer der schmalen Bibliotheksfonds Zins auf Zins, in großen Zeiträumen und für den ganzen Staat zu einer namhaften Summe.

Das „Centralblatt für Textilindustrie", der „philatelistische Börsencourier", die Schriften über Zuschneidekunst, Ziergärtnerei, Geflügel- und Bienenzucht, Kochkunst, weibliche Handarbeiten, die Volks- und Jugendschriften aller Art würden, an passendem Ort und in liberaler Weise Fachinteressenten zugängig gemacht, zweifellos Nutzen stiften. Dort würde sie die Kulturwissenschaft künftig zu finden wissen und in ihrer Weise dann Nutzen daraus ziehen. Inzwischen aber wären sie als Bildungselemente ihrer Kreise nicht lahm gelegt, sondern je nach Bedeutung thätig gewesen. Solcher Beispiele ließe sich, wie jeder aus Erfahrung weiß, noch eine große Anzahl namhaft machen. Erscheinen doch im laufenden Jahre allein 247 deutsche Zeitschriften aus dem Fach der Land- und Forstwirthschaft, für welche sich doch auch an den meisten Universitäten nur verschwindend wenige Benutzer finden, ferner 18 Zeitschriften der Textil- und verwandter Industrieen, 43 der Metallindustrie u. s. f.

Von anderen zur Erhebung von Pflichtexemplaren berechtigten Staaten macht Frankreich die ausgedehnteste Anwendung von dem System der Vertheilung an Fachbibliotheken neben den Universitätsbibliotheken. Die Fachbibliotheken entwickeln sich daher dort günstig. So umfaßt z. B. die Bibliothek des Musée pédagogique bereits 40 000 Bände. Wir haben in Deutschland ähnliche Einrichtungen in dem Berliner städtischen Schulmuseum, dessen Bibliothek seit ihrer Gründung im Jahre 1877 es bis auf 12 000 Bände gebracht hat, und in dem Thüringischen Schulmuseum in Jena, das noch in den Anfängen seiner Entwicklung steht. Die Zahl der französischen Bibliotheken, welche Pflichtexemplare erhalten, beträgt gegen 350.

Eine andere Frage, die noch ihrer endgiltigen Lösung harrt, betrifft die Unterbringung der Zeitungen. Daß diese Drucke durch Format und Anzahl besonders viel Aufstellungsraum beanspruchen, den sie der gelehrten Litteratur entziehen, ist bekannt. In der Provinz Hannover erscheinen gegen 200 Periodica, deren größter Theil Tageszeitungen sind. Mehr als $^1/_2$ Dutzend der Letzteren kommen für die Benutzung hier am Orte kaum in Betracht. Die Zahl der in Deutschland jährlich herauskommenden Zeitungen beträgt 5—6000. Danach läßt sich vermuthen, daß Tausende von Zeitungen jährlich in die Bibliotheken ge-

langen, denen es an Benutzern fehlt. Es ist früher einmal von fachmännischer Seite der Vorschlag gemacht worden, zur Bergung dieser Massen von Tagesblättern in jeder Provinz besondere Sammel- und Aufbewahrungsstätten zu errichten, und gewiß würde hiermit dem Interesse, welches die Provinz als solche, sei es in localgeschichtlicher oder localgewerblicher Hinsicht, grade an den Zeitungen hat, in sehr zweckmäßiger Weise gedient sein; daher aber die Anlegung derartiger Sammlungen mehr noch eine Angelegenheit der Provinz als des Staates sein, dessen actuelles Interesse daran ungleich geringer ist. Vielleicht empfiehlt sich eine einzige größere staatliche Sammlung der Art in der Landeshauptstadt, die dann, nach allgemeineren Gesichtspunkten angelegt, auch die ausländische Zeitungslitteratur in größerem Umfange berücksichtigen müßte. In Deutschland besteht meines Wissens bis jetzt nur ein derartiges „Zeitungsmuseum" in Aachen. Es ist im Privatbesitz des Bürgermeisters a. D. Oscar von Forckenbeck, der seit 30 Jahren daran zusammenträgt, umfaßt in 3 Abtheilungen etwa 40000 Nummern und legt in einem von der Stadt bereit gestellten Lesesaal 269 deutsche und ausländische Zeitungen und Zeitschriften aus. Die Benutzung ist unentgeltlich und unter den zur dauernden Aufbewahrung verfügbaren Nummern, wird eine Auswahl getroffen und alle die, welche besonders denkwürdige Ereignisse behandeln, werden gesammelt und nach sachlichen Gesichtspunkten in Mappen vertheilt.

Die Landeslitteratur würde nun, wenn die vorgeschlagene Vertheilung des einen Pflichtexemplars an Universitäts- und Fachbibliotheken stattfände, allerdings weit mehr zerstreut werden, der Ort ihrer Aufbewahrung weniger leicht feststellbar sein als gegenwärtig. Aber das gilt eben nur von einem Exemplar und diesem Uebelstande würde außerdem durch periodische Gesammtzugangslisten, ähnlich den beiden italienischen Publikationen dieser Art, leicht abzuhelfen sein.

Was die Sammlung der Pflichtexemplare angeht, so würde m. E. dies Geschäft in den Provinzen am besten bei den Universitätsbibliotheken gelassen wie bisher, welche ja auch die eigentlichen bibliothekarischen Centren der Provinz sind. Es scheint mir nicht nothwendig, die Sammlung von einer größeren Bibliothek im administrativen Mittelpunkt der Provinz ausführen zu lassen; auch würde das, wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, garnicht allgemein durchführbar sein, da es in Stettin, Magdeburg, Koblenz, Schleswig und Posen dergleichen nicht giebt. In Breslau, Königsberg und Münster aber würden andere als die betreffenden Universitätsbibliotheken, die über das größte und geschulteste Personal verfügen, ohnehin schwerlich in Betracht kommen

können. Ich meine aber auch, daß zweckmäßig beide Exemplare von den Universitätsbibliotheken gesammelt werden, weil von den buchhändlerisch nicht registrirten Druckartikeln leichter die näher liegende Bibliothek als die entferntere Kenntniß erlangt, was in Bezug auf die am Orte der Bibliothek erscheinenden Drucke besonders zutreffend ist. Zudem dürfte es zeitsparender sein, die erste Prüfung auf Vollständigkeit und die nothwendigen Reklamationen in einer Hand zu vereinigen, als getrennten Stellen zu übertragen; auch für die Verpflichteten würde das weit bequemer sein. Als die Bibliotheken unterstützende Sammelstellen für die nicht registrirte Litteratur scheinen mir die nächstseßhaften Gemeindebehörden, deren besondere Lokalkenntniß ihnen hierbei zu Statten kommen würde, vor anderen den Vorzug zu verdienen. Eine absolut vollständige Sammlung dieser Drucke ist zwar nicht ausführbar, auch wohl kaum wünschenswerth; da aber in dieser Hinsicht jetzt fast nichts geschehen kann, weil es so gut wie an allen Mitteln der Kontrolle gebricht, so würde es immerhin eine annehmbare Verbesserung des bisherigen Zustandes sein, wenn auch nur ein Theil der Flugblätter u. s. w., als wenn von diesen Drucken nichts in die Bibliotheken gelangt.

Die Universitätsbibliotheken behalten von dem Eingesandten dasjenige zurück, was in den Rahmen ihrer Bedürfnisse paßt; der Rest des ersten, sowie das zweite Exemplar gehen an die Hauptbibliothek des Landes. Für die Feststellung des Vertheilungsplanes können die Gutachten gemischter Kommissionen aus den Provinzen eingeholt werden, die aber nicht nothwendig an dem Ort der Sammlung gebildet zu werden brauchen, sondern am besten wohl mit dem Sitz der Provinzialbehörden in Verbindung gebracht werden.

Die Vertheilung der Exemplare darf nicht von den Provinzen ausgehen, sondern muß einer Centralstelle in der Landeshauptstadt übertragen werden, um dort nach allgemeineren Gesichtspunkten zu erfolgen. Der Grundsatz der Aufbewahrung innerhalb der Provinz muß m. E. verlassen werden, wenn das Ziel der fachmäßigen Ausnutzung voll erreicht werden soll, und die Provinz nur noch insoweit berücksichtigt werden, als geeignete Fachbibliotheken darin vorhanden sind.

Das zweite Exemplar verbleibt am besten der Hauptbibliothek des Landes wie bisher, da wir mit Recht daran festhalten müssen, daß wenigstens eine Bibliothek im Lande Sammelplatz aller vaterländischen Litteraturerzeugnisse ist; einmal wegen der unbedingten Sicherheit, die eine Vereinigung an nur einem Ort der Benutzung bietet, als auch wegen der größeren Gewähr, welche die bestausgestattete und meist auch

bestgeleitete Büchersammlung für eine technisch-vollkommene Aufbewahrung bietet. Die Vereinigung aber der verschiedensten Fachinteressen in der Hauptstadt des Landes wird viel leichter, als es den begrenzteren Bedürfnissen des provinzialstädtischen Publikums möglich ist, den Uebelstand verhüten, daß ganze Gattungen der aufgenommenen Litteratur Jahrhunderte lang unbenutzt stehen.

Die Zeitungen werden vorläufig in den Bibliotheken, die sie bisher erhalten haben, gelassen, bis die Aufbewahrungsfrage für sie anderweit geregelt sein wird.

Mit Rücksicht auf die Möglichkeit einer früher eintretenden Ausnutzung der Pflichtlitteratur in Fachbibliotheken würde ich eine zwölfmalige Ablieferung im Jahre, statt der früher vorgeschlagenen viermaligen, für angemessener halten. — Ich glaube nun freilich, daß wir so kühne Erwartungen nicht hegen dürfen, daß unsere Pflichtexemplare, wenn sie an Fachbibliotheken kommen, nun auch bis zum letzten Einblattdruck hinunter wirklich sofort eine fachliche Verwerthung erfahren. Es werden immer noch Schriften Aufnahme finden, die, weil sie nur Stunden- oder Tagesinteressen zu dienen bestimmt sind, zur Zeit des Einganges zunächst von Niemand mehr gelesen werden, andere, wie etwa die Producte des Aberglaubens oder der Frivolität, sind vielleicht einem größeren Publikum sogar besser vorzuenthalten. Aber im Großen und Ganzen wird die fachmäßige Vertheilung doch ihren Zweck gut erfüllen und den jetzigen Einrichtungen weit vorzuziehen sein. Das, hoffe ich, ist aus diesen Betrachtungen klar geworden.

Es würden nun die Fragen noch offen bleiben, in welcher Höhe soll die Entschädigung erfolgen und soll sie auf alle aufzunehmenden Druckerzeugnisse oder nur einen Theil sich erstrecken, und in welchem Zusammenhange stehen diese Fragen mit den Bibliotheksinteressen?

Prüft man in dieser Hinsicht die maßgebende Enteignungsgesetzgebung der Gegenwart, so zeigt sich, daß sie im Allgemeinen von dem Prinzip des vollen Ersatzes des vermögensrechtlichen Verlustes ausgeht, den der Enteignete erleidet. So heißt es in § 8 des preuß. Enteignungsgesetzes vom 11. Juni 1874: „Die Entschädigung für die Abtretung des Grundeigenthums besteht in dem vollen Werthe des abzutretenden Grundstücks u. s. f."; ähnliche Bestimmungen treffen das Deichgesetz, die Viehseuchengesetze u. s. w. In den Regierungsmotiven zu erstgenanntem Gesetz wird der Ausdruck „voller Werth" dahin gedeutet, daß darunter „die Differenz zwischen dem Zustande des Vermögens vor und nach der Expropriation" zu verstehen sei. Nach einem Urtheile des Reichsgerichts (Entscheidungen in Civilsachen Bd. 5, Leipzig 1882, S. 250) ist

der volle Werth einer Sache, im Gegensatz zu dem beschränkteren gemeinen, der höhere individuelle Werth, welchen die zu enteignenden Gegenstände für ihren Eigenthümer vermöge seiner besonderen Verhältnisse haben, „das volle (objectiv bestimmte) Interesse eben dieses Eigenthümers". Nach der Natur der hier in Frage kommenden Werthobjecte kann es sich bei ihnen wohl nur um den gemeinen Werth handeln. Denn ein höheres individuelles Interesse läßt sich bei dem Verleger dem Buch gegenüber nicht wohl denken.

Für den gemeinen Werth des Buches, in Beziehung auf den Verleger, gewährt aber der Buchhändlerpreis einen bestimmten Anhalt; dieser steht wiederum in ziemlich festem Verhältniß zu dem Ladenpreise, der leicht zu ermitteln ist und daher für die Abschätzung der Entschädigung die bequemste Grundlage bietet.

Der Ertragswerth eines Exemplars, prozentual berechnet nach dem Erträgniß der ganzen Auflage, weicht von dem zeitlichen Buchhändlerpreise natürlich ab. Seine Höhe wird, außer durch den Umfang der auflaufenden Spesen, wesentlich dadurch bestimmt, wie schnell die Auflage Absatz findet, ob alle Exemplare den gleichen Preis erzielen, alle abgesetzt werden u. s. f. Diese Dinge entziehen sich jedoch der Berechnung in dem Augenblick des Erwerbs des Buches durch die Bibliothek und können bei der Normirung der Entschädigungssumme so wenig in Betracht kommen, wie etwa bei der Enteignung eines erkrankten Rindes die Frage, welche Preise der Besitzer für seinen übrigen Viehbestand gleicher Art und gleichen Werthes erzielen würde, wenn er ihn nicht auf einmal, sondern nach und nach, in längerer oder kürzerer Zeit veräußerte.

Allerdings ist der Ladenpreis mit dem gemeinen Werth, in Beziehung auf den Sortimenter, nicht ohne Weiteres identisch. Denn er ist zunächst allerdings ein subjectiv bemessener Werth, der die Bestätigung seiner objectiven Geltung erst finden soll durch den wirklichen Verkauf des Buches. Da aber der objective Werth eines Werkes im Voraus überhaupt nicht bestimmbar ist und das hierfür wesentlich Entscheidende, Stoff und Behandlung, unabschätzbare Größen sind, andrerseits das eigene Geschäftsinteresse der Verleger, Konkurrenz und Erfahrung die Höhe des Ladenpreises nicht beliebig auszudehnen gestatten, so liegt es m. E. im Interesse der Bibliotheken, lieber diese äußerliche, aber leichtzugängliche Norm der Abschätzung zu Grunde zu legen, als von Fall zu Fall nach materiellen Gesichtspunkten zu schätzen und dafür die Last einer Fülle von Einzelfeststellungen einzutauschen.

Der Buchhändlerpreis in seinem Verhältniß zum Ladenpreise ist,

wie bekannt, geringen Schwankungen unterworfen. Der Rabatt an die Sortimenter beträgt 25—33⅓ Proz., jetzt gewöhnlich im Konditionsgeschäft 25 Proz., im Baargeschäft und bei Partieenbezügen oft 40 Proz. und mehr. Man würde nun wohl für die Vergütung ein Durchschnittsmaß festzusetzen haben. Ich glaube, im Hinweis auf obige Ausführungen, daß eine Baarentschädigung, welche 33⅓ Proz. bis höchstens 50 Proz. hinter dem Ladenpreise zurückbleibt, beide Theile wohl zufriedenstellen könnte, auch was die Leichtigkeit der Berechnung anbetrifft. Verschiedene Entschädigungsklassen, je nach Höhe des Ladenpreises, einzuführen, halte ich nicht für rathsam, da sie das Abrechnungsgeschäft verwickelter machen und das Kleingewerbe vorzugsweise treffen würden, endlich die theueren Bücher nicht allgemein diejenigen sind, welche den geringsten Nutzen abwerfen.

Der Fall, daß die Drucker die Verpflichteten sind, mag an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben, obwohl noch immer von Einigen diese Frage als eine offene behandelt wird. Man kann wohl im preßpolizeilichen Interesse dem Drucker die Hinterlegung seiner Erzeugnisse auferlegen, aber die zum Nutzen der Wissenschaft reklamirte Schrift nicht anders als von ihrem Eigenthümer, d. i. eben dem Verleger, fordern. Nur für die nicht für den Buchhandel oder sonst zur Verbreitung bestimmten Schriften, auf welchen nach § 6 des Reichspreßgesetzes vom 7. Mai 1874 nur Name und Wohnort des Druckers angegeben zu sein braucht, würde dieser für den Eigenthümer einzutreten haben, der nicht bekannt ist und in jedem einzelnen Falle unmöglich aufgesucht werden kann. Im Uebrigen kann ich nur auf das über Druckerexemplare bei Gelegenheit der Besprechung des Dépôt légal in Frankreich früher Gesagte mich beziehen.

Die Beantwortung der zweiten Frage, ob die Entschädigung auf alle aufnahmefähigen Preßerzeugnisse sich erstrecken solle oder nur einen Theil derselben, ist ungleich schwieriger. Es ist nicht zu verkennen, daß man es bei Druckerzeugnissen mit zum Theil eigenartigen Werthobjecten zu thun hat, die nicht ohne Weiteres mit denen anderer Enteignungsfälle verglichen werden dürfen; die sowohl schwerer abschätzbar sind als die meisten anderen Enteignungsobjecte und oft geradezu Objecte ohne Werth sind, als auch in den Bibliotheken häufig nicht ein Bedürfniß der Gegenwart, wie das sonst geschieht, sondern das schwer verständliche und erkennbare einer fernen Zukunftsgeneration befriedigen sollen. Für die nicht buchhändlerisch vertriebenen Preßerzeugnisse giebt es außerdem keinen Ladenpreis, der sonst den festen Anhalt für die Entschädigung bietet; vielfach sind sie überhaupt nicht Gegenstand des

Handels, sondern zur Vertheilung an Gesellschaftsmitglieder, zu öffentlichen Anschlägen oder zur Massenverbreitung auf Kosten einer Partei oder eines religiösen Vereins bestimmt. Die zum Verkauf kommenden Tages- und Gelegenheitsdrucke aber werden meist übertrieben hoch bezahlt, denn sie werden ja unabsetzbar, sobald das Geschehniß, die Frage, die sie ins Leben gerufen, vorüber sind. Wenn sie zur Bibliothek kommen, ist der Fall der Entwerthung oft längst eingetreten. Soll man sie gleichwohl noch erwerben zu dem Preise, den sie vielleicht nur für einige Stunden besaßen, oder was soll man dafür zahlen?

Der erfolglose Versuch des Reichstages im Jahre 1874, eine Grenze zu ziehen, jenseit welcher der Ankauf einzutreten habe, ging da hinaus, Werke, deren Ladenpreis 5 Mark (Wehrenpfennig), bezw. 15 Mark (Reichensperger) übersteigt, von der Abgabepflicht auszunehmen. Ich bin überzeugt, daß man solche Entschädigungsgrenzen bedeutend niedriger ansetzen müßte, und es würde das auch finanziell um so eher zu rechtfertigen sein, als man die zu vergütenden Artikel zu einem Preise erwerben könnte, der erheblich weiter hinter dem Ladenpreise zurückbleibt, als dies nach den genannten Anträgen, die nicht die Zwangslieferung für die befreiten Verlagswerke anstrebten, der Fall gewesen sein würde. Daß man sie aber einführt, selbst wenn nur in dem Maße, daß man alle Druckschriften, deren Ladenpreis $^1/_2$—1 Mark nicht übersteigt, sowie die nicht registrirte und die Zeitungslitteratur von der Entschädigung ausschließt, scheint mir allerdings sehr wünschenswerth, und man würde es auch meines Erachtens können, ohne nennenswerthe Geldinteressen zu verletzen. In den Schriften im Ladenpreise bis zu 1 Mark würde der größte Theil der Vortrags- und Tagesfragen behandelnden Broschüren-Litteratur, der Kalender, Fremdenführer und einzeln herauskommenden Predigten, der Tractätchen und der Schulbücher für die untersten Klassen größtentheils enthalten sein. Nach einer auf Grund des Hinrichs'schen Halbjahreskatalogs vom Jahre 1860 angestellten älteren Berechnung beträgt die Zahl der in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz erschienenen Bücher im Ladenpreis bis zu 1 Mark $^1/_5$—$^1/_6$ der Gesammtzahl der deutschen Erscheinungen, ein Verhältniß, das sich heute eher noch etwas zu Gunsten der billigeren Litteratur geändert haben dürfte.

Die Entschädigungsgrenze, so wünschenswerth sie im Interesse einer leichteren Handhabung des Enteignungsgeschäftes ist, würde aber auch einer Analogie in den anderen Enteignungsgesetzen der Gegenwart nicht entbehren. Ja selbst die Entschädigung im einzelnen Falle ist

nicht immer eine volle in jedem Sinne. Ich will von dem Affektionswerth des enteigneten Gegenstandes nicht reden, der keine Berücksichtigung findet, weil er der Abschätzung sich entzieht, der aber auch bei dem Buche als verschärfendes Moment zu dem Eingriff in den Privatbesitz wohl kaum je hinzutreten wird. Es sei hier nur erwähnt, daß die Quartier- und Naturalleistungen für die Armee meist keine objectiv hinlängliche Vergütung von Staatswegen erfahren. Entschädigungsgrenzen aber zieht z. B. das preußische Viehseuchengesetz vom 25. Juni 1875 (G.-S. 306 § 58), worin für kleinere Hausthiere keine Entschädigung aus Staatsmitteln gewährt wird, sowie das Viehseuchengesetz des Deutschen Reiches vom 23. Juni 1880 (R.-G.-Bl. S. 153 § 62), das in dem gleichen Falle wenigstens die Zulässigkeit der Versagung des Ersatzes ausspricht. Die Regierungsmotive rechtfertigen letztere Bestimmung theils mit dem „geringen Werth dieser Thiere", theils dadurch, „daß die Feststellung des gemeinen Werthes derselben meist schwierig sein und leicht zu willkürlichen Schätzungen Anlaß geben würde" (Stenogr. Ber. 1880. Bd. 3. S. 422). Aehnliches ließe sich in Bezug auf die Mehrzahl der hier in Frage kommenden litterarischen Objecte ebenfalls geltend machen. Endlich ist anzuführen, daß es für die Sammlung dieser actuell werthlosesten Preßerzeugnisse nur von Vortheil sein würde, wenn man an den Bibliothekar, der ohnehin nicht geringe Mühe damit hat, nicht noch die Zumuthung stellt, sie zu bezahlen. Kein noch so verschärftes Reglement würde wohl den modernen Menschen, der den schnellen realen Erfolg liebt, unter diesen Umständen zu dem Grade von Eifer anregen, den die Sache nicht entbehren kann.

Zweckmäßig dürfte es sein, die Bestimmungen so zu formuliren, daß nur für rechtzeitig eingesandte Exemplare eine Vergütung eintritt, und daß die Verleger nur berechtigt sind, diese in Rechnung zu stellen. Denn ein Theil der Verpflichteten würde voraussichtlich nach wie vor seine Verlagsartikel der Bibliothek kostenfrei übergeben, in der richtigen Erkenntniß, daß die öffentlichen Bibliotheken die besten Förderer der Preßgewerbe sind. Für die zu bezahlenden Artikel aber müßten von Staatswegen allerdings besondere und am besten unübertragbare Fonds angewiesen werden, da zweifellos eine Schädigung der Universitätsbibliotheken die Folge sein würde, wenn sie aus ihren ohnehin unzulänglichen Mitteln auch noch diese Kosten bestreiten müßten. Die Befürchtung, daß unsere deutschen Bibliotheken durch Einführung der Entschädigung finanziell ungünstiger gestellt werden würden, als die Bibliotheken des Auslandes, scheint mir unter diesen Umständen grundlos. Nicht allein, daß auch andere Staaten wie Oesterreich, Norwegen,

Britisch Indien, Uruguay eine vollständige oder theilweise Entschädigungspflicht anerkennen, erfordert es die Billigkeit nicht minder als das fachliche Interesse der Bibliotheken, die Forderung der unentgeltlichen Lieferung fallen zu lassen.

Die noch in Betracht kommenden Einzelfragen hier zu behandeln, erscheint mir unnöthig, da sie kaum besondere Schwierigkeiten bieten würden, wenn die Hauptfragen, die fachmäßige Vertheilung und die Geldentschädigung, im Prinzip Annahme finden.

Was machen wir mit Helgoland?

Eine Antwort auf die Frage des Admiral Batsch im Oktoberheft der deutschen Rundschau von 1890 „Helgoland fest oder — sicher?“

Von

Reinhold Wagner,
Oberstlieutenant a. D.

„Traum hält nicht Stand vor rauher Wirklichkeit!“

„Helgoland fest oder — sicher?“ fragt Admiral Batsch im Oktoberheft der Deutschen Rundschau, und auf die seltsame Frage giebt er noch überraschendere Antwort.

Helgoland — darauf läuft sie hinaus — ist eigentlich nichts werth. Es schützt weder unsere Küste, noch stärkt es unsere Marine. Sichern wir uns aber ja seinen Besitz absolut! Befestigungen sind dazu nicht im Stande. Was wir thun müssen, ist nichts Geringeres, als eine Schlachtflotte zu bauen, die jeder feindlichen überlegen ist. Wer das nicht will, sorge dafür, daß die Insel je eher desto lieber an England zurückgegeben werde.

Nun, einstweilen wollen wir sie doch lieber behalten, und erst einmal überlegen, was auch ohne die gewünschte Schlachtflotte damit anzufangen ist. Zurücknehmen — natürlich ohne Afrika herauszugeben — wird England die Insel wohl immer noch, besonders nachdem es gesehen, wie schön sie sich als Tauschartikel verwerthen läßt. Die von uns verschmähte seinerseits in unserm Interesse zu bewahren, könnten wir ihm füglich nicht zumuthen. Wie wär's, wenn es sie dann den Franzosen anböte? An Objekten, die für England werthvoller sein würden als Helgoland, fehlt es den Franzosen nicht. Wer weiß, was diese nicht Alles dafür hingeben würden, um nur ihrem Revanchegelüst fröhnen zu können?

Batsch bestreitet in erster Linie den Werth, der dem Besitz der Insel für den Kriegsfall in *nautischer* Beziehung beigelegt wird. Für das Einlaufen in die Jade, Weser und Elbe sei die Sichtung von Helgoland keineswegs, wie häufig gesagt werde, unerläßlich. Der allein unfehlbare Lootse für die Nordsee und ihre Häfen sei das Loth. Nebelfreie Tage und sichtige Nächte seien dort oben rare Artikel, und die Pünktlichkeit des transatlantischen Passagierdienstes würde große Einbuße erleiden, wenn die Dampfer des Lloyd an die Sichtung von Helgoland gebunden wären.

Daß das Lothen in der Nordsee besonders wichtig ist, soll nicht bestritten werden. Davon kann man sich schon mit Hülfe der Seekarten und des Segelhandbuchs der Admiralität eine Vorstellung machen. Daß aber das Loth *allein*, ohne andere Mittel der Orientirung unfehlbar, oder auch nur genügend sei, ist daraus nicht zu entnehmen. Das Segelhandbuch sagt zuvörderst (S. 17), daß nur die Elbe, nicht aber die Jade und Weser mit Sicherheit anzulothen sei, und bezüglich der Elbe wird (S. 113) noch verlangt, daß die Schiffe, wenn bei nebligem Wetter gelothet werden müsse, zunächst *Helgoland* ansteuern sollten, um ein sicheres Abgangsbesteck für die Weiterfahrt zu erhalten. Wie aber, wenn Helgoland selbst und sein Leuchtfeuer nicht zu sehen sind, und man auch dort schon auf das Loth angewiesen ist? Auch hierüber äußert sich das Segelhandbuch, indem es (S. 101) erklärt, daß das Ansteuern Helgolands von Westen her dann Schwierigkeiten bietet, *da hier das Loth nur wenig Anhalt giebt.*

Bei allem dem sind — wohlzumerken — *Friedens*verhältnisse vorausgesetzt, unter denen selbst in dunkelster Nacht und in dichtestem Nebel, wenn weder Leuchtthürme und Leuchtschiffe, noch Tonnen, Baken und Landmarken zu sehen sind, außer dem Loth doch noch mancherlei Anderes vorhanden ist, was die Orientirung und richtige Führung der Schiffe ermöglicht, und was vermuthlich nicht wenig zur Pünktlichkeit der transatlantischen Dampfer beiträgt, im *Kriege* aber dem Feinde fehlen wird: ortsangehörige Lootsen und ein ganzes System von Sirenen und Nebelhörnern, Kanonenschüssen, Knallraketen und Glockensignalen, sowohl vom Lande, wie von zahlreichen Leuchtschiffen her. Im letzten Kriege konnte dies Alles dem Feinde doch nur in so weit entogen werden, als es zum deutschen Festland gehörte. Die Helgolänr Lootsen, Leuchtfeuer und Nebelsignale blieben ihm. Daß seine ituation künftig nicht *wesentlich* schwieriger sein sollte, wenn er auch ie *letzten* Leitungsmittel im ganzen Bereiche unserer Nordseeküste ßer dem Lothe entbehren muß, ist schwerlich zu glauben, obwohl

Batsch über den Unterschied zwischen früher und künftig schweigend hinweggeht, und kurz versichert, mit dem Loth in die Hamburger Bucht sich hineintasten könne der Feind im Kriege wie im Frieden. Vorsichtig ist die Behauptung nicht! Denn weiterhin sagt der Verfasser selbst von der 11 Seemeilen breiten Straße von Gibraltar: „die Nacht muß sehr dunkel und unsichtig sein, wo man diesen schönen Verkehrsweg selbst ohne Hülfe von Leuchtthürmen nicht ungehindert passiren kann“. Wovon war denn sonst eben die Rede, als von dunkeln, unsichtigen Nächten? Und kann die Einfahrt in die Hamburger Bucht den Vergleich mit dem „schönen Verkehrsweg“ der Straße von Gibraltar aushalten?

Wie für die Schiffsbewegungen mißt Batsch der Insel auch für die in ihrem Bereich liegenden Ankerplätze keinen besonderen Werth bei. Man könne behaupten, daß es von der Lootsengalliote der Elbe bis zur Doggersbank mitten in der Nordsee nicht eine Stelle gebe, wo ein Schiff mit gutem Ankergeschirr nicht unbehindert (sic) ankern könnte. Aber auch hinreichend sicher zu jeder Jahreszeit? Dann wäre man ja versucht ein Sprüchlein der Italiener zum Lobe der Gutherzigkeit ihres Mittelmeeres zur Sommerzeit in erweiterter Fassung auf die Nordsee anzuwenden: Juli und August im Mittelmeer, so etwa heißt es, sei der beste Hafen, den es gebe.

Wer aber doch bei Nordweststurm von Helgoland Nutzen haben will, meint Batsch, den könne Niemand hindern auf 2—3 Seemeilen im Ostsüdost von Helgoland vor Anker zu gehen — nicht einmal die Kanonen von Helgoland. Wie es damit steht, wird sich noch zeigen. Jedenfalls aber würde es richtig sein, wenn wir selbst weder auf Helgoland wären, noch auch schwere Geschütze dort hätten. Dann blieben im Angesicht unserer Küste dem Feinde unbestreitbar alle die Vortheile, welche geschützte Rheden zu liefern vermögen: nicht nur die Erholung der Mannschaft nach ruheloser Fahrt, sondern auch die Gelegenheit Havarien auszubessern und die Dampfkessel zu reinigen, Hospital-, Vorraths- und Werkstättenschiffe unmittelbar zur Hand zu haben, Proviant und Wasser, Munition und Kohlen einzunehmen, Torpedoboote in Bereitschaft zu halten, und für Landungsunternehmungen die Transportflotte zu versammeln. Batsch selbst bringt weiterhin diese Vortheile zur Sprache, meint aber gleich wohl, daß für die zu ununterbrochenem Blockadedienst unentbehrliche Ergänzung der Kohlen — also wohl auch der sonstigen Bedürfnisse — geschützte Rheden nicht nöthig seien. Zur Begründung dieser Ansicht genügt ihm, daß bei den letzten englischen Flottenübungen eine Eskadre mitten im atlantischen Ocean

Kohlen in beträchtlicher Menge aus Transportschiffen übergenommen habe. Nun, daß dergleichen bei ruhiger See einmal gelingt, hat wohl noch Niemand bestritten. Die Möglichkeit bleibt aber doch vom Wetter abhängig, und hierauf allein, ohne den Rückhalt geschützter Rheden, die Rechnung zu gründen, daß der Blokadedienst ununterbrochen functioniren werde, das würde sicherlich ein Irrthum sein.

Wie die Franzosen über den Nutzen denken, den sie 1870 für die Blokade unserer Nordseeküste von dem neutralen, also nicht einmal in ihrem Besitz befindlichen Helgoland gehabt, konnte man neuerdings aus ihren Journalen ersehen. Die „Revue du cercle militaire, bulletin des réunions d'officiers des armées de terre et de mer“ nennt Helgoland nicht nur mit allgemeinen Redewendungen „eine strategische Basis erster Ordnung, einen natürlichen Stützpunkt für die Blokirung der deutschen Küsten“, sondern fügt speziell auch hinzu, man wisse, welchen Nutzen Admiral Fourichon aus den Hülfsquellen dieser Insel für den Dienst der Kreuzer gezogen . . . ., wie seine Schiffe sich an dem Eilande abwechselnd von den Anstrengungen ausgeruht, ihre Kohlen aus den Vorräthen auf der Insel ergänzt, und dort ihre vom andauernden Heizen sehr mitgenommenen Kessel ausgebessert hätten. Es wird also doch wohl der Mühe werth sein, ihnen da künftig das Handwerk zu legen.

Wie wenig Batsch hierfür vom Besitze Helgolands erwartet, hat sich schon oben gezeigt: Die Kanonen der Insel sollten den Feind nicht einmal hindern können, nur 2—3 Seemeilen entfernt vor Anker zu liegen. Man kann sich daher kaum wundern, wenn er noch weniger anerkennen will, daß die Insel „vermöge ihrer Lage die Mündungen unserer Hauptströme beherrscht“ vielmehr diese selbstverständlich nur in strategischer Beziehung vorwaltende Ansicht, also den, seinem eigenen Ausdruck nach „strategischen Werth, den Hauptvortheil, den man vom Besitze der Insel erwartet“ spöttisch auf gleiche Linie mit gewissen thörichten Fiktionen stellt, mit denen die Kriegführung des ersten Napoleon aufgeräumt habe.

Natürlich kommt es darauf an, was man unter „Herrschaft“ versteht. Daß der Ausdruck nur gleichnißweise gebraucht wird, liegt auf der Hand. Es wäre daher nicht einmal unpassend zu sagen: Helgoland ist ein Beobachtungsposten, der die Hamburger Bucht vollkommen beherrscht. Würden wir etwa an Freiheit für unsere Operationen gewinnen, wenn der Feind von Helgoland aus, nicht nur vom Oberlande und vom Leuchtthurm (in Höhe der Berliner Schloßkuppel) das Meer überblicken, sondern auch mittelst Fesselballons uns auf dem Festlande in die Karten gucken: Wilhelmshaven, Geestemünde, Cuxhaven

beobachten, Eisenbahnzüge und Schiffsbewegungen kontrolliren, und bei Brunsbüttel das Kommen und Gehen der Ostseeflotte wahrnehmen könnte, statt unsererseits von Helgoland aus ein fast unbeschränktes Gesichtsfeld zu haben und die den jeweiligen Umständen am besten entsprechenden Maßregeln frühzeitig treffen zu können?

Weit entfernt davon, schon hierin ein die Situation beherrschendes Moment zu finden, wie aus gänzlichem Schweigen darüber zu schließen ist, definirt Batsch, um die „Herrschaft" Helgolands als Illusion zu erweisen, diesen Begriff dahin, daß er „die unbestrittene Botschaft (sic) über die Hamburger Bucht bedeuten müsse", und verlangt hierzu, daß Geschütze auf Helgoland jedes in die Jade, Weser und Elbe einlaufende Schiff wirksam müßten beschießen können. „Das ist die Mindestforderung der Strategen und davon erwarten sie eine Erschwerung oder gar Verhinderung der Blokade".

Was die Mehrforderung sein könnte, und wer die „Strategen" sind, die auf jener Mindestforderung bestehen, um wenigstens eine Erschwerung der Blokade erwarten zu dürfen, ist nicht ersichtlich. Ihnen kann Helgoland allerdings nicht genügen. Seine „strategische Herrschaft" als vorhanden anzuerkennen — obschon nur an nebelfreien Tagen — würde Batsch zwar bereit sein, wenn das Geschützfeuer von Helgoland bis zu den äußersten Seezeichen unserer Strommündungen reichte, d. h. bis auf 28 Kilometer (beinahe 4 deutsche Meilen); da jedoch unglücklicherweise die Tragweite der jetzt vorhandenen schwersten Geschütze kaum 20 Kilometer beträgt, so ist es mit der Herrschaft nichts.

In der That wäre es eine Illusion auch nur auf dieser Entfernung — beiläufig 2⅔ deutsche Meilen — vom Geschützfeuer wirkliche Erfolge gegen Schiffe zu erwarten. Man wird sich also bescheiden müssen, die artilleristische Beherrschung des Meeres auf einen kleineren Umkreis beschränkt zu sehen. Wenn Batsch aber weiterhin die wirksame Schußweite „streng genommen" nur zu 2000 Meter angiebt, so kann man dies nur für Kanonen gegen Panzerschiffe gelten lassen. Panzer durchschlagen zu können, ist aber nicht nöthig um einer Flotte mit allem ihren Zubehör an Kohlen-, Proviant-, Hospitalschiffen u. s. w. die häusliche Niederlassung auf einer Rhede zu verbieten. Dazu genügt jedes Geschütz mit gewöhnlichen Granaten und Shrapnels auf Entfernungen, welche die Treffwahrscheinlichkeit gegen Ziele von der Größe der Schiffe nicht zu sehr beeinträchtigen. Unter dieser Voraussetzung wird man alle ungepanzerten Fahrzeuge und den gesammten Verkehr auf und zwischen den Schiffen, auch den gepanzerten, gefährden können. Daß hiergegen nicht die Entfernung von 2—3 See-

meilen (3700—5500 Meter) schützt, bedarf keiner Bemerkung. Aber auch Panzerschiffe sind auf dieser Entfernung keinesweges sicher. Batsch ignorirt bei seiner Behauptung das neuere Wurffeuer aus Mörsern und Haubitzen. Aus ersteren reicht es auf 3700 Meter (2 Seemeilen), aus letzteren auf mehr als 9000 Meter (5 Seemeilen oder ca. $^5/_4$ deutsche Meilen). Das Kaliber von 28,5 cm genügt gegen die stärksten Deckpanzer. Wenn dabei auf der Maximal-Entfernung die Treffwahrscheinlichkeit nicht groß ist, so wächst die Aussicht auf Erfolg doch mit der Zahl einerseits der feuernden Geschütze, andererseits der feindlichen Schiffe, und ein guter Treffer kann ein Schiff unschädlich machen.

Mit entsprechender Artillerie würde man also einen Kreis von etwa einer deutschen Meile Radius um Helgoland herum unter Feuer halten, mithin jeden Ankerplatz gefährden können, auf dem der Schutz, welchen das kleine Eiland gegen Wind und Seegang zu bieten vermag, noch allenfalls zur Geltung kommt.

Daß Schiffe nichts zu fürchten hätten, weil sie bei Nacht nicht zu sehen sind, und bei Tage den Ankerplatz nach Belieben ändern könnten, wie Batsch behauptet, würde nur dann richtig sein, wenn sie bei Tage sich überhaupt außer Schußweite begäben, also auf den Schutz verzichteten, den sie eben auf der Rhede von Helgoland zu finden wünschten. Abgesehen hiervon würde ein solcher zweimaliger Stellungswechsel binnen 24 Stunden für größere Flottenabtheilungen mit allem Zubehör auf Dauer wohl kaum erträglich sein.

Die Artilleriewirkung Helgolands auf den Umkreis einer deutschen Meile bedeutet aber ferner, daß von den Zugängen zur Hamburger Bucht zu beiden Seiten der Insel, sowohl südwestlich in der Richtung auf Wangeroog, wie östlich in der Richtung auf das Norderpiep ein Drittel der ganzen Breite der gefahrlosen Benutzung seitens des Feindes entzogen wird: eine fühlbare Beschränkung seiner Operationen, selbst wenn die übrigen zwei Drittheile des Raumes nicht anderweitig — durch Torpedoboote — vertheidigt werden könnten. —

Auch deren Wirksamkeit läßt Batsch nicht ohne die Einwendung gelten, daß sie bei Nacht sehr eingeschränkt sei, weil man sicher sein müsse, ob man Freund oder Feind vor sich habe — als ob dies nicht häufig genug der Fall sein wird, besonders bei längerem Kreuzen oder Ankern feindlicher Schiffe in der Nähe der Insel und beim Erscheinen ganzer Geschwader. Jedenfalls jedoch giebt Batsch selber zu, daß bei Tage Torpedoboote und „der Gebrauch ihrer tödtlichen Waffe eine wirkliche Gefahr für Jeden sind, der sich in die Nähe der Insel wagt“,

und daß ein selbst hinreichend gesicherter Punkt, der seine Umgebung in dieser Weise gefährden kann, einen „nicht geringen strategischen Werth“ hat. Das mag konstatirt sein! Doch wäre neben der generellen Anerkennung der Thatsache wohl noch zu betonen gewesen, wie viel wir durch den Erwerb Helgolands für die Torpedovertheidigung der Hamburger Bucht gegen früher in strategischer Beziehung gewonnen haben, durch die im Vergleich zur Küste vorgeschobene, und doch in Bezug auf die Mündungen der Jade, Weser, Elbe und Eider zugleich centrale Lage der Insel.

Von welcher Seite der Feind auch kommen mag, frühzeitig beobachtet, kann er auch schneller als vom Festlande aus erreicht werden, und wohin er sich wenden mag, von Helgoland aus können Torpedoboote mit 20 Seemeilen Geschwindigkeit den Weg bis zu jedem Punkte der zu vertheidigenden Küste binnen einer Stunde durchlaufen. Bei kombinirten Operationen, sowohl von der Insel, wie von den Strommündungen her, die telegraphisch und telephonisch verbunden sind, kann der Feind in Mitten des von ihnen umschlossenen Raumes in kurzen Fristen wiederholt aus verschiedenen Richtungen angefallen werden. Wird er sich da hinreichend sicher fühlen, um Schiffe, wie es zu strenger Blokade der Mündungen nöthig wäre, regelmäßig, und zwar auch trotz der oben berührten nautischen Schwierigkeiten, diesseits Helgoland zu halten? Von einzelnen dreisten Rekognoscirungsfahrten abgesehen, die fast nirgend absolut zu verhindern sind, wird er vielmehr jenseits der Insel, und zwar in nicht zu gefährlicher Nähe bleiben, also auch jeden Schutz gegen Wind und Seegang entbehren müssen.

Entweder liegt er dann mit dem Gros seiner Kräfte nordwestlich der Insel und beobachtet beide Ausgänge aus der Hamburger Bucht rechts und links durch einzelne Schiffe, oder er bildet für jeden Ausgang ein besonderes Geschwader. Das Eine wie das Andere giebt der deutschen Marine Gelegenheit zu partiellen Erfolgen, oder bedingt von Seiten des Feindes das Aufgebot stärkerer Kräfte, als sonst nöthig gewesen wären, und als ihm vielleicht mit Rücksicht auf andere Kriegsschauplätze für die Nordsee zur Verfügung stehen. Nun liegen die Dinge aber doch nicht so, daß wir überhaupt noch kein zu Offensivstößen geeignetes Flottenmaterial hätten, eine Schlachtflotte also erst schaffen müßten. Es handelt sich vielmehr darum, für die Verwendung der vorhandenn Kräfte möglichst günstige Chancen zu gewinnen. Schwerlich wird also zu bestreiten sein, daß der Besitz von Helgoland durch die Herrschaft, welche die Insel in obigem Sinne über die Hamburger Bucht ausübt, auch unserer Flotte zu Gute kommt.

Gegen Wind und Seegang durch die Insel geschützt, wird unser Nordseegeschwader einzelne Schiffe bequemer und gefahrloser als von der Jade und Elbe her zur Ueberwachung der Zugänge zur Hamburger Bucht entsenden und in der vorgeschobenen Stellung günstige Gelegenheiten zum Angriff auf den Feind mit allen Schiffen prompter benutzen können, als wenn es sich erst aus der Jade oder Elbe heraus entwickeln müßte. Auf Helgoland gestützt, wird es ferner die Entwickelung des Ostseegeschwaders aus der Elbe (via Nord-Ostsee-Canal) besser decken können, als ohne diesen Stützpunkt, da es, der Feind mag von Norden, oder von Westen gegen die Elbe vorgehen, immer einen Flügel wird an Helgoland anlehnen können. Auch wenn es zur Seeschlacht mit vereinten Kräften kommt, kann diese Flügelanlehnung nützlich sein. Im Nothfalle werden durch Helgoland die Rückzugsmöglichkeiten vervielfältigt. Einzelnen zur Beobachtung des Feindes entsendeten Schiffen wird der Letztere mit geringen Kräften nicht unter die Kanonen von Helgoland zu folgen wagen, und bei allgemeinem Rückzuge nach verlorener Schlacht kann unter Umständen der Sicherheits-Rayon der Insel die Verfolgung hindurchlaufender Schiffe beschränken und dem Verfolgten einen Vorsprung verschaffen, wenn der Angreifer sich nicht zugleich dem Feuer der Insel aussetzen will.

Andererseits werden verfolgte feindliche Schiffe gelegentlich unter die Kanonen von Helgoland getrieben, an die Bänke herangedrängt und zum Streichen der Flagge genöthigt werden können, statt wie bisher in dem neutralen Gewässer Zuflucht zu finden.

Alles dies, was ohne den durch Befestigung gesicherten Besitz und Wirkungskreis Helgolands nicht möglich wäre, hält andererseits Batsch offenbar für allzu unwahrscheinlich, um als Vortheil für die Vertheidigung der Hamburger Bucht gelten zu können. „Für einen Kampf um die Freiheit der Hamburger Bucht" sagt er „würde Helgoland ungefähr dieselbe Bedeutung haben, wie der Wilhelmstein im Steinhuder Meer für die Schlacht bei Minden." Ein möglichst wenig treffender Vergleich, schon weil der Kampf um die Hamburger Bucht weder in einem Zusammenstoß mit dem Feinde bestehen wird, noch auch wohl irgendwo die Ansicht herrscht, daß jede Seeschlacht, deren Ausgang zur Entscheidung über die Freiheit der Hamburger Bucht beitragen könnte, nothwendig im Wirkungsbereiche Helgolands geschlagen werden müsse.

Der Wilhelmstein war bekanntlich vom Grafen Wilhelm zur Lippe aus persönlicher Liebhaberei und vorzugsweise zu Instruktionszwecken für seine Truppen erbaut — 4 Meilen von Minden. Vielleicht erleben

wir es noch, daß die Unfähigkeit des Uebungswerkes der Pioniere an der Hasenheide bei Berlin auf den Gang der Schlacht bei Groß-Beeren Einfluß zu üben, als Trumpf gegen die Befestigung von Berlin ausgespielt wird.

Wer den Werth Helgolands so gering anschlägt, wie Batsch, brauchte sich nun eigentlich um die Sicherung der Insel nicht zu bemühen. Dennoch macht der Verfasser sich Sorge darüber, schon für den Fall, daß ihr natürlicher Werth nicht noch durch „Ausstattung mit besonderen Schutz- und Trutzmitteln potenzirt" wird. Ein mit Wall und nassem Graben von starkem Profil umgürteter Ort, sagt er, werde zwar für sturmfrei gehalten. Man dürfe sich aber „nicht darüber täuschen", daß dies bei einer Insel wesentlich anders sei. Für diese sei die See der „nasse Graben". Die See sei aber kein „Hinderniß", sondern im Gegentheil ein Mittel der Annäherung.

Es ist nicht ersichtlich, für wen dieser Vergleich gezogen wird. Da die Leser der „Rundschau" schwerlich an unklaren Erinnerungen aus der Zeit eines fortifikatorischen Elementar-Unterrichtes leiden, so ist nicht anzunehmen, daß sie höchst einfache Dinge nicht naturgemäß auffassen sollten. Wenn z. B. in der Presse, wie es oft genug der Fall gewesen, von dem „naßen Graben zwischen Calais und Dover" die Rede ist, auf dem die Sicherheit Englands beruhe, hat wohl noch Niemand gedacht, daß dabei Sicherheit gegen Flottenangriffe gemeint sei, denn Jedermann weiß, daß Wasser, also auch ein „nasser Graben" von gehöriger Breite und Tiefe nur für Landtruppen ein Hinderniß ist, und vor Angriffen zu Lande wird Helgoland wohl noch geschützt sein. Mittel der Annäherung ist ferner nicht das Meer, sondern sind die Schiffe, welche die zur Erstürmung der Werke nöthigen Truppen tragen, und eben nur deshalb weil allgemein zur Ueberschreitung des Wassers besondere, theils schwer zu schaffende, theils unsichere Uebergangsmittel erforderlich sind, gilt der „nasse Graben" als ein Mittel zur Sturmfreiheit.

Zur Begründung seiner Warnung, sich nicht darüber zu täuschen, daß das Meer für Helgoland kein „nasser Graben" in fortifikatorischem Sinne sei, erinnert Batsch daran, daß die Befestigungswerke der Insel San Juan d'Ulloa bei Veracruz von den Unterraaen der angreifenden Schiffe hätten erstiegen werden können, weil die Tiefe des Meeres die unmittelbare Annäherung gestattete. Damit würde nun freilich nichts weiter bewiesen, als daß, wo solche Annäherung möglich wäre, noch besondere Maßregeln dagegen getroffen werden müßten. Für Helgoland ist das Beispiel von San Juan d'Ulloa aber vollends gleichgültig. Denn abgesehen davon, daß Helgolands 50 bis 60 Meter hohen Fels-

wände auch dann, wenn feindliche Schiffe sich dicht heranlegen könnten, sicherlich nicht zu ersteigen sein würden, sagt Batsch selbst gleich darauf, daß größere Schiffe auch auf der zugänglichsten Seite nicht näher als auf etwa $^1/_2$ Seemeile (oder beinahe 1 Kilometer) an Helgoland heran kommen könnten. Dazu läge übrigens ein Bedürfniß gar nicht vor, denn — man finde vortrefflichen Ankergrund in jeder beliebigen Entfernung von der Insel. Ganz recht! Nur ist nicht zu sehen, wie die Möglichkeit, auf größerer Entfernung zu ankern, die Sturmfreiheit vermindern und unter so bewandten Verhältnissen das Meer seine Eigenschaft als „nasser Graben" einbüßen soll? Man könnte sich wohl dabei beruhigen, daß zwischen den Schiffen und dem Lande noch immer eine wenigstens 20 mal breitere Wasserfläche, als die eines für sturmfrei geltenden Grabens bleibt, die nicht per pedes, sondern nur mit Booten zu überschreiten, und daß die Gelegenheit zu landen äußerst beschränkt, nämlich nur auf der isolirten Düne und am Unterlande vorhanden ist. In viel höherem Grade indessen als auf dem Meere beruht die Sturmfreiheit Helgolands auf den 50 bis 60 m hohen unersteiglichen Felswänden des Oberlandes. Was wollen im Vergleich zu diesen die 5 bis 10 Meter hohen Mauern bedeuten, die für genügend erachtet werden, um Festungswerke mit trocknen Gräben sturmfrei zu machen? Gegen Wegnahme durch Truppen ist also Helgoland schon von Natur so sicher, wie äußerst wenige Orte in der Welt, und was in dieser Hinsicht noch zu thun bleibt, fällt finanziell nicht ins Gewicht.

Nur dies — was zur „Sicherung gegen Handstreich" nöthig ist — will Batsch bewilligen. Mehr nicht! Das hieße jedoch alle Vortheile aus der Hand geben, welche uns Helgoland mit schwerem Geschützfeuer und für den Torpedodienst, so wie für sonstige Zwecke der Marine liefern würde. Unser Gewinn für den Krieg beschränkte sich dann darauf, daß wir den Feind besser als sonst beobachten, das Leuchtfeuer nach Belieben auslöschen und die Rhede vielleicht noch etwas ungenirter als die Franzosen im letzten Kriege benutzen könnten, ohne die Sicherheit jedoch, welche unter Umständen die neutrale Flagge hätte gewähren können. Mit „Afrika" wären diese Annehmlichkeiten einigermaßen theuer bezahlt worden! Vermuthlich wird also Helgoland doch noch vollständiger auszunutzen sein.

Schwere Batterien hält Batsch nicht nur für überflüssig, weil kein feindliches Schiff Veranlassung habe sich in ihren seiner Meinung nach, wie erwähnt, auf 2000 Meter beschränkten wirksamen Schußbereich zu begeben, sondern sogar für gefährlich, weil sie den Angriff herausforderten, und sich doch auch mit den schwersten Geschützen nicht wirksam dagegen vertheidigen könnten.

Was den Schußbereich angeht, so ist das Erforderliche schon oben gesagt. In Betreff der Herausforderung des Gegners aber kann man ganz ruhig darüber sein, daß es, um ihn zu reizen, nicht erst schwerer Batterien bedarf. Dazu würden nicht einmal diejenigen von Batsch bewilligten geringen Befestigungen nöthig sein, die einen Handstreich vereiteln sollen. Auch ohne jede Befestigung würde der bloße Versuch die Insel besetzt zu halten, den Angriff herbeiführen. Diese Gefahr zu beschwören, gäbe es kein Mittel, als auf die erste Anforderung widerstandslos die früher neutrale Insel dem Feinde zu beliebiger Ausnutzung zu überlassen. Das Vergnügen, die deutsche Flagge im Frieden auf der Insel zu sehen, könnte uns dann übel bekommen. Soll das nicht geschehen, so muß auch für kräftige Vertheidigungsmittel gesorgt werden. Denn, falls nur gegen Handstreich gesichert, wird Helgoland nur zu bald nicht mehr der unversuchten Tugend gleichen, sondern der Feind bei dem Werthe, den es — schon an sich, d. h. ohne jede Ausstattung mit Marine-Etablissements — für ihn hat, sich mit allem Nachdruck seiner möglichst schnell zu bemächtigen suchen.

Gegen Handstreich ausreichende Befestigungen sind jedoch für sich allein dem Feuer schwerer Schiffsgeschütze nicht gewachsen. Um diese zu bekämpfen und ihre Träger, die Schiffe selbst, zu ruiniren, werden vielmehr ebenfalls schwere Geschütze erforderlich. Daß der Kampf für sie aussichtslos wäre, ist eine durchaus unrichtige Ansicht. Bei Batsch muß sie um so mehr überraschen, als er selbst bei Gibraltar den Fortbestand des englischen Besitzes von spanischen Batterien bei Algesiras abhängig macht, offenbar also voraussetzt, daß englische Panzerschiffe diese Batterien nicht würden überwältigen können. Und in der That: schon durch festen Stand und sicheren Schuß ist das Küstengeschütz dem Schiffsgeschütz überlegen, und wie schwere Geschütze und starke Panzer die Schiffe auch tragen mögen; Landbatterien können jedenfalls noch gewichtigere Panzer und Geschütze erhalten.

Gute Treffer sind sodann den Schiffen viel gefährlicher, als den Landbatterien. Speziell auf Helgoland ferner gestattet die Sturmfreiheit des gesammten Oberlandes, auf Vereinigung einer größeren Zahl von Geschützen in ausgedehnten Batterien — wie sie andernfalls aus ökonomischen Gründen nöthig wäre — zu verzichten, und durch zerstreute Aufstellung, sogar einzelner Geschütze, Treffobjekte zu schaffen, die im Vergleich zu den Panzerschiffen verschwindend klein sein würden. Thatsächlich stehen außerdem grade die schwersten Schiffsgeschütze meist in oben offenen Barbette-Thürmen oder Deckbatterien; sie werden daher, vom hohen Oberlande gesehen, ein viel besseres Zielobjekt und mehr

gefährdet sein, als die 50 bis 60 Meter hoch über ihnen stehenden Kanonen des Vertheidigers, selbst soweit diese sich nicht in Panzerkuppeln befinden sollten. Die den Schiffen besonders gefährlichen Mörser und Haubitzen endlich, würden der Sicht vom Meere her gänzlich entzogen sein.

In zweckmäßig angelegten Befestigungswerken wird daher schon eine Minderzahl von Geschützen auf Helgoland im Stande sein, Flottenangriffe zurückzuschlagen.

Das Städtchen mit seinen 2000—2500 Einwohnern gegen Beschießung zu schützen ist unmöglich, aber auch nicht Zweck der Befestigung von Helgoland. Selbst die völlige Zerstörung des Ortes würde militairisch bedeutungslos sein. Die Einwohner müssen mit Ausnahme derjenigen Männer, welche zur Vertheidigung mitzuwirken im Stande und dazu bereit oder verpflichtet sind, gleich beim Ausbruch des Krieges auf dem Festlande untergebracht werden — schon aus Verpflegungsrücksichten. Dazu ist bereits in Frieden der Plan zu machen und die prompte Ausführung sicher zu stellen. Dann bleibt auf der Insel nur die Besatzung (etwa 2000 Mann) mit Lebens- und Kriegsbedürfnissen völlig geschützt gegen Artilleriefeuer unterzubringen. Daß das, mit Vorräthen für ein Jahr, möglich ist, kann wohl Niemand bestreiten. Es ist also nicht zu sehen, weshalb es unmöglich sein soll, das gehörig besetzte, befestigte und ausgerüstete Helgoland auch dann selbständig zu behaupten, wenn es längere Zeit auf sich allein angewiesen bliebe. Den Nachrichtenverkehr mit dem Festlande würde es überhaupt nicht verlieren, weil er selbst nach Zerstörung der Telegraphenkabel durch Brieftauben und (da das Leuchtfeuer ja vom Festlande zu sehen ist) auch durch optische Signale stattfinden kann. Die sonstige Verbindung mit dem Festlande würden aber die Witterungsverhältnisse im Verlauf eines Jahres dem Feinde sicherlich nicht so vollständig und dauernd zu unterbrechen erlauben, daß nicht immer noch rechtzeitig die Ergänzung der Besatzung, der Lebens- und Kriegsbedürfnisse zu ermöglichen wäre. *Auch als isolirter Posten würde Helgoland daher kein verlorner Posten sein.*

Man darf es also füglich auch als hinreichend *sicheren Stützpunkt* für die Vertheidigung der Hamburger Bucht betrachten.

Zur Gefährdung der Ankerplätze im Lee der Insel und der Zugänge zur Hamburger Bucht, bis auf ein Drittel ihrer Breite hin, durch Artilleriefeuer, genügt diejenige Geschützausrüstung, die zur Abwehr eines gegen die Insel selbst gerichteten Flottenangriffs nöthig ist. Um als Stützpunkt der Marine zu dienen, bedarf sie jedoch selbstverständlich besonderer Ausstattung.

Vor Allem ist wenigstens Schutz gegen Wind und Seegang für Torpedoboote und sonstige kleinere Fahrzeuge zu schaffen, dies aber auch ohne besondere Schwierigkeiten an der Südostseite der Insel durch eine von deren Südspitze (dem Sathurn) ausgehende Mole zu erreichen, durch deren entsprechende Anordnung Fahrzeuge dieser Art in der Hauptsache d. h. im Rumpf auch der Sicht und dem Feuer des Feindes entzogen werden könnten. Selbstverständlich haben sie indessen, wenn nicht gefechtsunfähig, den Kampf mit den feindlichen Schiffen aufzunehmen, was in Verbindung mit den Batterien der Insel jedenfalls leichter ist, als ohne deren Mitwirkung. Für die Vertheidigung der Insel selbst ist ihre Anwesenheit gewiß sehr nützlich — nothwendig nicht! Auch brauchen sie, von überlegenen Kräften auf offener See bedrängt, nicht nach der Insel zurückzuweichen, während doch andrerseits der Rückzug unter deren Kanonen ihnen zur Rettung werden kann.

Mit der Anlage eines Schutzhafens für Torpedo- und Kanonenboote würde Helgoland aber nicht so vollständig für die Marine ausgenutzt werden, wie es zu wünschen und möglich ist. Denn wenn auch im sogenannten „Nordhafen", selbst mit unverhältnißmäßigen Kosten, gerade gegen die gefährlichsten Stürme keine hinreichende Sicherheit zu schaffen wäre, so läßt sich doch aus dem „Südhafen" sehr wohl auch für ein Geschwader größerer Schiffe ein Hafen von genügender Räumlichkeit machen, der bei jeglichem irgend gefährlichen Wind und Wetter den nöthigen Schutz geben würde.

Die größeren Schiffe im Hafen der Sicht und dem Feuer des Feindes zu entziehen ist unmöglich. Ihre Sicherheit wird daher davon abhängen, ob sie in Verbindung mit den Batterien der Insel dem Feinde gewachsen sind oder nicht. Zur Vertheidigung der Insel sind sie jedoch ebenso wenig unentbehrlich, wie die Torpedo- und Kanonenboote, und demzufolge in der Freiheit ihrer Operationen nicht beschränkt, also auch nicht genöthigt zum Schutz der Insel ihren Rückzug vom offenen Meere dorthin zu nehmen, während auch ihnen das Feuer aus deren Batterien Beistand und Rettung sein kann.

Es ist daher keineswegs anzuerkennen, daß, wie Batsch an verschiedenen Stellen sagt, 1) die etwa befestigte Insel die Unterstützung durch eine deutsche Eskadre nicht nur nicht überflüssig mache, sondern noch größere Ansprüche daran stelle, daß ferner 2) die deutsche Eskadre sich im Lee der Insel zu deren Schutze vor Anker legen müsse, falls die Insel von einer feindlichen Eskadre bedroht werde; daß weiter 3) die deutsche Eskadre den Gegner in einiger Entfernung von der Küste nicht aufsuchen könne, ohne hinreichende Unterstützung für die Insel zurückzulassen, und daß endlich

4) dauernde Festungswerke „ein höchst bedenklicher Ballast sein würden, an dem man sich zum Schaden besserer Unternehmungen festnagelt.“ Alle diese Behauptungen sind falsch und beweisen ein vollständiges Verkennen der Aufgabe und der Leistungsfähigkeit permanenter Befestigung. Sie würden nur dann — dann aber ganz gewiß — richtig sein, wenn Helgoland, nach dem Vorschlag von Batsch, fehlerhafterweise nur eine schwächliche, zu eigenem Widerstande gegen einen Flottenangriff unfähige Befestigung erhielte, die man keinen Augenblick ohne Sorge und Gefahr sich selbst überlassen könnte. Für eine solche wäre das Geld fortgeworfen, und ein nicht zuverlässig befestigtes Helgoland würde nicht nur keine Stärkung unserer Küstenvertheidigung, sondern eine Gefahr für die Küste und im besondern eine Lähmung unserer Marine bedeuten.

Wenn Batsch eine Schwächung derselben darin findet, daß man sich durch dauernde Festungswerke „in eine Vertheidigungsstellung versetzt aus welcher herauszutreten man keine Aussicht hat, weil man sonst Blößen preisgeben würde“, so ist zwar nicht deutlich, was mit dieser generellen Erwägung im vorliegenden konkreten Falle eigentlich gemeint ist. Soll aber etwa gesagt sein, daß den unter den Kanonen der Insel im Hafen von Helgoland liegenden Schiffen das Ergreifen der Offensive erschwert sein würde, so wäre dies seitens der Befestigungen sicherlich nicht zu befürchten, und ob es von der Hafenanlage gelten könnte, hinge vollständig von deren Beschaffenheit und Einrichtung ab.

Wie diese, entweder nur für Torpedo- und Kanonenboote, oder auch für ein Geschwader größerer Schiffe, zu treffen wäre, wird noch zu zeigen sein. Batsch äußert sich darüber nicht. Er hat offenbar von jeder Hafenanlage bei Helgoland ebenso wie von dessen natürlichem Werthe und von seiner Befestigung nur eine geringe Meinung. Er spricht bloß von „einer Mole“, deren Herstellung er zwar „nicht für unmöglich“ hält, bezüglich deren er aber gleich hinzufügt, daß es noch sehr die Frage sei, ob der Nutzen den Kosten entsprechen würde.

Wie zu erwarten — und mit Recht — ist er dagegen, Helgoland zu einem Hauptkriegshafen, „einer Art Kronstadt“ für die deutsche Flotte zu machen. Dagegen anzukämpfen ist aber wohl kaum erforderlich, da die örtlichen Verhältnisse es von selbst verbieten, und, so viel bekannt, auch noch Niemand daran gedacht hat, aus Helgoland einen Conkurrenten oder gar einen Ersatz für Wilhelmshaven zu machen.

Auch von einem Gibraltar kann keine Rede sein, insofern die Ausstattung für die Zwecke der Marine den Vergleichspunkt bilden soll. Dazu fehlt auf Helgoland der Raum und bei der Nähe des Mutter-

landes auch das Bedürfniß; nicht aber, wie geglaubt werden könnte, diejenige Sicherheit, die bisher bei Gibraltar für ausreichend gehalten wurde. Und doch ist Gibraltar nicht nur, wie Batsch geltend macht, der Beschießung und Einäscherung durch spanische Batterien bei Algesiras, über die Bucht hinweg, aus einer Entfernung von etwa 8 Kilometern ausgesetzt, sondern seit Einführung der gezogenen Geschütze auch durch förmliche Belagerung von der Landseite her einzunehmen — vorausgesetzt, daß den Spaniern die nöthige schwere Artillerie zu Gebote steht, um die den Angriff flankirenden englischen Panzerschiffe zu vertreiben. Aus den englischen Seekarten ist diese Eroberungsmöglichkeit freilich nicht zu ersehen, an Ort und Stelle gewinnt man jedoch die Ueberzeugung, daß Gibraltar dadurch gefährdet ist. Helgoland dagegen hängt von keinem Landnachbar wie Gibraltar ab. Es hat durchaus nichts als einen Flottenangriff zu gewärtigen, gegen den es gewappnet werden kann. Man wird sich daher füglich so wenig wie bei Gibraltar zu bedenken brauchen, ihm mancherlei Kriegsmittel anzuvertrauen, auch wenn der Appetit des Feindes dadurch gereizt wird.

Allerdings würde es nicht gerade zu empfehlen sein, das Kriegsmaterial des Spandauer Julius-Thurmes dort aufzustapeln. Wollte man aber auch das, was auf Helgoland zweckdienlich zu verwenden ist, zurückhalten, weil nach Batsch sich sonst die „mit dem Verlust der Insel verbundenen Gefahren potenziren" und „die Wirkung der Machtmittel sich gegen den früheren Besitzer kehren" würden, so ist nicht zu sehen, weshalb solche Gründe nicht gegen jede Kriegsrüstung geltend gemacht werden könnten, da die Möglichkeit, Kriegsmittel im Kampfe zu verlieren, und den Spieß dann umgekehrt zu sehen, eine allgemeine ist.

Nicht diese Möglichkeit darf hindern, Helgoland mit denjenigen Mitteln auszustatten, die 1) zu seiner eigenen Vertheidigung und 2) zu seiner Ausnutzung als Stützpunkt der Marine nöthig sind. Da erstere, wenn Alles mit rechten Dingen zugeht, durch die Vertheidigung im Wesentlichen erschöpft sein müssen, ehe es zur Kapitulation kommen darf, und auch die Marine vor diesem Moment das für sie bereit gehaltene Material mehr oder weniger verbraucht haben wird, so kann schließlich der materielle Verlust nicht allzugroß sein, wenn bei der Ausstattung der Insel ein vernünftiges Maß eingehalten ist.

Für die Marine sind hauptsächlich Torpedos, Munition, Proviant, Wasser und Kohlen in Vorrath zu halten, die mit Ausnahme der letzteren auch gegen Beschießung vollkommen geschützt untergebracht werden können. Ob ein Kohlenlager ernstlich Gefahr läuft in Brand

geschossen zu werden, darüber liegen Kriegserfahrungen wohl noch nicht vor. Bei möglicher Isolirung des Lagers kann man es schlimmsten Falls darauf ankommen lassen.

Denn, wohl zu merken, Helgoland ist nicht als ein Hauptdepot der Marine zu denken, sondern nur als ein Handdepot zur Benutzung derjenigen Schiffe, denen die Erfüllung ihrer Aufgabe erleichtert wird, wenn sie nicht nach Wilhelmshaven oder andern Punkten des Festlandes zu gehen brauchen, um ihren Consum zu ersetzen — ein Handdepot, dessen eigener Bestand immer möglichst bald wieder vom Festlande her zu ergänzen ist.

Daß Batsch der Insel auch nur in diesem Sinne keinen Werth für die Thätigkeit der Marine im Kriege beilegt, geht daraus hervor, daß er darüber schweigt und lediglich vom Werthe Helgolands als „bequemes Depot im Frieden" spricht.

Vergegenwärtigt man sich nun, wie gering er in jeder Beziehung den realen Nutzen anschlägt, den wir im Kriegsfall von Helgoland haben würden, so sollte man jedenfalls erwarten, daß er empfehlen würde: „kümmern wir uns für den Fall des Krieges überhaupt nicht um Helgoland. Nutzen kann es uns doch nichts, und unser Besitztitel, wie die friedliche Existenz der Einwohner bleiben dabei am besten gewahrt". Statt dessen kommt er erstaunlicherweise zu dem Schluß, daß für Helgoland unter allen Umständen „diejenige Sicherheit vorhanden sein müsse, die den Besitz verbürgt" .... und findet dann weiter diese Bürgschaft ganz allein in einer jedem Feinde überlegenen Schlachtflotte.

Das ist das Leitmotiv der ganzen Abhandlung, und überhaupt die Forderung einer mächtigen Schlachtflotte deren eigentlicher Zweck. In zahlreichen Variationen kommt daher das Leitmotiv immer wieder zum Vorschein, doch treten dabei drei spezielle Gedanken besonders hervor, daß nämlich für das befestigte Helgoland eine Schlachtflotte nöthig sei 1) um es gegen Angriffe zu vertheidigen, 2) um ihm die Verbindung mit dem Festlande zu sichern und 3) um seine „Kriegswirksamkeit" nur überhaupt zu ermöglichen.

Was den ersten Punkt betrifft, so findet Batsch: „in keiner Art von Strategie werden dem Verstand und der Einbildungskraft des Laien so hohe Zumuthungen gestellt, wie in der Strategie zur See, und das Verfängliche dabei ist, daß diese Zumuthungen scheinbar gering sind, weil sie sich auf Schlagworte stützen, die der Landstrategie entnommen und uns Allen daher mehr oder weniger geläufig sind."

Möglich, daß die Strategie zur See noch sublimer ist, als die

Landstrategie; daß aber auch nur die Schlagworte der Landstrategie — vom Verständniß ihrer Begriffe nicht zu reden — uns allen mehr oder weniger geläufig sind, scheint doch nicht ganz sicher zu sein. Es hätte nur wenigstens gesagt werden sollen, welche Schlagworte der Landstrategie gemeint sind, wenn zur Erläuterung des obigen Satzes unmittelbar hinzugefügt wird: „Es klingt ungereimt, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß die Befestigung eines Platzes sich mit der Sicherstellung desselben nicht immer decke, und doch liegen zu solcher Behauptung triftige Gründe vor. Je werthvoller ein Haus ist, desto weniger helfen ihm Schießscharten, wenn man Tag und Nacht die Thüren offen stehen und den Zugang unverwehrt läßt. In solchem Fall vermindert sich die Sicherheit in demselben Grade, in welchem der Werth des Hauses steigt, und je werthvoller ein Haus, desto größerer Mittel bedarf es, um den Andrang unberufener Gäste und Eindringlinge zu verhindern."

Unter diesen „größeren Mitteln" wird dann eine besondere „Macht" verstanden, „deren Aufgabe es ist, den Andrang von Außen zu verhindern" . . . . . „Ob der in Rede stehende Platz eine Burg im Lande oder eine Insel im Meere darstellt, macht keinen Unterschied. Die Sicherung des Besitzes liegt nicht blos in der Ausstattung des Ortes mit Festungswerken, sondern auch in der Anlehnung an eine bewegliche Macht, die im Stande ist den Zugang zu hindern; im Falle der Landfestung sind es Truppen, im Falle der Insel eine starke Eskadre." —

Schon die Grundlage dieser ganzen Erörterung ist vollkommen nichtig, die Voraussetzung nämlich, daß irgend ein vernünftiger Mensch, wenn er für nöthig gehalten haben sollte, behufs Sicherung seines Besitzes sein Haus mit Schießscharten zur Vertheidigung einzurichten — als Stratege — die Thüren bei Tag und Nacht offen lassen würde, statt gerade diese vor Allem zuerst durch starke Verschlüsse gegen Einbruch zu sichern. Ferner aber wird die weitere Durchführung des Vergleiches, ohne daß dessen Hinfälligkeit in die Augen springt, nur dadurch ermöglicht, daß unversehens die „Thüren" und die „Eindringlinge" aus der Erörterung verschwinden, und nur noch vom „Zugang" und vom „Andrang von Außen" die Rede ist. Die Eingänge in die Festung (die Festungsthore) und die Zugänge zur Festung (die hinführenden Straßen, gangbares Feld und schiffbares Wasser in der Umgebung) sind aber zwei ganz verschiedene Dinge, und vom Eindringen in die Festung, von deren Besitznahme, ist noch lange keine Rede, auch wenn dem Feinde der „Andrang von Außen", die Annäherung an die Umwallung selbst möglich geworden wäre.

Beides, die Annäherung, wie das Eindringen zu bekämpfen, dazu ist die Besatzung der Festung bestimmt, und bei gehöriger Einrichtung und Ausrüstung der Werke auch allein dazu vollkommen im Stande. Daß ein Platz noch größere Sicherheit genießt, wenn der Feind garnicht in seine Nähe kommen kann, weil er vorher im freien Felde oder auf offener See von überlegenen Kräften geschlagen wurde, das ist so selbstverständlich, das es Niemandem gesagt zu werden braucht. Festungen baut man aber nicht um nachher mobile, an sich dem Feinde überlegene Kräfte — Armeen oder Flotten — zu ihrer Sicherung aufbieten zu müssen, sondern um solche Orte, deren Besitz man sich zur Erschwerung der feindlichen und zur Erleichterung der eigenen Kriegführung unter allen Umständen sichern will, mit möglichst geringen Kräften behaupten zu können. Für die Vertheidigung des wohlbefestigten Helgolands eine Schlachtflotte als unerläßlich fordern, würde ungefähr dasselbe sein, wie die Behauptung, daß Bitsch oder der Königstein auch im besten Zustande nicht zu halten wären, wenn man sie nicht durch Reitergeschwader schützen wollte.

Schlimm genug, daß der artilleristische Paroxismus nach dem Kriege von 1870/71 dahin geführt hat, unsere Festungen so zu gestalten, daß sie ganze Armeekorps als Besatzungen erfordern. Nun aber noch die Doktrin aufstellen, daß Festungen nicht vertheidigt werden könnten, wenn nicht Feldarmeen und Schlachtflotten ihnen den Feind vom Leibe hielten, das hieße die Dinge gradezu auf den Kopf stellen, und — was nicht leicht genommen werden sollte — der Schwäche oder der Pflichtvergessenheit willkommenen Vorwand bieten für den Fall, daß der Gouverneur der Festung sich auf deren eigene Mittel und Kräfte allein angewiesen sieht. Batsch aber sagt (weiterhin) so nachdrücklich wie möglich, daß die Kriegssicherheit Helgolands sich nicht auf die für die Insel selbst gemachten Aufwendungen, sondern, je größer die letzteren seien, um so mehr auf die Flotte und immer nur auf diese stütze.

Eine überlegene Schlachtflotte verlangt er ferner, weil ohne das Uebergewicht zur See Helgoland seine Verbindung mit dem Festlande verlieren würde. Da es ihm weniger auf Helgoland, als auf die Schlachtflotte ankommt, hält er sich nicht damit auf, zu untersuchen, in wie weit denn für Helgoland eine stets ununterbrochene Verbindung mit dem Festlande nothwendig ist, sondern holt weit aus, um zu beweisen, von welcher Bedeutung das Uebergewicht zur See im Allgemeinen ist, z. B. wenn Großbritannien dies Uebergewicht verliert, wird sein Credit erschüttert. . . . Das Band, welches seine Kolonien mit ihm verbindet, wird loser oder fester je nach der Abnahme oder Zu-

nahme seines Uebergewichts zur See . . . u. s. w., als ob es sich um die Frage der Weltstellung Deutschlands und der Sicherung seiner Kolonien, und nicht statt so allgemeiner Probleme um die genau definirte Aufgabe der Sicherung Helgolands handelte!

Nicht beweiskräftiger ad hoc, als die allgemeinen Betrachtungen, sind die historischen Beispiele, die im Besondern zeigen sollen, daß „jede Insel im Kriegsfall der unberührten Verbindung mit dem Mutterlande bedürfe“, und daß demzufolge die Herrschaft über die Insel vom Uebewicht zur See abhinge.

Die eingehende Beleuchtung dieser Beispiele hat hier leider aus Mangel an Raum unterdrückt werden müssen. Doch sei wenigstens an einem Falle gezeigt, wie die Dinge in Wirklichkeit standen. Malta nämlich soll 1798, nur weil die Engländer damals nicht das Uebergewicht zur See gehabt hätten, in die Hände der Franzosen gefallen sein, von Diesen jedoch nur haben behauptet werden können, bis England jenes Uebergewicht durch die Seeschlacht von Abukir wieder gewonnen habe.

Zuvörderst ist nun die ungestörte Durchführung der französischen Expedition gegen Malta nicht dem Mangel des „Uebergewichts zur See“ auf englischer Seite, sondern dem Umstande zuzuschreiben, daß es Bonaparte gelang, die Engländer über Umfang und Zweck der französischen Seerüstungen zu täuschen; daß sie demzufolge über ihre Flotte falsch disponirten, und deshalb das französische Unternehmen nicht durchkreuzen, also auch Malta nicht schützen konnten. Was hier eine Folge gelungener Täuschung war, die Abwesenheit einer schützenden Flotte, kann offenbar in anderen Fällen auch bei klarer Erkenntniß der möglichen Gefahr ganz unvermeidlich sein — z. B. bei Helgoland, wenn die deutsche Schlachtflotte in der Ostsee engagirt wäre. Dann würde Helgoland bei überraschendem Angriff durch eine westliche Flotte verloren sein, wenn es nicht ausreichend befestigt wäre.

Freilich behauptet Batsch: weil Malta von keiner Flotte beschützt gewesen, „konnten auch die mächtigsten Profile der Bastione von Valetta den Fall der Insel nicht hindern“. Nichts erstaunlicher als Das!

Schlagen etwa Schlachtschiffe aus allereigenster Befähigung den Feind, gleichviel ob und welche Besatzung und Führung sie haben? Würden Panzerflotten als impotent zu verwerfen sein, weil sie unter dem Kommando eines Persano vermuthlich nichts leisten würden? Nun, Festungswerke haben bekanntlich die Vertheidigung des von ihnen umschlossenen Ortes auch nicht selbstthätig zu besorgen, und ebenso bekannt ist, oder könnte es wenigstens sein, daß in Malta außer den

starken, aber todten Befestigungswerken schlechthin alle Vorbedingungen einer wirksamen Vertheidigung fehlten: Die Armirung der Werke war vernachlässigt, die Besatzung nach Stärke und Beschaffenheit unzureichend, die Einwohnerschaft durch Zahl und Gesinnung ein Element der Schwäche, die Ritterschaft durch den Zwiespalt der „Nationen" und durch die von Bonaparte seit Jahr und Tag angeknüpften Einverständnisse gelähmt, endlich an der Spitze als Großmeister des Ordens ein Jammermann!

Die Folge war, daß Bonaparte seine Truppen zunächst fast unbelästigt landen konnte (9. Juni 1798), und zwar bei der Größe der Insel nach Belieben außerhalb des Bereichs der Festungswerke, was beiläufig bemerkt, auf Helgoland schon gar nicht möglich wäre; daß ferner die Festung fast ohne Widerstand eingeschlossen wurde und daß bereits am Abend der Landung die Kapitulationsverhandlungen begannen, die nach 24 Stunden zur Uebergabe führten. „Il est heureux, général", sagte Bonaparte zum Ingenieur-General Caffarelli, „qu'il se soit trouvé quelqu'un dans Malte, pour nous en ouvrir les portes".

Den Platz in solchen Zustand zu bringen, war in Malta hauptsächlich der Kunst gelungen. Helgoland so einzurichten, daß Niemand hinein kommt, wenn man ihm nicht selbst die Thüre öffnet, wird bei der natürlichen Stärke der Insel nicht schwer sein, sollte also vorsichtigerweise nicht versäumt werden!

Bonaparte wußte bei Malta den Werth des sicheren Besitzes zu schätzen. Nicht nur ließ er bei der Abfahrt nach Egypten (19. Juni 1798.) 4000 Mann unter General Vaubois als Besatzung zurück, sondern verlangte auch vom Direktorium deren Verstärkung durch 10000 Mann, die in Toulon, Genua, Civitavecchia und Ajaccio bereitstanden, so wie die Vervollständigung der Kriegsvorräthe. Da das Meer bis in den September ganz frei blieb und die regelmäßige Blokade Maltas erst im November begann, so wäre die Erfüllung beider Forderungen Bonapartes wohl möglich und für die Dauer des Widerstandes von großer Bedeutung gewesen. Batsch sagt allerdings: nach der Seeschlacht von Abukir (1. August 1798) war „das Verbleiben der französischen Besatzung auf Malta nur eine Frage der Zeit". Gewiß! In dieser Welt ist Alles eine Frage der Zeit — andererseits aber, nach einem Worte Napoleons, im Kriege die Zeit Alles! Nicht gleichgültig war es daher, daß das Direktorium nichts für Malta that, so lange es Zeit dazu gewesen wäre. General Vaubois blieb in Folge dessen auf seine 4000 Mann und einige von Abukir gerettete Schiffsbesatzungen beschränkt. Hätte er dauernd die ganze Insel besetzt halten und ausnutzen

können, wie er anfangs versuchte, so ist nicht abzusehen, wann die Blokade zur See allein die Kapitulation erzwungen haben würde. So aber mußte er sich in Valetta einschließen, als sich die von Neapel und Sicilien her aufgereizte und mit Waffen und Offizieren versehene Bevölkerung (c. 100000 Menschen) gegen die Franzosen erhob. Den Nutzen, den die nun folgende enge Cernirung derselben auf der Landseite hatte, verstanden auch die Engländer zu würdigen, so daß sie schließlich noch ihrerseits ein paar Bataillone herbeischafften um die Thätigkeit der Flotte zu ergänzen. Danach freilich mußten die Franzosen, nachdem sie zwei Ueberrumpelungsversuche zurückgewiesen hatten, kapituliren, da sie nichts mehr zu leben hatten — nämlich am 5. Sept. 1800 oder nur $2^1/_4$ Jahr nach der ersten Besetzung der Insel.

Das mag ja in manchen Fällen noch nicht genügen, daß eine Inselfestung sich mehr als 2 Jahre lang für die Unterbrechung ihrer Verbindung mit dem Mutterlande unempfindlich zeigt. Bei Helgoland aber wird man sich füglich mit einem Jahre vollauf zufrieden geben können, da innerhalb dieser Frist längere stürmische Perioden eintreten, während deren ein Blokadegeschwader bei Helgoland nicht aushalten kann. Welcher Macht es auch angehören möge, immer wird es, um Schutz gegen Unwetter zu finden, sich so weit entfernen müssen, daß es nicht gleich wieder zur Stelle sein kann, sobald der Verkehr zwischen dem Festlande und der Insel möglich wird. Weshalb also die Versorgung Helgolands mit allem Nöthigen nicht immer wenigstens auf ein Jahr ausführbar sein, und dadurch Unterbrechungen der Verbindung mit dem Festlande unwirksam werden sollten, ist nicht einzusehen.

Batsch geht indessen noch weiter, als mit der uneingeschränkten Behauptung, daß jede Insel der unberührten Verbindung mit dem Mutterlande bedürfe. Er meint, Clausewitz' Werk vom Kriege habe für den Seekrieg fast die gleiche Bedeutung, wie für den Landkrieg. „Die Grundsätze sind gleich, nur ihre Anwendung kommt in anderer Form zur Geltung. Vor Allem aber tritt ein Princip in den Vordergrund, welches beiden gemeinsam gilt, für den Krieg an den Küsten und um Inseln aber hervorragende Bedeutung hat. Das ist der Satz: „Wer die See hat, hat das Land!"

Hieran noch zu zweifeln würde nun in den Augen Derer, die auf den heiligen Clausewitz schwören ohne ihn je gelesen zu haben, sicherlich die reine Ketzerei sein. Ihnen mag es indessen zur Beruhigung dienen, daß an dem Satze: „Wer die See hat, hat das Land" Clausewitz unschuldig ist. In der Lehre „vom Kriege" findet er sich nicht. Um ihn als das, was er ist, als bloße Phrase zu erkennen, braucht man

gar nicht die äußersten Consequenzen zu ziehen, und etwa behaupten: „Deutschland, in seiner jetzigen Lage, bedarf nicht sowohl der Armee als einer starken Schlachtflotte, um Russen und Franzosen aus ihren Meeren zu jagen — dann hätte es Frankreich und Rußland im Sack!" Es würde genügen sich auf dem Gebiete zu halten, dem Batsch die historischen Beispiele entnimmt, die zur Begründung seines Axioms dienen sollen. Er führt dazu mehrere Seefestungen an, die wie St. Jean d'Acre 1799 und Colberg 1807 nicht erobert wurden, „weil", wie er sagt, die Seeverbindung ihnen erhalten blieb, oder die umgekehrt in Feindes Hand fielen, wie Danzig 1807, „weil" ihm die Seeverbindung verloren ging, und wie Corfu 1799, Ancona 1799, Genua 1800 und Alexandria 1801 „weil seit Abukir die Herrschaft im Mittelmeere nicht mehr zweifelhaft war".

Genau genommen hat nun zwar alles Das mit Helgoland sehr wenig zu thun, gleichwohl würde hier gezeigt worden sein, daß die Berufung auf diese Beispiele durchaus hinfällig ist, und daß man die wirklichen Vorgänge nur nicht obenhin zu betrachten braucht, um zu dem Gegentheil der Batsch'schen Auffassung zu kommen. Die deshalb unternommene quellenmäßige Darstellung der fraglichen Ereignisse hat jedoch leider aus Mangel an Raum noch im letzten Augenblick hier unterdrückt werden müssen. Nur das sei bemerkt, daß sich die von Batsch zur Begründung seines Axioms herangezogenen Beispiele leicht noch zu dessen Widerlegung vermehren ließen, u. A. durch den Hinweis auf die englischen Expeditionen nach der Halbinsel Quiberon 1795, nach Nord-Holland 1799, nach der Insel Walcheren 1809, deren Verlauf und kläglicher Ausgang zeigt, wie wenig die Herrschaft zur See das Entscheidende ist.

Einen Fall giebt es allerdings, in welchem der Satz: „Wer die See hat, hat das Land" unanfechtbar ist: Großbritannien. Da, wie Sir Charles Dilke neulich geltend machte, etwa die Hälfte der nöthigen Lebensbedürfnisse eingeführt werden muß, so würde das Volk dem Verhungern ausgesetzt sein, wenn feindliche Flotten die Herrschaft zur See erlangten. Es würde aber nichts weniger als berechtigt sein, das, was im einzelnen Falle unter besonderen Umständen zutreffen kann, als allgemein gültiges Axiom hinzustellen.

Daher wird die Lehre von den Wechselbeziehungen zwischen Land und See, die Batsch mit dem Satze „Wer die See hat, hat das Land" propagiren will, nicht wesentlich anders zu schätzen sein, als die Lehre von den „Wechselbezirhungen zwischen Berg und Bataillon", denen, wie er selbst sagt, auch einmal „eine gewisse magische Kraft" beigemessen

wurde. Clausewitz bemerkt von ähnlichen Vorstellungen: „Das ist offenbar etwas Wunderbares. Um es zu begreifen reicht gemeiner Verstand nicht mehr aus, es ist dazu die Magie geheimer Wissenschaft nöthig." Solche „Kabbala" habe am Ende des vorigen Jahrhunderts ihren Culminationspunkt erreicht, ihre zähe Ideologie indessen noch bis zu seiner Zeit fortgesponnen. Er schrieb vor mehr als 60 Jahren.

Von den angeführten Motiven der Forderung, um Helgolands willen eine überlegene Schlachtflotte zu schaffen, bleibt nun noch der dritte Punkt zu beleuchten, daß nämlich Helgoland nur durch eine solche Flotte überhaupt erst zur Kriegswirksamkeit gelange. Diese bewegliche Streitmacht sei „allein bestimmend für den Werth des Platzes". Auch dies soll durch ein geschichtliches Beispiel erwiesen werden. Von der Rhede von Hyères habe man auch gesagt, daß sie den Golf du Lion beherrsche und für den Kriegshafen von Toulon von strategischem Werthe sei. Lord Hood habe sich jedoch 1793 nach Räumung Toulons mit der englisch-spanischen Flotte ungestört auf die Rhede von Hyères legen können, weil die französische Flotte in Toulon vernichtet, und die Rhede von Hyères so ausgedehnt war, daß die Befestigungswerke der Insel Porquerolles u. s. w. seinen Schiffen nichts hätten anhaben können.

Daß die Befestigungswerke ihm nichts thaten, ist richtig. Dahin gestellt bleiben muß indessen schon, ob sie damals — man denke an die Verwirrung im südlichen Frankreich — auch nur gehörig besetzt und armirt gewesen sind, ja an welchen Punkten überhaupt Batterien existirt haben. Angenommen aber auch, jede der Hyerischen Inseln und die ganze gegenüberliegende Festlandsküste sei entsprechend befestigt, besetzt und armirt gewesen, so kann es bei der Ausdehnung der 8—11 Kilometer breiten und beinahe 30 Kilometer langen Rhede nicht überraschen, wenn die damaligen Geschütze sie nicht hinreichend unter Feuer halten konnten. So wie die Rhede heute befestigt und armirt ist, würde keine feindliche Flotte sie benutzen können, auch wenn in Toulon nichts von einer französischen Schlachtflotte vorhanden wäre. Dasselbe gilt von Helgoland, dessen Batterien alle von ihm noch einigermaßen gegen Wind und Seegang geschützten Ankerplätze für feindliche Schiffe unhaltbar machen würden. Diese seine Kriegswirksamkeit ist durchaus unabhängig davon, ob — etwa in Wilhelmshaven — eine Schlachtflotte vorhanden ist oder nicht.

Wenn ferner von einer Beherrschung des Hafens von Toulon durch die Rhede von Hyères im Jahre 1793 füglich nur dann die Rede sein konnte, wenn auf der Rhede von Hyères eine Schlachtflotte zur Aktion

bereit lag, so waren noch keine Torpedoboote vorhanden, die den nur 15—20 Kilometer langen Weg von Porquerolles bis zur äußeren Einfahrt von Toulon in einer halben Stunde hätten zurücklegen können, grade so wie jetzt von Helgoland aus jeder Punkt der Hamburger Bucht mit Torpedobooten binnen einer Stunde erreicht und gefährdet werden kann — eine unbestreitbare Kriegswirksamkeit Helgolands, zu der es einer Schlachtflotte ebenso wenig bedarf, wie zu seiner Vertheidigung oder zur Sicherung seiner Verbindung mit dem Festlande.

Auch sagt Batsch selber schließlich: „es erscheint sonderbar, das Ganze der Flottenfrage an die kleine Insel zu knüpfen".

In der That: sehr sonderbar! Grade so, als wenn der Kriegsminister von Verdy die umfassenden Ideen zur Armeereform durch die Rücksicht auf Feste Boyen bei Lötzen hätte motiviren wollen. Batsch findet zwar seine Motivirung „doch natürlich", denn „ein Gewässer, welches man nicht ganz beherrscht, ist im Kriege feindliches Gebiet, und für eine auf feindlichem Gebiete liegende Insel tritt im Kriegsfalle die Frage der Preisgebung oder der Sicherheit in den Vordergrund" — wonach denn General von Verdy auch etwa hätte erklären können: „Ein Grenzbezirk, den man nicht ganz beherrscht ist im Kriege feindliches Gebiet und für eine im feindlichen Gebiete liegende Festung tritt im Kriege die Frage der Preisgebung oder der Sicherheit in den Vordergrund. Schaffen wir uns also, um Feste Boyen zu sichern, eine Armee, die jeder feindlichen überlegen ist!"

Was für Helgoland zu fordern ist, wird sich doch in bescheideneren Grenzen zu halten haben.

Es handelt sich einerseits um Sicherung unseres Besitzes, andererseits um seine Ausnützung für die Marine, und zu ersterem Zweck um Befestigungen, zu letzterem um Hafenanlagen — beides in Verbindung mit allem Zubehör gedacht.

Die Befestigungen müssen vor Allem Sicherheit gegen Handstreich geben: „Sturmfreiheit" gegen gelandete Truppen. Das dringendste ferner ist die Behauptung des Oberlandes, als einer alles Uebrige beherrschenden Position. Sollten die Felswände wider Erwarten einzelne ersteigliche Stellen haben, so sind diese abzuscarpiren. Vorspringende Punkte des oberen Randes müssen zur gedeckten Placirung von Beobachtungsposten und eventuell zur Flankirung des Fußes benutzt werden.

Viel wichtigere Maßregeln sind für die zu sichernde Verbindung zwischen Unterland und Oberland zu treffen. Auf den freistehenden Fahrstuhl und die vorhandene Truppe ist angesichts feindlicher Schiffe nicht

zu rechnen. Beide sind von Weitem zu sehen und zu beschießen. Für gelandete feindliche Treppen müssen sie unbenutzbar gemacht werden. Bei dem Fahrstuhl kann dies wohl jeden Augenblick geschehen, bei der Treppe muß dagegen ein Stück von unersteiglicher Höhe dauernd abgebrochen und durch eine gegebenen Falls schnell zu beseitigende Construktion für den Friedensverkehr ersetzt werden. Als Kriegskommunikation ist ein Tunnel (Poterne) im Felsen herzustellen, der südlich von der Bindfaden-allee, gegenüber dem Badeplatze, vom Unterlande zum Oberlande an-steigen, und um möglichst kurz auszufallen eine abgetreppte Sohle er-halten würde, auf deren Mitte eine Zahnrad- oder Seilbahn anzulegen wäre. Dann kann nicht nur schweres Geschütz und sonstiges Material für die Batterien des Oberlandes bequem befördert, sondern der freie Raum des letzteren auch für Marinevorräthe ausgenutzt werden. Der Eingang zum Tunnel ist in bekannter Weise fortifikatorisch zu sichern.

Zur Beherrschung des Unterlandes bei Landungsversuchen ist am Ostrande des Oberlandes eine Infanterie-Aufstellung vorzubereiten, und an zwei Punkten — einerseits unweit des Sathurn's oberhalb des Badeplatzes, andererseits bei Bellevue — für Schnellfeuerkanonen zur Flankirung der beiden Uferlinien des Unterlandes zu sorgen. Diese Kanonen können auch den Hafenraum und die Düne unter Feuer halten. Da letztere jedoch c. 2000 Meter entfernt und bei Nacht und Nebel ganz auf sich angewiesen ist, muß sie gegen Landungen selbst-ständig vertheidigt werden können und dazu wenigstens an beiden Enden Schnellfeuerkanonen erhalten.

Wenn die Verhältnisse nicht so liegen, daß der Feind hoffen kann ganz überraschend zu landen, so wird er die Landung durch das Geschützfeuer seiner Schiffe vorbereiten.

Gegen dieses müssen alle Schnellfeuerkanonen bis zum Moment ihres Gebrauchs gesichert, und deshalb in versenkbaren Panzerlaffeten, von genügend starken Bétonbrustwehren umgeben, aufgestellt werden.

Zur Bekämpfung angreifender feindlicher Schiffe und zur Beherrschung der im Schußbereich liegenden Ankerplätze sind schwere Geschütze erforderlich: auf dem Oberlande Küstenkanonen in Hartguß-kuppeln an den drei Eckpunkten. Von wenigstens je zweien dieser Punkte kann nach jeder Richtung der Windrose zusammengewirkt wer-den. Ob an Zwischenpunkten auf den Seiten des Dreiecks noch andere Küstenkanonen wünschenswerth oder nöthig sind, hängt von Erwägun-gen ab, die hier zu weit führen würden. Es kann sich dabei nicht um große Batterien, sondern nur um einzeln oder zu zweien — eventuell unter freiem Himmel — aufzustellende Geschütze handeln.

Wenn ängstliche Gemüther befürchten, daß der Felsen von Helgoland schwere Geschütze und Panzer nicht tragen könne, so würde einiger Grund zu solcher Besorgniß höchstens bei einzelnen schwachen Vorsprüngen vorhanden sein, die ohnehin zu wenig Raum bieten würden. Sonst wird keinerlei Abbröckelung oder gar Einsturz zu erwarten sein, wenn man nicht dicht an den Plateaurand herangeht.

Wichtiger als Kanonen an Zwischenpunkten zwischen den Panzerkuppeln an den drei Ecken, sind jedenfalls schwere Haubitzen und Mörser. Diese würden auf dem inneren Raum des Oberlandes, dem Feinde nicht sichtbar, in kesselförmigen Vertiefungen aufzustellen sein, und zwar in Mittelpivotlaffeten, um den ganzen Umkreis der Insel nach allen Richtungen unter Feuer zu halten. Wo sie stehen, ist für ihre Wirkung ziemlich gleichgültig, da sie im hohen Bogen feuern. Um die Treffwahrscheinlichkeit der feindlichen Geschosse zu vermindern, sind sie einzeln zu placiren, und grundsätzlich unregelmäßig zu vertheilen, in solcher gegenseitiger Entfernung, daß sie auch übereinander hinwegfeuern können, ohne sich zu schädigen. Hierbei ist vorausgesetzt, daß sie aus ökonomischen Gründen unter freiem Himmel stehen sollen. Wünschenswerth ist jedoch ihre Sicherung durch einen gegen Sprengstücke und Shrapnelkugeln ausreichende, mit der Lafette drehbare Panzerdecke. Kommt ein solches Schutzmittel zur Anwendung, so können je einige dieser Geschütze zu einer Batterie vereinigt, und mit einem Mechanismus zu gleichzeitiger Richtung nach einem und demselben Ziele versehen werden. Alle Geschützaufstellungen sind durch Transportgeleise mit der Bahn des Aufgang-Tunnels zu verbinden.

Die ganze Besatzung muß mit allen Lebens- und Vertheidigungs-Bedürfnissen vollkommen geschützt gegen Artilleriefeuer untergebracht werden. Ebenso der auf der Insel verbleibende Theil der Einwohnerschaft. Die dazu nöthigen Hohlräume sind entweder als Kasematten auf dem Plateau zu erbauen, mehr oder weniger in dasselbe versenkt und gehörig ummantelt, oder unterirdisch im massiven Felsen herzustellen. Einen ihrer Zugänge würde im letzteren Falle der Aufgangstunnel bilden. Von einer nachtheiligen Schwächung des Felsens durch diese Hohlräume kann keine Rede sein. Solches Bedenken könnte nur Platz greifen, wenn an irgend einer Stelle eine Gallerie dicht hinter der äußeren Felswand in Frage käme. Legt man dagegen die Felsenkasematten in die Nähe der Mittelachse der Insel, so ist nichts für diese zu fürchten. Sollte sie jemals vom Meere so weit verschlungen werden, daß durch Hohlräume in ihrer Mitte ihr Restbestand gefährdet würde, so wäre sie schon überhaupt für Militärzwecke unbrauchbar geworden.

Nur kurz erwähnt sei die Nothwendigkeit bester Ausstattug der Insel für den Beobachtungs- und Nachrichten-Dienst: mit Fernröhren, elektrischen Beleuchtungs-Apparaten, optischer und mehrfacher elektrischer Telegraphen- und Telephon-Verbindung, Brieftauben und Luftballons.

Was die Hafenanlagen betrifft, so ist zuvörderst für Schutz von Torpedobooten und sonstigen kleineren Fahrzeugen zu sorgen, was an der Südostseite der Insel möglich ist, durch eine von der Südspitze, dem „Sathurn", ausgehende 500—600m lange Mole auf dem „Sathurn-Brunnen", in einer 1,5 m nicht übersteigenden Wassertiefe. Da die 2 Meter-Linie auf c. 100m östlich an diese Mole herantritt, Torpedoboote jedoch nicht über 2m und die sonst hauptsächlich in Betracht kommenden Fahrzeuge (Torpedo-Divisionsboote, Panzerfahrzeuge vom Typus der Wespe und andre Kanonenboote) nicht über 3,1m Tiefgang haben, so würde ihnen durch Baggerung wahrscheinlich sogar unmittelbares Anlegen an der (auch mit Schienengeleisen nach dem Aufgangstunnel zu versehenden) Mole ermöglicht werden können.

Dann fänden sie Schutz gegen alle Winde von Süd über West nach Nord. Auch kann die Höhe der Mole, einschließlich einer auf ihrer Krone längs deren Westrande zu erbauenden Brustwehr, so bemessen werden, daß der Rumpf der Mehrzahl der bezeichneten Schiffe durch sie der Sicht des von Westen kommenden Feindes entzogen sein würde. Von Südosten blieben sie noch zu sehen. Doch ließe sich auch dagegen wenigstens für eine kleinere Zahl dauernd bei der Insel zu stationirender Fahrzeuge Deckung schaffen, selbst wenn eine größere, noch zu besprechende Hafenanlage nicht zur Ausführung käme. Es könnten nämlich an die Ostseite der vorerwähnten Sathurn-Mole einige c. 50m lange Querstücke buhnenartig angesetzt werden.

Prinzipiell wird indessen eine vollständigere Hafenanlage, auch für größere Schiffe, anzustreben sein, die sich in folgenden Stadien allmählich entwickeln könnte — in welchem Falle die Torpedoboote an anderer Stelle im Hafen Deckung fänden.

Das erste Stadium würde in der Fortsetzung der Sathurn-Mole bis auf 1100m Länge bestehen, mit dem Molenkopfe 600m nördlich des Steenrock, in einer Tiefe von 3,2m. Dadurch würde der jetzige „Südhafen" von 6,0—7,8m Tiefe und eine südwestlich davon liegende, sogar 8—9 m tiefe Stelle gegen westliche Winde geschützt.

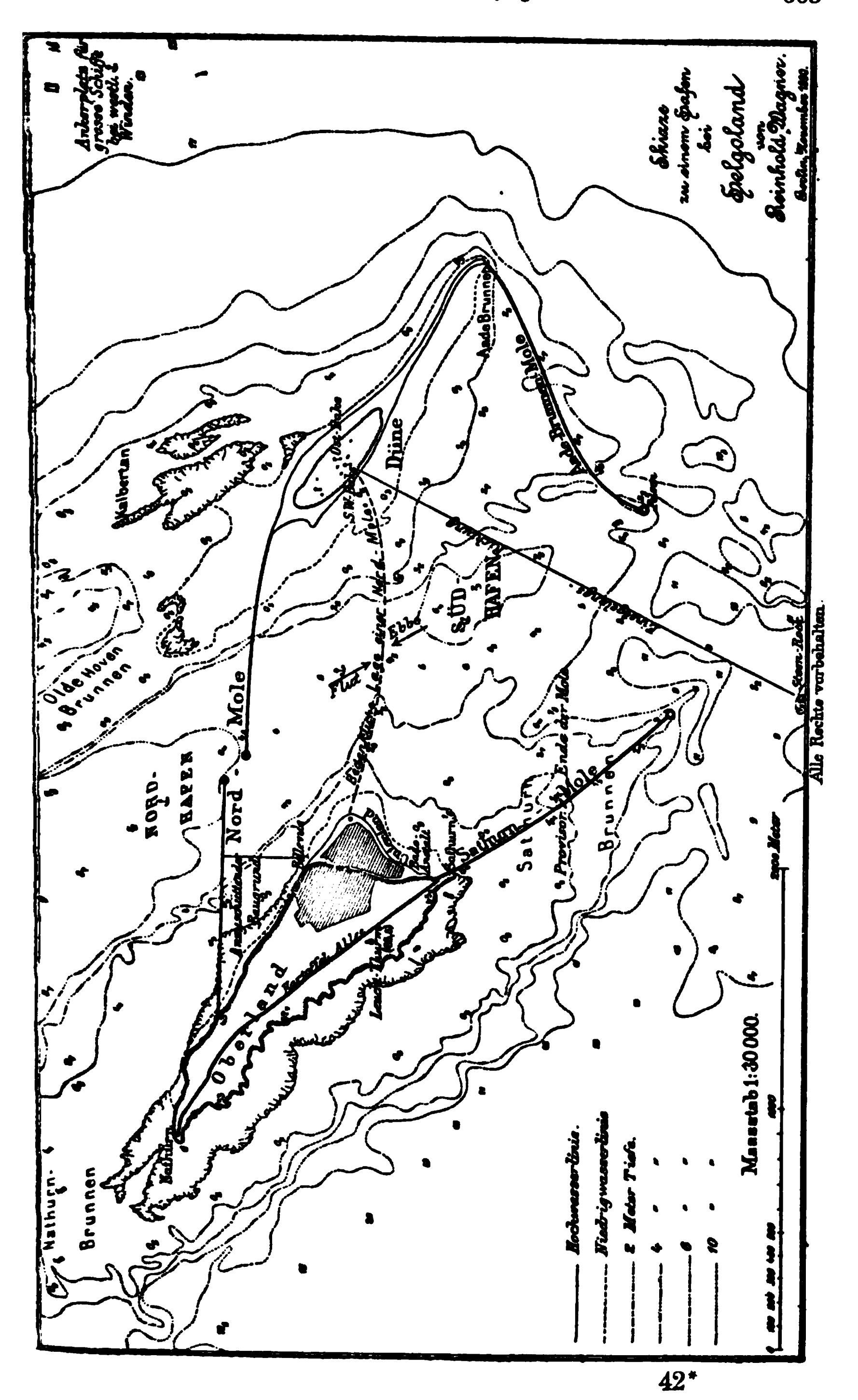
Um (im zweiten Stadium) Schutz gegen nordwestliche und nördliche Winde für den ganzen Raum zwischen Insel und Düne zu gewinnen, läge es nahe eine Mole von der Ostecke der Insel nach der

Düne auf einer Linie zu erbauen, die durch die höchste Erhebung des Meeresbodens zwischen dem „Südhafen" und dem „Nordhafen" bezeichnet wird. Diese Linie ist jedoch eine mit der konkaven Seite nach Norden gewendete Kurve. In Folge dessen würde Insel, Mole und Düne einen nach Nordwesten geöffneten Sack oder Trichter bilden und die von dort grade bei den heftigsten Stürmen einströmenden Fluten würden eine mit der Verengung des Trichters zunehmende Gewalt äußern um sich einen Ausweg zu bahnen. Dadurch käme nicht nur die Mole selbst in die Gefahr zerstört zu werden, namentlich wenn man in der Mitte eine schmale Oeffnung als Durchfahrt ließe, sondern es würde auch die nördliche Hälfte der Düne dem stärksten Abbruch ausgesetzt sein. Dem muß durchaus vorgebeugt und die Mole deshalb c. 500m weiter nördlich erbaut werden: im Allgemeinen zwischen dem nordöstlichsten Vorsprung der Felsplatten, die dem Fuß der Insel vorgelagert sind, und dem nordwestlichsten Punkte der Düne. Dann bildet das Ganze: Insel, Mole und Düne, einen Keil gegen die von Nordwesten andringenden Fluten, die mehr oder minder gefahrlos in südöstlicher Richtung längs der Mole und Düne ablaufen können. Der äußere, nordöstliche Rand der Düne ist als Fortsetzung der Mole mit Steinmaterial zu bekleiden.

Eine Durchfahrt durch die Nordmole ist möglichst so zu legen, daß kein starker Strom hindurchgehen kann. Zu diesem Zweck würde die östliche Hälfte der Mole der Durchfahrtsbreite entsprechend südlich der westlichen Hälfte enden, wie aus der Karte zu ersehen ist, die Durchfahrt also nach Nordosten geöffnet, und durch die vorliegenden Bänke gedeckt sein. Die spezielle Anordnung hängt wesentlich von der Größe der Schiffe ab, für welche die Durchfahrt dienen soll.

Bei der eben besprochenen Lage der Nordmole wird ferner ein größerer Hafenraum gewonnen. Der nun innerhalb desselben liegende Sattel des Meeresgrundes zwischen Insel und Düne ist obenauf durch Sandmassen gebildet, die von dem zwischen Insel und Düne hindurchgehenden, wechselnden Fluth- und Ebbestrom, einer Strombarre ähnlich, grade dort abgelagert wurden, wo deren Wirkungen sich neutralisirten. Es wird möglich sein diese Sandmassen im Großen und Ganzen durch Baggerung fortzuschaffen, und überhaupt auch für Schlachtschiffe ausreichende Tiefe in genügender Ausdehnung zu gewinnen, wenn man die Baggerarbeiten durch Sprengungen ergänzt, wo der Felsen stellenweise in zu geringer Tiefe liegt. Sprengungen unter Wasser sind ja durch die brisanten Sprengmittel wesentlich erleichtert.

Das durch Baggerung oder Sprengung gewonnene Material end-


Skizze zu einem Hafen bei Helgoland von Reinhold Wagner.
NORD-HAFEN
Nord
Mole
Olde Hoven Brunnen
Nathurn
Brunnen
Düne
SÜD-HAFEN
Ebbe
Flut
Oberland
Sathurn
Brunnen
Hochwasserlinie.
Niedrigwasserlinie.
Massstab 1:30000.
Alle Rechte vorbehalten.

lich ist zur Ausfüllung des spitzen Winkels zwischen dem westlichen Ende der Nordmole und der Insel bis zu wasserfeier Höhe zu verwenden. Dadurch wird auf den dem nordöstlichen Inselfuße vorliegenden Felsplatten in erwünschter Weise Raum zur Anlage von Magazinen und Depots (namentlich von Kohlen) für die Marine gewonnen. Auf einem theils über, theils nur wenig unter Niedrigwasser liegenden Grunde kann dieser Anschüttung allmälig eine der Größe des ganzen Unterlandes wenigstens gleichkommende Ausdehnung gegeben werden.

Der durch die Sathurn- und die Nordmole nebst der Düne gebildete Hafen wäre noch nach Südosten geöffnet. Um auch nach dieser Seite Schutz zu gewinnen, bliebe (im dritten Stadium der Entwickelung) eine Mole vom südöstlichen Ende der Düne über den flachen Grund südwestlich vom „Aadebrunnen" zu führen, in einer meist 2 bis 3 Meter nicht übersteigenden Tiefe, 1200—1300 Meter lang bis zu einem an der 6 Meter-Linie liegenden Felsen.

Diese „Aade-Brunnen-Mole" würde mit ihrem Kopfe c. 850 Meter vom Kopfe der „Sathurn-Mole" entfernt, die freie Einfahrt in den Hafen also mehr als 4 Kabellängen breit sein und die Hauptdirektionslinie für einkommende Schiffe (auf die Südwest- und die Ostbake der Düne) grade in ihre Mitte fallen.

Zur Befestigung des Hafens bliebe noch auf der Düne eine Panzerkuppelbatterie zu erbauen und jeder der beiden Molenköpfe mit je einer Panzerkuppel für 2 schwere Kanonen und mit je 3 Schnellfeuerkanonen in versenkbaren Panzerlaffeten auszustatten. Dadurch würde der Feuerbereich der Insel im südöstlichen Quadranten um 1—2 Kilometer erweitert. Die Hafeneinfahrt ist durch Seeminen zu sichern. —

Nicht an einem Tage ward Rom erbaut. Auch Helgoland braucht nicht von heute auf morgen fertig zu werden. Mit dem Beginn der Arbeiten ist aber schon zu viel Zeit verloren und Sicherheit gegen Handstreich ohne Verzug zu schaffen. Hand in Hand damit muß die Sathurn-Mole ausgeführt werden, zunächst wenigstens soweit, als es für die Torpedoboote und kleineren Fahrzeuge nöthig ist.

In welchem Tempo die Bedürfnisse der Marine die Vervollständigung der Hafenanlagen erfordern, bleibe dahin gestellt; die Befestigungen aber sind möglichst bald so zu vervollkommenen, daß Helgoland der selbstständigen Vertheidigung fähig wird.

Wie man in Frankreich über die Aussichten denkt, die man durch den Uebergang Helgolands in deutsche Hände gewonnen zu haben glaubt.

hat die schon oben erwähnte Revue du cercle militaire gesagt: „Jeder Versuch zu einer wirksamen Blokade der deutschen Küsten verlangt als Basis die Insel Helgoland, und deshalb wird letztere fortan der ausgesprochene Angriffspunkt und das erste Ziel feindlicher Geschwader in jenen Gewässern sein. Haben wir die Wohlthat der Neutralität der Insel verloren, so haben wir die vortheilhafte Aussicht gewonnen, uns selber des Eilandes zu bemächtigen und uns dann in aller Gemächlichkeit darauf einrichten zu können, was bisher nicht anging." — Auch ohne diese deutliche Erklärung könnte es nicht zweifelhaft sein, daß die Wegnahme Helgolands mit allem Nachdruck versucht werden wird. Darauf also müssen wir uns einrichten. Nur gegen Handstreich befestigt, würde die Insel jedoch einem Flottenangriff, mit seinem die Landung vorbereitenden überwältigenden Feuer, ohne den Schutz der eigenen Flotte erliegen, letztere folglich so lange gebunden bleiben, als Helgoland der selbstständigen Vertheidigung nicht fähig wäre.

Schon aus diesem Grunde würde es daher ein Fehler sein, die Sicherheit Helgolands vom Schutze der Flotte abhängig zu machen. Angenommen indessen auch, diese wäre im rechten Momente wirklich zur Stelle, so läge darin noch keineswegs die Bürgschaft für den Besitz von Helgoland, weil der Ausgang einer Seeschlacht zu ungewiß bleibt, und zwar dies sogar dann, wenn man vorher die eigene Flotte für eine dem Feinde „überlegene" gehalten hat.

Wenn Batsch, ohne nähere Definition, schlechthin eine überlegene Schlachtflotte als Bürgschaft für Helgoland hinstellt, so ist das lediglich eine petitio principii, und wird damit nichts weiter gesagt als: wenn wir im Stande sind, die feindliche Flotte mit der unsrigen von Helgoland zu verjagen, ehe dieses genommen ist, so werden wir Helgoland nicht verlieren — was allerdings unbestreitbar ist. Von praktischer Bedeutung würde die Forderung der überlegenen Schlachtflotte nur dann sein, wenn Batsch nicht unterlassen hätte zu sagen, wie stark er unsere Schlachtflotte gemacht haben will. In's Blaue hinein kann man ihre Entwickelung doch nicht treiben. Soll sie nur den Dänen überlegen sein? Nur den Russen? Nur den Franzosen? Oder einer Allianz derselben, zu Zweien oder Dreien? Vielleicht wird dann noch bewiesen, daß wir keine Sicherheit haben, wenn unsre Schlachtflotte nicht der englischen überlegen ist. Mit unbenannten Größen führt die Rechnung zu keinem irgend wie brauchbaren Resultat. Stellt man jedoch auch nur „Frankreich" in die Gleichung ein, so können die Konsequenzen nicht mehr durch nebelhafte Vorstellungen verschleiert werden.

The Admiralty and Horse Guards Gazette brachte im vergangenen Sommer eine Berechnung der Stärke der europäischen Flotten für das Jahr 1895, bei deren Kritik die Times zu dem Ergebniß kam, daß Frankreich dann 54 seegängige Panzer haben werde, Deutschland 23. — Ständen wir dann im Kampfe nicht allein, so würde es auch den Franzosen schwerlich an Bundesgenossen fehlen. Wie viel Schlachtschiffe also sollen wir noch bauen, ehe Helgoland dadurch gesichert sein wird? 20 oder 30?

Nun, dann ist der Zweck mit Befestigungen doch sowohl schneller, als auch billiger zu erreichen, ohne überlegene Schlachtflotte. Denn während außer dieser noch jedenfalls Kosten für Hafenanlagen und für die Befestigungen gegen Handstreich entstehen würden, ist das oben entwickelte Projekt ungefähr mit den Kosten zweier Schlachtschiffe in voller Ausrüstung, d. h. mit etwa 30 Millionen Mark ausführbar. Dabei bleibt die Sicherheit Helgolands nicht von der Frage der Anwesenheit der Schlachtflotte und von dem unberechenbaren Ausgange einer Seeschlacht abhängig.

Freilich sind auch 30 Millionen — obschon in mehreren Stadien der Entwickelung auf eine Reihe von Jahren vertheilt — keine Kleinigkeit. Wir haben aber keine Wahl. Nachdem wir den relativen Vortheil einer neutralen Flagge auf Helgoland aufgegeben haben, um es selbst in die Hand zu nehmen, müssen wir es auch unbedingt sicher in eigner Hand behalten, um nicht, statt der erstrebten größeren Vortheile, eine höchst empfindliche Verschlechterung unserer Lage selbst herbeizuführen.

Ich sage nicht, wie Batsch, wenn er seine Schlachtflotte nicht bekommt: geben wir Helgoland je eher desto lieber den Engländern zurück, falls die Behauptung zu schwer und zu theuer erscheint. Ich sage vielmehr: von Rückgabe kann gar keine Rede sein, und die Behauptung Helgolands ist weder zu schwer, noch auch zu theuer, wenn man einerseits die zu selbstständiger Vertheidigung ausreichende Befestigung schafft, und andrerseits für eine Hafenanlage sorgt, durch welche die Wirksamkeit unsrer Marine erleichtert und gesteigert wird.

Möglich, daß unter denen, die eine überlegene Schlachtflotte nicht für nöthig halten, sich — um mit Batsch zu reden — auch „Leute" befinden, „die man zu den Strategen zu rechnen pflegt". Jedenfalls aber scheint mir, daß man nicht Stratege zu sein braucht, um zu glauben, daß für Helgoland eine überlegene Schlachtflote keine Nothwendigkeit sei. Vermuthlich wird daher Batsch sich irren, wenn er den Erwerb Helgolands für geeignet hält, „widerstrebenden Gemüthern zur heilsameren

Erkenntniß zu bringen", daß wir durchaus einer überlegenen Schlachtflotte bedürfen.

Er selbst meint, unter Bezugnahme auf Clausewitz: „Wer sich nicht die Mühe giebt, die Schwerpunkte der feindlichen Kraft zu ermitteln und sie auf einen zurückzuführen, wird im Seekriege einen ebenso falschen Plan machen, wie zu Lande." Ganz einverstanden! — mit der Erweiterung jedoch, daß dies nicht nur vom Seekriege oder vom Landkriege in separato, d. h. von einem jeden für sich allein, sondern von der Gesammtkriegführung eines Staates überhaupt, und demzufolge auch von seiner Kriegsvorbereitung zu gelten hat, und da scheint mir denn doch, daß die „Schwerpunkte" derjenigen feindlichen Kräfte, mit denen wir aller Wahrscheinlichkeit nach dereinst zu kämpfen haben, nicht auf dem Meere zu suchen sind.

Liegen sie aber auf dem Lande, so kann ein Armeekorps mehr auf dem Schlachtfelde die Kriegsentscheidung bedeuten und einer guten Befestigung Helgolands, neben der freien Verfügung über die Flotte, auch jenes sonst zur Vertheidigung der Nordseeküste bereitzuhaltende Armeekorps zu verdanken sein. —

Patriotische Herzen in Erregung zu bringen, hält Batsch — mit Recht — für ein leichtes Spiel schwärmerischer Köpfe, und findet dann, daß die Rolle des kalten Wasserstrahls keine dankbare sei. Er fügt aber auch hinzu: „und doch ist es eine unabweisbare Pflicht, wo man irgend kann, die öffentliche Meinung im rechten Gleise zu erhalten. So lange Vorurtheile Niemandem Schaden thun, kann man sie hingehen lassen .... aber auch dafür giebt es eine Grenze; sie liegt da, wo die Täuschung so zunimmt, daß die Werthschätzung andrer, ebenfalls wichtiger Dinge geschmälert wird."

Das hat mich gestärkt, und so habe ich geschrieben! Amicus Plato — magis amica veritas.

Berlin im November 1890.

Seite 600 Zeile 1 v. u. lies Treppe statt Truppe.
„ 601 „ 2 v. o. „ Truppen statt Treppen.
„ 602 „ 19 v. o. „ durch eine statt durch einen.

Homer in der deutschen Literatur.

Von

Dr. Max Beheim-Schwarzbach.

Der Einfluß Homers auf uns Deutsche, zumal auf unsre Poesie, ist ein gewaltiger; wir wandeln alle — Dank unsrer ganzen Erziehung — auf hellenischen Gefilden, fühlen und leben mit den Helden der griechischen Vorzeit früher und vertrauter als mit unseren eigenen Vorfahren. Steht uns Achill und Patroklus und Hektor und Odysseus mit ihren Thaten und Abenteuern nicht näher als etwa Hermann mit seinen Cheruskern und Marbod und Segest? Spielt nicht die Jugend lieber und begeisterter die Kämpfe der Griechen und Trojaner vor Ilion, als daß sie etwa Partei nähme für Burgunder und Alemannen gegen das mächtige Rom? Ich will auf die Gründe dieser Erscheinung hier nicht näher eingehen; ich halte mich nur an die Thatsache: Homers Einfluß zeigt sich in unserm ganzen Leben, in Schule und Haus und auf der Straße, in der Gelehrtenstube wie in den Säulenhallen der Künste.

Homer ist den Deutschen nicht erst seit den Tagen des Humanismus bekannt geworden, wie wohl hie und da geglaubt wird, sondern schon vor tausend Jahren. Aber jene erste Bekanntschaft war nur flüchtiger Art.

Karl der Große hatte in dem Gelehrten Paulus Diakonus einen Mann in sein Reich berufen, der des Griechischen kundig war, und gab seinem Liebling, dem dichtenden Angilbert, den ehrenden Beinamen „Homer". Seit dieser Zeit blieb ein Ahnen im deutschen Volke von Homer und seinen Gebilden, ein Ahnen, das vielleicht durch Theophano, die Griechin auf dem deutschen Kaiserthrone neu belebt wurde, ein Ahnen, von dem zuweilen unsere Chronisten, wie Otto v. Freisingen in ihrer Ausdrucksweise Zeugniß ablegen.

In den Epen des Mittelalters finden sich Analogien zu Homer theils in Einzelheiten, theils in ganzen Figuren und Episoden. Die

Irrfahrten des „Herzog Ernst“ bieten manche Anklänge zu den Erzählungen in der Odyssee.

Im Alexanderlied waltet eine Circe, wahrsagt ein dem Teiresias im Hades ähnlicher Greis am Ende der Welt; auch in diesem Epos giebt es ein Wonneland, gleich der Insel der Phäaken und erinnern die Einzelnkämpfe, so Alexanders mit Porus und viele andere an die Art der Kämpfe vor Troja.

König Orendel gelangt nach vielen Irrfahrten zurück in seine Heimath, wo seine treue Gemahlin sich der zudringlichen Freier kaum erwehren kann; er aber bestraft die Uebermüthigen aufs Grausamste. Und wieder andere Epen verrathen schon durch ihre Namen die Verwandtschaft mit Homers Gesängen. Die „Trojanerkriege“ Konrads von Würzburg und anderer, Veldekins Eneit sind wenigstens Schatten Homerischer Schatten. Sei es nun, daß diese Erinnerungen noch herrühren aus den Tagen des alt-kaiserlichen Karolingischen Glanzes, sei es, daß Vergils Vermittlung das Gedächtniß des Griechen frisch erhielt, oder sei es, daß fremdländische Bearbeitungen und Uebersetzungen, wie etwa die lateinischen Schultexte von Livius Andronikus, den Deutschen zugänglich waren — Homerischer Einfluß läßt sich in einer großen Anzahl germanischer Gedichte aus der ersten bedeutenden Blütheperiode der deutschen Literatur nicht verkennen.

Aber es war und blieb Jahrhunderte hindurch mehr ein Träumen des Volkes in der Poesie, ein Träumen von Homeros, als ein Wissen von ihm. Selbst der Humanismus änderte hieran nur wenig. Als die Humanisten wirklich Homer wieder einführten in Deutschland, war er den Abendländern bereits ein fremder geworden, der sie, wie sie einst in der schönsten Zeit ihrer Dichtung von ihm geträumt, jetzt auf Jahrhunderte kalt und gleichgültig ließ. Erst der sogenannten klassischen Zeit war es vorbehalten, Homer den Deutschen wieder wahrhaft vertraut zu machen; ja, in vielen Beziehungen weckte erst wieder der Genius des Griechen die schlummernde deutsche Poesie, durchbrach die verwilderten Hecken der Pedanterie, Künstelei und unwürdiger Nachahmung und gab sie nach langem Dornröschenschlaf wieder dem vollen Glanze des eigentlichen Lebens zurück.

Freilich war schon hie und da die Schönheit des griechischen Volksepos von erlauchten Männern erkannt worden; freilich hatten schon Lessing und Herder in mannigfachen Abhandlungen versucht, Mahner Homerischen Geistes zu werden und das deutsche Volk durch die Ilias und Odyssee wieder zur Quelle der Naturwahrheit, zu dem Jungbrunnen ureigentlicher Schönheit hinzuführen; selbst Goethe ward durch Herder-

schen Einfluß für Homer gewonnen, bald geradezu begeistert. Herder schreibt hierüber: „Goethe fing Homer in Straßburg an zu lesen, und alle Helden wurden bei ihm groß, schön und frei; er steht mir alle Mal vor Augen, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leyer sieht und in seinen ansehnlichen Bart lächelt."

Aber ehe es nicht eine volksthümliche Uebersetzung der griechischen Epen gab, konnte von einer Blutsfreundschaft der Deutschen mit Homeros nicht wohl die Rede sein. Zwar gab es bereits einige Uebersetzungen.

Goethe hatte den griechischen Dichter aus einer französischen Prosabearbeitung kennen gelernt, die den wunderlichen Titel führte: „Homers Beschreibung der Eroberung des Trojanischen Reiches", ein Werk, das seinen Platz, bezeichnend genug, in einer Sammlung merkwürdiger Reisen hatte. So gab es auch deutsche Uebersetzungen mittelmäßigen Werthes, u. a. von Damm und Küttner, bald folgte anonym Bodmer, auch Stolberg. Größeres hatte bereits Bürger in Balladenmanier angestrebt. Selten hat sich Jemand die Homerübersetzung so angelegen sein lassen, wie Bürger. „Ein Knabe, sagt er selbst, kann mit seinem Steckenpferde nicht so vielerlei vornehmen, als ich mit meinem Homer gethan habe." Er hat es mit der Prosa, mit ganz freien Versarten, mit dem Alexandriner, mit dem Jambus versucht. Der fünffüßige Jambus erschien ihm schließlich als das „einzige, wahre, echte, natürliche heroische Metrum unserer Sprache." „Wenn Homer, sagt er weiter, ein alter Deutscher, im Zeitalter der Minnesänger oder Luthers, frei von klassischer Schulfuchserei und poetischer Pedanterie gelebt hätte, so hätte er auch — und das redet mir kein Mensch aus — seine Ilias (denn um diese handelte es sich bei Bürger immer) in Jamben gesungen." So entstanden iambische Uebertragungen von mehreren Gesängen der Ilias. Herder und Goethe waren von diesen Versuchen außerordentlich eingenommen, und letzterer eröffnete in Weimar eine Subskription.

Und doch war es erst Voß mit seinen Hexametern gelungen, eine wahrhaft volksthümliche Uebersetzung in wahrhaft Homerischem Geiste zu liefern; vorzüglich gelungen war vor allem seine Odyssee (im Jahre 1781), wunderlicher, oft sogar unschön, weil allzu manierirt und verschnörkelt die Uebertragung des Schwestergedichtes, der Ilias, die 12 Jahre später erfolgte. Ziemlich zu gleicher Zeit gab der Philolog Fr. Aug. Wolff, (im Jahre 1795) seine berühmte Einleitung, die Prolegomena, zu Homer heraus. Diese beiden Werke, des Dichterüber-

setzers, wie des Gelehrten, haben einen völligen Sturm, eine Revolution der Geister in Deutschland wachgerufen, eine Umwälzung der ästhetischen Anschauungen, der Ansichten über die Ziele der Dichtung, eine Fülle direkter, eine Fülle indirekter Nachahmungen. Jetzt erst kannte der Deutsche seinen Homer; von dieser Zeit an schreibt sich erst der eigentliche Einfluß des griechischen Volksepos auf die deutsche Poesie.

Homer war durch diese geniale Uebersetzung noch in viel hervorragenderer Weise ein Deutscher geworden als wie später Shakespeare durch die Schlegel-Tiecksche Uebersetzung das deutsche Ehrenbürgerrecht erhalten hat. Und, um das gleich an dieser Stelle zu erledigen, die Voßsche Uberseṭzung ist auch, ich will nicht sagen die beste, sicher aber immer noch die volksthümlichste geblieben, so viele Nachfolgerinnen sie auch, gleich zu ihrer Zeit und später, bis auf den heutigen Tag gefunden hat. Zwar haben die neueren Uebersetzer sorgfältiger auf die Form und den Hexameter selbst geachtet, als es noch ein Zeitgenosse von Voß, der eine Stolberg gethan, bei dem sich u. a. jener übel berüchtigte Hexameter findet.

Ein ein hundert und zwanzig Ellenlanger Schiffskiel.

Zwar haben Donner und Minkwitz, Ehrenthal und Schunk und Rinne, Kähler und Jäger und Jordan neben vielen andern Homer in Hexametern, in Prosa, in Jamben, in der Nibelungenstrophe ins deutsche, formell mehr oder minder mustergiltig übertragen, zum Theil sogar mit dem geschmacklosen Versuche, Homer verbessern zu wollen, aber, wenn auch etliche genauer und gewandter und fließender übersetzt haben, wie namentlich Jordan die Odyssee, populär wie die Voßsche Uebersetzung ist bis jetzt noch keine andre geworden; selbst Bürger ist von ihr zum Hexameter bekehrt worden und fing von Neuem an, die Ilias zu übersetzen und zwar im Versmaß der Alten.

Um Voß mit Bürger zu vergleichen, stelle ich Hektors Abschied von Andromache, mit einigen Abkürzungen nebeneinander, wobei eine Vergleichung mit dem Schillerschen Gedicht nahe genug liegt. Bürger übersetzt also:

„Andromache trat weinend zu ihm hin,
Warf sich an seinen Busen und begann:
Herztrauter Mann, fürwahr, dich fällt noch selbst
Dein Wagemuth. Ach, rührt dich nicht dein Sohn
Und diese arme Gattin, die nun bald
Wird Wittwe sein? Denn der Achäer Schar
Wird bald auf dich und deinen Tod
Den Anfall thun. Wie wohl mir, führ ich nur,
So dein beraubt, gleich in die Gruft hinab.

Denn fürder wird, so du dem Tode fällst,
Nie Wonne, sondern Harm mein Leben sein.
Mein Vater ist, die Mutter auch ist hin ....
.... Nun Hektor, nun bist du
Mir alles! Vater, Mutter, Bruder, du,
Der wackerste Gemahl. Ach so erbarme
Dich doch und harr auf diesem Turm und mach
Zum Waisen nicht das Kind, zur Wittwe nicht
Dein Weib! Komm, stelle deine Streiter
Zum wilden Feigenbaum, allwo die Stadt
Ersteiglich ist, die Wehren niedrig sind.
. . . .
Drauf sprach der große, schlachterfahrne Mann:
Um alles das, Geliebte, sorg ich schon.
Die Troer und die saumnachschleppenden
Trojanerinnen scheut ich nur zu sehr,
Vermeid' ich, wie ein Zage, (!) das Gefecht.
Auch rieth mir solches nimmer noch mein Herz.
Denn wiss'! Ich lernte tapfer sein im Streit,
Ging immerdar dem Heer voran, und focht
Für Priams Reich und meinen Heldenruhm.
Zwar ist es mir im Geist und Herzen kund,
Daß noch ein Tag erscheint, da Ilion
Und Priam und sein speergeübtes Volk
Erliegen muß. Doch meine Seele bangt
Das Schicksal der Trojaner nicht so sehr,
Nicht Hekuba, so Vater Priam nicht,
Noch meine Brüder allzumahl, wovon
Noch mancher Kriegesheld im Staub dahin
Zu Feindes Füßen stürzen wird, als du!
Wenn einer jener erzgepanzerten
Achäer dir der Freiheit Leben raubt;
Dich unter Zährengüssen, fort von hier
Ins Elend reißt; ....
Doch mich! der Hügel decke mein Gebein!
Bevor dein Raub, dein Angstgeschrei erschallt!
Hier hielt der schimmerreiche Hektor ein,
Und langte nach dem Knaben; aber schnell
Bog mit Geschrei der Kleine sich zurück,
Zum Busen seiner schlank umgürteten
Verpflegerin, erschrocken vor der Schau
Des Vaters. ....
So bethet er und gab das Kind zurück
Den Armen der Gemahlinn, welche fest
Ihr Knäbchen mit bethräntem Lächeln an
Den wohlgerucherfüllten Busen schloß.
Erbarmend blickte der Gemahl [illegible]
Und redt ihr zu, sanft schmeiche[illegible]
Herztrautes Weib, zerhärme [illegible]

In deinem Sinn! denn wider das Geschick
Stürzt Keiner mich zur Unterwelt hinab.
Doch seines Schicksals Macht entrann noch nie
Ein Sterblicher so je geboren ward,
Er sey ein Feiger oder sey ein Held.
Geh du jetzt hin, geh an dein Kunstgeschäft,
An dein Geweb und deine Spindel heim!
Gebeuth auch dem Gesind' sein Tagewerk!
Der Krieg ist das Geschäft des Manns, und meins
Zuerst vor allen Männern Ilions."

Diese Stellen lauten bei Voß:

Aber neben ihn trat Andromache, thränen vergießend,
Drückt' ihm freundlich die hand, und redete, also beginnend:
„Seltsamer mann, dich tödtet dein muth noch! und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden kindes, noch mein, des elenden weibes,
Ach bald wittwe von dir! denn dich tödten gewiß die Achaier,
Alle mit macht anstürmend! Allein mir wäre das beste,
Deiner beraubt, in die erde hinab zu sinken; denn weiter
Bleibt kein trost mir übrig, wenn du dein schicksal erreicht hast,
Gram nur! und nicht mehr hab' ich ja vater und liebende mutter!
Hektor, o Du bist jetzo mir vater und liebende mutter,
Auch mein bruder allein, o du mein blühender gatte!
Aber erbarme dich nun, und bleib allhier auf dem thurme,
Mache du nicht zur waise das kind, und zur wittwe die gattin!
Stelle das heer dorthin an den feigenhügel; denn dort ist
Leichter die stadt zu ersteigen, und frei die mauer dem angriff.
Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor:
Mich auch härmt das alles, o trauteste; aber ich scheue
Trojas männer zu sehr, und die saum nachschleppenden weiber,
Wenn, wie ein feiger, entfernt ich hier ausweiche der feldschlacht.
Zwar das erkenn ich gewiß in des Herzens Geist und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir so nahe der Troer Leid in der Zukunft,
Nicht der Hekabe selbst, noch Priamos auch, des Beherrschers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann, so viel und so tapfer,
All in den Staub hinsinken, von feindlichen Händen getötet.
Als wie deins, wenn ein Mann der erzumschienten Achäer
Weg die weinende führt, der Freiheit Tag Dir entreißend.
Aber es decke mich Toten der aufgeworfene Hügel,
Ehe von Deinem Geschrei ich gehört und von Deiner Entführung.
Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt er die Arme;
Aber zurück an den Busen der schöngegürteten Amme
Schmiegt sich schreiend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater . . .
Reicht in die Arme darauf der liebenden Gattin
Seinen Sohn und sie nahm in das duftende Busengewand ihn
Lächelnd mit Thränen im Blick, und ihr Mann voll inniger Wehmuth
Streichelt sie sanft mit der Hand und redete, also beginnend:

Armes Weib nicht mußt Du zu sehr mir trauern im Herzen!
Nie wird gegen Geschick mich ein Mann hinsenden zum Hades.
Doch dem Verhängnis entrann Niemand von den Sterblichen, mein' ich,
Edeler so wie Geringer, nachdem er einmal gezeugt ward.
Auf denn, geh zum Gemach, besorge die Pflichten des Hauses,
Spindel und Webestuhl und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein. Für den Krieg liegt Männern die Sorg ob
Allen, und mir am meisten, die Ilios Veste bewohnen.

Das Erscheinen der Voßschen Uebersetzung war, wie Hettner sich ausdrückte, damals ein Ereigniß von unermeßlicher Tragweite; die Bahn echter Uebersetzungskunst war gebrochen. Das Empfinden und Erkennen der großen griechischen Dichtung wurde reiner und lebendiger. Was bisher nur der Besitz Einzelner gewesen, wurde Gemeinbesitz aller Gebildeten. Namentlich für die Dichtweise Goethes und Schillers ist die Uebersetzung Homers von dem bestimmendsten Einfluß geworden.

Noch deutlicher vielleicht als der Vergleich mit Bürger und zugleich als Beweis, welch' einen Vorsprung vor anderen Nationen uns die Voßsche Uebersetzung verschafft, spricht im Vergleich mit der einstmals unendlich gepriesenen und noch heute in England für klassisch geltenden Uebersetzung von Pope. Pope war einer der führenden Geister seiner Epoche. Wir können es uns nicht versagen, auch aus ihm die betreffende Stelle hierher zu setzen. Was wahrhaft klassischer, was homerischer Geist ist, kann man nicht besser als aus dem Contrast mit der „verschönernden“ Leistung dieses Jüngers des 18. Jahrhunderts erkennen.

Seine schöne Gemahlin warf ihm einen trauervollen Blick zu,
Hielt seine Hand und sprach dann niedergeschlagen;
Ihre Brust kämpfte mit ahnungsvollen Seufzern,
Und eine große Thräne stand zitternd in ihrem Auge:
Tollkühner Fürst, ach! wohin gehst Du?
Vergissest du ganz deines Weibes und deines Sohnes?
Und denkst du nicht, wie unglücklich wir sein werden,
Ich, eine Witwe, er, eine hülflose Waise!
Sicherlich, solcher Muth muß das Leben verkürzen,
Und du wirst fallen, deiner Tugend zum Opfer.
Griechenland kämpft vergebens, wenn es einzelne Helden aussendet,
Jetzt stehen dir Heere entgegen, und du mußt fallen.
O, gewährt mir, ihr Götter, ehe Hektor seinem Schicksal anheimfällt,
Alles, was ich vom Himmel erflehen kann, ein frühes Grab,
So werden meine Tage einen trüben Verlauf haben
Und mit Kummer endigen, wie sie einst begannen.
Keine Eltern sind mir geblieben, meinen Schmerz zu theilen,
Keines Vaters Hülfe, keiner Mutter zärtliche Sorge,
Doch nun, mein Hektor, während du noch lebst, sehe ich

Meinen Vater, meine Mutter, die Brüder, alle in dir.
Ach, Eltern, Brüder, Verwandte werden noch einmal sterben,
Wenn mein Hektor fällt.
Dein Weib, dein Kind haben Antheil an deiner Gefahr:
O beweise eines Gatten und eines Vaters Liebe!
Jene Stelle dort beunruhigen die schlauen Griechen am meisten,
Wo die wilden Feigenbäume an die Mauer Trojas herangrenzen.
Vertheidige du von diesem Thurme den wichtigen Posten,
Laß andere ihre Waffen auf dem Schlachtfelde gebrauchen,
Aber bleibe du, mein Hektor, hier und beschütze Troja.
Drauf sprach der Held:
Auch um diesen Posten werd' ich Sorge tragen,
Wie um alles, was den Krieg angeht.
Doch wie würden die Söhne Trojas, in Waffen berühmt geworden,
Und seine stolzen Frauen, deren Gewänder den Boden schleifen,
Den Glanz meines früheren Namens verdunkeln,
Wollte ich schmachvoll das Feld des Ruhmes verlassen?
In früher Jugend wurde ich zu kriegerischer Arbeit auferzogen,
Meine Seele treibt mich zu dem kampfbereiteten Schlachtfelde,
Laß mich der erste sein, den Thron zu vertheidigen,
Und meines Vaters Ruhm und meinen eigenen zu bewahren.
Dennoch wird er kommen, der Tag, vom Schicksal bestimmt,
(Wie mein Herz zittert, während meine Zunge spricht,)
Der Tag, da du, fürstliches Troja, dich unterwerfen mußt,
Deine Krieger fallen, dein Ruhm vernichtet wird.
Doch keine furchtbare Prophezeihung,
Nicht meiner Mutter Tod, noch der Untergang meines Geschlechtes,
Noch Priamus' mit Blut besudeltes, graues Haar,
Noch meiner Brüder Todesringen an Ufers Rand
Schmerzt meine Seele so
Als dein Schicksal, Andromache! Deinen Kummer fürchte ich!
Ich sehe dich zitternd, weinend, gefangen fortgeführt,
Möchte ich tot sein vor diesem schrecklichen Tage,
Möchte der Grabhügel mich decken!
Dann wird dein Hektor, in ewig dauernden Schlaf eingehüllt,
Dich niemals seufzen hören, noch dich weinen sehen.
Als der erlauchte trojanische Held also gesprochen hatte,
Streckte er zärtlich seine Arme aus, seinen lieben Knaben zu umfangen.
Das Kind hielt sich schreiend an der Amme Brust fest.
Indem er sie liebevoll in ihrer Anmuth betrachtete,
Legte er die geliebte Last wieder in ihre Arme.
Sanft drückte sie das Kind an den duftenden Busen,
Beschwichtigte es zur Ruhe und betrachtete es lächelnd.
Doch wurde ihre schon getrübte Freude durch neue Furcht gebändigt,
So mischte sich in ihr Lächeln eine Thräne zärtlicher Sorge.
Weich geworden, sah der Held sie voll Mitleid an,
Trocknete die fallenden Tropfen und fuhr dann fort:
Andromache! Du besseres Theil meiner Seele.
Warum beschwerst du mit unzeitigen Sorgen dein Herz?

Keine feindliche Hand kann mein Verhängniß beschleunigen,
Bis das Schicksal mich zum schweigenden Grabe verdammt.
Bestimmt ist die Zeit für alle Geschlechter auf Erden,
Das ist die harte Bedingung unserer Geburt,
Keine Kraft kann ihr widerstehen, keine Flucht davon erretten,
Alle müssen gleich erliegen, der Feige sowohl als der Tapfere.
Nichts weiter mehr — eile nun an deine häuslichen Geschäfte,
Besorge die Spindel und leite den Webstuhl,
Meine Ehre ruft mich auf den Kriegsschauplatz,
Dort auf dem Feld des Kampfes ist das Bereich des Mannes.
Wo Helden sich bekriegen, will ich den ersten Platz einnehmen,
Der Erste sein in Gefahr, der Erste im Ruhme.
His beauteous Princess cast a mournful Look,
Hung on his Hand, and then dejected spoke;
Her Bosom labour'd with a boding Sigh,
And the big Tear stood trembling in her Eye.
 Too daring Prince! ah whither dost thou run?
Ah too forgetful of thy Wife and Son!
And think'st thou not how wretched we shall be,
A Widow I, an helpless Orphan He!
For sure such Courage Length of Life denies,
And thou must fall, thy Virtue's Sacrifice.
Greece in her single Heroes strove in vain;
Now Hosts oppose thee, and thou must be slain!
Oh grant me Gods! e're Hector meets his Doom,
All I can ask of Heav'n, an early Tomb!
 So shall my Days in one sad Tenor run,
And end with Sorrows as they first begun.
No Parent now remains, my Griefs to share,
No Father's Aid, no Mother's tender Care.
 Yet while my Hector still survives, I see
My Father, Mother, Brethren, all, in thee.
Alas! my Parents, Brothers, Kindred, all,
Once more will perish if my Hector fall.
Thy Wife, thy Infant, in thy Danger share:
Oh prove a Husband's and a Father's Care!
That Quarter most the skillful Greeks annoy,
Where yon' wild Fig-Trees join the Wall of Troy:
Thou, from this Tow'r defend th'important Post; . . . . .
Let others in the Field their Arens employ,
But stay my Hector here, and guard his Troy.
 The Chief reply'd: That Post shall be my Care,
Nor that alone, but all the Works of War.
How would the Sons of Troy, in Arms renown'd,
And Troy's proud Dames whose Garments sweep the ground,
Attaint the Luster of my former Name,
Should Hector basely quit the Field of Fame?
My early Youth was bred to martial Pains,
My Soul impells me to th'imbatte'd Plains;

Let me be foremost to defend the Throne,
And guard my Father's Glories, and my own.
Yet come it will, the Day decreed by Fates;
(How my Heart trembles while my Tongue relates!)
The Day when thou, Imperial Troy, must bend,
And see thy Warriors fall, thy Glories end.
And yet no dire Presage so wounds my Mind,
My Mother's Death, the Ruin of my Kind,
Not Priam's hoary Hairs defil'd with Gore,
Not all my Brothers gasping on the Shore;
As thine, Andromache! thy Griefs I dread;
I see thee trembling, weeping, Captive led!
May I lie cold before that draedful Day,
Press'd with a Load of monumental Clay!
Thy Hector wrapt in everlasting Sleep,
Shall neither hear thee sigh, nor see thee weep.
Thus having spoke, th'illustrious Chief of Troy
Stretch'd his fond Arms to clasp the lovely Boy.
The Babe clung crying to his Nurse's Breast, ...
. . . . fondly gazing on her charms
Restor'd the pleasing burden on her arms;
Soft on her fragrant Breast the Babe she laid,
Hush'd to Repose, and with a Smile survey'd.
The troubled Pleasure soon chastis'd by Fear,
She mingled with the Smile a tender Tear.
The soften'd Chief with kind Compassion view'd,
And dry'd the falling Drops, and thus pursu'd.
Andromache! my Soul's far better Part,
Why with untimely Sorrows heaves thy Heart?
No hostile Hand can antedate my Doom,
Till Fate condemns me to the silent Tomb.
Fix'd is the Term to all the Race of Earth,
And such the hard Condition of our Birth.
No Force can then resist, no Flight can save,
All sink alike, the Fearful and the Brave.
No more — — but hasten to thy Task at home,
There guide the Spindle, and direct the Loom:
Me Glory summons to the martial Scene,
The Field of Combate is the Sphere for Men.
Where Heroes war, the foremost Place I claim,
The first in Danger as the first in Fame.

Der homerische Einfluß auf die „deutsche Dichtung" ist alsbald zu Tage getreten, um nie wieder zu schwinden, ja, die Länge der Zeit hat ihn immer tiefere Wurzeln schlagen lassen im Herzen des deutschen Volkes wie in der Poesie. In jeder Gattung der Dichtkunst ließe sich solch ein Einfluß nachweisen, in der Epik selbst, in der Lyrik, Didaktik, Dramatik mit fast allen ihren Unterabtheilungen, wie die Poetik sie

aufstellt. Wir greifen heute nur das wichtigste heraus. Vor allem und zunächst äußerte sich dieser Einfluß in der Entstehung kleiner selbständiger Idyllen und idyllischen Epen im Gange homerischen Schreitens, edel, einfach, volksthümlich. Voß selbst war es, der, durch seine Uebersetzungen, noch voll des homerischen Geistes, den Anfang hiermit machte. Der „siebenzigste Geburtstag" und „Luise" sind bis auf den heutigen Tag bekannt und geliebt.

Die schönste Frucht aber, die unter homerischem Himmel im Garten der deutschen Dichtung gereift ist, ist „Hermann und Dorothea". Man hat oft behauptet, daß Goethe in vielen seiner Werke großen, von ihm gerade zur Zeit der Abfassung bewunderten Vorbildern nachgeahmt habe, nicht als Epigone, als Gleichberechtigter. Im Götz ist es Shakespeare, in Iphigenia Sophokles, deren waltender und wirkender Einfluß auf diese Dichtungen unverkennbar ist. In Hermann und Dorothea ist es Homer, ist es die Odyssee, die ihn begeistert haben.

Homerisch ist dieses idyllische Epos, wie es gern genannt wird, im Versmaß. Homerisch ist als Hintergrund der Handlung ein großer, historischer Vorgang, dessen auslaufende Wellen, wie die des Trojanischen Krieges die Phäakische Insel sanft berühren, das Weichbild einer kleinen Stadt des Rheinlandes murmelnd streifen. Es sind hier, wie auf Scheria, gutgeartete Menschen, die aufmerksam lauschend innigen Antheil nehmen an des Tages Ereignissen, freundlich behilflich, der Noth zu steuern und ein Heim zu schaffen dem Unglück. Und fehlt bei dem deutschen Wein, der in deutschen Pokalen, den grünlichen Römern, kreist, auch der antike Sänger, so doch nicht der mit Nachdruck erzählte Bericht von dem Vorgange da draußen in der Welt, der die Seele mächtig erregt, sei es daß ihn giebt der vorsichtige Nachbar oder der verständige Pfarrer.

Ist nun die Idylle vorzüglich auf den Einfluß des dichterischen Uebersetzers, auf Voß, zurückzuführen, so ist auch der Göttinger Gelehrte nicht zu vergessen; ihm ist vor allem die moderne deutsche Ballade und Romanze den Dank schuldig. Angeregt durch jene scharfsinnigen, und, man mag endgültig über sie denken, wie man will, genialen Untersuchungen Wolffs, wollte Goethe, wollte Schiller moderne Rhapsodieen dem deutschen Volke geben. Diese Balladen und Romanzen, die Schillerschen mit ihren tiefen sittlichen Ideen, die Goethischen mit ihrer durchbrechenden Elementargewalt, gehören zu dem herrlichsten und volksthümlichsten, das die deutsche Poesie hervorgezaubert hat. Wie Odysseus verbirgt Rudolf von Habsburg die Thränen im Mantel, als der Sänger seine eigene Thaten gesungen hat.

Ueberhaupt hat Schiller, mit Vorliebe seine Leyer nach dem Tone der griechischen Volksharfe gestimmt und seine Gedichte enthalten eine Fülle homerischer Wendungen und Anschauungen und vor allem homerischen Klanges, wie z. B. der Spaziergang, ohne daß immer bestimmte Nachahmung, ohne daß mehr als eine merkwürdige Uebereinstimmung des Kolorits nachzuweisen ist. Aber auch die direkte Entlehnung spielt eine große Rolle.

Homerische Attribute, Bilder, Vorstellungen, ganze Zeilen, Situationen sind geradezu unzählige in die deutsche Dichtung, überhaupt in die deutsche Sprache, in unsere ganze moderne Anschauungsweise übergegangen, sie sind uns von Homeros wie ein Gastgeschenk vermacht, als Gegengabe dafür, daß der Deutsche bei ihm so fleißig zu Gaste geht, daß wir sein Wesen und seine Art mit Eifer zum Gegenstand unsres Studiums machen. Man schlage nur ein Mal nach!

Der Ausdruck „geflügelte Worte" selber ist den ἔπεα πτερόεντα des Homer entlehnt. Ebenso der „Mentor" der Jugend, Nestor, der weise Greis, der wandelbare Proteus, die Achillesferse, das homerische Gelächter, die Penelopearbeit, die Stentorstimme, das Sardonische Lächeln. „Auch Patroklus ist gestorben und war mehr als du" aus dem Fiesko, „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt" in den Picolominis ist auf das griechische Volksepos zurückzuführen. „Es liegt im Schoß der Götter", „wenig, aber mit Liebe", „Volkes Stimme, Gottes Stimme" u. a. m. stammen alle aus dem Homer.

In der „Jungfrau von Orleans" fleht Montgommery die hartherzige Jungfrau an, ihm das Leben zu schenken; sie antwortet ihm mit fast denselben Worten, die der blutgierige Achilles dem jammernden und gleichfalls um sein Leben flehenden Lykaon im XXI. Gesang der Ilias zuruft:

„Stirb denn, Lieber, auch du! warum doch wehklagst du also?
Schaust du nicht, wie ich selber so schön und groß an Gestalt bin?
Doch wird mir nicht minder der Tod und das harte Verhängniß
Nahn, entweder am Morgen, am Mittag oder am Abend."

Und Johanna spricht:

„Stirb, Freund, warum so zaghaft zittern vor dem Tod,
Dem unentfliehbaren Geschick? Sieh mich an! Endlich werd
Ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick."

Dolon im X. Gesang der Ilias verspricht, sein reicher Vater würde ihn mit unendlicher Lösung loskaufen,

„wenn er mich noch lebend erforscht bei den Schiffen Achajas."

So versucht auch Montgommery das Verhängniß von sich abzuwehren durch die Aussicht, daß auch sein Vater

„Mit reichem Golde löse den geliebten Sohn,
Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt."

Aber bei solchen zahlreichen, immerhin kleineren und nur gelegentlichen Nachahmungen und Entlehnungen, deren wir fast bei jedem größeren Werke der Klassiker vorfinden, hatte es nicht sein Bewenden. Die Dichter versuchten auch, das volle griechische Volksepos dem Inhalte nach, in einem wirklichen Wettkampf mit Homer nachzuahmen. Und hierbei erwuchsen den Nachahmenden gewaltige Enttäuschungen; hier wurde ihrer Kraft zugerufen ein „bis hierher und nicht weiter". So lange sie sich aus Homer nur Stimmung holten, Menschenkenntniß, Hoheit des Stoffes, Studium der Natur, Beschränkung in der Form, Bilder in der Sprache, Anregung zu selbständigem Schaffen, auch wohl hie und da zur Verschönerung ihrer eigenen Verse und Gedichte von Homer naschten, lachte der Alte im Barte, gutmüthig gewährend. Aber ewig wahr bleibt es, daß Zeus den Titanen gegenüber, die den Olympos erstürmen wollten, sich als der Mächtigere erwies, und Homer erreichen, ja, überflügeln wollen, würde heißen, den Pelion auf den Ossa türmen, um in den Himmel der Götter zu gelangen.

Es war vor allem Goethe, der, wenn auch nicht Homer, so doch Homeride sein wollte. Auf nichts geringeres ging er aus, als die Ideale der zarten Lieblichkeit, der männlichen Tapferkeit und der vollendeten Schönheit, wie sie in den homerischen Gestalten sich darstellen, zu selbständigen Gebilden abzukonterfeien. Es war zunächst im Garten Italiens, in Palermo, wo Goethe fast unwillkürlich, unwiderstehlich sich zu Homer wieder hingezogen fühlte. Man lese nur in seiner Italienischen Reise hierüber nach, wie er, voll des Eindrucks, den diese duftige Natur auf ihn gemacht (am 7. April 1787), schrieb: Die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizont, ihr Anstreben gegen die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne, sowie in das Gedächtniß. Ich eilte sogleich einen Homer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen." In der „Nausikaa" versuchte er eine dramatische Concentration der Odyssee.

Er verzeichnet den Plan, entwirft einzelne Stellen, führt selbst einiges aus. Vom 8. Mai jenes Jahres 1787 findet sich unter dem Titel „Aus der Erinnerung" der Plan zu diesem Drama flüchtig skizzirt. „Ich gab einem auflebenden Drange nach, schreibt er, die gegenwärtige herrliche Umgebung, das Meer, die Inseln, die Häfen durch poetische,

würdige Gestalten zu beleben und mir auf und aus diesem Lokal eine Komposition zu bilden, in einem Sinne und einem Tone, wie ich sie noch nie hervorgebracht. Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichsam in Ein Element aufgelöst wurden, alles dies gab Nahrung meinen Vorsätzen und indem ich zwischen blühenden Hecken von Oleander, durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Citronenbäumen wandelte und zwischen anderen Bäumen und Sträuchen, die mir unbekannt waren, verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das angenehmste."

Das eigentliche Fragment „Nausikaa", enthält auf 6 Seiten die Stoffvertheilung für die fünf Aufzüge.

Die drei ersten Auftritte sind nahezu vollendet, der zweite giebt einen prächtigen Monolog des Odysseus; er ist, an das Land der Phäaken gespült, vom Schlaf umfangen, erwacht alsdann und fragt sich selbst:

„Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?
Ist's leer von Menschen — wehe mir Verlassenen!
Wo will ich Speise finden, Kleid und Waffe?
Ist es bewohnt von Rohen, Unbezähmten,
Dann wehe doppelt mir! dann übt aufs Neue
Gefahr und Sorge dringend Geist und Hände.
O Noth, Bedürfniß, o ihr strengen Schwestern,
Ihr haltet, eng begleitend, mich gefangen. —
So kehr' ich von der zehenjähr'gen Mühe
Des wohlverbrachten Krieges wieder heim,
Der Städtebändiger, der Sinnbezwinger.
Ins Meer versanken die erworbnen Schätze,
Und ach, die besten Schätze, die Gefährten,
Erprobte Männer, in Gefahr und Mühe,
An meiner Seite lebenslang gebildet,
Verschlungen hat der tausendfache Rachen
Des Meeres die Geliebten, und allein,
Nackt und bedürftig jeder kleinen Hilfe,
Erheb ich mich auf unbekanntem Boden
Vom ungemeßnen Schlaf."

Der Verlauf des Stückes entspricht nun im Allgemeinen dem Gange in der Odyssee, bis auf den wunderlichen Odysseeischen Vorschlag (der den Homeriden nachgebildet erscheint). Alkinous bietet nämlich dem Fürsten von Ithaka seine Tochter zur Gemahlin an, Odysseus muß jetzt Farbe bekennen, muß bekennen, was er bisher verheimlicht hatte, er sei vermählt, aber er macht den Gegenvorschlag, er werde seinen Sohn Telemach schicken, Jugend passe zur Jugend. Der Schluß des

Fragments lautet wörtlich: „Alkinoos will gleich, Ulysses will seinen Sohn bringen; sie sollen sich wählen, Alkinoos, Hochzeitstag, Ausstattung."

Voll Farbenpracht auch hier, trotz der Kürze des Fragmentes, die Goethesche Diktion, von trefflicher Charakterzeichnung die Gestalten! Wie einfach und doch so rührend klingt der vertrauensvollen und liebenden Nausikaa Wort zu dem Fremdling:

„Du bist nicht einer von den trüglichen;
Wie viele Fremde kommen, die sich rühmen
Und glatte Worte sprechen, wo der Hörer
Nichts falsches ahnet, und zuletzt, betrogen
Sie unvermuthet wieder scheiden sieht.
Du bist ein Mann, ein zuverläßger Mann.
Sinn und Zusammenhang hat deine Rede. Schön
Wie eines Dichters Lied tönt sie dem Ohr
Und füllt das Herz und reißt es mit sich fort."

Wie schlicht und doch so lebenswahr, wenn die Jungfrau die bejahrte Pflegerin Tyche fast ängstlich fragt:

„Du hältst ihn doch für jung? sprich, Tyche, sprich!"

und diese ausweichend erwidert:

„Er ist wohl jung genug, denn ich bin alt,
Und immer ist der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohl gefällt".

Wie schön die Malerei des Dichters, der gerade Italiens schmeichlerische Zauberluft geschlürft, eine Malerei, die jeder begreift, der ein Mal in diesem schönen gesegneten Lande selbst geweilt:

„Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Aether ohne Wolken."

Die farbenreiche Schilderung, die die Jungfrau von ihrer Heimath entwirft, erinnert sie nicht unwillkürlich an Mignons Sehnsuchtslied, das auf diese Weise ebenfalls Homerisch beeinflußt erscheint, so daß aus Mignons träumerischem Antlitz die klagenden Augen der unglücklich liebenden Nausikaa zu blicken scheinen. Nausikaa spricht:

„Die Pomeranze, die Citrone steht
Im dunklen Laube und die Feige folgt
Der Feige . . . .
Dort wirst Du in dem schönen Lande wohnen,
Im Winter Wohlgeruch von Blumen Dich erfreun.
Es rieselt neben Dir der Bach, geleitet
Vom Stamm zu Stamm. . ."

Auch an allgemeinen Setenzen Homerischer Art fehlt es nicht, z. B.

„Ein gottgesendet Uebel sieht der Mensch,
Der klügste, nicht voraus und wendet's nicht
Vom Hause. . . ."

Das Fragment läuft aus in den hoffnungsvollen Worten des Alkinoos:

„So werde jener Tag, der wieder Dich
Mit Deinem Sohn zurück zum Feste bringt,
Der feierlichste Tag des Lebens mir.“

Aber eine Andeutung im Fragment wie in der Skizzirung selbst weist auf einen tragischen Schluß hin. Nausikaa sucht, als sie sieht, Odysseus ist ihr verloren, den Tod. Nach Goethe haben noch mehrere Dichter denselben Stoff dramatisch behandelt, wie Geibel, neuerdings Schreyer, dessen Drama auf der Bühne einen gewissen Erfolg hatte. Und doch dürfte die ganze Idee einer dramatischen Nausikaa ein Unding sein. Der Charakter der Heldin ist lediglich ein epischer, kein dramatischer. Homers Nausikaa hätte sich nie aus Liebesschmerz den Tod gegeben; sie hätte wohl gerne Odysseus zum Manne genommen, begnügt sich aber auch mit einem der Edlen aus der Reihe der Phäaken. Da dies jedoch wieder undramatisch ist, so verwandeln die Dramatiker, auf welche die Gestalt der liebenswerthen Phäakischen Jungfrau, gerade wegen der Unbestimmtheit ihres Ausgangs, wegen der scheinbaren Lieblosigkeit, mit welcher das Epos ihr Schicksal einfach fallen läßt, bestechend wirkt, die antike Griechin in eine moderne Bühnenfigur. Bei Homer ist der Abschied der Jungfrau von Odysseus herzlich-freundlich, aber ohne jegliche Sentimentalität. Nausikaa reicht ihm die Hand und sagt, wie Kähler übersetzt:

„Lebe denn wohl, o Fremdling; gedenke auch mein in der Heimath!
Denn mir schuldest Du doch zuerst des Lebens Errettung.“

Das ist schlicht und gefühlvoll gesprochen, aber ohne herzbrechende Rührung. An diesem Dualismus des antiken epischen Charakters und der modernen Bühnenanforderungen wird auch jeder dramatische Versuch einer Homerischen Nausikaa scheitern.

Das sah Goethe auch bald ein und hat es bei dem Fragment bewenden lassen. Ein andrer Versuch Homerischer Nachahmung ist seine ebenfalls wenig bekannte Achilleis. Selten ist über ein Werk so verschiedenartig geurtheilt worden, wie unsere bedeutendsten Literarhistoriker es über die Achilleis gethan haben. Rechnet Scherer das Fragment von 500 Versen zu dem Schönsten und Größten, was Goethe überhaupt gedichtet hat, ja, stellt er in gewisser Beziehung den Deutschen noch über den Griechen, über Homer selbst, so erklärt dagegen der nicht minder feinfühlige Hettner „jene Verse lassen nicht bedauern, daß Goethe den ganzen Plan, mit Homer zu rivalisiren, mißmuthig über Bord geworfen habe“.

Wer von beiden hat Recht? Zunächst wird jeden, der die Achilleis liest, die wunderbar bestrickende Form der Goethischen Sprache sympathisch berührend fesseln; wie könnte es auch anders sein? auffall'n wird ihm die Fülle der Sentenzen, auffallen die Menge der wirkungsvollen Gleichnisse. Auch ächt Homerische Verse sind anzutreffen; um nur einige von den allgemeinen Sentenzen anzuführen:

„Wer Waffen schmiedet, bereitet
Krieg und muß davon der Zither Klang nicht erwarten."

oder

„Oft begrub schon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
Abgesprochen, genesen und froh der beleuchtenden Sonne."

oder

„Willkür bleibet ewig verhaßt den Göttern und Menschen,
Wenn sie in Thaten sich zeigt, auch nur in Worten sich kundgiebt."

oder

„Denn wer im Wege steht dem Geschick, das dem endlichen Ziele
Furchtbar zueilt, stürzt in den Staub; ihn zerstampfen die Rosse,
Ihn zerquetschet das Rad des ehernen, heiligen Wagens."

Und scheint nicht Homer selbst zu uns zu sprechen in Versen der Achilleis, wie in folgenden:

„So wird kommen der Tag, da bald von Ilions Trümmern
Rauchend Qualm sich erhebt."
„Denn nah ist der Tag, da zeitig der große Pelide
Sinken wird in den Staub, der Sterblichen Grenze bezeichnend."

Von den Aethiopen heißt es, fast wörtlich mit Homer:

„welche die äußersten wohnen von allen Völkern der Erde."

Aber wie langathmig dann wieder und wie jeder Handlung bar die Reden um den Grabhügel, wie arm überhaupt an Ereignissen das Ganze, wie unhomerisch die Aufeinanderhäufung der Epitheta:

„Denn allzu oft nur verkürzt Ihr
Streitendem Volke den schuldigen Lohn verheißener Nahrung."

Wie unerlaubt dürftig selbst für einen Goethe oft der Hexameter, wie z. B.

„Der in den Hades
Stieg und dem er sich nach selbst hin zu den Schatten bestrebet."

Wie unhomerisch Einzelheiten, z. B. daß Kronion beim Gehen unterstützt wird durch goldene, wandelnde Knaben, Gebilde des Hephästos. Alles in allem mag jenes Wort über die Achilleis alt sein und gesucht klingen — ohne eine gewisse Berechtigung ist es sicher nicht: Die Achilleis enthalte keine Zeile, die nicht Homer geschrieben haben könnte, und enthalte in der That keine, die er hätte schreiben können.

Schließlich die Zaubergestalt der Helena, diese Verkörperung des Schönheitsideales, im zweiten Theil des Faust! Aecht antik und homerisch freilich die Schilderung von Helenas Schönheit, die auch Goethe nur in ihrer Wirkung beschreibt. Faust bringt nämlich den Thurmwart gefesselt, weil derselbe ihre Ankunft nicht gemeldet habe, Helena soll ihn bestrafen. Der Wärter aber entschuldigt sich, ihre Schönheit sei Schuld.

„Aug und Brust ihr zugewendet,
Sog ich ein den milden Glanz,
Diese Schönheit, wie sie blendet,
Blendete mich Armen ganz.
Ich vergaß des Wärters Pflichten,
Völlig das beschworne Horn.
Drohe nur mich zu vernichten,
Schönheit bändigt allen Zorn."

Aber trotz dieser berückenden Schilderung behält die Gestalt der Helena für uns etwas Schattenhaftes; in ihr pulsirt nicht das natürliche Blut, das einst so heiß und leidenschaftlich gerollt hat.

In der Gegenwart, als selbständige Typen behandelt, werden die homerischen Gestalten schwerlich mehr als einen Achtungserfolg erzielen, während die eigentlichen homerischen Gestalten immer spielend, fast mit zwingender Nothwendigkeit den Weg zu unserem Herzen finden.

Auf die vielen Gründe, warum Homer, der Poesie und Natur in einer Einheit darstellt, nie völlig erreicht werden kann, will ich hier nicht näher eingehen. Thatsache ist es dagegen, daß trotz alledem, seit den Tagen der eigentlichen Wiedergeburt Homers in der deutschen Literatur, das griechische Volksepos noch oftmals den Hintergrund, ja die Grundlage abgegeben hat für Poesieen ächt deutschen Inhalts, aber homerischen Geistes.

Des zum Beweise möchte ich noch eine kleine, so zu sagen, physiologische Skizzirung an einem neueren und weitberühmten klassischen Werke vornehmen, einem Werke, das vielen, wie auch mir lieb und vertraut ist, dem eine solche Beleuchtung auch seinen Werth nicht mindern soll und nicht mindern kann, einem Werke, das diesen scheinbar harmlosen homerischen Einfluß wie kaum bei einem anderen Werke, auf das Charakteristischste gewahren läßt.

Ich meine Gustav Freytags „Ingo", der „Ahnen" ersten Theil. Selbstverständlich ist es nicht meine Absicht, tadeln oder auch nur kritteln zu wollen; ich will nur an einer größeren epischen Arbeit deutscher Dichtung zeigen, wie Homer den deutschen Sängern völlig in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie kaum anders können, als ihn nach-

gestalten, daß der Reichthum des Griechen unerschöpflich ist, daß er gern giebt, mit vollen Händen giebt, daß der Inhalt seiner Epen fast indogermanischer Art geworden ist. Und kein Werk eignet sich zu diesem Zwecke besser als eben Ingo. Es ist schade, daß Gustav Freytag nicht in den Erinnerungen aus seinem Leben selbst über den homerischen Einfluß auf seinen Ingo Mittheilungen, die sicher interessant und zugleich lehrreich gewesen wären, gebracht hat.

Die köstlichste Scene in der Odyssee „Odysseus bei den Phäaken" finden wir in dem deutschen Roman wieder als „Ingo bei den Waldleuten in den Waldlauben".

Dort ist freilich der Boden, auf welchem jene liebliche Idylle abspielt, die Meerumflossene Insel, im Roman bildet der Wald den schönen, dunklen Rahmen, von dem sich das lichtvolle Gemälde abhebt, aber über beiderlei Heimath wird der Fremde belehrt.

„Wir wohnen — heißt es dort — fern im Bereich des wallenden Meeres,
Am Weltende, und mit uns verkehrt sonst keiner der Menschen."

„Wir besorgen wenig, heißt es im Ingo, von einem Einbruch, .. denn schwer wird es dem Fuß des Fremden über Fels und Waldbach in die Gebirge zu dringen."

Ein „wegemüder Mann", ein zweiter πολύτροπος, kommt Ingo, weit über Berg und Thäler her, aus dem Wirbel des Stromes gerettet, mit dem Drachenbanner der Römer, dem auf Purpur gewirkten, das eine mystische Rolle in dem ganzen Roman spielt; auch Odysseus hatte alles in den Wellen verloren, nur sein Leben gerettet durch den Schleier der Leukothea — Ino.

Uebrigens gemahnt Ingo in andrer Weise an den Haupthelden des zweiten griechischen Volksepos, der Ilias, an Achilles. Auch ihm, dem Germanen, war die Wahl gestellt von der Schicksalsverkünderin aus den Fäden, die sein Schicksal lenkten, ob er, wie es fast in daktylischen Rythmus heißt, „altern wolle in friedlicher Stille, verborgen im Volke, geduldig im Leben und schicksalsfrei", oder ob unter den Kriegern der Sänger sein Lob singen solle.

Beide, Achilles wie Ingo, ziehen natürlich das kurze, aber ruhmreiche Leben dem langen, unrühmlichen vor. Größer aber die Aehnlichkeit des Ingo mit dem Laertiaden.

Eine der ersten Gestalten, die beiden, Odysseus wie Ingo, begegnet auf der Scholle, welche die Brücke zur Heimath, der alten wie der neuen, abgeben sollte, ist die Jungfrau, dort Nausikaa, hier Irmgard. Beide Mädchen waren zu häuslichen Verrichtungen von Hause fortgefahren, jene, um die schimmernden Kleider im Strome am Meere zu

waschen, diese, um den Gewinn der Milchkammern von der Waldweide zum Herrenhofe zu holen.

Beide Jungfrauen ragen unter ihren Gefährtinnen sichtbar und gebietend hervor. Das Volksepos schildert wie gewöhnlich die Gestalt und Schönheit nur in allgemeinen Zügen, Nausikaa VI, 100 sei

„einer Unsterblichen gleich an Wuchs und an der Erscheinung"

und auch der moderne Dichter vermeidet, dem Griechen ähnlich, auffallend eine Zergliederung der weiblichen Schönheit. Beide Mädchen, die Griechin wie die Germanin, haben ein volles Bewußtsein von der Heiligkeit der heimischen Gastfreundschaft und geben sogleich den Mägden Befehl, die Griechin:

„... Gebt Speise und Trank, ihr Mägde, dem Fremdling!"

und Irmgard:

„Reich ihm den Krug mit Milch, Frida!"

Beide haben nach kurzem, prüfenden Blicke sofort in dem Gewande des Unglücks den Gebietenden erkannt. Sagt das germanische Fürstenkind: „er sieht aus wie ein Herr über viele", und später: „der Mann ist kein Alltagssohn", so vergleicht Nausikaa den stattlichen Fremdling in ihrer Redeweise sogar mit „einem der Unsterblichen selber".

Sehr verschieden freilich die beiden in fremdes Land Verschlagenen den Jungfrauen gegenüber! Wortkarg der fast finstere Germane; herrliche Worte dagegen weiß der Grieche der Königstochter zu sagen. Giebt es wohl eine zartere Huldigung, als sie Odysseus der Jungfrau zu Füßen legt, wenn er unter anderen schönen Worten sie mit duftiger griechischer Schmeichelrede anredet, die vor 2000 und etlichen hunderten von Jahren gesprochen oder gedichtet, auch der Generation des XIX. Jahrhunderts zu hören nicht ganz uninteressant sein dürfte.

Hören wir, wie Jordan die Stelle übersetzt hat:

„Herrin (sagt Odysseus) erhör mein Flehn, ob du Göttin oder ein Weib seist!
Bist du der Göttinnen eine, die droben den Himmel bewohnen,
Dann acht ich dich zumeist der Tochter des Zeus, des Erhabnen,
Artemis ähnlich an Wuchs, an Leibeshöhe und Antlitz;
Wohntest du aber auf Erden und wärest der Sterblichen eine, —
Dreifach beseeligt dann sind dein Vater, die würdige Mutter,
Dreifach beseeligt die Brüder! Um deinetwillen erglühen
Ihnen die Herzen gewiß von freudigem Stolze beständig,
Wann sie solch einen Sproß hinschreiten sehen zum Reigen.
Aber vor allem beseeligt im innersten Herzen der eine,
Der mit Geschenken zur Braut dich gewinnt und als Gatte dich heimführt!
Sterbliche sind mir noch nie so gestaltet vor Augen gekommen,
Weder ein Mann noch ein Weib, und mit Staunen erfüllt mich dein Anblick.

Nur an Apollos Altar auf Delos schaut ich vergleichbar
Schlank in die Höhe geschossen den jungen Schaft einer Palme; . . .
Ganz wie dort mein Gemüth der Anblick lange bezaubert,
Weil ein ähnlicher Stamm noch nie der Erde entsprossen,
Steh ich bezaubert vor dir, o Mädchen, und habe den Muth nicht,
Dir zu umfassen das Kniee."

Solche ganz mühelos gepflückte Blume der Huldigung weiß freilich der schwerfälligere Ingo nicht darzubringen.

Das sorglose, naive Kind unter dem griechischen Himmel macht kaum ein Hehl aus seiner Bewunderung und Zuneigung. Nausikaa bedeutet den Fremdling, wie er den Hof des Königs finden würde; sie werde allein vorausfahren, sagt sie und wie sie das sagt, verschämt und doch mit einem deutlichen Winke, welch Eindruck er auf sie gemacht, ja, daß sie ihn gern zum Gemahl nähme, das läßt sich nur mit den Worten des Textes selbst wiedergeben. Sie entschuldigt sich also, daß sie allein vorauseile, denn

„Dort vermied ich gern unholdes Geschwätz, daß Niemand
Uns nachhöhnte; man ist sehr übermüthig im Volk hier.
Also sagte vielleicht ein Niedriger, der uns begegnet:
Was für ein Fremdling folgt der Nausikaa, schön und gewaltig?
Wo nur griff sie den auf? Den nimmt sie zum Manne vermuthlich.
Freilich bei uns hier sind ihr zu schlecht die Phäakischen Söhne,
Welche der Edlen sie vielfach umfreien und vielfach umwerben,
Ja, so spräche das Volk, und es wär mir zu großer Beschämung.
Tadeln würd ich es selbst, wofern eine andre das thäte,
Wenn sie sich ohne Erlaubniß der lieben noch lebenden Eltern
Zeigte mit fremdem Manne, bevor die Verlobung gefeiert."

Ernster, stiller, verschlossener die unter rauherem Himmel aufgewachsene Germanin. Sie würdigt den Fremdling nur weniger Worte, aber ähnlich wie Nausikaa die feigeren Gefährtinnen schilt, weist auch sie die zofenartige, spitze Bemerkung ihrer Gespielin Frieda, die sich über den „zerrissenen Bundschuh" und die „reisemüde Jacke" schnippisch aufhält, mit Würde zurück.

Im Palast angekommen, eine gute Weile später als die Jungfrauen, lassen sich beide, Odysseus wie Ingo, nach indogermanischer Art, am Herdfeuer nieder. Die Könige des Hofes sind nicht gleich sicher, wie dem Fremdling begegnen. Der Phäake wartet, bis einer der Großen seines Hofes ihn an die Pflicht der Gastfreundschaft mahnt; Fürst Answald befragt nach der Gepflogenheit seines Volkes, auch erst die Edlen, ob ein weiterer Aufenthalt dem Fremden zu gestatten sei. Vor allem „suchte" bei seinen Entschließungen der germanische Wirth

„das Auge seiner Hausfrau“. Ihr räumt er einen echtgermanischen Einfluß auf seine Entschlüsse ein.

Doch auch der König der Insel Scheria stand unter diesem Banne der ehelichen Weiblichkeit. Schon Nausikaa, das altkluge Töchterchen, gab dem Odysseus den wohlgemeinten Wink: wenn du in den Palast kommst,

„ . . . Durcheile den Saal des Königs, bis du zu meiner Mutter gelangst;
Ihm selbst gehst du vorüber und schlingst die Hand um die Kniee
Meiner Mutter, damit du den Tag zu baldiger Heimkehr
Grüßest mit Jauchzen und wärst du, wer weiß wie weit, von der Heimath.

An Odysseus wie Ingo wird, gleich nach ihrer Ankunft, am königlichen Hofe thatsächlich Gastfreundschaft geübt, beide werden mit einfachem, aber kräftigem Mahle bewirthet. Beide erweisen sich als echte Naturkinder, sie essen tüchtig und vergessen für den Augenblick, sich an Speise und Trank erfreuend, der Gegenwart Trübsal und Kummer.

Am Hofe, geschmückt mit neuen Gewändern, den edelsten und feinsten aus den Truhen der Fürstinnen, finden Odysseus wie Ingo bald Freunde, und, nicht lange währt's, auch Neider, Spötter und Feinde. Das zeigt sich am auffallendsten bei den Spielen, die hüben wie drüben veranstaltet werden. Die Aehnlichkeit des Verlaufes dieser Spiele ist vor allem ergötzlich.

Beide Fremdlinge sehen anfangs mit schweigender Theilnahme zu. Beide werden von gutgemeintem Rathe aufgefordert, auch ihrerseits Kraft und Geschicklichkeit leuchten zu lassen. — Den Griechen reizt, mehr als die Aufforderung, der Spott des Euryalos, der selbst im Ringkampf „geglänzt hat voraus den andern als Sieger“ und ebenso wird Ingo warm gemacht durch die Stichelreden des Edlen Theodulf.

Die Fremden, der griechische wie germanische, leisten im Spiele Erstaunliches, weit mehr als die übrigen. Die sonst so redseligen Phäaken verstummen, die sonst so schweigsamen Germanen brechen in laute Bewunderung aus. Beide Parteien freuen sich aber, daß sie wenigstens in anderen Spielen die ersten wären, namentlich im Tanze, der bei beiden Völkern, bei den Germanen als ernsterer Schwerttanz, vorgeführt wird. Ein Lob des Tanzes seitens der Gäste wird von den Einheimischen herausgefordert, Odysseus lobt nach Kräften, Ingo schweigt.

Beide, die vorher beleidigende Worte zu den Gästen gesprochen, werden von den ihrigen veranlaßt, die Hand zur Versöhnung zu bieten, liebenswürdig hierbei die Griechen, frostig und steifnackig der entschuldigende Theodulf, der Verzeihung gewährende Ingo. — Auf jene Spiele

folgt das Mahl im Palast der Gebietenden. Griechen und Germanen, ermattet vom langen Spiele und Schauen, langen tapfer zu. Anfangs sagt der Roman, war es schweigsam um die Bänke, denn allen störte die Rede der eigene Hunger. Auch bei den Griechen die Stille des Hungers, dann des Essens, kein Gespräch will gedeihen, „bis das Verlangen nach Trank und Speise gestillt war".

Nun aber beginnt schwirrendes Gespräch. Mittelpunkt des Mahles wird bald der den Menschen immer willkommene, der göttergeliebte Sänger. Alles lauscht seinem Sange, alles den Tönen des Demodokos hier, des Volkmar dort, Namen, die, ähnliches bedeutend, schon eine gewisse Verwandtschaft verrathen.

Und was singen sie? Das ist die zwingende Macht der alle Geheimnisse erlauschenden und wissenden Muse, „erregt von der Gottheit", wie Homeros sagt; unwissentlich stimmen sie an das Loblied auf den ihnen unbekannten Gast, eine That von ihm zu feiern, die letzte, zugleich berühmteste That des Helden, nach der er bald verschwunden war den Blicken der Sterblichen. Und ähnlich ist auch die Wirkung beider Lieder. Odysseus „schmolz in der Wehmuth hin und Thränen netzten die Wange". Auch Ingo beugte das Haupt beim Eintreten des ihm wohlbekannten Sängers; nur den Thränen wehrt er, die dem Germanen nicht mannhaft scheinen, die den Griechen nicht schändeten. Wird doch in der Odyssee viel geweint. Odysseus wird vom König an seinen Thränen erkannt, Ingo von der Königstochter daran, daß ein rosiges Licht über seine Züge floß, an seinen strahlenden und verklärten Blicken. Die Macht des Liedes hat beider Erkennung herbeigeführt.

Früher aber schon, ehe beide von der Menge erkannt worden, hatte die schüchterne, junge Liebe im Herzen der Jungfrauen ihre sanfte Schwinge geregt. Nachdem die Mädchen, gleich nach dem ersten Schauen, prophetisch den Sohn der Götter in dem Unglücklichen erkannt hatten, nachdem sie ihn bei Hofe selbst aufgenommen und geehrt sahen, wußten sie auch bald Augenblicke zu finden, den Mann ihrer Bewunderung allein zu sprechen.

Freilich von nun an entwickelt sich das Verhältniß zwischen den Jungfrauen und den Helden durchaus verschieden; das ist bedingt durch die ganze Weiterentwicklung des griechischen Volksepos, des deutschen Romans. Odysseus treibt es in die alte Heimath zurück, zu Weib und Sohn. Ingo drängt es, sich eine neue Heimath erst zu gründen. Die Idylle auf Scheria wie in den Waldlauben ist zu Ende. Mit reichen Geschenken wird Odysseus entlassen, das kostbarste Geschenk raubt sich der Germane selbst. Phäaken geleiten den Griechen in seine Heimath,

das Geleit der Waldleute führt auch Ingo in sein neues Heim, wohin er schließlich auch sein Weib sich nachholt.

Das die hauptsächlichsten Aehnlichkeiten der beiden Dichtungen; der Verschiedenheiten und Abweichungen sind natürlich zahlreiche, meist nicht zum Vortheile des modernen, höfischen Dichters. Der heitere Himmel Griechenlands ist ausgespannt über ganz anderen, leichtlebigeren, fröhlicheren Naturen als sie auf der kühleren Erde des Nordens gedeihen. Doch auf diese Unterschiede hier näher einzugehen, ist nicht der Zweck meiner heutigen Worte; auch will ich nicht weiter besprechen den ferneren Verlauf des Romans, der von nun an ebenso viele Anklänge an das herrlichste und großartigste, tragisch auslaufende deutsche Volksepos, das Nibelungenlied, aufweist, wie der erste Theil Beziehungen zu dem griechischen hatte. Ich habe mich bemüht zu zeigen, und zwar zuletzt ausführlicher an einem einzelnen Werke, daß unsere Schriftsteller, auch aus der Reihe der Vorkämpfer, wenn sie wahrhaft Schönes, Zartes und Erschütterndes uns vorführen wollen, gern aus dem Reichthum der griechischen Volksdichtung schöpfen. Und sie thun recht daran. Sie schöpfen aus einem Bronnen, der nie versiegt, und dessen Wasser, geschickt und künstlerisch geleitet, viele und weite Flächen lebensvoll berieseln, von den olympischen Höhen bis in die moosigen Stätten germanischer Tannenwälder und Triften.

Politische Correspondenz.

Die Entlassung Stöckers. Die neuen Steuer-Vorlagen.

Die Stellung der politischen Kreise in Deutschland zu Herrn Stöcker ist meist eine leidenschaftliche, wie der Mann selbst, für ihn oder wider ihn. Wir haben ihn unsererseits von je sehr kühl und nüchtern zu beurtheilen gesucht. Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß wir im Kern seine entschiedensten Gegner sind und daß noch mehr als seine Ziele seine demagogische Methode unseren Widerspruch herausfordert. Wir haben aber darum keinen Augenblick verkannt, daß in den praktischen Fragen, die in den Parlamenten zur Entscheidung kommen, wir sehr vielfach mit ihm und er mit uns übereinstimmt, so daß ein taktisches Zusammenwirken natürlich und wünschenswerth erscheint. Wir sind deshalb seiner Zeit ausdrücklich dafür eingetreten, daß die Siegener Nationalliberalen ihm ihre Stimmen in der Reichstagswahl geben möchten. Herr Stöcker ist im Reichstag wie im Abgeordnetenhaus eine Kraft, die manchmal unbequem sein mag, aber an anderen Stellen gar nicht zu entbehren ist. Nur der Haß kann verkennen, daß er den Ultramontanen gegenüber den protestantischen Standpunkt öfter vortrefflich vertreten hat. Eine feinere, durchgebildete theologische Natur ist in unserer Volksvertretung nicht vorhanden und würde auch garnicht dahin passen. Parlamente haben einmal ein natürliches Element der Demagogie an sich, das robuste Naturen und Argumente postulirt. Die ungeheure Plattheit ist eine Hauptstärke des Größten unserer Parlamentarier, des Herrn Windthorst. Will man überhaupt Jemand haben, der Windthorst antwortet, so ist eine viel andere Natur als Stöcker garnicht zu gebrauchen. Man muß das erlebt haben, um die ganze Größe dieses Jammers, wenn man es so betrachten will, zu empfinden.

Von diesem Standpunkt aus konnte nun nichts wünschenswerther erscheinen als das Ausscheiden Herrn Stöckers aus seiner Hofprediger-Stellung, ja aus dem geistlichen Amt überhaupt. Wir jubeln nicht darüber, wie seine Feinde, die darin eine Befriedigung ihres wilden Hasses finden; im Gegentheil, wir bedauern, daß dem Manne ein Schaden in seiner persönlichen Stellung zugefügt worden ist. Aber die politische Berechnung billigt den Schritt, nicht weil Herr Stöcker dadurch an Kraft verloren, sondern insofern er dadurch an Kraft gewonnen hat. Ein großer Theil dessen, was uns an diesem Manne bisher antipathisch und was uns an ihm gefährlich war, ist jetzt von ihm genommen

Daß er als Geistlicher Demagog war, und dadurch die Kirche als Ganzes compromittirte und verführerisch auf den jungen theologischen Nachwuchs wirkte und daß seine Stellung nahe dem kaiserlichen Hause stets den Verdacht wach hielt, daß hier mit seiner Art und seinen kirchenpolitischen Zielen eine gewisse Sympathie walte — das war es, was uns sein ganzes Wesen stets, trotz mancher Anerkennung im Einzelnen, mit Abneigung und Argwohn betrachten ließ. Das ist jetzt vorbei. Daß seine eigene Anhängerschaft tief bekümmert ist über seine Verabschiedung, ist wohl natürlich, zeigt aber auch, worauf sie gehofft hat. Sie könnte ja jetzt sagen: er ist frei, er kann jetzt doppelt wirken. Aber trotz aller Zurückweisungen, die schon erfolgt sind, hoffte sie doch noch immer auf dereinstige Zustimmung und Förderung von allerhöchster Stelle. Da hierauf nun alle Aussichten geschwunden sind, läßt sie den Kopf hängen. Wir aber sind doppelt erfreut: darüber, daß Herr Stöcker von allem Geistlichen und Officiellen losgelöst ist und darüber, daß er sein enormes Talent und seine überaus große Kraft nunmehr in einer Weise verwerthen kann und vermuthlich auch wird, die für uns wohl noch Manches Feindliche, aber wenig Gefährliches, und recht sehr viel Nützliches mit sich bringt.

Man wird Stöckers künftige Stellung einigermaßen mit derjenigen Richters vergleichen dürfen. Beide werden von ihren eigenen Parteifreunden oft stark getadelt und Beide sind doch den Ihrigen unentbehrlich. Es gehört zu den kleinen Künsten des Parteikampfes, daß man den Deutschfreisinnigen immer wieder die Persönlichkeit Richters vorhält und sie auffordert, sich von diesem Menschen zu emancipiren. In Wahrheit ist ihnen das unmöglich d. h. sie würden von dem Augenblick an, wo sie das thäten, eine andere Partei werden und in diesem, nur in diesem Sinne haben ja auch wir es von ihnen gefordert und fordern es noch heute. So lange sie bleiben will, was sie ist, die freihändlerisch-radikale Oppositionspartei, so lange wird und muß auch Richter ihr Führer bleiben. Man kann sich Parteiführer und Parteigenossen nicht so bestellen, wie man sie sich vielleicht wünscht, sondern muß sie so nehmen wie sie sind. Auch in der Taktik des Fürsten Bismarck haben wir Manches auszusetzen gehabt und meist darüber geschwiegen, um nicht durch Reden mehr Schaden als Nutzen zu stiften. Wir schweigen noch heute darüber, wenn nicht mehr aus politischer Berechnung, so doch aus Dankbarkeit. Nicht anders empfinden in entsprechend verkleinertem Maßstab viele Deutschfreisinnige über Richter und Conservative über Stöcker. Die gegenseitigen Vorwürfe darüber mögen sich compensiren. Beide personificiren die oder wenigstens eine wesentliche Tendenz der Partei und vertreten sie mit solchem Erfolg, daß man alle Mängel, die den Persönlichkeiten anhaften, in Kauf nehmen muß.

Das ist nun nicht so zu verstehen, daß die beiden Männer irgend welche persönliche Aehnlichkeit miteinander hätten. Im Gegentheil, sie sind so verschieden wie ihre Bestrebungen. Richters Talent ist kritisch, dialektisch, schlagfertig, beruht auf ausgebreiteten Detail-Kenntnissen und Studien; seine Kritik ist negativ und in dieser Richtung rücksichtslos, unbestechlich, unbeeinflußbar.

Stöckers Talent ist oratorisch, pathetisch, weiß nichts vom Detail, sondern ist der Ausfluß einer allgemeinen, von großen Vorgängern ausgebildeten und von ihm in toto aufgenommenen Weltanschauung; er schmettert nieder, wo Richter auflöst. Man hört zuweilen, Richter sei erbittert dadurch, daß er vor vielen Jahren einmal als Bürgermeister einer kleinen Stadt nicht bestätigt worden. Nichts kann verkehrter sein. Diese Nichtbestätigung ist ja die erste Staffel zu einer in jeder Beziehung glänzenden Stellung für ihn geworden. Nie wäre er in einer positiven Thätigkeit, selbst wenn damals hineingelangt, geblieben. Man erzählte in diesem Herbst, er solle als Nachfolger Herrn Miquels Bürgermeister von Frankfurt werden. Nichts sicherer, als daß er sich in einem solchen Posten binnen Kurzem ruiniren würde. Die Regierung könnte nichts Klügeres thun, als ihm eine solche Stellung suchen. Stöcker hingegen schafft und organisirt fortwährend. Richter ist ohne jede wirkliche Leidenschaft, blos zänkisch, rabulistisch und übellaunig von Natur. Niemand liebt ihn, er hat mit Niemand Verkehr. In dem Büchlein von Bewer „Gedanken über Bismarck" ist eine prächtige Antithese. Wie tief und vielfach, sagt der Autor, hat Bismarck im deutschen Volksleben Wurzel gefaßt: als evangelischer Christ, als Familienvater, als Landwirth, als Soldat, als Beamter — sein hauptsächlichster Gegner aber ist ein grämlicher alter Junggeselle, der Jahr aus Jahr ein zwischen Häusern und Zeitungen hockt. Nie oder so gut wie nie appellirt Richter an edle Regungen im Menschen, immer nur an gemeine, vor Allem an den Egoismus und an den Geiz. Wo er sich eines wirklich erlittenen Unrechts annimmt, fühlt man stets durch, daß es geschieht nicht aus Mitleid mit dem Geschädigten, oder aus Rechtsgefühl, sondern aus Schadenfreude, daß er dem Uebelthäter nun seinerseits etwas anhängen kann. Auch Stöcker versteht es zu hetzen als echter Demagog, aber seine wilden Worte entspringen wenigstens einem ächten, männlichem Haß. Er ist leidenschaftlich bis zum Fanatismus, Richter ist blos boshaft. Stöckers Wahrheitsliebe ist oft angegriffen und er hat sich grobe Unbesonnenheiten zu Schulden kommen lassen, aber zuletzt waren es doch nur Ausflüsse des fortwährend mit ihm durchgehenden Temperaments. Richter läßt sich auf positiven Unwahrheiten nicht ertappen, aber nur, weil er sich seiner innerer Unwahrhaftigkeit so bewußt ist, daß er durch geschickte Ausdrucksweise äußere Wahrheit mit thatsächlicher Irreführung zu vereinigen weiß. Richter ist besonders gefährlich durch seine Person, als parlamentarischer Führer, Taktiker und Debatter. Stöcker würde als Einzelner fast nur Nutzen stiften; er ist gefährlich hauptsächlich durch seine Gefolgschaft und sein Beispiel. Seine Blätter, „Reichsbote" und „Volk" geben an Rohheit des Tons und der Gesinnung der „Freisinnigen Zeitung" nichts nach.

Wenn nun der echten und höheren Bildung und Gesittung, welche wir zu vertreten vermeinen, ein in den Formen der Religion einherschreitender Fanatismus noch viel antipathischer sein muß, als der seiner eigenen Absicht nach irreligiöse, so mag man fragen, wie wir denn vom Stöckerianismus etwas Gutes

erwarten können? Vom Stöckerianismus erwarten wir allerdings nichts Gutes, wir halten ihn für schlechthin schädlich. Aber Herr Stöcker selbst ist eine Kraft, die man nicht bloß bekämpfen, sondern mit der man auch rechnen muß. Er ist ein Fanatiker, aber keineswegs blos ein Fanatiker. Mit ihm, und das ist der letzte und entscheidende Unterschied, läßt sich verhandeln, mit Richter nicht. In der Leidenschaft, mit der das Publicum ihn zu betrachten pflegt, scheinen weder Feinde noch Freunde recht bemerkt zu haben, daß er gerade in der letzten Zeit eine entschiedene Wendung zur Mäßigung hin gemacht hat. Jener schmählichen Beleidigung der Confessionellen gegen die kirchlich Liberalen, die noch auf der letzten brandenburgischen Synode wieder aufgetreten ist, daß jene diesen überhaupt das Recht in der Kirche absprechen, dieser Beleidigung hat sich grade Herr Stöcker nicht angeschlossen. Er hat sich auf dem evangelisch-socialen Congreß in loyaler und versöhnlicher Art mit Kirchlich-Liberalen zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Er hat sich zu diesem Programm des Zusammenwirkens laut und unumwunden bekannt. Er hat, seit der wilde Antisemitismus der Böckel und Liebermann aufgekommen, selbst auf diesem, seinem Lieblingsgebiet mildere Töne angeschlagen. Wenn er zwischendurch wieder den Feldzug in Baden gemacht hat gegen den Liberalismus, so steht das mit jenem Bestreben allerdings in Widerspruch; in Baden, einem zu Zweidrittel katholischen Lande, ist nur die Wahl zwischen Liberalismus und Ultramontanismus. Aber ein solcher Widerspruch darf bei einem Mann, wie Herrn Stöcker nicht so sehr erstaunen; sein Temperament, seine Lust am Reden hat ihn schon oft und wird ihn noch oft in Dinge hineinreißen, die dem Ziel, das seine Ueberlegung sich gesteckt hat, ganz entgegengesetzt sind. Das muß in Kauf genommen werden. Die Hauptsache ist, daß er dem Ultramontanismus im Parlament tapfer widerstreitet und daß, wie Adolf Harnack in diesen „Jahrbüchern" in seinem Aufsatz über den evangelisch-socialen Congreß ausgeführt hat, heute eine gewisse sociale Thätigkeit auf specifisch evangelisch-kirchlichem Boden nothwendig ist und bei dieser Thätigkeit Herr Stöcker nicht entbehrt werden kann und sich ehrlich bereit erklärt hat, mit den Anhängern und Freunden Harnack's zusammenwirken zu wollen. Dies Bündniß darf nicht zurückgewiesen, sondern muß nach Kräften ausgebildet und dadurch sowohl direct Gutes gewirkt als auch Herr Stöcker auf dieser Bahn möglichst festgehalten werden.

* * *

Aus der Fülle der Gesetzesvorlagen, welche zur Zeit den preußischen Landtag beschäftigen, greifen wir die Finanz-Gesetze heraus, um sie mit den von uns mehrfach ausgesprochenen Wünschen und Darlegungen zu vergleichen. Wir haben uns von je ausgesprochen gegen die Kapitalrentensteuer, für eine Erbschaftssteuer, für die volle Ueberweisung nicht bloß der Grund- und Gebäude-, sondern auch der Gewerbe-Steuer an die Gemeinden zum Zweck der Ausbildung eines besonderen Communalsteuer-Systems statt der Zuschläge zu den Staatssteuern. Alles dies ist in der Vorlage der Regierung direct vorgeschlagen oder wenigstens in den Reden des Herrn Finanzministers für die Zukunft

in Aussicht gestellt. Wir können also mit den Vorlagen sehr zufrieden sein. Einzig gegen die von uns vertretenen Grundsätze verstößt die Aufnahme der Declarationspflicht. Wir haben dieses System bekämpft, weil wir den moralischen Schaden für größer halten, als den fiscalischen Gewinn. Moralischen Schaden aber erwarten wir, weil Einkommen kein fester Begriff ist, sondern nur mit einem gewissen discretionärem Ermessen festgestellt werden kann. Solches Ermessen gegen sein eigenes Interesse anzustellen, darf dem Menschen verständigerweise nicht zugemuthet werden. Herr Miquel hat zwar gesagt, daß er in dieser Beziehung dem Deutschen das Beste zutraue, wir unsererseits aber wollen nicht verhehlen, daß wir den Deutschen hierin nicht besser beurtheilen, als den Menschen im Allgemeinen und für diesen hat von je gegolten und wird immer gelten der alte Studentenspruch „gegen den Staat und seinen Vater darf man in Geldsachen nicht anständig sein, es dankt Einem Keiner". Alle die Zeugnisse, die für die gute Wirkung der Deklaration aus den deutschen Kleinstaaten, wo sie besteht, beigebracht werden, beweisen uns nichts. Wer sieht denn die Summen, die unterschlagen werden? Hätten wir wirklich nur die 3% Staatseinkommensteuer, so möchte die Sache noch gehen, aber in den Communen, wo das drei-, vier- und fünffache als Zuschlag erhoben wird, da wird die Ehrlichkeit auf eine Probe gestellt, die sie fast nie bestehen wird.

Selbst in Hamburg, wo der Steuersatz nach unseren Begriffen ein sehr geringer ist (er beginnt mit 5/8 % und erreicht erst mit 9000 Mk. 3 %; mit 10000 Mk. das Maximum, 3½ %, — wozu keine Communalzuschläge treten), wo ferner durch die Erbschaftssteuer eine scharfe Controlle geübt wird — selbst da sind die nachgewiesenen Defraudationen sehr häufig. Ein Freund unserer Zeitschrift hat uns folgende Zahlen zur Verfügung gestellt*).

---

*) Der Hamburger Tarif im Speciellen ist folgender:

	Bis	600 Mk.	. . . .			frei
	Von	600— 800 Mk.	. . . .	5	Mk.	Steuer
Von	über	800—1000 „	. . . .	6	„	„
„	„	1000—2000 „	. . . für jedes angefangene Hundert	1	„	mehr
„	„	2000—3500 „	. . . „ „ „ „	2	„	„
„	„	3500—5000 „	. . . „ „ „ „	3	„	„
„	„	5000—7000 „	. . . „ „ „ „	4	„	„
„	„	7000—8000 „	. . . „ „ „ „	5	„	„
„	„	8000—9000 „	. . . „ „ „ „	6	„	„
„	„	9000 bis unt. 10000 Mk.,	„ „ „ „	7	„	„
„		10000 und darüber	. . . .	3½	%	

Bei den Einkommen von über 10000 Mk. ist jedes angefangene Hundert für voll zu rechnen.

Diejenigen Steuerpflichtigen, deren Einkommen 5000 Mk. nicht übersteigt und welche eine Familie von mindestens 5 Personen, und Diejenigen, deren Einkommen 2000 Mk. nicht übersteigt und welche eine Familie von mindestens 4 Personen zu ernähren haben, haben Anspruch auf Ermäßigung ihres Steueransatzes um ein Viertel.

Von den Defraudationen fallen 77½ % auf Beträge unter 5 Mark, aber auch sehr hohe Beträge kommen vor. Im Jahre 1881 z. B. sieben Fälle mit mehr als 10000 Mark, darunter einer mit über 80000 Mark.

	Selbst-schätzungen.	Einschätzung in Ermangelung der Selbst-schätzung.	Beanstandete Selbst-schätzungen.	Erhöhungen durch die Revisions-commissionen.	Rectificationen durch die Declaranten nach Beanstandung durch die Rev.-Comm.
1878	74996	25870	6715	3775	814
1879	74189	29548	7020	4351	844
1880	76275	29796	6903	4467	708
1881	81190	31179	9939	6802	623
1882	86343	27959	6793	3790	686
1883	89794	28474	6002	3438	587
1884	94788	29198	5278	2620	773
1885	99594	28018	4983	2602	455
1886	101691	31884	4674	2863	286
1887	109168	30487	5625	3310	528
1888	114441	31111	6935	4601	527

Was haben wir danach in Preußen mit 6, 9, 12, 18 und noch mehr Prozent Steuersatz zu erwarten?

Um das Aergste zu verhüten, ist es angezeigt, den Declarationen keineswegs blind zu trauen, sondern sie scharf zu controlliren. Der Ehrliche hat solche Controlle nicht zu scheuen, der Unehrliche wird durch die Furcht vor ihr einigermaßen im Zaum gehalten. Aber natürlich — dieselben Herren, die mit Enthusiasmus für die Declaration eintreten, erklären die Controlle für ehrenrührig und wollen sie beschränken. Wozu? Wenn man glaubt, daß alle ehrlichen Leute wirklich richtige Angaben machen, dann müssen diese ehrlichen Leute doch auch selber den Wunsch haben, daß die Unehrlichen nicht durchschlüpfen und können die kleine Widerwärtigkeit, auch einmal selber die Koffer aufmachen zu müssen, wohl ertragen. Declaration ohne Controllen ist geradezu eine Prämie auf den Betrug. Will man einmal das System der genauesten Eruirung, so muß man es auch ganz wollen.

Noch schlimmer und in jeder Beziehung schlimm ist, daß auch die zweite Controlle, die Erbschaftssteuer, durch den übereinstimmenden Widerwillen aller Parteien a limine abgelehnt ist. Man ist dadurch so recht erinnert worden, daß das Abgeordnetenhaus thatsächlich nur eine Vertretung der besitzenden Klassen darstellt. Erbschaftssteuer heißt ja nichts Anderes, als daß statt jährlich etwas, bei einer Gelegenheit, wo ohnehin eine große Verschiebung stattfindet, eine größere Summe mit einem Male erlegt wird. Das ist vortheilhaft als Controlle für die jährliche Steuer, als Ausgleichung für die doch bei der Veranlagung immer mit unterlaufenden Ungleichmäßigkeiten, und als Extra-Belastung des fundirten Einkommens. In diesem Fall ist sie noch besonders wünschenswerth, um die Mehreinnahmen des Staates zu erhöhen und dadurch die schnelle Ueberweisung der Realsteuern an die Gemeinden zu ermöglichen. Aber obgleich hieran speciell die agrarischen Kreise stark interessirt sind, so überwog doch allenthalben der Abscheu gegen das Princip: daß der Besitz angefaßt

werden soll. Die von der Regierung vorgeschlagene Steuerquote war minimal: dennoch — wenn sie einmal da ist, möchte sie auch gelegentlich erhöht werden, also principiis obsta. Aus Gründen der Sittlichkeit, weil die Sittlichkeit auf der Familie basire und die Familie auf dem Erbrecht und das Erbrecht auf dem Besitz — deshalb wird, um die Sittlichkeit zu retten, die Erbschaftssteuer abgelehnt.

Nun wird es auch mit der Beschaffung der Mittel zur Ueberweisung der Realsteuern an die Gemeinden noch ziemliche Weile haben. Aber da wir auf dem rechten Wege sind und man in Steuersachen nicht auf dem Besten bestehen, sondern sich mit dem begnügen muß, was zu erreichen ist, so dürfen wir immerhin mit Genugthuung blicken auf das was geschieht. Herrn Miquels Reden zeigen durch und durch gesunde Ansichten und seine Taktik ist sehr geschickt. Sein Sinn ist nicht bloß auf die von den Interessenten geforderte „Entlastung", sondern auf die allmähliche Schaffung eines in sich gesunden Steuersystems gerichtet.

Für uns gehört dazu, um es noch einmal zu sagen: volle Ueberweisung der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer an die Communen, Verzicht auf eine besondere Kapitalrentensteuer, statt dessen sobald und so weit sie irgend möglich ist die Conversion. Die begehrte stärkere Heranziehung des fundirten Einkommens ist zu suchen erstens auf dem Gebiet der Staatssteuern in der Erbschaftssteuer, besonders aber in den Gemeinden durch die Realsteuern. Die sogenannte Kapitalrente geht bei diesen frei aus, aber das muß sein, da die Besteuerung der Hypotheken zuletzt nur zu doppelter Belastung des Grundbesitzes führen, die Besteuerung der Staats- und Gemeinde-Anleihen sich sofort in einem höheren Zinsfuß wieder ausgleichen würde. Ehe man an eine Besteuerung der Kapitalzinsen denkt, schaffe man erst das System des künstlichen Hochhaltens der Zinsen selber ab. D.

Rußland. — Italien. — Frankreich. — England.

Berlin, Ende November 1890.

Seit dem Staatsstreich vom August 1886, wo eine von Rußland angestiftete Verschwörung den Fürsten Alexander von Bulgarien zu beseitigen trachtete, liegt die Kriegswolke über Europa. Man muß immer von neuem daran erinnern, welchen Ursprung die heutige Situation hat. Vor vier Jahren glaubte Rußland die Herrschaft über Bulgarien wieder gewinnen zu können, wenn es die Entfernung einer Person durchgesetzt hätte. Diese Entfernung gelang auch, wenngleich in anderer, als der beabsichtigten Weise, aber die Herrschaft über Bulgarien entschlüpfte den Händen Rußlands um desto mehr. Die unmißverständlichen Erklärungen der östereichischen Regierung, keine Vergewaltigung Bulgariens dulden zu wollen, gaben dem russischen Gegensatz gegen die Centralmächte nunmehr die Schärfe, die er noch niemals gehabt hatte. Der

Panslavismus war zwar wenig zufrieden gewesen mit den Ergebnissen des Berliner Kongresses von 1878. Dennoch fehlte es nicht an Personen in Petersburg, die recht gut wußten, welchen Dienst Fürst Bismarck auf des Grafen Peter Schuwaloff Dringen mit der Berufnng und Führung dieses Kongresses der russischen Politik geleistet hatte. Ohne diesen Kongreß stand Rußland vor einem Kriege mit England und Oesterreich, der ihm vermuthlich eine entscheidende Niederlage gebracht hätte. Die russische Undankbarkeit für den großen, vom Fürsten Bismarck geleisteten Dienst flammte erst auf, als Fürst Bismarck Oesterreich bei dem Verlangen unterstützte, daß Rußland zu dem von dem Kongreß festgesetzten Zeitpunkt Bulgarien räume. Aus dieser Unterstützung machte man in Petersburg Miene, einen Kriegsfall gegen Deutschland zu construiren. Aus dieser Zeit datirt die erste entschiedene Initiative Rußlands zum Angriffsbündniß mit Frankreich. Die Folge war das deutsch-österreichische Bündniß von 1879, während das russisch-französische Bündniß dies Mal noch nicht zu Stande kam. Rußland hatte die Räumung Bulgariens bewirkt, aber es hoffte, das Land mit oder gegen den Fürsten Alexander regieren zu können. Die Hoffnung trog und so kam der Staatsstreich von 1886, der den Fürsten zur Abdankung zwang, aber Bulgarien nicht unter russische Botmäßigkeit brachte.

So ist die heutige Situation entstanden, aber man irrt doch sehr, wenn man annehmen will, sie sei a u s der bulgarischen Frage entstanden, wenn es auch richtig ist, daß sie d u r c h diese Frage entstanden ist. Rußland ist durch diese Frage inne geworden, daß es weder in Europa, noch auch nur auf der Balkanhalbinsel thun kann, was ihm beliebt. Es hatte ja diese Erfahrung schon im Krimkrieg gemacht, damals aber dieselbe auf die persönliche Rache des französischen Kaisers geschoben. Durch Frankreichs Niederlage von 1870 glaubte Rußland, die Freiheit im Orient erlangt zu haben, behandelte aber zugleich Deutschland mit erkünstelter Nichtachtung und ließ den Fürsten Bismarck fühlen, daß ihm gegenüber Frankreich sein Schützling sei. Natürlich wandte nun Deutschland sich zu Oesterreich und das gilt der panslavistischen Einbildung als strafbarer Frevel. Seitdem ist der Gedanke, im Bunde mit Frankreich die Macht Deutschlands zu zertrümmern, Oesterreich unschädlich zu machen und endlich die Alleinherrschaft im Orient zu erlangen, der Hintergrund aller panslavistischen Bestrebungen geworden. Der Haß gegen Deutschland wurde so wenig verhehlt, daß schon 1887 der Krieg vor der Thür zu stehen schien. Mit dem Aufwand seiner ganzen Klugheit hat Fürst Bismark diese Spannung zu beseitigen und das alte Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland wiederherzustellen gesucht. Er war in diesen Bemühungen jedenfalls weit gekommen, sofern er für seine Person das Vertrauen des Kaisers Alexander erlangt hatte. Die Panslavistenführer haben natürlich dieses neue Verhältniß mit ungläubigem und mißtrauischem Auge angesehen. Was Fürst Bismarck aus dieser Situation gemacht haben würde, wenn er an der Spitze der Geschäfte geblieben wäre, vermag wohl Niemand zu sagen. Aeußerlich hat das gute Vernehmen zwischen den

beiden Staaten auch nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck fortbestanden, aber dies gilt nur für den amtlichen Verkehr der Diplomatie, außerhalb derselben legt sich niemand im regierenden Rußland den geringsten Zwang auf, seinen Deutschenhaß zu verbergen.

In diese Situation, die doch immerfort mit einem Ausbruch drohte, töm mit einem Mal seit dem Anfang dieses Monats ein Flötenkoncert der russischen Presse hinein, keineswegs einstimmig, vielmehr oft unterbrochen und oft übertönt durch die Grunztöne des alten Hasses.

Was bedeutet dieses Konzert? Gute Kenner der russischen Dinge geben uns den Aufschluß, daß Rußland zum dritten Mal vor der Umänderung seiner Schußwaffen stehe. Erst verkündete man, die beste Schußwaffe sei das Berdangewehr, dann bestellte man plötzlich das französische Lebelgewehr, jetzt wieder soll ein Gewehr russischer Erfindung, dessen Konstruktion unentreißbares Geheimniß sei, eingeführt werden. In der Zeit solcher Umwandlungen redet man natürlich Honigworte des Friedens. Allein die Umwandlung des russischen Westens von Odessa bis zu den baltischen Provinzen in ein vorbereitetes Kriegstheater schreitet ununterbrochen fort.

Nun ist aber ein neuer Umstand hinzugetreten, der geeignet war, das russische Flötenkonzert zu verstärken. Der Thronfolger sollte seine Weltreise antreten: durch den Suezkanal nach Indien und dann vom äußersten Osten des russischen Asiens durch Sibirien zurück nach Europa. Es hatte der Plan bestanden, den Thronfolger über Constantinopel reisen zu lassen. Man mußte davon Abstand nehmen. Zwischen der Pforte und dem Patriarchat von Constantinopel ist ein Zwiespalt ausgebrochen, der ohne Zweifel von den Panslavisten geschürt worden, die sich vor Ungeduld nicht lassen können, irgendwo eine Krisis zum Ausbruch zu bringen. Allein das offizielle Rußland konnte nicht gut für den Patriarchen Partei nehmen, der eine eigene Politik, nicht die russische verfolgt. Es konnte aber auch nicht gegen den Patriarchen für den Sultan Partei nehmen. So blieb nichts übrig, als den Besuch in Constantinopel aufzugeben. Aber wie sollte nun der Großfürst nach Athen gelangen, das er auf dem Wege nach Asien jedenfalls besuchen wollte? Es blieb nichts übrig, als die Einschiffung in Triest. Aber es ging nicht wohl an, in einem österreichischen Hafen sich einzuschiffen, ohne dem österreichischen Hof einen Besuch zu machen. So fand denn dieser Besuch am 1. November in Wien statt und der Thronfolger wurde mit allen, seinem hohen Rang gebührenden Auszeichnungen aufgenommen. Sollte man es für möglich halten, daß die russische Presse an diese Aufnahme Phantasien knüpft über die Möglichkeit eines russisch-österreichisch-französischen Bündnisses zur Brechung des sogenannten deutschen Uebergewichts? Das eigentliche Objekt des panslavistischen Hasses kann man bei dieser Gelegenheit recht gut erkennen. Natürlich haben die Phantasien sonst nichts auf sich. Einige Flötentöne zum Preis des allgemeinen Friedens begleiten dieselben. Aber auf jeden Flötenton folgt eine Reihe der stärksten Unverschämtheiten gegen Deutschland. Habeant sibi! Die Nachrichten aus dem Innern Rußlands

lauten erschreckend. Die Not der bäuerlichen Bevölkerung steigt in unerhörtem Maße und die von uns oft genug gezeichnete Institution der neuen Kreishauptleute gebiert die größten Mißbräuche eines entarteten Paschareginents. Daher ziehen die Bauern in großen Schaaren über die russische Grenze, wo man sie mit Flintenschüssen zurücktreibt. In Warschau soll vor einiger Zeit der Sohn eines reichen Theehändlers aus Moskau, der mit seinen Kameraden des Mordes eines dienststrengen Feldwebels verdächtigt worden war, auf Befehl des General Gurko erschossen worden sein. Der Vorfall soll sich bei den Grodnohusaren zugetragen haben. Nach dem Tode der Unschuldigen hatte die Frau des wahren Schuldigen den Sachverhalt aufgedeckt. Drei Wochen später bringt der russische Invalide eine Berichtigung, daß bei den Narwadragonern ein Mann wegen irgend welchen Vergehens kriegsgerichtlich erschossen worden. So berichtigt man in Rußland. General Gurko aber, der künftige Ueberwinder Deutschlands, kam mit einer Mahnung des Kaisers an sein eigenes Gewissen davon. — Der Druck, der auf der russischen Landwirthschaft lastet, hat zur Entdeckung eines alle Befürchtungen übersteigenden Rückgangs des russischen Pferdebestandes geführt. Herr von Wyschnegradsky aber ist nach wie vor der König der europäischen Börsen. Jetzt läßt er den Rubel sinken, um im Dienst der russischen Landwirthschaft wieder einmal das russische Getreide billiger zu machen und dessen stockende Ausfuhr zu erleichtern. Dieses Werfen des Rubelkurses verstärkt den allgemeinen Rückgang der Kurse, und an der Verlegenheit der europäischen Finanzwelt hat Herr von Wyschnegradsky gewiß seinen Spaß. Er kann ihn sich erlauben, ist er es doch gewesen, der im Verein mit der Bank von Frankreich der englischen Bank die helfende Hand geliehen.

* * *

Am 23. November wurden in Italien die Neuwahlen zur Deputirtenkammer vollzogen. Der Ministerpräsident Crispi, der ja in unbestrittener Weise die Seele der gegenwärtigen italienischen Regierung ist, hat dabei einen fast beispiellosen Sieg erlangt. Von 508 Deputirten sind nicht weniger als 410 Anhänger der Regierung. Manche von diesen sind sogar zwei- und dreifach gewählt, wodurch sich die Zahl der Regierungsanhänger noch vergrößert. Auch stehen noch einige Stichwahlen aus. Auf alle Fälle ergiebt sich eine Majorität, die das vierfache der Opposition beträgt. Freilich fehlt es nicht an Kritikern, welche einwenden, die Majorität sei in sich nicht absolut homogen in Betreff der innern Fragen; sie stimme unter sich nur völlig überein in Betreff der äußeren Politik, welche durch die Angriffe der Opposition bei der jetzigen Wahl in Frage gestellt schien. Danach hätte man den Ausfall dieser Wahl zu betrachten als ein Plebiscit für das Festhalten am Dreibund. Auch das ist ein gewaltiges Resultat. Es wird nicht leicht auszumachen sein, ob die Wähler für Crispi gestimmt haben, um den Dreibund zu halten, oder ob sie, um Crispi zu halten, den Dreibund in den Kauf genommen haben. Es mag immerhin wahrscheinlich sein, daß den Italienern zur Zeit noch mehr am Dreibund liegt, als an Crispi. Aber es entgeht ihnen auch nicht, daß Crispi der

geeignetste Vertreter Italiens im Dreibund ist, den es finden kann. Daß das italienische Volk allen Lockungen des Radikalismus auf beiden Seiten der Alpen zum Anschluß an den französischen Radikalismus Stand gehalten hat zu Gunsten des Dreibundes, ist ein ganz ungewöhnlicher Beweis von volksthümlicher Einsicht in eine Frage der höheren Politik. Der Radikalismus spiegelte dem italienischen Volk den Erwerb von Triest und Welschtyrol als Frucht eines Kampfes gegen Oesterreich vor. Die Italiener aber sagen sich, daß sie am adriatischen Meere Häfen genug haben. Was sie brauchen, ist nicht eine Vermehrung dieser Häfen, sondern die Entfaltung ihrer Kraft im Mittelmeer nach Osten, Süden und Westen. Diese Entfaltung würde ihnen der Anschluß an Rußland und Frankreich verschließen, und für den Erwerb von Triest und Welschtyrol würde man ihnen vielleicht die Rückgabe des päpstlichen Territoriums abverlangen. Die Wahl zwischen diesen Vergrößerungsaussichten kann nicht zweifelhaft sein, allein wir zweifeln, ob sie einem andern Volksverstand so überzeugend eingeleuchtet hätte. Bei anderen Völkern sehen die Massen nur auf die Lockspeise und nicht auf den bösen Haken, der unter ihr verborgen ist. Der richtige Instinkt der Italiener entspringt allerdings wohl nicht aus einer größeren Gabe natürlicher Klugheit, sondern aus ihrem heißen Patriotismus, der bei dem Blick auf solche Fragen alle Nebenpunkte in Schatten stellt, als da sind, radikale Sympathien, alte Antipathien gegen Oesterreich u. s. w.

Die Befestigung der Herrschaft Crispis ist für die nächste Entwicklung der europäischen Zukunft von kaum zu überschätzender Bedeutung. Die Politik der drei verbundenen Mächte kann von dem festen Boden ihres Bündnisses wiederum mit Sicherheit operiren.

* * *

Auf die große Frage, in welcher zur Zeit das Schicksal Frankreichs beschlossen liegt, haben wir schon mehrmals hingewiesen. Die Frage enthält zwei Glieder: 1) wird der französische Klerus und mit ihm die Mehrheit der bisher monarchischen Parteien den Schritt vollziehen, sich aufrichtig auf den Boden der Republik zu stellen? 2) wird die jetzt herrschende republikanische Partei die Klugheit finden, um die Elemente, welche zur Republik kommen wollen, mit offenen Armen aufzunehmen? Dazu gehört freilich, daß die Republik ihren exklusiven Charakter gegenüber den bisher gegnerischen Parteien, vor allem, daß sie ihre Befeindung der katholischen Kirche aufgiebt. Diesen Schritt kann wiederum die herrschende Partei der Republikaner nur thun, wenn sie mit dem Radikalismus bricht.

Was nun die erste Frage betrifft, nämlich den Uebertritt des Klerus und der Monarchisten zur Republik, so ist für denselben eine sehr bedeutsame Kundgebung erfolgt. Am 12. November hatte der vielgenannte Cardinal Lavigerie, Erzbischof von Algier, den Stab des französischen Mittelmeergeschwaders als Gäste bei einem Frühstück um sich versammelt. Hier brachte der Cardinalerzbischof den Toast auf den Anschluß des Klerus an die Republik aus und ließ

von dem anwesenden Orchester die Marseillaise spielen. Damit diese Haltung ja nicht als eine Improvisation erscheine, erließ der Erzbischof am 14. November ein Circularschreiben an die Geistlichkeit seiner Diözöse, theilte ihr seine Ansprache mit und wies die Geistlichen zur Befolgung derselben an. Wie es nicht anders sein konnte, war der Eindruck dieser Handlung in Frankreich ein sehr starker. Die extremen Feinde der Republik schnaubten Wuth. So Paul de Cassagnac. Dieser forderte geradezu die niedere Geistlichkeit zum Widerstand gegen die Bischöfe auf, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß der Cardinal nicht ohne Einverständniß des Papstes gehandelt haben könne. Indeß war doch auch von Seiten der Bischöfe die Zustimmung keine allgemeine. Freppel, der Bischof von Tours, trat heftig gegen Lavigerie auf, freilich nur in Zeitungsartikeln, die man auf seine Inspiration zurückführte. Dagegen erhob Isoard, der Bischof von Annecy, seine Stimme laut für Lavigerie, mit der den Monarchisten sehr empfindlichen Begründung, daß in Frankreich die Wurzeln der Monarchie für ewig abgestorben seien, selbst eine zeitweilige Wiederherstellung der Monarchie, die irgend ein Zufall herbeiführen könne, werde solche Wurzeln nicht wieder in den unempfänglichen Boden senken. In der That, meinen wir, muß jedem unbefangenen Beobachter einleuchten, daß die Franzosen zwar noch im Stande sind, zeitweilige Diktaturen zu ertragen, aber nimmermehr eine traditionelle Monarchie. Zu dieser gehört, wie einst Friedrich Wilhelm IV. sagte, der verschönernde Rost der Jahrhunderte, oder, wie wir sagen wollen, eine langjährige Kette von Verdienst und erfüllter Pflicht. Ohne diese Kette wird immer nur die Person des Herrschers gelten mit dem, was sie zu leisten vermag, wozu ein ununterbrochener persönlicher Erfolg gehört. Zulange haben die Franzosen die monarchische Institution mit rationalistischem Auge angesehen, den historischen Kranz webt nur noch die eine oder die andere Partei um die Dynastie ihrer Wahl.

Lavigerie und diejenigen, die bereit sind, ihm zu folgen, bekunden also einen ganz richtigen politischen Instinkt. In der That liegt auch die Schwierigkeit nicht in der Hartnäckigkeit des Klerus und der monarchistischen Mehrzahl, sondern theils in dem Unverstand, theils in der Gebundenheit der Republikaner. Die Feinde des Anschlusses an die Republik sagen: in Frankreich ist die Republik nicht eine Regierungsform, sondern eine Doktrin. Wir Deutsche würden das besser verstehen, wenn statt Doktrin gesagt würde: eine Religion. Unter Doktrin verstehen die Franzosen eine Lehre, die alle Gebiete des Lebens umfaßt. So umfaßt die republikanische Doktrin nicht bloß den Staat, sondern ebenso die Kirche, die Wissenschaft, die Kunst u. s. w. Der französische Republikaner ist, wie seine Gegner behaupten, gleichzeitig Atheist, oder was in Frankreich für gleichbedeutend gilt, Freimaurer. Eine atheistische und freimaurerische Republik kann freilich der katholischen Kirche nicht gerecht werden. Die Einseitigkeit der Republik zeigt sich namentlich auf dem Gebiet der Schulgesetzgebung, welche bekanntlich den Religionsunterricht nicht nur von der Staatsschule ausschließt, sondern den religiösen Orden, männlichen wie weiblichen, den Unter-

richt nicht einmal in der Privatschule gestattet. So hat man kürzlich in einer Provinzialstadt die Ordensschwestern durch Gensdarmen aus der Schule entfernt, wohin der einstimmige Wille der Gemeinde sie berufen hatte. Die Konsequenz in der Durchführung von Prinzipien ist die Stärke und auch die Schwäche der Franzosen. Sie wissen nicht Maß zu halten, den konkreten Dingen nicht Rechnung zu tragen. Wenn sie das erst versuchen, so ist ihnen das Prinzip durchlöchert und keinen Schuß Pulver mehr werth.

Nichtsdestoweniger beharren die conservativen Befürworter des Anschlusses an die Republik bei dieser ihrer Meinung. Sie streiten mit einem sehr guten Grund. Sie sagen nämlich: mag die Republik sein wie sie will, sie ruht auf dem Prinzip der Majorität; wohlan, bemächtigen wir uns der Majorität und die Republik ist unser, vorausgesetzt, daß wir das Prinzip der Majorität unangetastet lassen und nicht etwa den Versuch der Rückkehr zu autoritären Prinzipien im Staate machen.

So liegt augenblicklich der Streit, von dem noch nicht vorauszusehen ist, wer Sieger bleibt. Wie es in solchen Fällen nie anders geht, werden gegen Lavigerie persönliche Verdächtigungen geschleudert. Man sagt von ihm: er gerade habe beides verhindert, die Aussöhnung des heiligen Stuhles mit Italien und die Aussöhnung des heiligen Stuhles mit der französischen Republik. Er habe dies verhindert, weil er auf den Sieg des Boulangismus hoffte, dessen eifrigster Patron er gewesen.

Wenn dies nun alles so wäre, so könnte man doch nur sagen, daß der Cardinal Lavigerie einer jener schlauen oder weisen Kirchenfürsten ist, die es verstehen, gerade im rechten Augenblick sich in die Zeiten zu schicken. Daß er anders rieth, als er noch hoffte, mit andern Mitteln für die Macht des Klerus wirken zu können, beweist nichts gegen die Weisheit seines jetzigen Rathes, der aus dem wirklichen Verständniß der Dinge, wie sie sich nunmehr gestaltet haben, entspringt.

* * *

England, die große Geldmacht, dessen Reichthümer, wie man früher oft berechnete, das Vermögen der ganzen übrigen Welt aufwiegen, hat in diesem November die Börsen von Europa dicht an einen allgemeinen Krach herangeführt. Die englische Regierung sah sich genöthigt, die Peelsakte von 1844, welche den Höchstbetrag der Banknoten gesetzlich limitirt, zu suspendiren und der Bank zu erlauben, 2 Millionen Pfund Sterling in Banknoten über den gesetzlichen Betrag hinaus in Umlauf zu setzen. Seit dem Bestehen der Peelsakte war dies nur drei Mal vorgekommen.

Woher denn diese Krise, da doch seit drei Jahren ein neuer Aufschwung des Verkehrs gepriesen wurde, man die leidliche Dauerhaftigkeit des Friedens immer wieder versicherte und von London aus eine große Emissions- und Gründerthätigkeit in Scene gesetzt wurde? Dieser letztere Umstand war der gefährliche Punkt. Das Bankhaus Baring Brothers galt für die zweite Geldmacht nach dem Hause Rothschild. Es war älter als dieses Haus, denn es

datirt seinen Ursprung aus dem Jahr 1770. Dieses Haus nun stand vor dem Bankrott. Ueber die Ursachen dieser verzweifelten Lage, über die, wie man geglaubt hatte, die wenigen Häuser von solchem Kapitalbesitz erhaben sind, hat man thörichte Gerüchte in Umlauf gesetzt, die nur beweisen, daß das große Bankiergeschäft dem großen Publikum ein Buch mit sieben Siegeln ist. Man verbreitete, das Haus Rothschild habe, um fortan die einzige Geldmacht zu sein, den großen Rivalen gestürzt. Wie es dies angefangen haben soll, darüber beliebte niemand Auskunft zu geben, aber die Geschichte wurde geglaubt und in vielen Zeitungen wiederholt. Sozialdemokratische Blätter sehen darin den Beweis, daß das Gesetz ihres Propheten Marx von der unaufhörlichen Kumulation der großen Reichthümer sich in der That vollzieht. Bekanntlich lehrt Marx, daß eines Tags das Kapital der ganzen Erde sich in den Händen weniger Personen befinden wird, und dann, so setzt er hinzu, wird es Zeit sein, die Expropriateurs zu expropriiren. Nach dieser Lehre freut sich der Sozialdemokrat, daß Rothschild um den Reichthum der Baring Brothers reicher geworden, denn desto näher ist der Tag, wo man den in seinen Händen konzentrirten Reichthum der Welt aus diesen Händen nehmen und zum Vortheil der sozialdemokratisch organisirten Menschheit verwalten kann. Die sozialdemokratische Lehre ist in der That ein Fabelungethüm für kleine Kinder und nur geeignet, den Beweis zu liefern, wieviel Kinder und Unmündige es auf der Welt giebt.

Welches aber waren die Gründe zu dem Fall von Baring Brothers? Eine Kapitalmacht muß werben, d. h. ihre Kapitalien gewinnbringend anzubringen suchen. Wollte sie sich begnügen, ihr Vermögen in festen Beständen ruhen zu lassen, so schiede sie eben aus aus dem Kreis der thätigen Geschäftswelt. Nun hatte das Haus Baring zur gewinnbringenden Anlage seiner Kapitalien sich den Bundesstaat Argentinien ausersehen. Es gab diesem Staat eine Anleihe nach der andern und deckte den Betrag aus eigenen Kapitalien, natürlich mit der Absicht, die Schuldtitel auf dem europäischen Markt mit Vortheil unterzubringen. Die Absicht gelang aber nur zum Theil und das Haus Baring blieb mit den Anleihen sitzen. Argentinien ist ein Land von 2,400,000 Einwohnern, diesem Lande hatten die Barings 4480 Millionen Mark geborgt. Wie sollte das Land trotz seines natürlichen Reichthums diese Schuld verzinsen? Allerdings waren die Anleihen nicht bloß der Regierung des Argentinischen Bundesstaats gegeben worden, sondern zum Theil den Einzelstaaten, Städten und Eisenbahnen, allein das änderte die Sache nicht. Auch auf die Pfandbriefe der Hypothekenbanken waren unverhältnißmäßige Summen geliehen worden, alles das bewirkte, daß alles ertraggebende Vermögen Argentiniens den Barings gehörte, daß aber alle Erträge die Zinsen der Schuld nicht erreichten. Die Direktoren des Bankhauses hatten an eine schnellere Entwicklung der natürlichen Schätze Argentiniens geglaubt, als die Natur der Dinge erlaubte. Außer diesem System fehlerhafter Operationen hatte das Haus aber noch einen ganzen Kreis minder umfangreicher, aber eben so fehlerhafter Spekulationen versucht. Eine Menge Bierbrauereien wurden erworben und in Aktiengesell-

schaften verwandelt. Das ist profitabel, wenn man die Aktien zu einem höhern Werth, als sie haben, auf dem Markt unterbringen kann, aber es ist verlustbringend, wenn man mit den Aktien sitzen bleibt, wie es auch hier vielfältig geschah. Endlich hatten die Barings auch Aktien auf Goldgruben und Diamantfelder in Südafrika ausgegeben, die immer wieder in ihre Bestände zurückflossen. So gelangten sie endlich an den Punkt, wo sie die Zinsenlast nicht mehr aufbringen konnten. Die Krisis trat ein, als Argentinien seine Zahlungen einstellen mußte. Wenn nun ein Bankhaus mit solchen Riesenbeständen von Schuldtiteln, die man doch nicht als werthlos betrachten kann, wenn auch der Werth nicht auf der Stelle zu realisiren ist, in die Lage kommt, seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen zu können, so entsteht die Gefahr, daß alle Bestände auf den Markt geworfen und um jeden Preis verschleudert werden. Dann greift die Entwerthung um sich und der halbe Reichthum der Welt kann als werthloses Papier auf der Straße liegen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, bildete der verleumdete Rothschild ein Konsortium, welches die Liquidation des Hauses Baring in die Hand nahm und sogar durch Zeichnungen zu einem Aktienkapital die Erhaltung der Firma sicherte. Die Liquidation konnte sich umso mehr mit Ruhe und ohne Verschleuderung der Bestände vollziehen, als die Bank von England mit ihren Noten einsprang, deren Umlauf sie vergrößern durfte, und als es dieser Bank wiederum durch Rothschilds Vermittlung gelang, eine Summe bei der Bank von Frankreich auf drei Monate zu leihen und sogar eine Summe bei der russischen Reichsbank. Wie mag sich Herr von Wyschnegradsky gefühlt haben, als er zu diesem Darlehn die Erlaubniß gab! Zur Vollständigkeit des Bildes wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Barings, als sie das Uebermaß ihrer Verbindlichkeiten gewahr wurden, zu dem gewöhnlichen Mittel untergeordneter Bankiers griffen und sich durch Differenzgeschäfte Baarsummen zu verschaffen suchten, eine Methode, die bekanntlich die unsicherste von allen ist und auch hier nur den Ruin beschleunigte.

Es ließen sich an diesen Vorfall mancherlei Betrachtungen knüpfen über Kapital und produktive Thätigkeit, die wir aber nicht anstellen wollen, weil sie zu weit führen.

* * *

England hat uns in diesem Monat außer der Krise der Gebrüder Baring noch eine andere Merkwürdigkeit geboten, die noch englischer ist, als der Schaden, den die Mißgriffe eines Weltbankhauses anrichten können. Wir erwähnten schon vor längerer Zeit, daß die Feinde Mr. Parnells, des Führers der irischen Homerulebewegung, einen neuen Schlag gegen den gehaßten Mann vorbereiteten, nachdem der andere Schlag mißlungen, ihn als Mitanstifter der Morde von 1882 im Phönixpark von Dublin zu bezichtigen. Man kennt aus den englischen Romanen die Figur des Seekapitäns auf halbem Sold, da man in England das deutsche a. D. nicht hat. Diese Leute erscheinen wenigstens in den Romanen meist als Menschen, die ein berufloses Dasein mit unnützen

und oft zweifelhaften Beschäftigungen ausfüllen. Eine solche Figur mit Namen O'Shea hatte eine schöne Frau, deren Liebhaber Mr. Parnell gewesen sein soll. Mr. O'Shea duldete das Verhältniß jahrelang, weil es ihm vermuthlich seinen Haushalt erleichterte. Da boten ihm Parnells Feinde ein einträglicheres Geschäft an, wenn er gegen den Hausfreund einen Ehebruchsprozeß anstrengen wolle, und der ehrenwerthe O'Shea griff mit beiden Händen zu. Die Gerichtsverhandlung hat stattgefunden und Mrs. O'Shea ist schuldig gesprochen und geschieden worden. Weder Parnell noch Mrs. O'Shea waren vor dem Gericht erschienen.

Das ist das Faktum, an welches in England sich die große politische Frage knüpft, ob Mr. Parnell der Leiter der irischen Partei bleiben kann. Parteiführer kann ja in dem tugendhaften England nur ein Mann von tadelloser Tugend sein. Parnell hat keine Lust zu weichen, aber Mr. Gladstone hat erklärt, wenn Parnell nicht zurücktrete, so müsse er die Führung der liberalen Partei niederlegen, auf deren Bundesgenossenschaft die Aussichten des Home-rule beruhen, so wie andererseits ohne die 85 irischen Stimmen die liberale Partei keine Aussicht hat, die Herrschaft wieder zu gewinnen. Das ist die echt englische Schwierigkeit, die dem gebildeten Festlandbewohner nur lächerlich erscheinen kann.

Denken wir uns einmal ein Volk, dessen öffentliche Meinung sich nach dem Urtheil der reifen und durchgebildeten Menschen richtet. Diese würde doch sagen, daß Mr. Parnell durch den Ehebruchsprozeß nicht schlechter geworden ist, während der Makel der That seit vielen Jahren auf ihm lag und bekannt war. Das Hervorziehen eines Makels zur gerichtlichen Notorietät, um einen politischen Gegner kampfunfähig zu machen, ist unter allen Umständen gemein und verächtlich. Die öffentliche Meinung, wie wir sie uns denken, würde sagen: der Lump, der sich erkaufen ließ, eine lange geduldete Schmach an die große Glocke zu hängen, um eine politische Laufbahn zu schädigen, ist eben von Haus aus ein solcher Lump, daß eine Frau nicht anders konnte, als ihn verachten, während sie nicht nöthig hatte, ihn zu hintergehen. Mag das Liebespaar den Lump, nachdem er sich selbst bei Seite gestoßen, laufen lassen und das eheliche Band suchen. Die Sache ist nicht schön, aber sie mag der Vergessenheit anheimfallen, wie andere Dinge dieser Art. Auf die Politik kann sie keinen Einfluß haben.

w.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Schiller. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von J. Minor. 2. Band. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1890.

Bereits der zweite Band des umfassenden Werkes liegt uns vor. Die Schnelligkeit, mit der er dem ersten gefolgt, erhöht den Werth der gesammten Publikation; denn sie wird uns aller Wahrscheinlichkeit nach bald das einheitliche Lebensbild Schiller's geschenkt haben, wie es sich in einem bestimmten Zeitpunkte auf einer bestimmten Stufe der Forschung darstellt.

Die Behandlungsweise Minor's bringt es mit sich, daß dieser Band, der zwar wichtige innere Entwickelungskämpfe, aber nicht so dramatische Peripetieen wie der erste darzustellen hat, noch mehr als jener befriedigt. Die Schilderung der verschiedenartigen Persönlichkeiten, die hemmend und fördernd in Schiller's Leben eingreifen, denen er bald vertrauensvoll und dankbar, bald vorsichtig und berechnend entgegentritt, ist oft von großer psychologischer Feinheit. Besonders Schiller's unglückliche Lage als Mannheimer Dramaturg und seine Verdrängung aus dieser Thätigkeit wird sehr anschaulich und interessant geschildert; noch intriganter als man bisher angenommen erscheint in dieser Darstellung Iffland, wo indeß der Verfasser vielleicht doch zuviel behauptet, wenn er ihn bei der Darstellung des kümmerlichen Poeten „Flickwort" Schiller absichtlich kopiren und parodiren läßt. Auch das ganz originelle gemeinschaftliche Leben Schiller's mit dem Körner'schen Kreise wird sehr lebendig charakterisirt, ebenso das Verhältniß zu den Frauen, die Schiller in diesen Jahren gefesselt. Es wird uns deutlich, wie der anfänglich lebensunkundige und in einer selbstgeschaffenen Welt weilende Dichter allmählich sich zum Manne von sicherer Menschenkenntniß entwickelt, der die Dinge nach seinem Wunsch zu richten weiß. Sehr überzeugend weist Minor nach, wie alle Versuche, den Gang dieser genialen Persönlichkeit zu leiten und zu lenken, vergeblich sein mußten, wie nur er selbst aus dem Zwiespalt, in den er sich zur Welt gesetzt, den siegenden Ausgang finden konnte. Erfreulich ist besonders, daß die altväterischen und beschränkten Mahnungen des Vaters, die neuerdings mit seltsamer philiströser Sympathie behandelt worden sind, hier ohne Umschweif geschildert werden als das was sie waren: Hemmungen, ja Störungen auf dem Wege des Sohnes.

Man kann zweifeln, ob die Anordnung des Werkes glücklich ist, welche von den „biographischen Capiteln“ die „litterarhistorischen“ scharf abscheidet. Man gelangt dadurch nicht zu dem unmittelbaren Eindruck, daß der Mann, der alle diese Kleinlichkeiten durchleben mußte, auch der war, der inmitten derselben die Werke geschaffen hat, die uns in eine andere Welt erheben. Dagegen hat der Verfasser in den litterarhistorischen Capiteln nicht unterlassen, die Beziehungen zu den thatsächlichen Lebensverhältnissen aufzudecken und die Werke des Dichters aus den realen Bedingungen, soweit als nur irgend möglich, zu erklären. Es sind außer Aufsätzen zur Thalia und wenigen, obgleich sehr gewichtigen lyrischen Stücken „Fiesko“, „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“, welche dieser Band behandelt. Durch die verschiedenen Formen des ersten und letzten Stückes gewinnen wir Einblick in Schiller's Arbeitsweise, die freilich im „Fiesko“ mehr durch äußere Rücksichten, im „Don Carlos“ durch innere Ueberzeugung bestimmt wurde. In der Vergleichung der einzelnen Bearbeitungen scheint uns Minor Abschließendes geleistet zu haben; ebenso in Nachweisung der litterarischen und persönlichen Einflüsse, die auf die Entstehung dieser Dramen eingewirkt. Nicht so erschöpfend ist ihr Verhältniß zu den historischen Quellen behandelt, wo die Masse des übernommenen, wenn auch umgebildeten Stoffes noch größer ist als es zunächst scheint. Dem Gesammturtheil, welches für den Fiesko nicht allzu günstig ausfällt, in „Kabale und Liebe“ dann einen entschiedenen Fortschritt sieht, einen Höhepunkt in Schiller's Leistungen bewundert, und endlich in dem ganz anders gefugten, vorwärtsdeutenden Carlos an dem Einzelnen sich freut, in der „Totalität“ aber ihn nicht anzuerkennen vermag, wird man nur beistimmen können.

Auf nur wenigen Seiten ist das Fragment „Der Menschenfeind“ behandelt. Es wird ihm seine Stelle in Schiller's seelischer Entwickelung angewiesen; aber weniger die Bedeutung für Schiller's künstlerisches Wachsthum aufgezeigt. Und doch ist das Stück, welches in den letzten achtziger Jahren Schiller immer von Neuem beschäftigte, gerade hierin ein denkwürdiger Markstein. Mit Recht weist Minor daraufhin, daß die Einrichtung von Shakespeare's „Timon“ für die Mannheimer Bühne Schiller auf einen Stoff dieser Art geführt habe; aber wie ganz anders als in früheren Fällen hat Schiller hier diese Anregung verwerthet! Sonst sehen wir ihn seine Vorbilder vergröbern, ihre Züge verstärken, ihre Leidenschaften steigern; hier dagegen haben wir eine Scenenreihe, die mit der maßlosen Ueberkraft des Shakespeare'schen Timon gar nicht verglichen werden kann, deren Stoff vielmehr in einem Maße von allen lebhaften Effekten entkleidet, so sehr auf die verfeinertste Form zurückgeführt ist, daß man eher an Goethe als an Shakespeare sich erinnert fühlt. Der Menschenfeind selbst ist in seiner gleichmäßig würdigen, bei aller Härte doch nicht abstoßenden Weise eine Gestalt, wie sie Schiller bis dahin in seinem Drang nach dem Extremen noch nicht gelungen war. Vielleicht mehr als die Jamben des Don Carlos zeugt dieses Prosafragment für das Streben nach Mäßigung und Vereinfachung, welches Schiller von der Mannheimer Thätig-

keit an erfüllte. Die ersten vier etwas bürgerlich gewöhnlichen Scenen scheinen auf Einfluß Ifflands zu deuten und sind wohl noch in Mannheim entstanden; die folgenden möchte man nach Weimar verlegen, wo Schiller im Jahr 1788 sich mit dem Stück beschäftigte. Vor Kurzem war damals der Egmont erschienen, und die fünfte Scene enthält deutliche Anklänge an Egmonts Gespräch mit seinem Geheimschreiber. Die sechste ist in starker Anlehnung an die dem jüngeren Schiller so vertrauten biblischen Vorbilder geschrieben; die entscheidende Rede der Scene ist dem Propheten Jesaias nachgebildet. Der darauf folgende Monolog Huttens steht trotz der ganz andersartigen Grundstimmung doch in enger Beziehung zu dem Abschnitte „Gott" in der „Theosophie des Julius", wie überhaupt zu den „Philosophischen Briefen". Die letzte große Scene endlich zwischen Hutten und der Tochter ist die für das Fragment eigentlich charakteristische; sie zeigt das Verhältnis zwischen Vater und Kind, welches Schiller so gern und oft behandelt hat, in der feinsten und empfindungsvollsten Ausführung; die künstlichen Voraussetzungen, auf welchen die gegenseitige Stimmung des Menschenfeindes und seiner Tochter beruht, schaden nicht der ergreifenden Wirkung des dramatisch äußerst geschickt aufgebauten Gesprächs. Es ist ebenso sehr zu bedauern, daß dieses Bruchstück unvollendet blieb, als daß Schiller der dramatischen Dichtung damals überhaupt den Abschied gab, um erst spät wieder zu ihr zurückzukehren. — Indeß — es ist zwecklos die Wege des Genius beklagen zu wollen. Sagt doch Humboldt selbst von Goethe: er würde, wenn er auch nie seine Optik geschrieben oder nie gezeichnet hätte, deswegen doch keinen guten Vers mehr gemacht haben. — An Minor's Buche aber wollen wir es dankbar anerkennen, daß er bei allem Nachweisen von Anregungen und Einflüssen doch den Sinn für das eigenthümlich Selbstbestimmende des persönlichen Geistes gewahrt hat und sich äußern läßt.

Neben der fast überreichen Beschäftigung mit Schiller's Jugendjahren ist es erfreulich auch die Thätigkeit seiner letzten Jahre und zwar nicht nur die oft genug behandelten Hauptdramen — eingehend untersucht zu finden. Es geschieht dies in dem Buche:

Schiller als Dramaturg. Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Albert Köster. Berlin. Wilhelm Hertz 1890.

„Dramaturg" hieß Schiller freilich nur zu einer Zeit, welche diese Schrift nicht berücksichtigt; gewiß aber verdiente er diesen Namen während der angestrengten Arbeitsjahre, die er dem Weimarer Theater widmete, mehr als während jener kurzen, von unklaren Strebungen erfüllten Mannheimer Periode. Am ausführlichsten werden Schiller's Untersuchungen, die zugleich auch Theaterbearbeitungen waren, behandelt: Macbeth, Turandot, Phädra; daneben wird auch die Einrichtung des „Nathan" ziemlich eingehend besprochen, die des „Egmont" leider nur kurz behandelt. Die Eigenthümlichkeit Schillers, das dramatisch Effektvolle nicht nur in eigenen Werken darzustellen, sondern es

auch in fremden zu erkennen und aus Verdeckungen herauszuarbeiten, hat der Vf. sehr treffend charakterisirt. Der Effekt aber ist abhängig von dem Gegenstande, an dem er erzielt werden soll; Schiller's Bearbeitungen sind daher solche für Weimar, für das Weimar um die Wende des letzten Jahrhunderts. Hierin liegt die Stärke und Schwäche dieser Arbeiten; neben dem klarsten dramatischen Verständniß auch Anwendung manches gewagten oder kleinlichen Effektmittels. Selbst von der Einfügung Alba's, der sich in der Kerkerscene des Egmont an dessen Todesgedanken weiden mußte, ist Schiller nicht freizusprechen, obgleich der Vf. es versucht (vgl. Eckermann 18. Januar 1825). Aber trotz solcher Flecken welche Einheitlichkeit im Ganzen, welcher fortreißende Fluß, den Schiller der Handlung zu geben vermag! Am wenigsten ist der „Nathan“ umgeformt worden, dessen einzelne Retouchen der Vf. mit großer Feinheit charakterisirt hat; aus Egmont, Macbeth, Turandot hat Schiller aber thatsächlich Stücke gemacht, welche mehr sein eigenes Gepräge als das des Autors tragen. Wollte man dies ihm zum Vorwurf machen, so könnte dem erwidert werden, daß Goethe sein Drama Schiller selbst preisgegeben hatte, daß Gozzi's Maskenkomödie auf einer deutschen Bühne ohne Umformung überhaupt nicht denkbar war, und daß Shakespeare's Dramen in ihrer ursprünglichen Form von der Bühne herab überhaupt nicht gehört wurden, vielmehr Schiller's Bearbeitung einen großen Fortschritt in der Treue nach dem Original darstellte. In der Vergleichung der früheren Uebersetzungen und Bearbeitungen des Macbeth besteht eines der interessantesten Capitel von Köster's Buche. An Schiller's Nachdichtung wird mit Recht der Ton der Hexenscenen getadelt; unbillig dagegen das bekannte Pförtnerlied beurtheilt. In diesem Fall ist weder das Geschwätz, das Shakespeare dem Pförtner in den Mund legt, noch der Schiller'sche Choral naturwahr; der wirkliche aus dem Schlaf gestörte, noch halb benebelte Pförtner würde vermuthlich nur unartikulirte Laute, höchstens halb unterdrückte Verwünschungen murmeln (die allerneuste dramatische Schule würde hieran ihre eigenthümliche Kunst beweisen können). Shakesspeare und Schiller aber verfuhren beide nach dem Kunstgesetz des Contrastes; sie wollten dem Zuschauer nach der entsetzlichen Mordscene etwas entlastendes, befreiendes bieten; dazu wählte Shakespeare das derb komische, Schiller das Erhebende und zugleich Sentimentale, und sie haben damit gewiß beide ihr jeweiliges Publikum vollkommen richtig beurtheilt. Freilich unterließen beide, wie der Vf. richtig hervorhebt, es nicht, auch diese Abschweifungen durch die unbewußte Ironie, welche sie erfüllt, dem tragischen Hauptzweck dienstbar zu machen.

Litterarhistorisch vielleicht noch wertvoller ist der Abschnitt über Turandot, der sich zu einer vollständigen Monographie über „Gozzi in Deutschland“ erweitert; doch wird er weniger allgemeines Interesse erregen, weil die Einführung der „Turandot“ auf die deutsche Bühne doch mehr einer bloßen Laune Schiller's ihr Dasein verdankt. Anders steht es mit Racine's Phädra, deren Uebersetzung ein Glied in Schiller's und Goethe's gemeinsamen Bestrebungen zur Wiederbelebung des französischen Dramas bildet. Von Goethe's Bemühungen, der

mit dem „Mahomet“ und „Tankred“ den Weg der Uebertragung in fünffüßige Jamben zeigte, geht Köster aus und betrachtet besonders sorgfältig die stilistischen Aenderungen, welche der Wegfall des Alexandriners forderte. Unter den inhaltlichen Abweichungen wird die große Streichung am Schluße übergangen, bei der Goethe mit dem Urtheil Napoleon's (Correspondance XXXI, 487) merkwürdig zusammentraf. Ursprünglich hatte Goethe auch mit dem „Tankred“ eine weitergehende Umbildung beabsichtigt, hatte ihn mit Chören ausstatten wollen, eine Absicht, die vielleicht auf Schiller's Ausführung der „Braut von Messina“ nicht ohne Einfluß geblieben ist. Allein zuletzt hatte er es ebenso unterlassen wie auch Schiller sich in der „Phädra“ treuer als jemals sonst an seine Vorlage hielt. Der französische Einfluß lag noch nicht so weit zurück, daß es nöthig schien französische Muster für das Publikum erst noch besonders zuzubereiten. Und Schiller besaß nicht etwa den principiellen Bearbeitungsfanatismus des Regisseurs. Wie er Goethe's Iphigenie nach manchen Schwankungen doch unverändert einstudirte, so schreckte er auch davor zurück, seine Erstlingsdramen umzuformen und verzichtete lieber, da sie seinen Grundsätzen nicht mehr entsprachen, auf ihre Darstellung (Eckermann 17. Januar 1827). Er handelte damit entschieden richtiger als Goethe, der sich jahrelang mit der unlösbaren Aufgabe einer Stilisirung des „Götz“ abmühte.

Die vielfältigen Versuche den Götz auf die Bühne zu bringen, sind in diesem Herbst um einen neuen im Königlichen Schauspielhause vermehrt worden, der sich jetzt auch in gedruckter Gestalt, unter einem für das Publikum fremdartigen Titel präsentirt.

Goethe's Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Für die Bühne eingerichtet von Otto Devrient. (Leipzig, Breitkopf und Härtel 1890.)

Die Rückkehr zu der ältesten undramatischsten Form dieser „dramatisirten“ Geschichte entsprang keinem glücklichen Gedanken. Bietet schon der „Götz“ der Darstellung die größten Schwierigkeiten, — warum sie dann noch steigern und auf den von Goethe und Herder im Einverständniß verworfenen „Gottfried“ zurückgreifen? Die neue Bühneneinrichtung, welche Herr Devrient bei dieser Gelegenheit vorführte, hätte sich auch an dem „Götz“ ebensosehr bewähren können! Vermuthlich wollte er dem naturalistischen Geschmack des Tages damit entgegen kommen! Wir werden dann vermuthlich nächstens auch die „Iphigenie in Prosa“ und den „Urfaust“ auf der Bühne erscheinen sehen. Allerdings sind einige höchst bühnenwirksame Scenen dem „Gottfried“ eigenthümlich; vor Allem die der Gräfin von Helfenstein mit den aufrührerischen Bauern; wenn Goethe sie aber thatsächlich verworfen hat, so ist es gewiß nicht in seinem Sinne sie wiederherzustellen. Manches Andere, wie die Untreue Sickingen's gegen Maria, stört geradezu, weil es nur als eine uninteressante Wiederholung von Weislingen's Handlungsweise erscheint.

An Neuinscenirungen und erfolgreichen Wiederholungen historischer Dramen

ist kein Mangel; die dichterische Produktion aber wendet sich immer ausschließlicher der Schilderung der Gegenwart zu. Das Interessanteste, was uns in dieser Hinsicht die letzten Wochen gebracht, ist das zweite Bühnenwerk des Verfassers der „Ehre" gewesen.

Sodom's Ende. Schauspiel in fünf Akten von Hermann Sudermann.

Die Erwartung war durch ein polizeiliches Verbot außergewöhnlich gespannt worden, ein Verbot, das bald zurückgenommen die gänzliche Rathlosigkeit der censirenden Behörde gegenüber der modernen Dichtung schlagend erwiesen hat. Die etwaige unsittliche Wirkung eines Stücks hängt in den meisten Fällen von der Art der Aufführung ab und läßt sich nicht im Voraus abschätzen. Jedenfalls ist eine Polizeibehörde auch das ungünstigste Organ für die Beurtheilung poetischer Erzeugnisse und man erwiese ihr selbst nur den größten Dienst, wenn man sie von dieser antiquirten Censurpflicht befreite.

Das Stück hat schließlich nach dem Urtheil der meisten Kritiker den Erwartungen nicht entsprochen. Das Publikum aber hat diesen Urtheilsspruch nicht bestätigt und auch wir können uns ihm nicht anschließen. Einen Rückschritt des Dichters gegenüber der „Ehre" vermögen wir in „Sodom's Ende" nicht zu erkennen. Freilich ist die „Ehre" selbst kraft eines der unberechenbar plötzlich zur Herrschaft kommenden Modeurtheile über Verdienst gepriesen worden. Beide Stücke haben etwas Construirtes an sich; lebhaft und natürlich sind sie im Einzelnen, im Ganzen dagegen ist der berechnende Wille des Dichters zu sehr spürbar. Auch in diesem Stücke steht die Hauptperson, der Maler Janickow zwischen zwei Gesellschaftssphären mitten inne, der einfacheren, aus der er hervorgegangen, und der vornehmeren, in die er aufgenommen ist. Auch hier ist die erstere überzeugender dargestellt als die letztere. Auch hier ist der „Held" eine Persönlichkeit ohne selbständigen Willen, die sich von einer stärkeren Individualität regieren läßt, und es fehlt daher der Handlung die eigentliche dramatische Straffheit. Der sittliche Gehalt des neueren Stückes ist aber ein weit tieferer als der des früheren. Dort die vornehme Resignation des Weltmannes gegenüber Verkommenheit und Entwürdigung, hier die Anerkennung der Begriffe von Gesetz und Verschuldung. Das Charakterbild des verkommenen Malers, der trotz seiner unwürdigen Lage sich zu Anfang doch noch einzelne Punkte in seinem Innern intakt erhalten hat, dann aber den Schmutz nicht mehr zurückdämmen kann, der auch diese überflutet, ist vorzüglich gelungen. Der Schluß des zweiten Aktes, wo er als Brautwerber für seinen Freund auftretend nur mit Mühe noch, und schon nicht mehr genügend die eigenen unlauteren Wünsche überwindet, ist vielleicht die bedeutendste Scene des Stücks. Der dritte Akt, welcher ihn zu wirklicher Schändlichkeit herabsinken läßt, erweckt in dem Zuschauer die Erwartung einer sofortigen Katastrophe. Aber mit großer Geschicklichkeit läßt der Dichter im vierten Akte eine neue Handlung eintreten: die schon früher vorbereitete Verlobung des Malers. Wie in diesem Verhältniß nun die Erinnerung an die Schuld nach-

wirkt, wie sie den Schuldigen selbst bedrückt, wie das Vertrauen der Braut in ihn erschüttert, vernichtet wird, und wie schließlich dann, als er es wieder gewonnen zu haben glaubt, der Leichnam seines unglücklichen Opfers herbeigetragen wird und jede Möglichkeit eines weiteren selbstvergessenen Glückes zerstört, alledem folgt man mit höchster Theilnahme. Leider fällt die Schlußwendung in geradezu unbegreiflicher Weise ab. Als dem Freunde des Malers die entsetzliche Enthüllung wird, daß Janickow ihm die Braut, die er für ihn geworben, die eigene Schutzbefohlene verführt und in den Tod getrieben hat, stürzt er auf den „Freund“ mit verzweifelter Wuth ein, aber im Augenblick, wo man das Aeußerste erwartet, fängt er an nach einer Waffe zu suchen! Während dieses Suchens gewinnt der Andere Zeit, einen Blutsturz zu bekommen, der den Beleidigten sofort wiederum sentimental stimmt und den Schuldigen nach einigen wenig überzeugenden Phrasen sterben läßt. — Ein Mißgriff, der wie gesagt unbegreiflich ist! — mit wenig Strichen wäre der natürliche Abschluß des Ganzen herzustellen! O. H.

Historisches.

Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwickelung und gegenwärtige Bedeutung. Von Dr. Hans von Schubert. Berlin, H. Reuther. 158 S.

Unsere Confessionellen wollen noch immer vielfach an dem Satz festhalten, daß die vor dem Standesamt geschlossene Ehe überhaupt keine Ehe sei. Eine Schrift zur Widerlegung dieser Ansicht würden wir an sich nicht für nöthig halten hier anzuführen, aber der Ort, von wo das vorliegende Buch datirt ist, nämlich das Rauhe Haus bei Hamburg, nicht weniger als der Charakter des Buches selbst drücken uns die Feder in die Hand. Es ist ein Meisterstück einer rechts- und culturgeschichtlichen Untersuchung, das weit über die Kreise der Gelehrten oder der Geistlichen hinaus Beachtung verdient. Es gehört auch zu den Zeichen der Zeit, daß die Bücher, die das allgemeinere Interesse in Anspruch nehmen, auf dem Felde der Philologie nur noch sehr selten, immer häufiger aber auf dem der Theologie erscheinen. Hier haben wir eine wahrhaft köstliche Frucht wissenschaftlicher Arbeit in völliger Freiheit des Geistes auf dem Gebiete der Religion. Wer hätte dergleichen noch vor 10 oder 20 Jahren vom Rauhen Hause erwartet? Das Wesen der Ehe und die daraus erfließende Form der Eheschließung in den verschiedenen Epochen der Geschichte der Menschheit ist gewiß einer der bedeutsamsten Gegenstände der Culturgeschichte. In dem Schubert'schen Buche kann man verfolgen, wie mit innerer Vernunft sich eine Form aus der anderen bis zu unserer modernen Theilung in Civilehe und kirchliche Trauung entwickelt hat.

D.

Eine Anzahl Professoren und Docenten der Berliner Universität veröffentlichen folgende Erklärung:

Die unterzeichneten Lehrer der Berliner Universität sind der Ansicht: daß das Bedürfniß des Universitätsunterrichts und die Einheit des wissenschaftlichen Lebens in unserem Volke für die Studirenden der verschiedenen Fächer eine wesentlich gleichartige und gleichwerthige Vorbildung zum Universitätsstudium fordert; daß zum Zweck dieser Vorbildung die Kenntniß des klassischen Alterthums, seiner Sprachen und Schriftwerke, auch in Zukunft ihre volle Geltung erhalten werden muß; daß daher Aenderungen in dem Unterrichtsplan und Unterrichtsbetrieb unserer Gelehrtenschulen nur dann zu wirklichen Verbesserungen führen werden, wenn das Studium des klassischen Alterthums durch dieselben keine wesentliche Beeinträchtigung erfährt.

Auch der Herausgeber dieser Zeitschrift hat diese Erklärung unterzeichnet, ohne jedoch darum das Bedürfniß einer Reform zu verkennen. Ein Compromiß, der die klassischen Studien an den jetzigen Gymnasien noch mehr einschränkte, würde ihm als das Schlechteste von Allem erscheinen. Die wahre Lösung scheint ihm in den in diesen „Jahrbüchern" entwickelten Ideen Cauers zu liegen: nämlich die Aufrechterhaltung der klassischen Bildung der Schulverwaltung und den Universitäten selbst anheimzugeben, den formellen Ausschluß der Realschul-Abiturienten aber für alle Facultäten fallen zu lassen. Viele Gymnasial-Abiturienten haben thatsächlich keine klassische Bildung, viele Real-Abiturienten aber von natürlichem Talent würden, wenn sie auch nicht gerade ein Examen bestehen können, doch sich so viel Latein und Griechisch aneignen, um den Universitäts-Vorlesungen folgen zu können. Schon jetzt besteht ein sehr großer Theil der Hörer nicht aus Gymnasial-Abiturienten; die Furcht, daß der Universitäts-Unterricht durch weitere Zulassungen herabgedrückt würde, ist praktisch nicht berechtigt. Umgekehrt würde durch die Aufhebung der Gymnasial-Privilegien für sehr viele ungeeignete Elemente der Reiz, der sie jetzt auf's Gymnasium führt und sie dort festhält, wegfallen und damit eine Hauptquelle des Gelehrten-Proletariats und der Unzufriedenheit verstopft werden.

Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Schulze-Gaevernitz. Das preußische Staatsrecht auf Grundlage des deutschen Staatsrechts dargestellt. II. Band. 2. (Schluß) Lieferung. 2. Auflage. Von Dr. Herm. von Schulze-Gaevernitz. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Wichert. Tileman vom Wege. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Carl Reißner.

Albrecht. Lessing's Plagiate. T. 1. I. Von Dr. Paul Albrecht. Hamburg, P. Albrecht's Selbstverl. Preis 1 Mk.

Bamberg. Friedrich Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Bd. I. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Bauer. Das zwanzigste Jahrhundert. Deutsch-nationale Monatshefte für sociales Leben, Politik, Wissenschaft und Literatur herausgegeben von Erwin Bauer. I. Band. 1. Heft. Berlin, October 1890, Hans Lüstenroeder. Preis 1 Mk.

Bescheidene Vorschläge eines Nichtphilologen zur Gestaltung unseres höheren Unterrichtswesens. Straßburger Druckerei. Preis 40 Pf.

Bröcker. Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Reiches von 843—1024. II. Band: Die Zeit von 882—1024. Von L. O. Bröcker. Braunschweig, Bruhn's Verlag. Preis 2,40 Mk.

Die Socialdemocratie und der moderne Staat. Berlin, Kurt Brachvogel.

Döllinger, Joh. Jos. Ign. von, Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. 2. Aufl. Mit Anmerkungen vermehrt herausgegeben von J. Friedrich. Stuttgart, Cotta'sche Buchh. Nf.

— Kleinere Schriften gedruckte und ungedruckte. Gesammelt und herausgegeben von F. H. Reusch. Stuttgart, Cotta'sche Buchh. Nf.

Eduard Duller's Geschichte des deutschen Volkes bearbeitet und fortgesetzt von William Pierson. 7. verm. u. verb. Aufl. 2 Bände. Berlin, Gebr. Paetel. Preis 10 Mk.

Flegel, Eduard, Vom Niger-Benua. Briefe aus Africa. Herausgegeben von Karl Flegel. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Preis 3 Mk.

Goethe's Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Für die Bühne eingerichtet von Otto Devrient. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Grimm. Zur Geschichte des Erkenntnißproblems. Von Bacon zu Hume. Von Eduard Grimm. Leipzig, Wilh. Friedrich. Preis 12 Mk.

Hansson. Parias. Fatalistische Geschichten. Von Ola Hansson. Berlin, A. Zoberbier. Preis 2,50 Mk.

Herrig. Das Kaiserbuch. Acht Jahrhunderte deutscher Geschichte von Karl d. Gr. bis Maximilian I. von Dr. Hans Herrig. Mit farbigen Initialen, Randleisten. Tafeln und vielen Abbildungen im Text von Th. Kutschmann. Berlin, Rud. Mückenberger. I. Halbband. Preis 30 Mk.

Hime, M., C., an introduction to the latin language comprising the accidence, prosody, and Syntax; exercises and vocabularies etc. new edition in two volumes. London, Simpkin, Marshall & Co.

Hindersin. Julius Cäsar. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich von Hindersin. Leipzig, C. G. Naumann.

— Alexander. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich von Hindersin. Leipzig, C. G. Naumann.

Hüffer. Die Kabinetsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Staates vornehmlich in den Jahren 1797 bis 1810. Mit 2 Porträts in Lichtdruck. Von Herm. Hüffer. Leipzig, Duncker u. Humblot. Preis 12 Mk.

Jastrow. Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Litteratur. 3. verm. Aufl. Von Dr. J. Jastrow. Berlin, allg. Verein für deutsche Litteratur.

Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine verantwortlich geleitet von E. Schnackenburg. Band 77, Heft 2. Berlin, Rich. Wilhelmi.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im deutschen Reich. 14. Jahrg. herausg. v. Gustav Schmoller. 4. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot. Preis 6,80 Mk.

Ich will dem Kaiser Rede stehen. Berlin, A. Zoberbier. Preis 1 Mk.

Landfermann, Dietr. Wilh., Erinnerungen aus seinem Leben. Leipzig, K. Baedeker.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 4?
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Sechsundsechzigster Band.

Sechstes Heft.

December 1890.

Inhalt.

[illegible]

Berlin, 1890.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

[illegible]

Empfehlenswerthe Festgeschenke

aus

Georg Wigand's Verlag in Leipzig.

Neuigkeiten:

Die Heroen
der
Deutschen Tonkunst.

Für die musikstudierende Jugend, sowie für alle Freunde der Tonkunst

dargestellt von

Professor Martin Rabe,
Direktor der ersten Berliner Akademie für Harmonium- u. Orgelspiel.

Mit 7 Portraits. M. 5.—. Gebunden M. 6.—

Zithaschlag'n!

Allahand Gsangaln und Gschicht'n aus Tirol

von

Rudolf Heinrich Greinz.

Elegant kartoniert 2 M.

Zeitliches und Zeitloses.

Acht Vorträge

von

Adolf Lasson.

Inhalt: Geist und Buchstabe. — Werkzeug und Maschine, ein Gleichnis. — Kultur und Technik. — Auserwählte Rüstzeuge. — Symbol und Zeichen. — Sittliche Verantwortlichkeit. — Kaiser Wilhelm I. — Hundert Jahre philosophischer Gedankenbewegung.

In schöner Ausstattung.

Broschiert 3 M., elegant gebunden 4 M.

Morituri te salutant!

Roman

von

Friedrich Jacobsen.

Schön ausgestattet broschiert 2 M.

Kleine Bilder im engen Rahmen.

Von **M. vom Walde.**

Mit 30 Text- und Vollbildern in Autotypie nach Zeichnungen von **E. Giebe.**

Inhalt: Liebeszauber. — Waldmärchen. — Die Märchenmine. — Das Glühwürmchen. — Ist des liebsten Traumes Erfüllung immer ein Glück? — Zaubertöne. — Nixengeschenk. — Verträumt, Versäumt, Verscherzt.

In feinster Ausstattung.

Groß Quartformat. **In Prachtband m. G.** 12 M.

---

300 Bildnisse und Lebensabrisse

berühmter deutscher Männer.

Begonnen von **Ludwig Bechstein.**

Neu bearbeitet und fortgeführt von

Karl Theodor Gaedertz.

In **4 Halbbänden**, jeder zu dem **billigen Preise von 2 M.**

vollständig 8 M., in schönem Einbande 10 M.

Die Bibel in Bildern

von Julius Schnorr von Carolsfeld.

240 Blatt in Holzschnitt. Größe der Blätter 22:26 cm. In Karton (die Blätter einzeln) 30 M. In schwarz. Leinwandbd. m. Goldschn. 42 M. — In schwarz. Lederb. m. Goldschn. 48 M.

Das Werk ist auch in Lieferungen à 1 Mark nach und nach zu beziehen.

Desselben Werkes zweite Prachtausgabe.

Auf starkem Papier, jedes Bild mit Randeinfassung, 1879/80 in nur 500 Exemplaren von den Holzstöcken gedruckt, welche bis dahin geschont worden sind.

In Leinwandmappe (Blätter lose) 80 M. Ganz in Leder geb. m. Goldschn. 105 M.

Vier Weihnachtsbilder. Inhalt: **Den Hirten wird die Geburt Christi verkündet. — Christi Geburt. — Die Anbetung der Weisen aus d. Morgenlande. — Christi Darstellung im Tempel und Simeons Weissagung.** Farbendrucke nach Aquarellen von **A. Diethe,** unter Benutzung der Bibelbilder von J. Schnorr v. Carolsfeld. — In 16 Farben gedruckt. — Größe d. Bilder 22:26 cm. Auf feinstem Karton 36:41 cm. Mit begleitendem Text von **Dr. theol. R. Kögel.**

Das Werk erschien in 3 Ausgaben: A. Nur die 4 Bilder in starkem, geschmackvollem Umschlag. Preis 3 M. — B. Mit Titelblatt u. begleitendem Text v. Dr. Rud. Kögel u. in eleganter Mappe. Preis 4 M. — C. Auf stark. Karton ohne Rand, mit Schräggoldschnitt, lackiert, z. Stellen. Preis 4 M. — **Einzeln** sind zu haben **Christi Geburt** und **Den Hirten wird die Geburt Christi verkündet.** 1. Auf starkem Karton ohne Rand, lackiert, mit Schräggoldschn., zum Aufstellen jedes 1 M. 2. Als Teller, vertieft, in Rahmen zu stecken (Durchmesser 32 cm; sehr empfehlenswerter Zimmerschmuck, auch ohne Rahmen genügend) lackiert, jedes 2,50 M.


Empfehlenswerthe Festgeschenke
aus dem Verlage von S. Hirzel in Leipzig
in eleganten Halbfranz- (Liebhaber) Einbänden.
Gustav Freytag
Soll und Haben. 2 Bände. M. 9.—
Die verlorene Handschrift. 2 Bände. „ 10.—
Die Ahnen. 6 Bände. „ 48.50
Erinnerungen aus meinem Leben. „ 7.—
Dramatische Werke. 2 Bde. „ 12.—
Gesammelte Aufsätze. 2 Bände. „ 16.—
Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 4 Bände. „ 38.—
Gesammelte Werke. 22 Bde. „ 119.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

